Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Jahrgang 1905/1906

2. Band

Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien
Verlag von Velhagen & Klasing

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.20
pt 3

Inhaltsverzeichnis.

XX. Jahrgang 1905/1906.

Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

Ackerle, H.: Die Kinder. Skizze 241
Behrend, Ernst: Ein Spökenkieker. Novelle 551
Boy-Ed, Ida: Die Schicksalsmappe. Erzählung 269
Engelhardt, Alexis Freiherr von: Die Tochter des Kreischefs. Erzählung 177
Gabelenz, Georg von der: Der Ring. Novelle 703
Herzog, Rudolf: Wen die Götter lieben. Novelle 18
Höcker, Paul Oskar: Der Mittag des Glücks. Skizze 616
Sommer, Anna: Wilhelm Hächers letzte Lehrstunde. Erzählung 409
Villinger, Hermine: Simplizitas. Roman 369, 489, 652
Zobeltitz, Hanns von: Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman . . 48, 121, 312

Gedichte, Sprüche.

Berstl, Julius: Der Wein blutet 140
— — Ich erzähle 567
Bülow, Frieda von: Wir gingen selbander am blühenden Hag 609
*Busse-Palma, G.: Frühling 268
Busse, Carl: Jugend 47
— — Im Halbschlaf 447
Falke, Gustav: An den Frühling 290
— — Frühlingsboten 266
Fort, Gertrud Freiin le: Vollmond . . . 722
Fulda, Ludwig: Die Mühle 340
— — Unwiederbringlich 340
Goetzen, v.: Der Sommermorgen 673
— — Frühlingstage 432
— — Mondnacht 311
— — So das heimliche Weinen 266
*Hesse, Hermann: Auszug der Handwerksburschen 268

Seite

Hesse, Hermann: Feierabend 539
*Heyse, Paul: Frühlingsfahrt auf dem Rhein 265
— — Sprüche 462
Holst, A.: Mir ist die Liebe wie die tiefen Bronnen 506
*Lessing, Caren: Der Frühling 267
— — Italienischer Frühling 152
Lüning: Dein Bild 384
Martell, Georg: Scherzliedchen 623
*Müller, Hans: Lenzesnot 266
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Der Ritterschlag. Ballade 540
*— — Die Sporenschlacht von Guinegate. Mit Zeichnungen von Franz Stassen . . 76
Otto, E.: Frühlingsnacht 290
Otto, Friedrich: Am Leben vorüber . . . 522
— — Beethovens Maske 92
— — Erfüllung 522
— — Vergessen 522
Ritter, Erich: Grüß mir den Gardasee . . 296
Sacken, W.: Pfingstkönig 261
Salus, Hugo: Die Hand des Schöpfers . . 17
— — Frühlingsahnung 265
Schanz, Frida: Der Brief 568
*— — Der Mai ist gekommen 267
— — Sommerabend 568
— — Taubenflug 568
Schauzer, R.: Frühmusik 290
Schaukel, Richard: Hochsommer 680
— — Sommermittag 680
Seeliger, E. G.: Mein Page 400
Semmig, Jeanne Berta: Mal occhio . . 229
Starken, Hans Caspar von: Sturmlied . . 66
Stern, Maurice von: Die Schmetterlinge . 176
Stier, Adelheid: Herr Wernher und der Kuckuck 516
*Strauß und Torney, Lulu von: Das Schweißtuch der Veronika 407
— — Die Abrechnung. Ballade 160
Unus, Walter: Severa 593
Wilda, Johannes: Am Josémite-Lagerfeuer 550
Wolff, Harriot: Liebesfrühling 290

Digitized by Google

Seite

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Boriſſoff, Alexander: „Aus meinem Tagebuch“. Mit dem Bildnis des Künſtlers und acht Originalſtudien desſelben in Faksimilewiedergabe 507
*Drachenfels, A. Freifrau von: Meine Erlebniſſe während der Revolution in Rußland. Mit fünf Abbildungen 448
Gottberg, Otto von: Reiſeerinnerungen eines Spezialkorreſpondenten 153
*Hauk, Minnie: Konzerte in den Tropen von Aſien. Mit vier Abbildungen . . 291
Pietſch, Prof. Ludwig: Die letzte Weltausſtellung unter dem zweiten Kaiſerreich. Perſönliche Erinnerungen 27
Schulze-Smidt, Bernhardine: Mein Rückblick. Mit dem Bildnis der Verfaſſerin . 624

Kunſt und Literatur.

Buſſe, Carl: Neues vom Büchertiſch 109, 230, 358, 478, 589, 717
*Fuchs, Friedrich: Arthur Kampf. Mit vier Kunſtbeilagen und achtzehn Textilluſtrationen 1
Groller, Balduin: Muſikaliſche Reliquien . 586
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Heidelberger Romantik vor hundert Jahren 401
*— — Prunkſtücke moderner Kleinkunſt. Mit vier Beilagen und ſechs Textabbildungen 601
*Kleefeld, Dr. Wilhelm: Ein Berliner Muſikwinter. Mit einundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 34
Meyer, Prof. Dr. Richard: Hermann Sudermann. Mit dem Bildnis des Dichters . 67
Muth, Beatus: Medea und das Goldene Vließ. Eine kulturgeſchichtliche Argonautenfahrt 674
*Oſtini, Fritz von: Die Kunſt Adolf Hengelers. Mit drei Einſchaltbildern und dreizehn Textilluſtrationen 249
*S., H. v.: Illuſtrierte Rundſchau 114, 235. 363, 483, 594, 723
— — Zu unſeren Bildern 114, 235, 363, 483, 594, 723
*Strobl, Karl Hans: Bettina von Arnim. Mit acht Abbildungen 212
Zabel, Eugen: Henrik Ibſen. Mit Bildnis 610

Sonſtige Aufſätze.

*Aldegrever, Heinrich: Holländiſche Reiſetage. Mit vierundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen 633
*Arnheim, Dr. Fritz: Die letzten Wafas. II. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck . . 185
Bergengrün, Dr. A.: Zur Geſchichte der Oſtſeeprovinzen 349
*Caſtor: Spargel-Allerlei. Mit Buchſchmuck von Curt Agthe und acht Textabbildungen 341
Counſen, Dr. Albert: Nord und Süd in Frankreich 262
Fabriee, Ch. Frhr. von: Aus den Anfängen der modernen Diplomatie 86
*Gerſtfeldt, Olga von: Die Flora des Forum Romanum. Mit elf Abbildungen nach Aquarellen von Curt Agthe in Faksimilewiedergabe 141
*Grabein, Dr. Paul: Hiſtoriſche deutſche Wirtshäuſer. Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen . . 385
Graſer, Prof. Dr. Ernſt: Über den Schmerz und die Mittel zu ſeiner Bekämpfung . 523
*Höcker, Paul Oskar: Kuliſſenzauber. Mit dreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen 161
*Höffner, J.: Im Lande der ſauren Gurke. Mit zehn Originalaufnahmen 541
*Hörſtel, W.: Italieniſche Königsſchlöſſer. Mit fünfundzwanzig Abbildungen . . . 589
*Kirchhoff, San.-Rat Dr. und Dr. O. Krüger: Eine Beſteigung des Kamerunberges. Reiſeſkizze mit Originalaufnahmen der Verfaſſer 221
*Kreuſchner, Dr. C. R.: Das unterirdiſche Berlin. Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 463
Lenz, Prof. Dr. Max: Die Bedeutung der Seeherrſchung für die Politik Napoleons 517
*Lindenberg, Paul: Zu und um Sinaia. Mit achtzehn Abbildungen in Tondruck . 93
*Meyer, Dr. M. Wilhelm: Unſer Mond. Mit dreizehn Abbildungen, zum Teil in Tondruck 681
*Ompteda, Georg Frhr. von: Auf die beiden höchſten Bergen der Alpen. Mit eigenen Aufnahmen des Verfaſſers in Tondruck 433
Steindorff, Prof. Dr. G.: Das Kloſter des heiligen Makarios. Mit zwei Abbildungen 78
Stinde, Julius †: Alte Magie und moderne Heilkunſt 698
Truſen, H. W.: Türkiſches Ramaſanleben. Bilder aus der türkiſchen Reichshauptſtadt 200
*Wegener, Dr. Georg: Neckarfahrt. Mit fünfzehn Aquarellen von P. Preißler in Faksimilewiedergabe 297

Neues vom Büchertiſch.

Asmuſſen, Georg: Stürme 591
Braunſchweiger Dichterbuch 362
Bulcke, Carl: Gedichte 361
Devrient, Thereſe: Jugenderinnerungen . . 113
Ebner-Eſchenbach, Marie von: Die unbeſiegbare Macht 111
Engel, Georg: Hann Klüth, der Philoſoph 112
Ertl, Emil: Die Leute vom Blauen Guguckshaus 478
Fiſcher, Marthe Renate: Toska baut . . 722
Fiſcher, Wilhelm: Lebensmorgen 479
Franke, Ilſe: Iris 362
Franzos, Karl Emil: Der Pojaz 231
Ginzkey, Franz Karl: Das heimliche Läuten 361
Gottſchall, Rudolf von: Späte Lieder . . 360
Haendler, Otto: Herbſt 362
Handel-Mazzetti, E. von: Jeſſe und Maria 109
Hartleben, Otto Erich: Meine Verſe . . . 359

Seite
Himmelbauer, Franz: Gedichte 362
Hirschfeld, Georg: Das grüne Band . . . 232
Halm, Korfiz: Thomas Kerkhaven . . . 720
Kahlenberg, Hans van: Der König . . . 719
Kaiser, Isabelle: Seine Majestät! . . . 720
Karrillan, Adam: Die Mühle zu Husterlah 540
Keyserling, E. von: Schwüle Tage . . . 481
Kröger, Timm: Heimkehr 717
Lingg, Hermann: Ausgewählte Gedichte . 359
Ostpreußisches Dichterbuch 362
Philippi, Fritz: Unter den langen Dächern 593
Schellenberg, E. L.: Aus Leben und Einsamkeit 362
Seeliger, Ewald Gerhard: Hamburg . . . 360
Sperl, August: Kinder ihrer Zeit 480
Stieler, Dora: Russen 362
Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren 234
Viebig, Klara: Einer Mutter Sohn . . . 589
Voigt-Diederichs, Helene: Dreiviertel Stund vor Tag 233
Wagner, Richard: Gedichte 358
Wolzogen, Ernst von: Seltsame Geschichten 481
Warms, Carl: Überschwemmung 112
Zahn, Ernst: Helden des Alltags 592
Zobeltitz, Fedor van: Die arme Prinzessin 233

Kunstbeilagen.

Bayerlein, F.: Frühling. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 228 u. 229
Fenner-Behmer, H.: Bildnisstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 664 u. 665
Hengeler, Prof. Adolf: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257
Herrmann, Prof. Hans: Holländisches Fischermädchen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 368 u. 369
— — Milchmarkt in Amsterdam. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 380 u. 381
— — Nordseestrand. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 372 u. 373
— — Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck zw. 384 u. 385
Kampf, Arthur: In der Theaterloge. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
— — Schulreiterin. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 16 u. 17
— — Spanische Tänzerin. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 12 u. 13
— — Studie zu einem Gemälde „Jugenderziehung". Faksimiledruck . . . zw. 4 u. 5
Looschen, Hans: Diana. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 120 u. 121
Mauderer, Elisabeth: Birkenstudie. Aquarell. Faksimiledruck . . . . zw. 672 u. 673
Max, Prof. Gabriel: Sammer. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 488 u. 489
Sahn-Rethel, Alfred: Im Frühling. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241
Sauter, Hans: Rübezahl. Farbige Holzstatuette. Faksimiledruck . . zw. 200 u. 201
Wiedemann, Prof. Wilhelm: Im Eise. Emaille. Faksimilewiedergabe . zw. 602 u. 603
— — Meeresleben. Emaille. Faksimilewiedergabe . . . . . zw. 600 u. 601
Wiedemann, Prof. Wilhelm: Nautilus in Silberfassung. Emaille. Faksimilewiedergabe . . . . . zw. 606 u. 607
— — Schöpfung. Emaille. Faksimilewiedergabe . . . . . zw. 608 u. 609

Einschaltbilder.

Akesson, J.: Sommer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 352 u. 353
Behn, Fritz: Europa. Bronze. Tondruck zw. 72 u. 73
Burger, Fritz: Kinderbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Dasia, L.: Flora. Bronze. Tondruck zw. 336 u. 337
Fenner-Behmer, H.: Pariserin. Porträtzeichnung. Tondruck . . . . . zw. 568 u. 569
Friedrich, Kaspar David: Landschaft. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 432 u. 433
Graeger, Fr. K.: Lina Groeger. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 448 u. 449
Harburger, Prof. E.: Einkehr. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Havel, H. van: Sammerweide. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 320 u. 321
Hengeler, Prof. Adolf: Der Blumenmann. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
— — Liebespaar. Gemälde. Tondruck zw. 264 u. 265
Hubler, August: Dengler. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Kaiser, Richard: Am Bodensee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 712 u. 713
Kaufmann, Prof. Hugo: Der Sämann. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Klein, Philipp: Meine Schwester. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 616 u. 617
Koch, Prof. Georg: Beim Anspringen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Kraus, August: Rämischer Kater. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 680 u. 681
Kroger, Peter Severin: An der See. Pastell. Tondruck . . . . . zw. 536 u. 537
Kühles, August: Herrenhof. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Melchers, Gari: Holländerin mit Kind. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 272 u. 273
Manet, Claude: Der Hafen von St. Adresse. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Munkaesy, M.: Studie zu einem Gemälde „Verurteilt". Tondruck . . . zw. 176 u. 177
Niederée, J. M.: Weibliche Kopfstudie. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 480 u. 481
Olde, Prof. Hans: Ernte. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Origa, Clemente: Viehhirt in den Pontinischen Sümpfen. Bronze. Tondruck zw. 520 u. 521
Overbeck, F.: Ein Frühlingstag. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 288 u. 289
Patricot, Jean: Bildnis der Gemahlin des Präsidenten E. Laubel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 88 u. 89
Passin, Rudolf: Stiller Winkel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 592 u. 593

Digitized by Google

Seite

Repin, Ilja: Graf Leo Tolstoi bei der Feldarbeit. Gemälde. Tondruck zw. 184 u. 185
Riemerschmid, Rudolf: Birken im Moor. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Samberger, Prof. Leo: Prof. Freiherr von Habermann. Porträtzeichnung. Tondruck zw. 496 u. 497
Schmitzberger, Prof. J.: Vorfrühlingsmorgen. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
Schramm-Zittau, R.: Hühnerfütterung. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 720 u. 721
Snijders, Frans und Anton van Dyck: Wild und Geflügel. Gemälde. Tondruck zw. 152 u. 153
Somoff, Constantin: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 56 u. 57
Stuck, Prof. Franz von: Kämpfende Faune. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 160 u. 161
Thomo, Prof. Hans: Flora. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 296 u. 297
Trübner, Prof. W.: Großherzog Friedrich von Baden. Gemälde. Tondruck zw. 136 u. 137
Uth, Max: Sonnenflecken. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 560 u. 561
Villegas, José: Carmen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 704 u. 705
Vinnen, C.: Mittagsbrüten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 416 u. 417
Volkmann, Prof. Hans von: Reifendes Korn. Gemälde. Tondruck . zw. 632 u. 633
Waldmüller, Ferdinand: Hütteneck-Alm bei Ischl. Gemälde. Tondruck . zw. 456 u. 457
Weise, Robert: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 552 u. 553

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Stauffer-Bern: Schwester Sophie. Radierung 281
Volz, H.: Henry Thode. Marmorbüste. Tondruck 211

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

Seite

*Bauer, Leopold: Architektur und Innendekoration 483
*Bayerischer Museums-Verein: Ausstellung von Antiken aus Privatbesitz 594
*Carstanjen, Adolf von: Sammlung im Kaiser Friedrich-Museum 114
*Dahmen, Clemens: Silberne Ehrenpreise des Kölner Automobilklubs 594
*Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Ed. Heyck 594
*Eyth, M. von: Bildnis. Zum 70. Geburtstage 483
*Gartenanlagen der Vereinigung für angewandte Kunst in München 363
*Hals, Frans: Neuerwerbung der Pinakothek zu München 483
*Heiden, Theodor: Silberner Tafelaufsatz . 723
*Jahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie 483
*Littmann, Prof. M.: Villa Lindenhof . . 723
*Mayer, Prof. R.: Denkmünze zur goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares von Baden 723
*Meerwarth, H.: Photographische Naturstudien 235
*Meier-Bredow: Villa in Groß-Lichterfelde 235
*Meunier, Constantin: Ausstellung bei Keller & Reiner in Berlin 114
*Nymphenburger Porzellan-Manufaktur: Neuere Arbeiten 483
*Pfreimd, Schatz von 723
*Redern, Palais: Ausstellung 235
*Ruemann, Prof. Wilhelm von †: Bildnis und Atelier 235
*Schultes Kunstsalon, Eduard, in Berlin . 594
*Stadler, Bernard: Küche und Speisezimmer 459
*Tadema, Alma: Bildnis. Zum 70. Geburtstage 114
*Teeservice 114
*Vermeer, Jan: „Der Brief." Gemälde . 235
*Vogeler, Heinrich: Die Güldenkammer im Bremer Rathause 723
*Wesendonksche Sammlung 363
*Wille, R. u. F.: Innendekoration mit Beleuchtungs- und Heizkörpern 363
*Wislicenus, Max und Else: Handarbeiten (Kissen) 235
*Wrba, G.: Brunnen in Kempten 114

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XVI. Band, Nr. 7 bis 12:

Auf Sandberghof. Roman von Charlotte Niese. Seite 193—300.
Dwars in den Weg. Erzählung von Eugenie Rosenberger. Seite 301—428.

Digitized by Google

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Frauenleben

In Verbindung mit Anderen herausgegeben von

Hanns von Zobeltitz.

In hochelegant ausgestatteten Geschenkbänden mit Kunstdrucken.

Band 5.

Corona Schröter. Von Heinrich Stümcke. Mit 5 Kunstdrucken. Preis 3 M.

Band 6.

Charlotte von Schiller. Von Jacob Wychgram. Mit 5 Kunstdrucken. Preis 3 M.

Früher erschienen:

Band 1.

Königin Louise. Von Dr. Herman von Petersdorff. Mit 5 Kunstdrucken. Pr. 3 M.

Band 2.

Marie Antoinette. Von Charlotte Lady Blennerhassett. Mit 5 Kunstdrucken. Preis 3 M.

Band 3.

Angelika Kauffmann. Von Ed. Engels. Mit 5 Kunstdrucken. Preis 3 M.

Band 4.

Annette von Droste. Von Dr. Carl Busse. Mit 5 Kunstdrucken. Preis 3 M.

Durch alle Buchhandlungen.

Sie fahren gut

wenn Sie stets

Dr. Crato's Backpulver

zu allem Backwerk, zu Kuchen, Mehlspeisen etc. verwenden. Mit **Dr. Crato's Backpulver** werden die Backwaren besonders schmackhaft und wohl bekömmlich.

Ausserdem bekommt jeder Einsender von 50 Bons von **Dr. Crato's Backpulver, Puddingpulver, Vanillezucker** etc. eine Dose ff. Bielefelder Knusperchen gratis und franko von den

Alleinigen Fabrikanten:

Stratmann & Meyer, Knusperchenfabrik Bielefeld.

Reseptbücher an jede Adresse gratis!

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.25. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Maiheftes:

	Seite
Die Kinder. Skizze von H. Aeckerle.	241
Die Kunst Adolf Hengelers. Von Fritz von Ostini. Mit drei Einschaltbildern und dreizehn Textabbildungen	249
Pfingstkönig. Gedicht von W. Sacken	261
Nord und Süd in Frankreich. Von Dr. Albert Counson	262
Lenzesklänge. Gedichte von Paul Heyse, Hugo Salus, v. Goetzen, Gustav Falke, Hans Müller, Frida Schanz, Caren Lessing, Hermann Hesse und G. Busse-Palma. Buchschmuck in Tondruck von Elfriede Wendtlandt	265
Die Schicksalsmappe. Erzählung von Ida Boy-Ed	269
Liebesfrühling. Gedicht von Harriot Wolff	290
An den Frühling. Gedicht von Gustav Falke	290
Frühlingsnacht. Gedicht von E. Otto	290
Frühmusik. Gedicht von R. Schanzer	290
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Konzerte in den Tropen von Asien. Von Minnie Hauk. Mit vier Abbildungen nach Originalaufnahmen	291
Grüß' mir den Gardasee. Gedicht von Erich Ritter	296
Neckarfahrt. Von Dr. Georg Wegener. Mit fünfzehn Aquarellen in Faksimiledruck von P. Preißler	297
Mondnacht. Gedicht von v. Goetzen	311
Die Kinder des Herrn von Harthausen. Roman von Hanns von Zobeltitz. Schluß	312
Zwei Gedichte von Ludwig Fulda: Unwiederbringlich und Die Mühle	340
Spargel-Allerlei. Von Castor. Mit Buchschmuck in Tondruck von Curt Agthe und acht Abbildungen nach Originalaufnahmen	341
Zur Geschichte der Ostseeprovinzen. Von Dr. A. Bergengrün	349
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	358
Illustrierte Rundschau. Von H. v. S. Von der Sammlung v. Wesendonk in Berlin. — Gartenanlagen aus der letzten Ausstellung der Vereinigung für angewandte Kunst in München. — Innendekoration mit Beleuchtungs- und Heizkörpern nach Entwürfen von R. und F. Wille, ausgestellt von der Kontinental Gas-Gesellschaft in Berlin. — Zu unsern Bildern	363

Kunstbeilagen:

Im Frühling. Gemälde von Alfred Sohn-Rethel. Faksimiledruck.	Titelbild.
Bildnis. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler. Faksimiledruck.	zw. 256 u. 257

Einschaltbilder:

Der Blumenmann. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler. Tondruck	zw. 248 u. 249
Liebespaar. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler. Tondruck	zw. 264 u. 265
Holländerin mit Kind. Gemälde von Gari Melchers. Tondruck	zw. 272 u. 273
Ein Frühlingstag. Gemälde von F. Overbeck. Tondruck	zw. 288 u. 289
Flora. Gemälde von Prof. Hans Thoma. Tondruck	zw. 296 u. 297
Sommerweide. Gemälde von H. v. Hayek. Tondruck	zw. 320 u. 321
Flora. Bronze von L. Dasio. Tondruck	zw. 336 u. 337
Sommer. Gemälde von J. Akesson. Tondruck	zw. 352 u. 353

Selbständiges Textbild:

Schwester Sophie. Radierung von Stauffer-Bern	281

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 9.
Auf Sandbergs Hof. Roman von Charlotte Niese. Schluß folgt.

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Diedmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Extrabeilagen von G. Rüdenberg Jun., Hannover, Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, Palace-Hotel, Luzern.

Im Frühling. Gemälde von Alfred Sohn-Rethel.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 9, Mai 1906.

Die Kinder.

Skizze von H. Aeckerle.

Über dem großen Garten des Sommerheims, in dem am Tage in drei Sprachen gelärmt, geliebt und gelacht wird, liegt die Stille der beginnenden Nacht.

Der Mond gießt sein sanft blaues Licht über den glatt geschorenen Rasen, über die hohe, dunkle Tannenwand, über die Gruppe ängstlich gedrängter, junger Birken, über die einsam aufragende alte Silberweide aus.

Die gußeiserne Bank unter der Weide, die nicht leer wird, solange die Sonne scheint, streckt ihre grotesken, krallenförmig gebogenen Seitenlehnen wie in verzweifelter Menschengier von sich; die Stühle, die hierhin und dorthin ins Gebüsch verschleppt worden sind, starren wie ratlos der Nacht entgegen.

Die prunkvollen Rosen an hochgewachsenen Stämmen sehen träge und bleich unter den breitgefingerten, glänzenden Blättern hervor. — Der Tabak auf dem Teppichbeet duftet schwül. Der Wind bewegt die weißen Blüten, sie schwanken auf und nieder, hin und her, — zuckende Lichtfäden über den Rasen hinsendend . . .

Eine phantastische Unruhe kommt durch diese unaufhörliche Bewegung in die Nacht. Es ist, als ob unsichtbare Geister durch Gräser und Blätter huschten, als ob Bäume, Büsche und Blumen in dem Begehren erzitterten, ihr stummes Leben in erhöhter Bewegung auszuströmen. Gedämpfte Akkorde klingen in die Stille hinaus — drinnen wird musiziert — und dann ist da plötzlich eine Stimme, eine Kinderstimme . . . „Komm . . . Komm! . . .“ Schritte poltern dumpf über die Holzdiele der weinumsponnenen Veranda. Ein Mädchen überspringt mit einem Satz die Stufen — ein Knabe folgt. Der Kies knirscht unter dem wilden Sprunge beider; dann stehen sie plötzlich, wie durch den feierlichen Zauber der Nacht befangen, still.

Sie ist klein und dunkelhaarig — etwa zwölfjährig, mit großen, etwas erschreckten Augen, mit vollen, wie in atemloser Erwartung stets geöffneten Lippen.

Sie trägt ein weißes Tuch um die Schultern, ein ungeheures, altmodisches Tuch aus der Garderobe der Großmutter. Der schmale Rücken ist wie in ein Netz in das breitmaschige Tuch eingesponnen. Ein schiefer Zipfel hängt auf die hellbestrumpften Beine herab und schleift mit den Fransen am Boden nach, während sie sich langsam vorwärts bewegt.

„Blödsinnig dumm dieses ewige Gespiele dadrinnen!“ sagt der Knabe mißmutig, mit zu Abscheu verzogenem Gesicht. Sein Mißmut hat etwas Gutmütiges, Leidenschaftsloses — alles an ihm ist von einer liebenswürdigen weichen Gedämpftheit. Er ist ein wenig jünger, als das Mädchen, zierlich gebaut und hübsch.

Sie antwortet nicht.

„Sag', iſt Klavierſpielen nicht blödſinnig — langweilig — ſtumpfſinnig?!" Er geht rückwärts vor ihr her und bringt dabei ſein Geſicht dem ihren ganz nah ... „Sag'!" Sie ſeufzt. „Ja," ſagt ſie zögernd „wenn das Stück ſehr lang iſt ..."

„Nun was ſitzſt Du denn immer dabei?!" ſchilt er. „Ich wink' Dir ſchon, wer weiß wie lange, aber Du machſt ſo..." er legt die Hände ineinander, neigt den Kopf zur Seite und dreht die Augen zum Himmel empor. „Als ob Du ſchon erwachſen wärſt! ..."

Er ſieht albern und drollig in dieſer nachäffenden Poſe aus. Sie hebt den Ellbogen, um ihm einen Stoß zu verſetzen, aber er weicht geſchickt aus, indem er plötzlich ſchneller rückwärts geht. Sie beſchleunigt ihre Schritte, um ihm auf die Fußſpitzen zu treten — er trippelt noch behender. Sie wird eifrig, ihre Augen glimmen — er lacht. Immer auf ihre Füße niederblickend, ſetzen ſie das Spiel ſchweigend fort.

„Du wirſt fallen," warnt ſie dazwiſchen einmal.

Er läuft prahleriſch noch geſchwinder. Dabei kommt er der Einfaſſung eines Beetes zu nah; er ſtößt mit dem Abſatz an die Erhöhung — und plötzlich ſitzt er vor ihr am Boden.

Sie bricht in ein gedämpftes, ſtoßweiſes Gelächter aus. „Siehſt Du!" triumphiert ſie.

Er lacht gutmütig mit und rollt ſich weiter auf den Raſen hinauf.

„Hier iſt es ſchön!" ſagt er, faul die Glieder ſtreckend, „hier möcht' ich gleich ſchlafen! ..."

Er legt den Kopf ins Gras, ſchließt die Augen halb und ſtreckt die Hand nach ihr aus. Ein Zipfel des kurzen Kattunkleides bleibt in ſeinen Fingern. An dieſem Zipfel zieht er ſie zu ſich heran — die Nähte des Kleides krachen — ſie läßt ſich widerſtrebend auf die Knie nieder, den Oberkörper ſteif aufgerichtet, die Hände mit den Tuchzipfeln über der Bruſt gekreuzt. Er richtet ſich raſch auf und gibt ihr einen Stoß mit der Schulter, daß ſie umfällt. Dann ſchlingt er den Arm um ſie und zieht ihren Kopf neben den ſeinen auf den Raſen nieder.

Einige Augenblicke liegen die Kinder regungslos nebeneinander hingeſtreckt und ſehen den Mond an.

„Weißt Du," ſagt ſie plötzlich in geheimnisvollem Flüſterton. „Weißt Du, was ich möchte?! ..."

„Nu?" fragt er neugierig.

„Die ganze Nacht hier draußen bleiben! Denk', wenn wir beide hier bleiben könnten — ganz allein — in der Nacht!!" In ihrer Stimme klingt ein wonnevolles Grauen. Sie zieht ihn in ihrer Begeiſterung mit empor.

Er ſitzt krumm da und ſtützt ſich mit beiden Händen auf den Raſen.

„Ich glaube, es würde furchtbar kalt ſein!" bemerkt er, ihr mit halbem Gähnen ins Geſicht ſehend.

„...Wenn alle anderen Menſchen ſchlafen," fährt ſie unbeirrt fort. „... Wer weiß, wie es dann hier draußen iſt?! ... Was dann hier paſſiert?!"

Er kaut an einem Grashalm und ſieht ſie träge an. „Paſſiert?!" wiederholt er breit und ſpuckt den Grashalm aus. „Was ſoll denn hier paſſieren — auf ſo einer kleinen Inſel! Bei Euch kann ja gar nichts paſſieren! Hier ſind ja gar keine Räuber und Diebe — nicht einmal Zigeuner!" ſetzt er mit der hochmütigen Geringſchätzung des geborenen Feſtländers hinzu.

Sie hat etwas ganz anderes gemeint, aber ſeine Verachtung reizt ſie; ſchnell bereit greift ſie den Fehdehandſchuh auf.

„Bitte ſehr," ſagt ſie gekränkt, „gebrannt hat es bei uns öfter, als bei Euch, und beim Stadtſyndikus iſt einmal eingebrochen worden, und auf dem Lande iſt eine alte Frau ermordet worden — gar nicht weit von hier!" fügt ſie triumphierend hinzu.

„...Ermordet — wirklich?!" wiederholt er etwas beſtürzt.

„Ja, ermordet!" ſagt ſie ſtolz. „..Und dann iſt da auch noch eine Spukgeſchichte paſſiert. Das war ..."

„Ach geh ..." wehrt er hochmütig ab, „Spukgeſchichten ſind ja doch nie wahr!"

„Aber die iſt wahr!" behauptet ſie leidenſchaftlich, ihm einen kleinen Stoß gegen die Bruſt verſetzend. Mit funkelnden Augen kniet ſie, zu weiterem Streit gerüſtet, vor ihm.

Aber er krabbelt langſam empor.

„Weißt Du was, hier iſt es kalt!“ bemerkt er, wie verwundert über dieſe ſeltſame Tatſache.

„Ja,“ ſagt ſie ebenſo verwundert, über ihr feuchtes Röckchen ſtreichend. Und ſie ſieht auch auf.

„Puh, ſo kalt!“ klagt er, ſich ſchüttelnd.

„Wollen wir um die Wette laufen!“ ſchlägt ſie vor.

Er iſt einverſtanden. Sie gehen bis an die Spitze des länglichen Raſenbeetes und zählen, ſich an den Händen feſthaltend: „Eins — zwei — drei.“ Sie ſchießt eine Sekunde zu früh davon. Einem Schatten gleich fliegt ſie im Mondlicht dahin. Das Tuch löſt ſich aus ihren Händen; es bläht ſich hoch auf und ruht wie eine große, weiße Wolke auf der winzigen Geſtalt. Er ſtrebt mit zuſammengebiſſenen Zähnen und gerunzelter Stirn vorwärts, — dumpfe, zitternde Laute des Eifers ausſtoßend. Atemlos prallen ſie am Ziel aufeinander. Aber ſie hat geſiegt, ſie war ſchon einen Schritt über die bezeichnete Stelle herüber.

„Ganz gewiß, ganz gewiß, ganz —“ der Atem verſagt ihr.

Er verlangt „Revanche“, aber ſie hat „Stiche in der Seite“. Er kennt das ſchon! Sie hat immer Stiche, nachdem ſie gewonnen hat. Dieſer Erſcheinung gegenüber iſt er machtlos.

So geht er ſtill verdroſſen neben der Schweratmenden her. Allmählich wird ihre Erſchöpfung weniger demonſtrativ. Sie wendet ſich um und ſieht ihn mit ernſtbekümmerter Miene an.

„Das war das letzte Mal,“ bemerkt ſie trübe.

„Ja,“ ſagt er beſtürzt. „Das allerletzte Mal!“

Seine braunen Augen nehmen einen kummervollen Ausdruck an.

„Ich möchte nicht fort von hier!“ klagt er.

Er ſchlingt den Arm zärtlich um ihren Nacken, — ſie legt den ihren um ſeinen Rücken. So ſind ſie ſchon am erſten Abend ihrer ſommerlangen Freundſchaft gegangen ... Sie waren beide ganz und gar „Kinder“, als ſie zuſammenkamen — jetzt iſt nur er es noch ganz und gar.

Sie hat flüſtern gehört: ... ‚die Kinder‘ ... ‚Seht die beiden!‘ ... ‚Das Pärchen!‘ Sie hat Blicke und lächelnde Mienen bemerkt. Sie legt nicht mehr den Arm um ihn, wenn „Große“ dabei ſind. Unmerklich zieht ſie ſich zurück, wenn er ſie umfaſſen will. Warum ſie befangen iſt, weiß ſie noch nicht — ſie weiß nur, daß die Gegenwart der „Großen“ ſie ſtört. — Bisweilen bedrückt dieſe unverſtändliche, geheime Beluſtigung der „Großen“ ſie ſo ſehr, daß ſie an dieſer Bürde ſterben zu müſſen meint, aber die Bedrückung währt nie lange, — ihre Gedanken ſind ſo flüchtig, der Tag iſt ſo bunt, ihre Spiele ſind ſo ſchön ...

„Ach, Arry, es war ſo wunderſchön,“ ſeufzt ſie, und ihre kleine Seele ſtrömt über von leidenſchaftlichem Abſchiedsweh. „Nun iſt es aus! ...“

„Wer weiß, ob wir uns je im Leben wiederſehen?!“ ſagt ſie dann plötzlich. Er ſieht ſie verblüfft an.

„Aber natürlich,“ wirft er in ſeinem Optimismus kühn hin. „Wir werden ſchon mal wiederkommen!“

„Wer weiß,“ ſagt ſie, ſich hartnäckig an ihre düſteren Vorſtellungen klammernd. „Vielleicht werd' ich dann ſchon tot ſein!“ Ihre Augen werden ganz groß, ſie löſt ſich aus ſeiner Umſchlingung und blickt ſtarr in die Ferne.

Er ſieht ſie mit aufgeriſſenen Augen an.

„Tot?!“ wiederholt er, und ſein Ton drückt eine maßloſe Verwunderung aus. „Du tot?!“

Ein hohnvoll zweifelnder Nachdruck liegt auf dem „Du“.

„Warum ſoll ich nicht tot ſein?“ fragt ſie gekränkt.

„Du!?“ wirft er noch einmal in demſelben Ton dazwiſchen.

„Nun, Anna Pelzer iſt auch geſtorben, und die war beinahe ein Jahr jünger als ich!“ wendet ſie gereizt ein.

Dieſer Beweis verblüfft ihn einigermaßen.

„Ja — aber —“ beginnt er, ſelbſt nicht recht wiſſend, was er eigentlich ſagen will.

„Hör',“ unterbricht ſie ihn plötzlich in verändertem Ton, „möchteſt Du eigentlich gerne ſterben?!“

Er ſtutzt einen Augenblick ... „Ich weiß nicht,“ antwortet er zögernd, etwas befangen. „Ich glaube nein — ich möchte nicht!“ ſetzt er dann ehrlich hinzu.

„Ich auch nicht!“ gesteht sie erleichtert ein.

„Weißt Du,“ beginnt sie dann wieder, und ihr Ton ist gedämpft und erregt. „Weißt Du, das ist doch sehr merkwürdig — das mit dem ‚ewigen Leben‘. Kannst Du Dir vorstellen, wie das sein wird?!“

Er steht, angestrengtes Nachdenken in den sanften Augen, vor ihr und spielt mit den Fransen ihres Tuches.

„Ja — das ist doch — das ist — wie es nach dem Sterben sein wird;“ beginnt er eine ungeschickte Erklärung nach Gelerntem.

„Ja, ja; ich weiß,“ unterbricht sie ihn ungeduldig. „Aber ich denk' immer“ — sie rückt ihm noch näher — „einmal muß es doch zu Ende sein! Irgendwo muß es aufhören! Glaubst Du das nicht auch?!“ Ihre Augen hängen gespannt an ihm.

„Ach nein,“ antwortet er belehrend — „‚ewig‘ ist, was niemals zu Ende ist! Unser Lehrer hat gesagt ...“

Aber sie schüttelt eifrig den Kopf.

„Ich will Dir sagen, wie ich glaube, daß es sein wird ... Man bleibt lange — lange — lange im Himmel, bis man sehr gut geworden ist — aber dann wird man doch wieder auf die Erde zurückgelassen. Man wird zuletzt zurückgelassen!“

Sie stampft mit dem Fuß auf den Kies und sieht ihn triumphierend an.

Er schüttelt ängstlich den Kopf ... „Nein ... ach nein ...“ sagt er verwirrt. Aus den gewohnten Bahnen gerissen, irren seine Vorstellungen ratlos umher.

„Nun warum nicht?!“ entgegnet sie hastig, und ihre Augen bohren sich vorwurfsvoll, überredend, beinahe drohend in die seinen. „Ganz sicherlich wird man zurückgelassen — hierher, auf die Erde!“

Eine glühende Liebe für diese „Erde“ zittert in dem Ton des Kindes.

Er fühlt sich ihrer Entschiedenheit nicht gewachsen.

„Ja — aber wer sagt das?“ wendet er noch einmal zaghaft ein.

Sie schweigt einen Augenblick verblüfft. Dann stößt sie den Atem heftig aus: „Wer — wer?! Nun ich — ich weiß es ...“

Sein Widerspruch verstummt, er sieht sie scheu von der Seite an.

„Überhaupt,“ beginnt sie dann wieder grüblerisch, „manches ist so merkwürdig — so merkwürdig ...“

„Was ist merkwürdig?“ fragt er neugierig. Eine ernste, andächtige Stimmung ist über ihn gekommen. Er findet es „groß und schön“, von „diesen Sachen“ zu reden.

„Nun das alles — mit dem Sterben!“ antwortet sie gedehnt.

„Ja! ..“ sagt er, doch es klingt nicht, als ob sein Gemüt sich schon je durch dieses Merkwürdige belastet gefühlt hätte. Er weiß sich auch durchaus keine Vorstellung von dem, was sie bewegt, zu machen, aber er fühlt das Bedürfnis, sich auch in einer Weise zu diesem Gegenstande zu äußern.

„... Als mein Großvater starb,“ hebt er in feierlich erzählendem Ton an, „da war ich auch da. Es war furchtbar ... Ich weiß noch ganz genau, wie alles war ...“ Er wird ganz bleich, seine Finger spielen nicht mehr mit den Fransen des Tuches, sie umschließen sie mit starrem Griff.

Auf ihrem Gesicht steht nicht die gespannte Aufmerksamkeit, die er zu sehen erwartet. Sie bohrt mit dem Absatz ein Loch in den Kies und hält den Blick zu Boden gesenkt.

„Das ist doch merkwürdig,“ sagt sie, ihren Gedankengang hartnäckig fortsetzend — „daß man dann später wieder lebendig werden soll — aufstehn und herumgehn und sprechen? Findest Du das nicht auch furchtbar merkwürdig?!“

Er nickt schweigend. Da sie seine Erzählung ablehnt, weiß er sich zu diesen Fragen nicht zu äußern.

Stumm und ernst sehen sich die Kinder einige Augenblicke an.

„Ich denke immer,“ fängt sie wieder an — dann unterbricht sie sich jäh. — Die hohen, reinen Töne einer weiblichen Stimme klingen plötzlich in die Stille hinaus. Ihr ernstes Gesicht ist mit einemmal wie in Glanz getaucht.

„Hede Mühlmann singt,“ ruft sie aus und stürzt quer über den Rasen, zwischen Büschen und Sträuchern durch auf das Haus zu, das sich langgestreckt und niedrig hinter hohen Bäumen verbirgt.

Das weiße Tuch bleibt an einem Busch hängen — sie läßt es liegen, drängt sich bis zum Hause durch, klettert am Regenbrett empor und sieht in das Zimmer hinein.

Ja — da steht Hede Mühlmann, lehnt

den Kopf an die Wand, ſieht mit großen, flimmernden Augen in den Garten hinaus und ſingt.

Haſtig gleitet das Kind wieder hinab, kauert ſich auf das Regenbrett und horcht. Arry drängt ſich durch das Gebüſch.

„Was rennſt Du fort?!“ fragt er laut und mißbilligend.

„Scht!“ fährt ſie ihn an. „Sei doch ſtill — ſie ſingt!“

Er macht eine Grimaſſe und zerrt das Tuch vom Strauch herunter.

„Da!“ Er wirft es ihr plump zu, ſo daß es ihr in das Geſicht fliegt.

Sie ſieht ihn nur böſe an, aber regt ſich nicht.

Das Tuch gleitet wieder von ihren Knien herab — ſie beachtet es nicht. Ihre Augen glänzen, ihr Mund iſt in angeſpannter Aufmerkſamkeit halb geöffnet.

Es iſt ein ganz fremdes, ſeltſames Lied, das da drinnen geſungen wird. Sie fängt nicht alle Worte auf, und ſie begreift nicht, was dieſe Worte ſagen wollen. Aber die leiſe zitternde, ſinnlich berückende Stimme der jungen Sängerin erregt das Gemüt des Kindes auf geheimnisvolle Weiſe ... Bunte, verworrene Bilder erſtehen ſeiner Phantaſie, unbeſtimmtes, heißes Sehnen wird wach — ſchlummernde Inſtinkte regen ſich wie im Traum ...

Immer ſchmerzlicher, immer wilder klopft das Herz des erregten Kindes. Zittern geht durch ſeinen Körper, Tränen drängen ſich in ſeine Augen. Es hält die Hand an den Mund gepreßt — und weint ...

Er ſieht verwundert zu. Zuerſt iſt ihm nur unheimlich zumute, dann regt ſich das Mitleid in ſeinem ſanften Gemüt. Er wird ſelbſt gerührt.

„Ja, warum weinſt Du denn eigentlich?!“ flüſtert er halb mitleidig, halb vorwurfsvoll.

„Ich weiß nicht!“ flüſtert ſie demütig zurück.

Er kauert ſich neben ſie auf das Regenbrett nieder und ſchlingt den Arm um ſie.

„Ach, hör' doch einmal auf!“ überredet er ſie, mit der freien Hand über ihr Knie ſtreichend.

Sie nickt, — aber ihre Tränen fließen nur noch reichlicher. Ein mühſam unterdrücktes Schluchzen läßt ihren Körper hin und wieder erbeben. In ihrem Gemüt iſt ein Aufſtand, eine Verwirrung, ein Drängen und Sehnen: ſie muß weinen ...

Ihm wird immer unbehaglicher zumute. Er weiß gar nicht mehr, was er ſagen oder tun ſoll! In ratloſer Zärtlichkeit ſtreichelt er ſie noch nachdrücklicher — von der Wange herab bis auf das Knie — immer die ganze Seite hinunter.

Sein Mitleid rührt ſie noch mehr ... Wie gut er iſt, wie freundlich er ſie ſtreichelt! ... Eine leidenſchaftliche Zärtlichkeit ſteigt plötzlich in ihr auf: ſie ſchlingt die Arme um ihn und küßt ihn.

„Ich hab' Dich ſo lieb!“ ſchluchzt ſie.

Arry iſt etwas verlegen. Sie hat ihm ja wohl ſchon öfter geſagt, daß ſie ihn lieb hat, und ſie hat ihn ſchon öfter geküßt, aber daß ſie dabei weint, gibt der Handlung einen beſonderen, feierlichen Nachdruck.

Beklommen ſitzt er in ihrer Umſchlingung da und wagt nicht, ſich zu rühren.

Der Geſang verſtummt. Arry atmet erleichtert auf und denkt ſich zu erheben, aber ſie bleibt ſitzen und hält ihn mit ihrer Umarmung feſt.

Sie horcht geſpannt — es bleibt ganz ſtill drinnen. Dann öffnet ſich das Fenſter über ihnen, und die Stimme, die eben geſungen hat, ſagt noch mit demſelben leichten Zittern im Ton: „Was für ein herrlicher Abend! Man muß doch noch hinausgehen!“

Und da — plötzlich fährt das Mädchen auf. Es zieht den Arm von der Schulter des Freundes, wiſcht ſich haſtig mit der Hand über die Augen und läuft, ſich hinter die Büſche duckend, tiefer in den Garten hinein.

Er bleibt verblüfft ſtehen. „Was iſt denn?“ ruft er ihr nach.

„Die Großen,“ wiſpert ſie, das erhitzte Geſicht zurückwendend. „Komm raſch!“

Er begreift nicht, aber er trabt ihr blindlings nach. Auf dem Hauptwege ſtößt er auf die „Großen“. Sie halten ihn an und ſcherzen ein wenig mit ihm. Geſchmeichelt läuft er ein Weilchen neben ihnen her. Als er in das Haus kommt, iſt ſeine Freundin ſchon ſchlafen geſchickt worden.

Etwas bekümmert und verwirrt begibt auch er ſich zur Ruh. — — — —

Am nächſten Morgen beim Frühſtückstiſch trifft er die Freundin wieder. Er läuft ihr entgegen, ſobald er ſie in der Tür auftauchen ſieht.

„Ach, nun müssen wir gleich fortfahren!“ sagt er, den Ton des vorigen Abends wieder aufnehmend.

Aber sie nickt nur stumm und flüchtig. Sie ist erregt und befangen. Erregt, weil der große Augenblick des Abschiednehmens nun so nahe rückt — befangen, weil sie gestern abend „so“ gewesen ist . . . Und dann sitzen alle die Großen da! . . .

Schweigend nimmt sie ihren Platz Arry gegenüber ein. „Warum bist Du gestern abend fortgelaufen?!“ beginnt er eine leise Unterhaltung.

Aber sie sieht ihn böse und erschrocken an und wendet sich hastig ab. Er begreift nicht, warum sie heute so sonderbar ist — so ganz anders . . . Sie sieht auch so fremd aus in dem dunklen Wollkleide, das ein großes Stück über die Knie hängt und ganz hoch bis an das Kinn heraufgeht. So hat er sie während des ganzen Sommers nicht gesehen! Die Ärmel ihres Kleides sind hoch aufgebauscht wie bei Erwachsenen — sie stehen über ihre Schultern herüber. ‚Wie die Hasenohren,‘ denkt er. Das ist so komisch! Und vorn am Halse hat sie eine große Brosche aus Gold — wie eine alte Frau . . . Er kichert leise vor sich hin. „Du siehst so komisch aus!“ flüstert er ihr, sich über den Tisch beugend, zu. Sie hörte es; ihr Gesicht färbt sich dunkelrot, aber sie tut, als ob sie angestrengt horcht, was die Großen reden.

„Ebba,“ flüstert er eindringlicher, sich noch einmal mit einem Ruck vorbeugend. Sie sieht unverwandt Hede Mühlmann an und rührt sich nicht.

Er beginnt mit dem Fuß nach ihr zu langen, aber der Tisch ist breit, und Ebba sitzt steif, gerade, mit angezogenen Füßen, feierlich wie eine Erwachsene da.

Allmählich fängt er an sich zu ärgern. Wie albern sie ist! Der liebevoll gepflegte Abschiedsschmerz droht sich zu verflüchtigen. Verdrießlich sitzt er vor seiner Tasse.

Draußen ist es trübe. Dunkle Wolken drängen sich immer dichter zusammen.

„Das wird heute ein lieblicher Tag werden!“ bemerkt ein zurückbleibender junger Mann, der in die abreisende Hede Mühlmann verliebt ist.

„Nun ja — zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,“ erwidert sie grausam scherzend.

Endlich erheben sich die Erwachsenen. Die Kinder bleiben allein zurück.

„Ach, bitte, komm doch etwas!“ sagt sie, ihn mit verlegen freundlichem Lächeln anblickend. „Ich muß Dir was sagen!“ Dabei geht sie, den Kopf immer zu ihm zurückwendend, auf die Veranda hinaus.

Sein Herz fängt an zu klopfen; er weiß schon, was jetzt kommen wird — das feierliche „Abgeben“, auf das sie sich tagelang vorbereitet haben. Sein Groll ist vergessen. Er denkt immer nur: ‚Was werd' ich sagen?‘ und ihm wird ganz beklommen zumute.

Sie steht in einer Ecke der Veranda und sieht ihm mit aufgeregt glänzenden Augen entgegen. Er bemerkt, daß sie die rechte Hand ein wenig hinter dem Rücken verbirgt, und er muß unentwegt auf diese Hand schielen.

Ein wenig zu früh, ehe er nahe genug ist, um das Gebotene zu empfangen, reicht sie ihm ein Kästchen hin. „Ein kleines Andenken von mir!“ sagt sie mit einer Stimme, in der man ihr Herz klopfen hört.

Sie weiß, daß man seine eigenen Angebinde immer klein nennt, auch wenn man sie selbst recht ansehnlich findet. So legt sie auf das Wort „klein“ einen etwas krampfhaften Nachdruck.

Er kommt mit ausgestreckter Hand rasch näher. „Danke sehr!“ sagt er befangen. Dann greift er verwirrt in die Tasche, holt ein ebenso großes Kästchen hervor, macht einen hastigen Ansatz zu einer Verbeugung und reicht es ihr mit einem höflich verlegenen: „Bitte sehr!“ Ein wenig zögernd nimmt sie die Gegengabe in Empfang.

Seit Wochen haben sie beide gewußt, daß ihre Freundschaft in diesem ersehnten, greifbaren Beweise ausklingen müßte; sie haben dem feierlichen Augenblick mit Freude und Spannung entgegengesehen — und nun, da er endlich gekommen ist, stehen sie sich mit ratlos verlegenem Lächeln, mit dunkelerglühenden Gesichtern und heftig pochenden Herzen gegenüber . . .

„Meine Inschrift ist etwas schief. Aber dafür kann ich nicht!“ sagt sie dann, um ihre Befangenheit zu verbergen, in etwas gereiztem Ton.

„Wart' . . .“ Sie nimmt ihm das Geschenk wieder ohne weiteres aus der Hand, öffnet das Kästchen und bringt eine kleine Silber-

münze zum Vorschein. „Siehst Du," sagt sie, sich eifrig über die Münze beugend, „hier geht es etwas herauf!"

Die Köpfe der Kinder drängen sich dicht zusammen. „Zur freundlichen Erinnerung an Ebba," liest er mit andächtigem Entzücken.

Der Bann ist gebrochen! „Nein, wie schön! Danke sehr!" sagt er, sie ungestüm umarmend. „Ich freu' mich so." „Zur freundlichen Erinnerung an Ebba ..." wiederholt er stolz und beglückt.

„Ja, ich hab' es extra für Dich einkratzen lassen," rühmt sie sich.

„Aber Du mußt meine auch ansehen," drängt er dann. Er will ihr das Kästchen aus der Hand nehmen, aber sie — eigensinnig und herrschsüchtig wie immer — hält es fest. „Nein, nein, ich will selbst aufmachen!" — Ihre Spannung ist sehr groß. Wer weiß, was für eine wunderbare Inschrift er sich ausgedacht haben wird? Doch seine Phantasie ist nicht sehr fruchtbar; es ist ihm überhaupt gar nicht eingefallen, daß man sich eine Inschrift „ausdenken" könnte. Er hat nur mit liebendem Eifer unter fertigen Münzen gewählt und sofort das Passende gefunden.

Sie nimmt die Münze mit spitzen Fingern aus dem Kästchen. „Lies doch!" treibt er ungeduldig, und sie liest: „Aus Liebe." Ihre Stimme sinkt jäh, in ihrem Gesicht steigt eine dunkle Röte auf ... Darüber werden die Großen lachen! Sie fühlt mit tötlicher Sicherheit, daß sie lachen werden ... Das ist ihr entsetzlich! Immer heißer strömt das Blut ihr zu Kopf, sie hält den Blick beharrlich auf die Münze gesenkt.

‚Wenn er doch eine andere Münze ausgesucht hätte!' denkt sie; dann überfällt sie ein angstvoller Schreck, daß er diesen entsetzlichen Gedanken auf irgendeine rätselhafte Art entdecken könnte! Was soll sie dann nur anfangen?! Wie soll sie ihm das sagen — von den Großen!? ‚Das kann man doch überhaupt nicht sagen,' denkt sie erschauernd.

Und aus dieser verzweiflungsvollen Angst heraus sagt sie leise und gepreßt mit einem starren Lächeln: „Wie reizend!" Dabei schaukelt sie die Münze, sie mit zwei Fingern am kleinen Ring haltend, vor ihren Augen hin und her. Ein seltsames Gefühl überschleicht sie bei diesen Worten — ein Gefühl, als ob sie jählings ihren Arm aus Arrys Arm zöge und von ihm fort ginge — so wie das öfter geschehen ist, wenn sie sich beim Spiel entzweit haben. Arry ist die eine Allee heraufgegangen, sie die andere — jeder für sich.

„Aus Liebe," wiederholt er befriedigt. „Das paßt doch wunderschön!"

„Ja," sagt sie mit einem ungewohnt sanften Klang in der Stimme. „Danke sehr!" Zögernd nähert sie ihr Gesicht dem seinen ... ‚Er hat mich geküßt für die Münze, ich muß ihn auch küssen!' .. denkt sie. Doch er scheint keinen Anspruch auf diesen Dankbarkeitsbeweis zu erheben.

„Wir wollen sie gleich anmachen," schlägt er eifrig vor. Sie setzen sich auf die Stufen der Veranda, von den Weinranken wie von einem grünen Rahmen umschlossen.

Pferdegetrappel und Glockenton stören sie aus ihrer Beschäftigung auf — der Wagen ist da! Er legt plötzlich beide Arme um ihren Nacken. „Wirst Du auch immer an mich denken?" fragt er gerührt.

„Ja, ich werd'," verspricht sie feierlich.

Dann macht sie sich hastig aus seiner Umarmung frei. „Komm rasch. Wir müssen laufen!"

Sie darf dem Freunde noch bis zur Landungsbrücke das Geleit geben. Dort beginnt ein großes Abschiednehmen. Man gibt sich Blumen und verspricht sich Briefe. Arry fühlt plötzlich das Bedürfnis, auch mit seiner Errungenschaft hervorzutreten.

„Seht, was ich bekommen habe," sagt er stolz und beginnt eilfertig seinen Mantel aufzuknöpfen. Ebba wirft ihm einen empörten Blick zu, aber er ist nur mit seiner Uhrkette beschäftigt.

„Reizend ... Großartig," hört sie die Erwachsenen sagen.

„Ebba," ruft er sie an, „komm doch, zeig Deine auch!"

Ihr Herz klopft wild, sie balanciert auf der Kante eines Brettes und tut, als hörte sie nichts. — Da ertönt das Abfahrtssignal. Das Abschiednehmen erneuert sich — stürmischer, geräuschvoller noch.

Sie ist noch so betäubt von ihrem Schreck, daß sie wie im Traum von Arry Abschied nimmt. Erst als das Schiff mit einem langgezogenen, klagenden Pfiff in das unendliche, graue Wasser hinausgleitet, wird es ihr klar, daß der Freund nun fortgeht.

Digitized by Google

Er steht in seinem langen, grauen Mantel neben seiner Mutter und winkt. Mit großen, ausdruckslosen Augen sieht sie seinem Winken zu, nur hin und wieder wie abwesend mit dem Kopfe nickend. Das Schiff gleitet fort ... die Gestalten werden unkenntlich — da plötzlich zieht sie ihr Taschentuch und beginnt leidenschaftlich zu winken, so, als wollte sie das Versäumte durch verdoppelte Inbrunst einholen. Sie winkt bis die neblige Ferne das Fähnlein seines Herzens verschlingt. Dann läßt sie den Arm mit einem Seufzer der Erschöpfung sinken und beginnt, den anderen, die schon heimwärts wandern, nachzulaufen.

Die neugeschenkte Münze klappert an ihrem Arm. Sie bleibt einen Augenblick stehen und betrachtet sie. Ach, der gute, liebe Arry! Aller Groll ist vergessen. Ihr Herz schwillt in zärtlicher Sehnsucht nach dem Freunde. Wie wunderschön ist es, solch ein Andenken zu haben, das man niemandem zeigt! Sie empfindet plötzlich eine heiße Liebe für diese Münze! Sie wird sie immer, immer tragen ... Sie wird auch mit ihr schlafen, beschließt sie. Und jeden Tag wird sie an Arry denken, sie wird ihm schreiben — jede Woche! Sie hat schon in der vorigen Nacht angefangen, sich einen Brief an ihn auszudenken. „Lieber, lieber Arry! Wie unendlich vermisse ich Dich ...“ Ihre Gedanken beginnen wieder an dem Brief zu arbeiten ... Mit glänzenden Augen und hüpfenden Schritten holt sie die anderen ein:

„Nun, sind die Tränen schon getrocknet?!“ neckt man sie. Sie wird rot. Es ist so dumm, daß sie jetzt immer rot wird, wenn sie etwas von Arry sagen — so dumm! Sie dreht den Kopf auf die andere Seite und macht ein beleidigtes Gesicht. Die anderen sehen sich an und lächeln. Der große Vetter, der um Hede Mühlmann trauert und seinen Liebesgram unter besonderem Witz zu verbergen trachtet, neckt sie weiter.

„Du hast doch auch eine Münze bekommen — von ihm. Zeig doch her!“

Das Kind streift ihn mit einem raschen, bösen Blick und antwortet nicht.

„Zeig doch!“ ermuntert er.

Sie weicht hastig zurück, ihr Gesicht ist dunkelrot. Der Widerstand des Kindes reizt seine Neugierde. Mit einer geschickten Bewegung bemächtigt er sich ihrer Hand. Der Reifen rutscht unter dem Ärmel hervor.

„Aha,“ triumphiert er, und die Münze erfassend, liest er laut: „Aus Liebe“ ... Er liest es mit einem Gemisch von Staunen, Pathos, Spott und Tadel im Ton. Es ist furchtbar, wie er das liest!

Mit einem Laut der Wut entreißt sie ihm die Hand — der dünne Reifen zerbricht, eine kleine rote Schramme läuft über das feingeäderte Handgelenk.

„Du — Du bist —“ stößt sie leidenschaftlich hervor. Dann bricht sie jäh ab und wendet sich um, — ihre Schultern zucken.

Etwas bestürzt sammelt der junge Mann die Stücke von der Straße auf. „Wir besorgen gleich ein neues Armband, ein goldenes, hörst Du, ein echtes!“ versucht er sie zu trösten.

Sie hält das tränenüberströmte Gesicht krampfhaft abgewandt und schüttelt heftig den Kopf.

„Hier, nimm doch Deine hübsche Münze wieder!“ überredet er weiter.

Ohne sich umzusehen, stößt sie seine ausgestreckte Hand mit dem Ellbogen fort.

„Jetzt will ich sie nicht mehr —“ Ihre mühsam beherrschte Stimme bricht in Schluchzen, die Münze liegt im Staube.

Langsam mit gesenktem Kopf, sich immer ein Stück von den anderen entfernt haltend, geht sie nach Hause. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu Mittag haben die drohenden Wolken sich wieder verzogen, die Sonne scheint heiß und hell.

Ebba hat wieder ihr kurzes, geblümtes Kattunkleid an und sitzt an ihrem gewohnten Platz. Sie sieht blaß und schläfrig aus, aber sie schwatzt eifrig mit ihrem kleinen Bruder.

Nach Mittag spielen alle Kinder „Krieg“ im Garten. Ebba ist mitten darunter; sie glüht vor Eifer im Streit um einen unrechtmäßig genommenen Posten ...

Ihren Brief an Arry aber schreibt sie nicht. Sie denkt auch nicht an ihn, wie sie versprochen hat. Da ist diese gräßliche, schmachvolle Erinnerung an den Augenblick auf der Straße — —

Ein großer Riß geht durch das Bild des Sommers.

Der Blumenmann. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler.

Digitized by Google

Frühling. Gemälde.

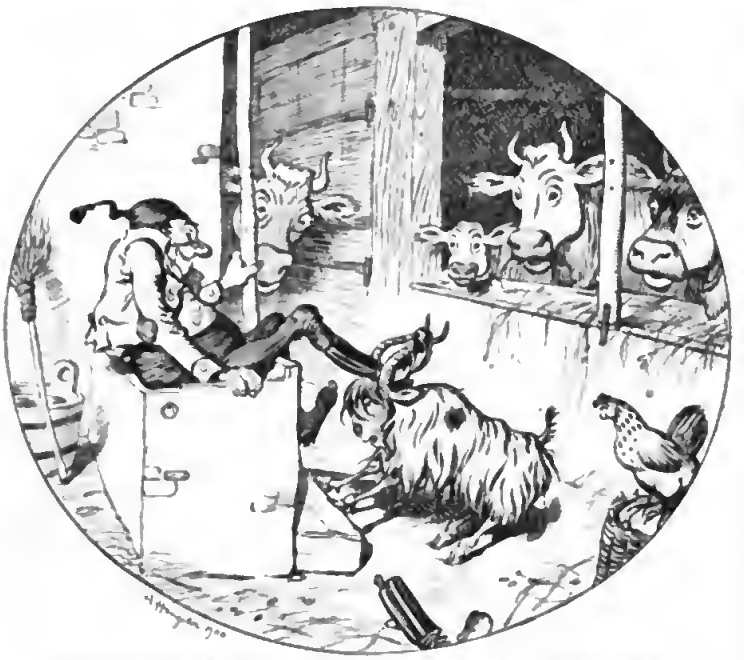
Die Kunſt Adolf Hengelers.

Von Fritz v. Oſtini-München.

Hinter dem ſchönen joniſchen Tempel am Münchener Königsplatze, wo die Äginеten hauſen und der barberiniſche Faun ſchläft, dehnen ſich grüne Anlagen mit hohen Bäumen hin, ein Hain, in den der Lärm der Großſtadt nicht dringt. Ein paar behagliche kleine Wohnhäuſer, abſeits der Straße, ſchauen mit ihren Südfenſtern in dies Idyll, und in einem von dieſen Häuſern wohnt Adolf Hengeler, königlicher Profeſſor und ſo weiter, von dem die Welt ſeit etwa ſieben Jahren erſt weiß, daß er ein feiner ſinniger Maler iſt. Sie hat ihn lange vorher freilich auch ſchon gekannt, aber als etwas anderes: als einen treffſicheren, liebenswürdig-boshaften Humoriſten, als einen der beſten und beliebteſten Karikaturenzeichner der „Fliegenden“. Man hat damals, als dies verdienſtvolle Blatt noch das einzige in Deutſchland war, in dem künſtleriſcher Humor ſich tummeln konnte, allwöchentlich mit gleicher Spannung auf die neuen Beiträge Hengelers gewartet, wie auf die Steubs und Oberländers, und man wußte im voraus: war er in einer Nummer vertreten, ſo gab's auch zu lachen. Denn er war und iſt etwas, was auch unter großen, vielbewunderten Karikaturiſten ein Seltenes und Köſtliches iſt: luſtig! Viel ſeltener iſt dieſe Eigenſchaft, als man meint,

selbst heute, wo doch die Karikatur eine Blütezeit durchlebt und sich in der Kunst eine Stellung erobert hat, wie kaum je zuvor. Witzig, geistreich, schwertscharf, grausam schlagend ist da gar mancher — aber lustig in dem Sinne, daß er eine frohe, befreiende, restlose Heiterkeit auslöst, nur selten einer. Um lustig zu sein, muß man neben allen künstlerischen Eigenschaften auch noch Herz haben — ich meine beinahe, man muß gut sein, um lustig zu sein! Und klug — nicht „geistreich!" Man muß helle, frohe Augen haben, Augen, die aus der Seelentiefe Licht ausstrahlen auf das, was sie sehen, und die so scharf sind, daß ihnen bei allen absonderlichen, spaßhaften, verkehrten und tadelnswerten Erscheinungen dieser Welt, das Menschliche neben dem Lächerlichen nicht entgeht. Manchmal läßt die glänzendste, treffendste Karikatur ein Gefühl von verletztem Mitleid in uns zurück — wenn sie lieblos ist, spöttisch und verächtlich, und man fragt sich dann: ist der Mann da mit seinem spitzen Stift selber so fleckenlos und überragend, daß er die anderen mit ihren Schwächen so unerbittlich in den Staub treten darf? Im Kampf, natürlich, gilt die Schonung nicht, da wird „scharf pungiert" und es fliegen Fetzen! Aber wo es nur gilt, die Unzulänglichkeiten des Alltagslebens darzustellen, der Torheit und der Eitelkeit einen Spiegel vorzuhalten, da mögen wir gerne auch die tollste Satire noch von einem Schimmer von Behagen verklärt sehen. Und dies Behagen, das Grundelement deutschen Humors, hat in Adolf Hengelers Zeichnungen nie gefehlt. Froher Übermut, nicht Überhebung ist seine Devise, und mit vergnügtem Augenzwinkern sieht man ihn selber herausschauen aus den vielen, vielen Blättern, die er den „Fliegenden" geliefert hat. Man hat da immer das Gefühl: auch der Zeichner hat aus Herzensgrund lachen müssen, wie er den und diesen kuriosen Kerl aufs Papier gebracht hat, diesen Bürgerwehrhauptmann mit seinem Globusbauch, jenen bezechten Landbewohner, der im Dusel in den Hühnerstall kriecht, den schnauzbärtigen Polizisten da und den verlogenen Oberförster dort. Wer zählt die Typen, nennt die Namen! Viertausend Zeichnungen und mehr hat Hengeler in mehr als zwanzig Jahren für sein Blatt geschaffen, und was an absonderlichen zwei- und mehrbeinigen Geschöpfen kreucht und fleucht in deutschen Landen, Philister und Magister, Saufbrüder und Hungerleider, Serenissimi und Schranzen, Schulmeister und Schulbuben, Leutnants, Überästheten, Reformdamen, Spitzbuben und Richter, Bauern, Juden, Spießbürger, Sportsmen, Bergkraxler, Sonntagsschützen, Kindermädel und Studenten — alle haben ihr Teil abgekriegt. Und wie oft hat er mit fröhlichem Bannwort die Geister alter Zeit beschworen! Bilder aus grauer Vergangenheit, Ritter-, Schauer- und Gespensterballaden gehören zu seinen Spezialitäten. Seine Geister sind nichts weniger als gruselig, nein, im Gegenteile, „schnackerlfidel", wie der Süddeutsche sagt, und meist nicht ohne feuchtfröhlichen Anhauch; seine edlen Ritter, Fräuleins und Knappen samt ihren Rossen sind die ergötzlichsten Parodien auf die Butzenscheibenromantik, die man sich denken kann, und sie sind ihm vielleicht so ganz besonders ergötzlich geraten, weil er selber ein echter Romantiker ist, der unbekümmert

Professor Adolf Hengeler. Gemälde von Franz von Lenbach.



Der Stiefelzieher des Huberbauern. Zeichnung aus den „Fliegenden Blättern".

darum, ob es die künstlerische Mode erlaubt, in seiner eigenen Welt lebt. Man konnte seine phantastischen Neigungen nach dieser Richtung recht wohl schon erkennen, als er noch ausschließlich als Zeichner auftrat, nämlich in seinen Tierkarikaturen. Diese sind durchaus nicht aus fröhlicher Laune und bildnerischem Übermut allein entstanden, es steckt — man sehe nur das nächtliche Wiesenkonzert, daraufhin an! — oft schon ein exquisites Stückchen Naturpoesie darin, echte Märchenstimmung, wenn auch keine sentimentale. In der Vermenschlichung tierischer Physiognomien, in der heiteren Grazie, mit der er seine Heuschrecken und Käfer, Spitzmäuse und Frösche agieren läßt, tut es ihm so leicht kein zweiter zuvor. Und merkwürdig: aus dieser Ecke seines Schaffensgebietes fand er auch den Weg zur Malerei. Seine ersten farbigen Versuche bewegten sich auf verwandten Gebieten und schöpften gerade hieraus ihren farbigen Reiz. Als Zeichner hat Hengeler den besonderen Vorzug eines festen und doch leichten Striches, verwandt dem, den Franz Stuck als Karikaturist gezeigt hat. Die Kneipzeitungen der Allotria, der „Immergrünen" gaben ihm Gelegenheit, sein reiches karikaturistisches Talent ganz frei und keck zu entfalten; in diesen, für die Öffentlichkeit leider nicht zu erschließenden Schatzkammern des Humors finden sich Beiträge von Hengeler, die zum allerbesten gehören, was die moderne Karikatur überhaupt geleistet hat. Mit besonderem Geschick ist da auch die Farbe verwendet, als Ausdrucksmittel sowohl, wie zum Zwecke dekorativer Gestaltung, und manche dieser Bilder sind trotz der grellsten, grotesken Übertreibung durch die Farbe überaus anziehend. Schade, daß dem Künstler seine „Fliegenden" nicht Gelegenheit geben können, mit der Farbe zu arbeiten, die ja heute ein so bedeutsames Requisit der bildlich darstellenden Humoristen geworden ist. Auch Oberländer hat bekanntlich, seit er mit ihr hantiert, über-

Hinko der Heizbare. Zeichnung aus den „Fliegenden Blättern".

raschende neue Reichtümer seines Wesens enthüllt.

Adolf Hengeler zählt zu den Lieblingen, den Sonntagskindern der Kunst. Schwere Kämpfe um Anerkennung oder gar um die Existenz hat sein Biograph nicht zu verzeichnen. Sein Weg führte ihn rasch und leicht nach oben, und namentlich hat er sich als Zeichner seine Stellung mit beispielloser Schnelligkeit erobert. Seine Eltern, denen er am 11. Februar 1863 geboren wurde, befanden sich in bescheidenen, aber wohlgeordneten Verhältnissen. Sein Vater war Verwalter zu Kempten im Allgäu, und seine Mutter betrieb einen kleinen Spezereiladen. Der Knabe zeigte früh zeichnerisches Talent und wurde darum mit fünfzehn Jahren zu einem Lithographen in die Lehre gebracht. Seine Begabung trieb ihn weiter. Drei Jahre später kam er an die Münchener Kunstschule zu Ferdinand Barth, einem liebenswürdigen romantischen Stilisten, der namentlich in der Zeit der Neu-Renaissance der siebziger und achtziger Jahre im süddeutschen Kunstgewerbe eine bedeutende Rolle gespielt hat; er starb 1892. Barth stand so etwa zwischen Schwind und Spitzweg, nur stärker als die beiden seine Vorliebe für altertümelnde Form bekundend und hat, wie manchen andern Schüler, auch Hengeler zunächst in diesem Sinne beeinflußt. Aber schon nach ein paar Jahren fand letzterer seinen eigenen Weg; einundzwanzigjährig trug er seine ersten Zeichnungen in die Redaktion der „Fliegenden Blätter", wo er freudig aufgenommen wurde und bald zu den beliebtesten Kräften des ganzen Unternehmens zählte. Seine Versuche, bei der „ernsthaften Illustration" unterzukommen, waren nicht mit dem gleichen Erfolg gesegnet. Ihm lag der Humor zu sehr im Blute, und die Gestalten, die er aufs Papier brachte, entbehrten aller strengen Würde. Ergötzlich ist es, Hengeler erzählen zu hören, wie er seinerzeit für ein illustriertes Blatt seiner Heimat das Leichenbegängnis des unglücklichen Königs Ludwig II. zeichnen sollte. Mit aller Begeisterung ging er an seine Arbeit, bestrebt das denkbar Ergreifendste zu liefern, sandte die Zeichnung ab und harrte nun erwartungsvoll der Lobsprüche der Redaktion und des Honorars. Aber welche Enttäuschung! Statt alles dessen kam das Blatt wieder zurück mit brieflichen Ausdrücken des Erstaunens, wie der junge Künstler diesen düsteren Gegenstand mit so viel — Humor habe behandeln können! Und als Hengeler, der inzwischen an die Akademie über- und in die Naturklasse des Professors J. L. Raab eingetreten war, diesem sein Opus zeigte, geriet der nicht wenig in komisches Entsetzen: „Sind *das* Minister? Sind *das* Hatschiere?" — und er konnte sich nicht genug tun in der Verwunderung über die kuriosen und frevelhaften Männlein Hengelers, die gewichtige Staatsstützen, wie Minister und Hatschiere, so respektlos wiedergaben. Wenn es nun auch mit dem Ernst zunächst nicht viel war bei unserem Künstler, mit dem Humor ging es um so besser. Eine feine Heiterkeit ist auch die Signatur des Malers Hengeler geblieben, sie ist eben das vornehmste Element seines Wesens: er sieht alle Dinge von der frohen und anmutigen Seite an, oder er sieht sie *nicht* an — wenigstens malt er sie nicht, wenn sie ihm eine solche Lichtseite nicht zeigen. Bloß in einem einzigen Totentanzbild „Der Lebensabend" hat er dem düstersten Ernst der Romantik seinen Tribut gezollt. Bei

Der Jäger in der Höll'. Zeichnung aus den „Fliegenden Blättern".

dieſer ſonnigen Weltanſchauung wird er wohl auch bleiben in ſeiner ferneren, durchaus noch nicht abgeſchloſſenen Entwicklung. Man ſieht in allem, was er macht, ein frohes Herz und ſieht es auch, wo es ſich um ein Bildnis oder eine Landſchaft handelt. Man kann es ſogar ganz deutlich verfolgen, wie er in ſeiner maleriſchen Technik nach einer immer heller, luſtiger und freudiger werdenden Ausdrucksweiſe ringt, wie ſeine Malerei, die ihrem Frohſinn erſt immer in der Form und in ſtarken, friſchen Farben genug tat, immer tiefer eindringt in die zauberiſchen Schönheiten des Lichtes. Hengelers Bilder von 1905 ſind ſchon um ein gutes heller, toniger und im modernen Sinne farbiger, als die vom Jahre 1904, und die von 1906 werden ſich vielleicht auf dieſem Wege noch weiter fortgeſchritten zeigen. Alles das wird bei ihm nicht ohne Kampf und Mühen. Das heißt, es widerſtrebt ſeiner Natur, eine neue Ausdrucksweiſe ſich einfach mathematiſch auszuklügeln oder ſie gar von anderen, von einer Tagesſtrömung fertig herüberzunehmen. Er kann herzhaft über ſeine älteren, dunkleren Bilder „ſchimpfen“, deren ſatte, transparente Tiefen, deren altmeiſterliche Farbenſkala und Stimmung gewiß unter lokalem Münchener Einfluß entſtanden waren. Aber er iſt zu ehrlich, das einfach wegzuwerfen und durch etwas Neues das zu erſetzen, was er ſich doch auch organiſch und allmählich angeeignet hatte; er will auch das Neue natürlich ſich entwickeln und aus ſeinem innerſten Empfinden heraus entſtehen laſſen. Er muß und will ſich auch eine Malweiſe bilden, die ſich für ſein Stoffgebiet, ſeine ſtiliſtiſchen Neigungen, ſeine romantiſch-dichteriſche Art und ſeine Formate eignet. Die letzteren wird er wohl nie ins Ungemeſſene ſteigern, wenn ſie ſich auch ſeit ſechs Jahren ſtetig vergrößert haben. Sein früheſtes Bildchen, deſſen wir uns entſinnen, hatte genau den Umfang einer ſchwediſchen Streichholzſchachtel. Der Blumenmann von 1905, den wir hier (Einſchaltbild zwiſch. Seite 248 und 249) wiedergeben, iſt ſchon eine ganz ſtattliche Tafel. Übrigens iſt Hengelers Ringen um erweiterte Ausdrucksmittel zum guten Teile auch ein Kampf mit der Temperatechnik, die er im Bilde faſt ausſchließlich anwendet. Die Temperamalerei iſt ein überaus wandlungsfähiges, an Überraſchungen und Launen reiches Verfahren, das unglaublich viele Möglichkeiten zuläßt. Man weiß wie intenſiv, faſt wiſſenſchaftlich, Böcklin ſich mit ihr beſchäftigt hat.

Vignette aus dem „Hengeler-Album“, Verlag von Braun & Schneider in München.

Die Malerei hat ſich den Werbungen Hengelers, der heute doch gerade ſeines techniſchen Geſchickes wegen bewundert und beneidet wird, urſprünglich durchaus nicht ſo willig, ſondern nach recht ſprödem Widerſtand ergeben. Als er auf der Akademie 1887 aus der Raabſchule in die Malklaſſe von Wilhelm von Diez übergetreten war, hatte er nicht gleich glänzende Erfolge. Ein ſchönes zeichneriſches Können brachte er wohl mit, aber mit der Farbe war Meiſter Diez nicht immer zufrieden. Deſſen nichts weniger als einfache, auf dem Studium der Holländer und einer bis zum höchſten Raffinement durchgebildeten eigenen Technik beruhende Art mußte gerade einem Schüler Schwierigkeiten machen, der aus eigenem Erlebnis werden wollte, was er ward. Zu jenen blendenden Mittelmäßigkeiten, die dem Meiſter immer im Handumdrehen ſeine Palettengeheimniſſe abſehen und dann ihr Lebtag nicht wieder zu ſich ſelbſt zurückfinden, gehörte er zu ſeinem Glücke nicht. So fand er zunächſt keinen endgültigen Anſchluß an die Malerei und verließ nach zwei Jahren die Akademie, um ausſchließlich als Zeichner zu wirken. Er gab wohl ſeine Maloerſuche nicht auf, nach außen aber kannte man ihn bis zum Jahre 1899 faſt nur aus den „Fliegenden“; von dieſer Seite kannte man ihn freilich ſehr gut. Hin und

Frühlingstag. Gemälde.

wieder gelangte eine farbige Kleinigkeit, eine romantische Tierfabel, wie er solche wohl in der Diezschule schon mit dem Pinsel darzustellen versucht hatte, in die Öffentlichkeit. So einmal ein winziges Bildchen „Süße Last", eine Hummel, die Honig nach Hause trägt — nicht viel über Lebensgröße! Das Ding war schon koloristisch recht pikant und nun wuchs die malerische Geschicklichkeit Hengelers in überraschendem Tempo. Er war der Münchener Sezession beigetreten, und in ihren Ausstellungen fand er seine ersten großen Erfolge, obwohl er alles eher als ein Ausstellungsmaler ist. Seine Kunst verlangt eine Intimität des Raumes, wie sie eine große Bilderschau nur selten bieten kann, oder wenigstens selten zu bieten sich Mühe gibt. Man erstaunte nicht wenig, als 1901 in einer Sezessionsausstellung der Humorist Hengeler mit einer „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" auftrat, die voll der innigsten Poesie und keuschesten Andacht war. In einem Frühlingswald — es ist ein deutscher Wald auf den ersten Blick —

kauert im Grase unter Blumen ein Madonnchen mit dem Knaben auf dem Schoß, und Sankt Joseph kniet daneben mit gefalteten Händen und schaut das holde Wunder an. Alle biblischen Zutaten fehlen, das Ganze ist „ganz außer Raum und Zeit", wie unsere Alten so gerne ihre religiösen Bilder gemalt haben, wie auch Uhde seinen Gang nach Bethlehem, seine Flucht nach Ägypten oder seine heilige Nacht darstellt. Aber während bei Uhde ein feierlicher Ernst, ein eher melancholischer Zug vorherrscht, dringt bei Hengeler die warme Naturfreudigkeit, die sonnige Heiterkeit des Wesens durch, die ihm immer eignet. Was um die heilige Drei hier webt und klingt, ist ein Frühlingslied, und die Andacht, die der Maler an sein Bild wendet, galt den jungen Birken, die als Zeugen das fromme Idyll umstehen, sozusagen nicht minder, als der Madonnenfigur selbst. Bei gar vielen seiner Bilder ist es zu verfolgen, wie er in dieser Weise an das Ganze mit gleicher Liebe geht, an die Figuren, die Landschaft im großen und die Blumen im einzelnen. Die letzteren liebt er ganz besonders, und ein Hengeler ohne Blumen wird einmal eine kunstgeschichtliche Rarität sein. Unter sechsundzwanzig Bildern, die dem Schreiber dieser Zeilen grad jetzt in der Nachbildung vorliegen, ist nur eins, auf dem keine Spur von Blumen zu entdecken ist: der Weihnachtsmann, der in der Winternacht durch den Wald geht. Da blühen freilich keine Blumen, aber bunte Äpfel und Süßigkeiten, die der Gute mit sich führt, bieten Ersatz. Blumen in Fülle sonst allenthalben, Blumen in Wiesen, ganze Gärten voll Blumen, ganze Landschaften buntgesprenkelt voll Blumen, Männer, die Lasten von Blumen tragen, Kinder und Frauen mit Blumenkörben! Und selbst dem hirschgeweihgekrönten Faun, den auf einem

Ausflug. Gemälde.

Madonna. Gemälde.

Bilde von 1904 sein übermütiges Nymphlein am Narrenseil führt, hat unser neuer Blumen-Breughel einen Feldblumengürtel umgetan. Diese Vorliebe für alles, was blüht, hat bei Hengeler weder etwas Süßliches — denn er liebt frische und herbe Farbenklänge dabei — noch macht sie die Reihe seiner Bilder monoton — denn sie gestattet die mannigfachsten koloristischen Variationen. Immer aber kommt eine frohe Note ins Ganze, die charakteristische Note von Hengelers Kunst. Er ist der Maler des Frühlings überhaupt, und wo dieser nicht unmittelbar im Bilde webt und blüht, ist er meist wenigstens durch menschlichen Frühling vertreten, durch Kinder und schöne Frauen. Oft aber kommt alles zusammen, der Frühling in der Natur, wie der in den Herzen der Leute auf den Bildern und der im Herzen des Malers selbst. Eins von Hengelers Lieblingsmotiven ist bei solcher Lenzstimmung ein Ausblick von der Höhe in weitgespannte Niederungen mit Seen und Flüssen, Hügeln und Wäldern. Im Vordergrunde bringt er da mit Vorliebe glückliche und bewundernde Menschen an, aus deren Empfinden heraus die frohe, sonnige Welt zu ihren Füßen gesehen ist, ein Liebespaar, das über dem Schauen das Kosen vergessen hat, oder etwa einen behaglichen Schwärmer, der auf dem Waldhorn der Natur sein Ständchen bringt. Diese Blicke von den

Bildnis. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler.

Im Bade. Gemälde.

Höhen in weites Land, wie sie für unser bayerisches Alpenland so kennzeichnend sind — auch der geistesverwandte Toni Stadler in München hat eine große Vorliebe dafür — weiß Hengeler mit besonderem Geschick, leicht, einfach und doch mit liebevoller Treue wiederzugeben. Er ist überhaupt durchaus nicht nur im Nebenamte Landschafter. Seine sommerliche Arbeit besteht zum guten Teile im Malen von landschaftlichen Studien, und es ist nicht wenig fesselnd, zu verfolgen, wie flott, schnell und impressionistisch kühn er als Studienmaler seine Eindrücke fixiert. Eine Reihe köstlich frischer Pleinair-Studien Hengelers hat gerade um dieses gesunden Impressionismus wegen ihren Reiz. Daß er jenen im Bilde nicht mehr walten läßt, sondern das flüchtig Erschaute da verarbeitet, in seinen Stil übersetzt, hängt mit seiner ganzen Kunstanschauung zusammen. Die leidenschaftlichen Dogmatiker der allein selig machenden Augenblicksmalerei spotten ihrer selbst und wissen nicht wie, wenn sie einem Künstler das Recht zu solcher Meinung bestreiten und dann noch von — künstlerischer Freiheit sprechen. Ihre Liebe hat Hengeler übrigens nie erobern können, und es darf konstatiert werden, daß er dies Mißgeschick mit soviel guter Laune trägt, als man nur von ihm erwarten kann.

Eins der lieblichsten von seinen oben beschriebenen Frühlingsbildern ist in diesem Jahre entstanden — in seiner durchleuchteten Heiterkeit ist es auch eins der besten Stücke

Weihnachtsmann. Gemälde.

von Hengelers Malerei. Grad über von diesen Zeilen ist es in der Abbildung wiedergegeben. Ueber der unendlich schlichten Landschaft mit ihren Birken und Pappeln und ihrem schmalen Wässerchen liegt ein Glanz und Zauber ohnegleichen, eine sonnige Wärme des Lichtes, die tiefste Poesie ist. Besonders schön ist der Himmel; er ist mit einem dünnen Flor zart rosig angehauchter Wolken bedeckt, durch die man ein lichtes Blau mehr durchahnt, als durchsieht. Daneben steht das helle Grün der Landschaft sehr diskret, zurückhaltend, möchte man sagen. Es ist keine jauchzende Frühlingswonne, die da gemalt ist, sondern ein inniges Fühlen, ein Durchtränktsein von Schauern des Werdens. Still in ihre Gedanken versunken sitzt die junge Kranzwinderin inmitten dieser verhaltenen Pracht. Mit lauteren Tönen klingt das Lob des Lenzes in dem Bilde „Frühlingstag“ (Abb. S. 254), mit den zwei kindlichen Putten, die am Wiesenquell ihre Blumenlast sammeln und ein frisches Allegro bedeutet das andere (Abb. S. 249), auf dem die drolligen Engelsbuben ihre Schätze von Primeln und Weidenkätzchen einem halb enthüllten Weibe, der rührenden Verkörperung junger Mutterschaft, zutragen. Ein spezieller Liebling Hengelers ist der Blumenmann, den er schon in mancherlei Auffassung gemalt hat. Immer ist es ein halb realistisch gesehener, halb märchenhafter Gesell in altertümlichem Gewande, der schwer mit Blumen bepackt, einherschreitet. Er ist nicht

der nächste beste, der die Blüten draußen abrupft, um sie in der Stadt zu verkaufen, sondern eine Erscheinung, die ihr poetisches Geheimnis um sich hat, die jeden Augenblick bereit ist, seltsame Kunst und Wissenschaft uns zu enthüllen, die ihre Beziehungen zur Geisterwelt hat, wie nur einer. Vielleicht ist der Blumenmann nichts weiter, als der verkappte Frühling selbst. Der, den unser Einschaltbild wiedergibt, sieht jung und liebenswürdig genug dazu aus; das Farbenbukett des Bildes ist ganz besonders fein: Zu dem blauen Rock des Männleins kontrastieren die Sträuße aus allerlei Primeln und anderen gelben Blüten aufs angenehmste, und diese selbst werden wieder in ihrer Wirkung gehoben durch das tiefe Lasursteinblau etlicher dazwischen gesteckter Gentianen. Die Einfachheit dieser farbigen Harmonie ist wohl bezeichnend für den Weg, den Hengeler jetzt mit seiner Malerei einschlägt. Aus dem alten romantischen Land, in dem er sich so sehr zu Hause fühlt, wird ihn höchst wahrscheinlich auch dieser Weg nicht herausführen, aber neue Gebiete in diesem schönen und, ach, so weiten Lande wird er ihm erschließen. Ein romantischer Ton klingt auf seinen Bildern immer; er hat einen Eierhändler in alter Tracht gemalt, der hinter seinem Markttisch sitzt — und es ist eine Märchenfigur geworden, trotz kernigsten Realismus der Darstellung und trotzdem jede zauberische Zutat und Anspielung fehlt. Er hat einen Mann im Gewande des XVII. Jahrhunderts gemalt, der am Wegrain sitzt und andächtig

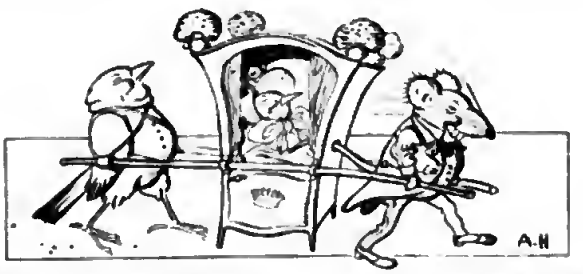
Frühling. Gemälde.

Bildnis. Gemälde.

die Schnabelflöte bläst — und der Musikant ist auch wieder aus dem Märchenlande! Auch seine Porträts verklärt eine feine Romantik, und sie liegt durchaus nicht darin allein, daß er das moderne Kostüm meidet, sie liegt in jedem einzelnen Klang, den er anschlägt. So entstand im Vorjahre das Bildnis einer sitzenden jungen Dame im Interieur, in matter Tempera ausgeführt, fast ängstlich bescheiden in der Haltung — es wird keiner das liebliche Frauenbild ansehen, ohne sich über das Original seine Gedanken zu spinnen, Gedanken, die nach lyrisch-romantischer Richtung gehen. Man kann sich etwa vorstellen, daß die schöne Margarete von Säkkingen dem Künstler Modell gesessen hätte. So ähnlich ist es mit seinen Kinderbildnissen. Er steckt sein Vorbild gern in die steifen Prunkgewänder und Reifröcke der Velasquezzeit, gibt ihm einen Korb Rosen oder eine andere Blumengabe in die Hand und weiß die zarte Frische des Kindergesichtes dann gerade durch den Gegensatz zu der schweren Grandezza der historischen Tracht doppelt reizend erscheinen zu lassen. Daß ihm das richtige, unverfälschte Märchen vortrefflich „liegt", ist kein Wunder. Da schilderte er (Abb. S. 257) eine Märchenprinzessin, die, zum Baden entschleiert, mit einem Vöglein spielt; ein andermal läßt er sie, mit nichts als den Attributen ihrer Prinzessinnenwürde bekleidet, in einen Bach steigen, um zu baden, während die gestrenge Oberhofmeisterin als Schildwache und Paravent dient. In einem seiner besterfundenen Bilder hat er das Märchen vom Riesenspielzeug gemalt. Und dann wieder, mehrfach im winterlichen Wald, den heiligen Nikolaus, oder Pelzmärtel, oder Weihnachtsmann, wie man ihn heißen will, dem, stolz auf diese Würde, ein weißer Hirsch Gaben tragend zur Seite schreitet. Ruft er die Fabelgestalten der Antike auf, was übrigens nicht oft geschieht, so sind sie immer gemütvoll drollig aufgefaßt, nie kühl und klassisch. Über einen feisten Faun, der mit einer lustigen Nymphe musiziert, muß man herzhaft lachen, denn er hat wahrhaftig nichts Dämonisches an sich und eine gediegene, nordische Glatze schmückt sein Haupt. Hengelers liebste Märchengestalten sind Putten — immer geflügelt! Er stellt sie als Gärtner dar, emsig in einem barocken Gärtlein, zwischen bunten Beeten hantierend, musi-

zierend mit Blumen und Tieren; er läßt auf dem Bilde „Der Spaziergang“ ein paar allerliebste Bengel hinter einem lustwandelnden Liebespaar mit Musik marschieren, kurz sie dienen ihm dazu, seine frohe Stimmung nach allen Richtungen zu betonen. Ein paar höchst ergötzliche Schildereien zeigen Susanna im Bade. Auf der einen Tafel sieht man die keusche Dame am Rande eines Gartenbassins, ersichtlich erquickt von dem kühlen Wässerchen, in das sie eben steigt. Im Hintergrunde lauern die zwei schlechten Kerle heran, die sie belauschen wollen, groteske Gestalten, wie sie uns, mit Kaftan und Schmachtlocken geziert, der Osten noch täglich ins Land schickt. Das zweite Susannabild zeigt seine Heldin als feiste, komische Dame in höheren Semestern, wie sie verschämt ein gelbes Tuch um sich zieht — die beiden Herren sind ihr schon recht nahe auf den Leib gerückt. Bilder Hengelers aus dieser Phase haben stets solchen eigenartig leuchtenden Emailglanz, welcher der betreffenden Tafel einen, von der Darstellung ganz unabhängigen Reiz leiht. Dieser „Reiz der Tafel“, die materielle Schönheit der bemalten Fläche an sich, war ein wesentlicher Programmpunkt der Lenbachschen Kunstideen, und Adolf Hengeler, einer der Getreuen und Intimen des heimgegangenen Meisters, hat naturgemäß auch im Banne dieser Ideen gestanden. Er arbeitet sich, wie wir gesehen haben, zurzeit mit zielbewußter Anstrengung aus solchen Einflüssen heraus und bevorzugt immer mehr den feintrockenen Ton, die große Helligkeit der ungefirnißten Tempera, eine Technik, die ihn vor einem oberflächlichen Spielen mit den bestechenden Effekten, den mehr „kunstgewerblichen“ Ausdrucksmitteln jener „Reize der Tafel“ bewahrt. Die Wärme, Tiefe und Liebenswürdigkeit seiner Kunst wird auch durch solche Wandlung nicht beeinträchtigt, diese Eigenschaften haben ja ihre Wurzeln in seinem innersten Wesen.

Adolf Hengeler ist ein typischer, unverfälschter Vertreter dessen, was Münchener Kunst heißen darf und was seinen Wert behalten wird trotz aller superklugen Kunstbücher und gelegentlicher feuilletonistischer Kreuzzüge. Die Kunst ist heiter im Grunde ihres Wesens, sie ist keine Arithmetik und keine philosophische Disziplin, sie verträgt kein Dogma. Und gerade weil diese künstlerische Heiterkeit in München unverwüstlich weiter blüht trotz aller Wandlungen der Tagesmode und sich offenbart in allem, was künstlerischen Geist verlangt, in der Arbeit, wie in Festen und im Werden eines Zeitstils, weil diese künstlerische Heiterkeit sich hier in allen erdenklichen Formen manifestiert, hat es mit dem berufenen Niedergang der alten Kunststadt noch gute Wege!



Vignette aus dem „Hengeler-Album“. Verlag von Braun & Schneider in München.

Pfingstkönig.

Pfingstkönig reitet durch das Land
Auf lenzeliche Weise,
Er hat das Zepter in der Hand,
Sein Rößlein schreitet leise,

Kopf auf, Kopf ab durch weichen Glanz
Verwehter Blütenflocken.
Dem König hängt der Maienkranz
In seinen lichten Locken.

Das Mädel, das am Wege ging,
Wie wird es stolz und eitel!
Pfingstkönig wirft dem blonden Ding
Den Brautkranz um den Scheitel.

Ein Glanz in seinen Augen steht,
Den wunderklaren, feuchten,
Ein Liebeslied, das wogt und weht,
Ein süßes, süßes Leuchten.

W. Sacken.

Nord und Süd in Frankreich.

Von Dr. Albert Counſon.

„En France tout le monde est un peu de Tarascon“, ſagte Daudet, als er die berühmte Figur des ſüdfranzöſiſchen Prahlers ſchuf. Und gerade in unſeren Tagen ſcheint dieſes Wort angeſichts des Emporkommens ſüdfranzöſiſcher Politiker in die leitenden Ämter zu Paris eine neue Bedeutung angenommen zu haben, die der Verfaſſer „Tartarins“ nicht ahnte, als er dieſe Worte ſchrieb. Wenn man überlegt, daß Loubet in Montélimar als Bauernſohn aufwuchs, daß Rouvier in Aix geboren iſt und in Marſeille Buchhalter war, daß Doumer, aus Aurillac ſtammend, von einem Arbeiter ſich emporſchwang bis zum Kammerpräſidenten und Präſidentſchaftskandidaten, daß der wirkliche Führer der franzöſiſchen Politik, der Gascogner Jaurès, in Caſtres geboren wurde und in Albi am Tarn Philoſophie lehrte, daß endlich Fallières ſelbſt noch heute in Mezin in der Gascogne ſeine Weinberge zu beſorgen pflegt, dann könnte es ſo ſcheinen, als ob ſich in Frankreich mit dem Fortſchritt des heutigen Syſtems eine Vorherrſchaft des provinziellen Südens anbahne, ſich eine Revanche des galloromaniſchen Stammes über die nördlichen Eindringlinge vollziehe. Hiſtoriker wie Auguſtin Thierry haben bekanntlich in der neueren franzöſiſchen Geſchichte und ſpeziell in der franzöſiſchen Revolution dieſe Entwicklung zu erblicken geglaubt. Und heute, wo man Fallières zum erſten Statiſten der Republik erwählte, hat man dieſe phantaſtiſche Geſchichtskonſtruktion erneuert. Es iſt von „intelligence départementale“ die Rede geweſen. Daß beſonders das Operieren mit ſolchen Begriffen in Deutſchland nicht ſelten iſt, rührt zum Teil daher, daß man hier begreiflicherweiſe geneigt iſt, die deutſchen Unterſchiede von Nord und Süd in franzöſiſche Verhältniſſe hineinzutragen.

Politiſcher Partikulariſmus der Südländer exiſtiert jedoch nicht in Frankreich; und es iſt infolge der franzöſiſchen Zentraliſation für das öffentliche Leben ohne Belang, ob ein Félix Faure als Geſchäftsmann in Le Havre gelebt hatte und den nordiſchen Typus vertritt, oder ob Jules Favre ſein Plaidieren bei den Lyoneſen gelernt hat. Irgendeine beſtimmte Gegend, etwa der Süden und ſeine Bewohner, macht nicht die Politik, ſondern die Politik macht, und das iſt gerade bei Fallières und Doumer charakteriſtiſch, dieſe Leute. Nicht regionaliſtiſche Strömungen und geographiſche Verſchiebungen des politiſchen Schwergewichtes kann uns die Gegenwart lehren, ſondern, wie im demokratiſchen Frankreich am raſcheſten gerade das ſüdfranzöſiſche Pathos und die Biegſamkeit und Beredtſamkeit des Advokaten nach oben befördert, oder wie noch heute, nach einem berühmten Worte von Thiers, der Journalismus zu allem führt, wenn man es nur verſteht ihn im richtigen Moment von ſich abzuſchütteln.

Wenn man daher ſehr richtig den Süden das Land des heißblütigen Enthuſiasmus, den Norden das der kalten Vernunft zu nennen pflegt, ſo gilt dieſe Definition nur bis zu einem gewiſſen Punkte. Der Provençale oder Gascogner wird heute, ſobald ſeine Veranlagung ihn in Paris hat etwas werden laſſen, ſobald er Pariſer Luft geatmet hat, in die allgemeine Zentraliſation und Verflachung einlenken. Ein Loubet iſt Pariſer, nicht mehr Südländer. Das Wort von Marcel Prévoſt: „Ich bin in Paris geboren, wie die meiſten Meridionalen“, iſt nicht bloß ſcherzhaft zu nehmen.

Aber trotz der Eiſenbahnen, die alle in Paris münden, trotz des Verkehrs, der Paris zum Gehirn und zum Herzen Frankreichs gemacht hat, trotz der Übermacht, mit der die Schriftſprache die Mundarten unterdrückt, trotz des Schulzwangs und der allgemeinen Wehrpflicht, trotz der Tatſache, daß die ſüdliche Renommierwut im Grunde auch dem Nordfranzoſen anhaftet, läßt ſich ein tiefer ethnographiſcher, moraliſcher und intellektueller Unterſchied zwiſchen Nord und Süd nicht verkennen. Er ſieht nur vielleicht

etwas anders aus, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt.

Wer hätte nicht durch die Schilderungen eines Daudet, auf einer Vergnügungsreiſe zur Riviera, oder in den Gaſſen von Paris den kleinen, vierſchrötigen Typus des Provençalen kennen gelernt, mit dem gelbbraunen Teint und den dunklen Augen, in deſſen ſonorer Ausſprache das ſtumme franzöſiſche e ſo ſtark, und die Naſale ſo unrein hervortreten, der in endloſem heftigem Redeſchwall über alles mögliche ſpricht, oft ohne Gedanken dabei auszudrücken, der ſich für gutes Eſſen und guten Wein begeiſtert, mit Inbrunſt Feſte feiert und in der Liebe aufgeht? Was allein dem zugrunde liegt, was Daudet in ſeinem Tartarin aus der brennenden Sonnenglut erklärt, das iſt ein ſtändiges Überfließen, die Glut und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, eine ewige Exaltation. Das ſchöne Feuer iſt leider nur zu oft ein Strohfeuer; die Drohung: „Le Midi bouge“ ſchreckt heute niemand mehr. In gewiſſen Stadien der franzöſiſchen Geſchichte, wenn man ſich in einer Kriſis befand oder wenn man neuen Elan nötig hatte, etwas Sonnenhitze um die Menge zu entzünden, einen Draufgänger, dann ſah man aus dem bearniſchen, provenzaliſchen, korſiſchen oder italieniſchen Süden einen Abenteurer hervorkommen, der mit einem Male das ganze Land in ſeinen Bann zwang. Wenn man Katharina von Medici, oder den Bearner Heinrich IV. mit ſeinen Gaſcognern, oder auch den Italiener Mazarin beiſeite läßt: hat nicht Mirabeau Riquetti die Revolution durch ſeinen ſüdlichen Schwung zum Sturm gegen das ancien régime geführt? Und lieferte nicht gleichzeitig die Gironde den Grundſtock für eine idealiſtiſche Revolutionspartei? Bald reißt der Korſe Buonaparte, toskaniſcher Abkunft, Frankreich und Europa auf ſeinem ſchwindelnden Laufe mit, und ſtets „comediante tragediante“, geſellt er zur ſüdlichen Einbildungskraft die Spekulation eines Machiavelli. Und wenn auch der Marſeiller Thiers faſt nichts Marſeilliſches oder Lyriſches hat, ſo hat doch Lamartine aus Mâcon nach ſeiner Rückkehr aus Italien und dem Orient während dreier Revolutionsmonate verſucht, die Fiktion der Demokratie und die Diktatur des Wortes zu verwirklichen. Er wurde bald von Louis Napoléon Bonaparte, der der Schule der italieniſchen carbonari entſtammte, abgelöſt. Und als dann die Beſtrebungen der dritten Republik ſich in der Perſon eines Volkstribuns verkörpern, da iſt dies der Radaumacher Gambetta aus Cahors, der ſüdlich-genueſiſchem Blute entſproß.

So hat der Süden im Laufe der letzten hundertzwanzig Jahre gar oft den Mann der Situation geliefert; man kann ſogar bei ſeinen Sendlingen die Aufeinanderfolge der einzelnen Geſellſchaftsſchichten auf der politiſchen Bühne verfolgen. Der Ariſtokrat Mirabeau erſcheint als letztes Produkt des ausſterbenden ancien régime, Gambetta als Sproß einer begüterten Kaufmannsfamilie zur Zeit der bürgerlichen, plutokratiſchen Republik. Heute, wo der Adel und die „nouvelles couches“ der Bourgeoiſie dem vierten Stand gewichen ſind, wo, wie Fallières ſelbſt ſagt, das Elyſée zur Hochburg der Demokratie geworden iſt, wo die ſtädtiſche Dekadenz aufgehalten zu werden ſcheint durch geſunderen Zuzug vom flachen Lande her, erſcheinen die Bauernſöhne der Provence oder Gaſcogne, wie überhaupt des ganzen franzöſiſchen Gebietes als die erſten Vertreter des Staates und als die Führer der Politik. Unſere Städte, ſagt der Lothringer André Theuriet ſehr richtig in ſeinem Gedicht über die Landleute, ſind voll

... De fils de vignerons et de fils de fermiers:
Ils sont partout en nombre et partout les premiers.

Umgekehrt haben die Söhne des Nordens allezeit gezeigt, wie kühle Vernunft, geſunder praktiſcher Sinn und realiſtiſche Lebensauffaſſung, Schlauheit im Intrigenſpinnen und Prozeßführen, ausgeſprochenes Organiſationstalent und Neigung zur induſtriellen Wirkſamkeit — lauter Eigenſchaften, die ihrer Gegend eigentümlich ſind — dem wirtſchaftlichen und intellektuellen Leben Frankreichs einen mächtigen Rückhalt gaben.

Man hat noch zu wenig die Einwirkung dieſes Faktors auf die Entwicklung Frankreichs erkannt, zu wenig beachtet, wie gerade die Männer aus dem Norden in Philoſophie und Wiſſenſchaften, in Literatur und Politik das nüchterne, logiſche Raiſonnement eingeführt haben. Der ſtrengſte und logiſchſte, und deswegen intoleranteſte Theoretiker der Reformation, Calvin, kam aus Noyon in der Picardie, die auch der Revolution ihren konſequenteſten Logiker, Robespierre, gab.

Digitized by Google

Die Normandie, die „terre de sapience“, wo keine Reben in der Sonnenglut reifen, hat der französischen Literatur den unlyrischsten Lyriker aller Zeiten, Malherbe, den Dramatiker der Vernunft und der Politik, Corneille, den Vulgarisator Fontenelle, den Begründer der realistischen Beobachtung im Roman, Gustave Flaubert, geliefert. Taine, der erste Schriftsteller des Determinismus, stammte aus den Ardennen, die schon 1833 Michelet in seiner „Histoire de France“ das Land der ernsten kritischen Köpfe in richtiger Vorahnung genannt hatte.

Allein es wäre nicht möglich aus dieser Zwiespältigkeit der Veranlagung von Nord und Süd, die jedem aufmerksamen Beobachter in den Spalten der neueren französischen Kulturgeschichte begegnet, alle Erscheinungen darin zu erklären. Es sind zu diesen beiden wichtigsten Strömungen noch andere getreten. Welch gewaltige Kluft trennte im Grunde die westfranzösischen Landschaften, etwa die Touraine, aus der Frankreichs größter Denker Descartes kam, von dem Osten, wo Besançon den großen Victor Hugo seinen Sohn nennt! Und wie ganz besonderer Art ist wiederum die keltische, mystisch-träumerische Bretagne, der Chateaubriand und Renan angehörten!

Und über allen diesen regionalen Elementen erhebt sich endlich die Landschaft der Ile-de-France, seit dem Mittelalter der Sitz des großstädtischen Esprit, die Stadt Molières und Voltaires: Paris.

Vor allen anderen Städten Frankreichs und Europas besitzt es den Vorzug lange Jahrhunderte hindurch der Sitz der Monarchie oder der Zentralgewalt gewesen zu sein. Nach Paris strömten die vorzüglichsten und anpassungsfähigsten unter den Bewohnern der Provinzen, die die Könige nach und nach mit ihrer Krone vereint hatten, von der Normandie und der Provence bis zum Elsaß und Savoyen. Nach Paris blicken seit jeher alle ehrgeizigen Beamten, alle Leute von Talent, jeder, den sein Geschmack zur eleganten Gesellschaft führt. Alle Welt wollte jene raffinierte Kultur, die sich im Bereich des Hofes herausbildete, nachahmen, und jedes Städtlein, wäre es auch noch so klein, hat schon einmal versucht ein Miniaturparis zu werden oder wenigstens jeden provinziellen Anstrich zu vermeiden und zu verwischen. „La province“ ist beinahe zum Schimpfwort geworden; so sehr hat Paris es verstanden, das berühmte Wort anzuwenden und zu verbreiten: ... Et nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Wie man schon seit langem bemerkt hat, genügt es in dieser Hinsicht die Kleinstädter von Kotzebue und die „Petite Ville“ von Picard miteinander zu vergleichen, um den Unterschied zwischen einem Lande, in dem die Kultur in einer Masse kleiner Zentren gepflegt und gefördert wird, und einem anderen, in dem die Residenz alles Leben, alles Licht und alles Denken zu sich herangezogen hat, voll zu begreifen. Königsstadt, Kaiserstadt, oder republikanische Hauptstadt, stets ist Paris, welches auch immer das Schicksal des Landes war, an Bevölkerungszahl, und mit ihm die zentripetale Kraft, gewachsen. Indem die Revolution die letzten Provinzschranken einriß, Frankreich im Namen der Gleichheit nivellierte, bereitete sie den Weg zur Zentralisierung, und der Traum Napoleons, der Paris zum Zentrum der Welt, zu einer Zweimillionenstadt erheben wollte, ist trotz so vielen Niederlagen und Krisen im XIX. Jahrhundert bis zu einem gewissen Grade verwirklicht worden. Die Entvölkerung sogar, die der „grande nation“ droht, macht sich in der Kapitale keineswegs in dem Maße bemerkbar, wie in den Provinzen, da diese unaufhörlich neuen Zuzug senden. Und jeder neue Ankömmling eignet sich schnell den Ton, die Sitten, den Geist und die Kultur des Zentrums an; die kalte Vernünftigkeit des Nordens und die überkochende Lebhaftigkeit des Südens vermischen sich in den Salons und in den parlamentarischen Sitzungen zu einer einheitlichen Höflichkeit, zur gleichen Politik. In allen Rängen der großstädtischen Gesellschaft werden Plätze von den Provinzlern belegt, vom auvergnatischen Holzspalter und der arlesischen Kinderfrau, vom normannischen Gerichtsvollzieher und dem bretonischen Priester, vom Redner Numa Roumestan und dem hoffnungsvollen Schriftsteller Petit Chose, endlich von einem Südfranzosen, der sich in die Präsidentenloge setzt.

Digitized by Google

Liebespaar. Gemälde von Prof. Adolf Hengeler.

Digitized by Google

Frühlingsfahrt auf dem Rhein.

(Ungedruckt, aus dem Jahre 1850.)

Es fliegt der Tag mit hellem Flug
Durch Wälder im Morgenstrahle.
Die Winde ziehn mit schnellem Zug
Das segelnde Schiff zu Tale.

Am Kiel ein klingend Wellenspiel,
An Bord Klarinett' und Geigen.
Das Herz, dem das so wohlgefiel,
Hieß allen Kummer schweigen.

Ihr klaren, klingenden Wellen dort,
Ich grüß' euch so in Freuden.
Hätt' ich den Nibelungenhort,
Ich würd' ihn euch vergeuden.

Ich würf' ihn froheren Muts hinein,
Als Hagen ihn einst versenkte,
Behielte den kleinen Ring allein,
Den meine Liebste mir schenkte.

Paul Heyse.

Frühlingsahnung.

Auf dem Rasen fängt der Frühling schon an;
Wie von blitzenden Splittern glitzert die Erde,
Und über die Schollen der Bauersmann
Treibt wie trunken die dampfenden Pferde.

Und schon zittert die Luft danach,
Jubelnd von Lerchen durchschwirrt zu werden,
Und wie im Traume murmelt der Bach:
„Lenz ist erstanden! Frühling auf Erden!"

Nur noch die Bäume stehn schwarz und kahl,
Wie gequälte Märtyrer ringen
Sie die Äste im Morgenstrahl:
„Frühling, wirst Du uns Knospen bringen?"

Hugo Salus.

Digitized by Google

So das heimliche Weinen!

Liebliche Kleine,
Weine nicht,
Tränen kommen noch immer zurecht,
Und zu Deinem roſigen Kindergeſicht,
Zu blanken Augen und braunem Geflecht
Paſſen die heimlichen Tränen ſo ſchlecht.

Und was zagſt Du? Was bangſt Du,
Wos biſt Du voll Trauer,
Wenn ein Stürmlein in Deine Toge weht?
Iſt kurz nur von Dauer,
So wie ein Schouer,
Der über die Blumen im Frühling geht!

Worte nur ... warte,
Der Sturm ſoll erſt kommen,
Der Tag erſt erſcheinen,
Wo dunkle Wetter Dich wilder umwehn!
Dann wird Dir noch manchem erſchütternden Jahr,
Zu welken Wongen und grouem Hoor
So das heimliche Weinen
Schon beſſer ſtehn.

v. Goetzen.

Frühlingsboten.

Die kahlen Bäume werden ſich belauben,
Die kalten Winde wärmern Winden weichen.
Hoch überm Gorten ſchwärmen unſre Touben.
Bringt eine mir ein grünes Frühlingszeichen?

„Papa, ich muß noch für die Schule leſen!“
So ſpringt mein Bübchen mit Hollo ins Hous.
Die Mutter ruft: „Wo biſt denn du geweſen?
Halt! Nicht ins Zimmer! Hans, wie ſiehſt du aus!“

Ich aber loche. Eis und Schnee zerfloſſen;
Durchweicht die Wege. Endlich wird es wohr.
Der kleine Frühlingsbote ſteht verdroſſen,
Und ſchaut auf ſein beſchmutztes Stiefelpaar.

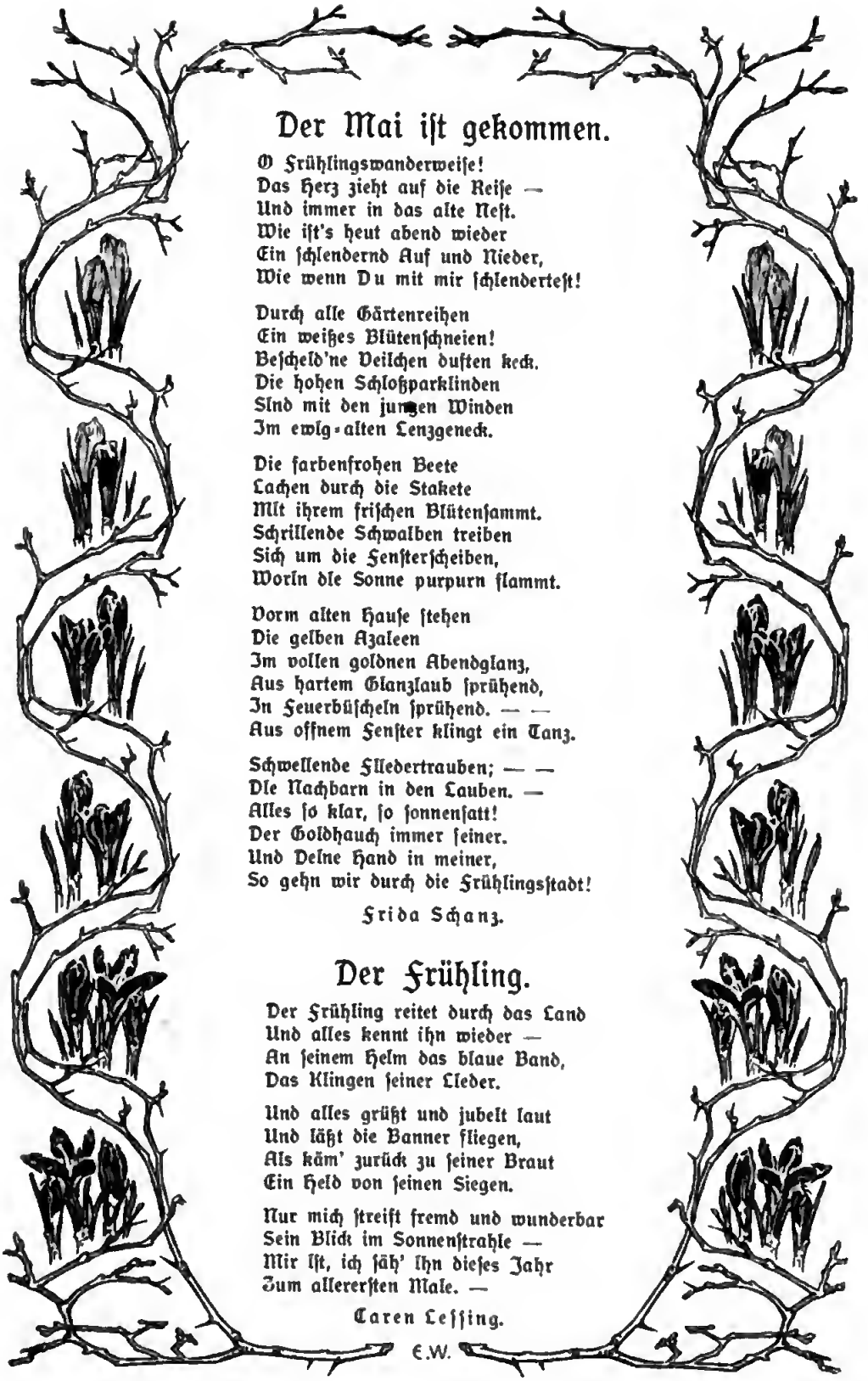
Guſtav Falke.

Lenzesnot.

Wos haſt Du, Frühling, mir geton,
Daß ich mich ſelbſt nicht kenne,
In Blüten ſteh und brenne
Und nur noch Sehnſucht bin und Wohn?
Iſt es der Wind, der flüſternd ſchwebende,
Den mein Herz erhört,
Iſt es die erſte, zörtlich erbebende
Roſe, die mich betört?

Ihr Houch hat mir zerrüttet
Dos ruhige Gemüt —
Wer war's, der den heißen Tropfen geſchüttet
So tief in mein Geblüt?
Mir iſt, ich weiß mich nicht zu loſſen
In Liebesnot und Unoerſtond.
O ihr buntbewimpelten, ſchimmernden Goſſen!
O Du ſchönes, veilchenoerzoubertes Lond ...

Hans Müller (Wien).



Der Mai iſt gekommen.

O Frühlingswanderweiſe!
Das Herz zieht auf die Reiſe —
Und immer in das alte Neſt.
Wie iſt's heut abend wieder
Ein ſchlendernd Auf und Nieder,
Wie wenn Du mit mir ſchlenderteſt!

Durch alle Gärtenreihen
Ein weißes Blütenſchneien!
Beſcheid'ne Veilchen duften keck.
Die hohen Schloßparklinden
Sind mit den jungen Winden
Im ewig-alten Lenzgeneck.

Die farbenfrohen Beete
Lachen durch die Stakete
Mit ihrem friſchen Blütenſammt.
Schrillende Schwalben treiben
Sich um die Fenſterſcheiben,
Worin die Sonne purpurn flammt.

Vorm alten Hauſe ſtehen
Die gelben Azaleen
Im vollen goldnen Abendglanz,
Aus hartem Glanzlaub ſprühend,
In Feuerbüſcheln ſprühend. — —
Aus offnem Fenſter klingt ein Tanz.

Schwellende Fliedertrauben; — —
Die Nachbarn in den Lauben. —
Alles ſo klar, ſo ſonnenſatt!
Der Goldhauch immer feiner.
Und Deine Hand in meiner,
So gehn wir durch die Frühlingsſtadt!

Frida Schanz.

Der Frühling.

Der Frühling reitet durch das Land
Und alles kennt ihn wieder —
An ſeinem Helm das blaue Band,
Das Klingen ſeiner Lieder.

Und alles grüßt und jubelt laut
Und läßt die Banner fliegen,
Als käm' zurück zu ſeiner Braut
Ein Held von ſeinen Siegen.

Nur mich ſtreift fremd und wunderbar
Sein Blick im Sonnenſtrahle —
Mir iſt, ich ſäh' ihn dieſes Jahr
Zum allererſten Male. —

Caren Leſſing.

E.W.

Auszug der Handwerksburſchen.

Singe du, Büblein am Zaune!
Singe du, Büblein, und ſtaune
Den Wolken und dem zornigen Bach
Und uns Wandergeſellen nach.

Wir müſſen weiter, die Welt iſt weit;
Wer weiß, wo uns ein Bett bereit,
Ein Bänklein, Schragen oder Schrein,
Zu liegen, wenn wir müde ſein.

Und wer am Wege bleiben muß,
Dem ſagen wir den Scheidegruß
Und wird mit Raſen zubedeckt
Und wird ein Kreuzlein draufgeſteckt.

Wir ſuchen hier und ſuchen da
Die Straße nach Schlaraffia;
Bleib du daheim, du biſt noch klein,
Singe du, Bübelein!

Hermann Heſſe.

Frühling.

Der Quell, der wieder luſtig rinnt
Aus ſeinem Maasverſtecke;
Die Köpfchen, die ſo raſig ſind
An jeder Weißdornhecke;

Der Falter, der vorüberglitt;
Der Veilchenzug im Graben;
Das Lächeln und der ſchlankre Schritt
Der Mädchen und der Knaben;

Das und was ſonſt noch blüht und zieht
Folgt einer einzigen Regung:
Des Frühlings ewiges Werbelied
Setzt alles in Bewegung.

G. Buſſe-Palma.

Die Schicksalsmappe.

Von Ida Boy-Ed.

Ich hätte einen anderen Beruf haben mögen. Nicht ein fingiertes „Ich“, das in der Tat ein dürres, unjunges, eifriges und unfehlbares Fräulein im ungelüfteten und selten gewechselten Kleid ist, und das ihr karg behaartes Haupt mit der Brille vor den Augen über das zu beschreibende Papier beugt und schreibend tut, als sei sie ein eleganter, alles wagender Lebemann. Auch nicht ein fingiertes „Ich“, das nebenan die Kinder schreien, die Frau zanken hört und den Kohl riecht, der in der Küche aufgewärmt wird, das sich im Jägerhemd wohl fühlt und Kragen und Röllchen abgenommen hat, um Wäsche zu sparen, während der Staub der Haarschuppen auf dem niegebürsteten Rockkragen liegt, und das im Manuskript tut, als sei es eine sehr mondaine Lady mit rasenden Toiletten und zehn herzoglichen Bewerbern. Nein, mein eigenes, ganz einfaches Ich hätte einen anderen Beruf haben mögen.

Ganz gern wäre ich als Briefträger durchs Leben gegangen. Nicht um der Harmonie willen, die hier zwischen dem bildlichen Ausdruck und dem objektiven Tatbestand herrscht. Sondern wirklich an und für sich. Um der Gelegenheit des Schauens willen. Um der Natur willen. Denn selbstredend: Landbriefträger ist gemeint.

Einer, der mit Sturm und Regen, Schnee und Sonne auf Du steht und der für alle Häuser, in die er kommt, keine Type in Uniform ist, sondern eine Persönlichkeit von Wissen und Gewicht. Nur Zeitungen, Geschäftsempfehlungen und Briefe in den blöden, stummen Briefkastenmund in den Etagentüren zu stecken — nein, das ergäbe gar keinen menschlichen Inhalt für den Beruf.

Neulich dachte ich mir, daß ich der Briefträger Bahnsen wäre. Und der Briefträger erlebte eine sehr reiche Stunde.

Es war furchtbar kalt. Der Schnee lag so hoch, wie er in den Marschen eigentlich selten tut. Denn an den Küsten und an den Ufern des großen Stromes entlang wehen zu viel feuchte Winde. Deshalb ist das Wetter meist übellaunig und lacht selten den Winter frisch und appetitlich an. Bahnsen hatte seine hohen Wasserdichten an. In denen kam er sich immer imposant und kriegerisch vor, sie erinnerten ihn an seinen Hauptmann von der fünften Kompagnie, der mit einem klirrenden, wichtigen Gang, mager und martialisch über den Kasernenhof heranzuschreiten pflegte, während neben den aufgestellten Rotten schon der Embonpoint-Feldwebel mit dem enormen Notizbuch wartete. Indessen, trotz der Wasserdichten und der wunderschönen Erinnerungen an Soldatenmut und Soldatenliebe, die sie weckten: Bahnsen fror! Die dicke Tasche, die, von Zeitungen und Briefen geschwollen, vor seinem Magen vorsprang, wärmte nicht. Bahnsen fror aber mit Tilleulenspiegelgenuß. Denn er wußte: beim Vollhufner Meiners stand die Kaffeekanne so lange in den Torfkohlen, bis er kam, und dann schenkte Mutter Meiners ihm die große Kumme voll. Die Begierde unterhielt ihn angenehm. Und in Mutter Meiners Blechkasten klapperten, wenn sie ihn aus dem Schrank nahm, das ganze Jahr Pfeffernüsse. Ein bißchen hart wurden sie ja mit der Zeit, aber mit einem heißen Schluck Kaffee erweichten sie sich schnell im Munde.

Über den Deich wehte der harte Wind. Er stieß förmlich, als habe er scharfe Kanten. Die flachen, nun unter den sauberen Laken des Schnees versteckten Wiesen des Werders wehrten ihm nirgends sein freies Hinstreichen. Rechts stand was Kohlenblankes, Schwarzes gegen das plane Gebreite der weißen Felder. Bahnsen sah aber nicht da hinüber. Er wußte so wie so: Da floß die Elbe, und der gute Wind blies die Segler vorwärts, als habe der liebe Gott den Schiffern die Arbeit aus der Hand genommen. So ganz mühelos schienen die großen grauen Segelflügel dahin zu schweben.

Bahnsen sah vielmehr nach links vor-

Digitized by Google

aus. Da mußte bald das Gehöft des Vollhufners Meiners kommen, das erste des Dorfes. Jawohl — dort wunderten sich schon die Baumwipfel, braun und kahl, aber doch im Zustand des Gerippes noch wuchtig, so daß sie eine Vorstellung gaben von tiefen, traulichen Schatten undurchdringlichen Grünes, in schwerer Sommerluft. Und das lange, silbergraue Strohdach sonnte sich. Vom Munde des Schornsteines auf dem Dach wurde das blaue Rauchwölkchen gleich weggerissen. Bei seinem Anblick aber schmeckte Bahnsen schon geradezu den Kaffee. Der Wind schien übrigens nur der Sonne, gar nicht der Wärme zu bedürfen, um sich vergnügt zu gebärden. Denn dies war ja das Schikanöse vom blauen Himmel, der unbewölkt stand: Die Strahlen, die herabkamen, waren blank und spitz und kalt.

Das Gehöft lag hinterm Deich, so geschützt wie eine Großmutter, die hinterm Türverschlage sitzt, wo sie keinen Zug bekommt, aber doch den Blick in die Welt hinaus hat und sehen kann, was denn der Herr Nachbar schon wieder alles anstellt.

Bahnsen musterte seine Tasche durch. Für Meiners waren da zwei Sachen: der „Marschbote" und eine Postkarte. Diese las Bahnsen jetzt aufmerksam durch. ‚Nee', dachte er, ‚nu schon Nummer zwei. Wo die Zeit läuft'. Und dann sah er noch ein paar Telegramme in der Zeitung nach, denn Meiners war Politiker, besprach sich gern über die Läufte der Zeit. Das hieß aber: mit Behutsamkeit. Er kannte natürlich das Wort von Feuerbach nicht, daß Jeder nur so viel Licht in seinen Kopf hineinläßt, als sein Herz ohne Beunruhigung erträgt. Aber er hielt sich danach und legte vor allen Dingen Gewicht auf die Meinungen anderer, wenn sie den seinigen beistimmten.

Es war gerade, als ströme von der menschlichen Siedlung mit ihrem Haus, ihren Ställen, ihren Zäunen ein Hauch von Wärme dem verfrorenen Briefträger entgegen. Er schritt den Fahrdamm hinab, der vom Deich geradeswegs in den Mund des großen Haustores führte. Es glänzte grün im blanken Ölfarbenanstrich in der roten Backsteinmauer und unter den grauen Streifen der Strohdachkanten. Oben auf der Giebelspitze bäumten sich feurig und hochmütig, wie die Häupter von Zirkuspferden beim spanischen Tritt, die Pferdeköpfe von Holz gegeneinander. Durch ihre Augenlöcher schien der blaßblaue Himmel.

In dem großen, grünen Tore gab es eine kleine Tür. Kalt blinkerte die abgegriffene Eisenklinke. Bahnsen fühlte durch seinen grauen, gestrickten Wollhandschuh, daß sie feurig war wie Eis. Aber als er öffnete! Welch ein köstlicher Dunst nach warmen Kühen, feinräuchrigem Herdgeruch und einem leisen Gewölk von Kaffeedüften! Und in der Tiefe der Diele das rotgelbe Feuer unter einem Grapen, der an dicken Ketten über dem Herde hing. Davor, mit dem großen Holzschleef in der Hand, Mutter Meiners, breit und hoch, eine einschüchternde Person, der man ansah, daß sie gewohnt war, ihre Freundlichkeit als Gnade zu bewerten.

„O Gott," sagte sie, „da is ja all Bahnsen. Nu man alert."

Die antreibende Handbewegung mit dem Schleef sagte dem Mädchen, das gerade über die Diele ging, alles: ‚wenn Bahnsen da ist, ist es schon halb zehn, Du bist also wieder mal im Rückstande, also nu man flink, sonst . . . .'

„Na Bahnsen," sagte sie in wohlwollendem Tonfall und nahm schon die Bunzlauer Kanne aus den Torfkohlen, in deren sanfter Glut sie heiß gehalten worden war.

Bahnsens kühnes Soldatengesicht färbte sich nun fast blaurot infolge des plötzlichen Wechsels von Kälte zur Wärme, und aus seinem rostroten Schnurrbart trof es tauend und naß.

„Ehr Swiegersöhn schriewt hier'n Kord. De zwete Jung is glücklich inpasiert. Da geiht dat prompt mit de Vermehrung von de Familije. Dje — dje — de Staat brukt ok Soldaten."

„Nee," sagte Mutter Meiners, so mit einem wohltemperierten Erstaunen, indem sie Kaffee eingoß, „nee — mien Tilde! Dat is man blot to wiet wech, ins Holsteinsche. Un denn: wo wie so dicht för de grote Slachterie sünd — ik much da woll mal hinreisen und de lütten Jungs sehen . . . . Hier Bahnsen. Und ok'n lütten Mund voll do eten?"

„Ämmers derjenigte welchen," sagte Bahnsen schon über den Rand der blau-

weiß rund gestreiften Kumme weg, aus der ihm der wundervolle Dampf des überhitzten, nach zu langem Kochen riechenden Kaffees entgegenbrodelte, seiner Nase zum köstlichen Genuß.

„Vadder!“ schrie die befehlshaberische Frau nun. „Vad—derr ....“

Aber zugleich ging sie auch in die Vorderstube, um den Blechkasten zu holen, während Bahnsen für einen Moment in Herdnähe auf dem Holzstuhl Platz nahm. Denn er wußte: nun kam Meiners aus der Hinterstube herangeschlurrt, die er nobel „dat Kuntor“ nannte, weil er dort sein Anschreibebuch, seine Feuerversicherungspolize und sein Bargeld verwahrte. Und er erzählte auch Vater Meiners, daß er zum zweiten mal Großpapa geworden sei, was diesen aber, als den Lebenserfahrensten durchaus entsprechend, nicht weiter aufregte. Die Karte lasen die Leute erst nachher. Das machte die Neuigkeit gewissermaßen ausführlicher, bestätigte sie noch und gab eine Beschäftigung. Und dann erwog er mit Vater Meiners die Möglichkeit eines Krieges, die in den Telegrammen des „Marschboten“ teils abgeleugnet, teils zugegeben wurde. Das Urteil Bahnsens, als das eines Reichsbeamten, hatte ja viel Gewicht. Er stand den Dingen immerhin näher.... Und Bahnsen sagte sehr wegwerfend:

„Wegen Marokko?! — Ich bitt' Ihnen bloß, Herr Meiners! Dat is doch to wit wech!“

Das erschien Vater Meiners durchaus einleuchtend. Es war also so weit weg? Das hatte er nicht so genau gewußt. Aber wenn Bahnsen es sagte .... Seine autoritative, beruhigende Meinung tat Vater Meiners sehr wohl. Also Bahnsen glaubte nicht .... Nun dann .... Und was war noch sonst?

Mutter Meiners kam und hielt den Blechkasten mit zurückgeklapptem Deckel hin. Während Bahnsen einen Griff hineintat in die harte Schar der kleinen, braunen Runde, in deren Mitte das weiße Mandelauge glänzte, fragte auch die Frau, ob er sonst noch was besonderes habe?

Nein. Bloß für den Hufner Voß ein Lotterielos und für die Schullehrerfrau zwei Briefe; für ihn, den Schullehrer, ein Buch. Also Voß spielte wieder ein Los? Ja, er, Bahnsen riet auch immer ab .... aber nich? — wenn einer nu mal keine Vernunft annehmen will. Und die Schullehrerfrau hatte ja woll viel Zeit und Geld zu verschreiben. Na, wo keine Kinder sind .... Und dann: ja, da war noch'n Brief fürs Dorf und der läge wie ein Stein in seiner Tasche. An die alte Jasper.

„Ach Gott,“ sagte Mutter Meiners, deren Spezialität ohnedies das „ahnen“ war, „doch wohl am Ende nich von den Reeder?“

Ja, von ihm. Sie sahen sich bestürzt, mitleidig, wissend an. Wenn der Mann an die alte Jasper schrieb ....

„Nee,“ sagte Mutter Meiners zu all den Gedanken, die sie zu dritt zwischen sich beschwiegen, „nee, da mag ik dorchut nix von hören — da mag man ja nich mal an denken ....“

Bahnsen stand auf. Mit einer knallroten Nase. Denn dem nüchternen Manne stieg, wenn er sehr verfroren gewesen war, jedes heiße Getränk so zu Kopf.

„Dje,“ sprach er, „das is dje nu mal mein Geschäft. Sie hab' ich was Gutes gebracht. Und nu bring' ich die alte Jaspern was Slimmes. Das sticht so in meine Tasche, als es sich trifft.“

Ein Vergleich mit dem blind waltenden Geschick lag ihm fern. Aber dennoch bewegten ihn unklare, allgemeine Empfindungen, als sei es doch was Wichtiges um seine Person und um seinen Beruf.

Mutter Meiners seufzte ein wenig, in dem eingebildeten Gefühl, daß sie Mitleid habe, während sie in der Tat die Vorstellung hegte, was sie selbst etwa noch eines Tages alles aus Bahnsens Tasche erhalten könne. Denn ihr ahnte immer, daß ihr noch mal sehr Trübes bevorstand ....

Und dann schritt Bahnsen wieder hinaus in den schneidend klaren, durchwehten Sonnentag, der das weiße, ebene Gelände so grell überhellte.

Noch soldatischer und noch selbstbewußter war sein Gang. Mit heißem Kaffee im Leibe sieht man das Leben eben viel mehr von oben herab an.

Nun, hundert Schritt hinter Vollhufner Meiners fing das Dorf an. Dünn und lang zog es sich hinter dem Deich hin. Keine trauliche Häuserschar um den stattlich-beruhigenden Kirchturmhirten. Einer

Digitized by Google

Vorpostenkette nur zu vergleichen, die auf eigene Faust Kampf auszuhalten hat.

Bahnsen lieferte ab, wo er was hatte, klönte da und dort ein Wort und wenn man ihm wo ein Stück Leben auftischte, daß er's beurteile, gab er seinen Senf dazu.

Und jedermann erfuhr es: er hatte einen Brief an die alte Jaspern in der Tasche, von dem Reeder ... Und jedermann sagte, daß Bahnsen nicht zu beneiden sei um die Mission. Aber einige sagten auch: Herr Bahnsen sei der Mann dazu, er werde es ihr schon beibringen.

Das Dorf, mit den Hunden, die Bahnsen bloß aus Freundschaft und zum Zeitvertreib anbellten, mit den schwarzen Tormunden, aus denen Kuhdunst quoll, mit dem Schulhaus, hinter dessen halb herabgetauten Fenstern Gesang plärrte — das Dorf blieb zurück. Nun begleiteten kahle, gebeugte Birken, die ihr Filigrangezweig in Hoffnungslosigkeit niederhängen ließen, den Fuß des Deiches. Sie standen an einem überfrorenen Graben hin, bis zum Häuschen der alten Jasper.

Das war ein Idyll.

Im Sommer kamen aus Hamburg Dilettanten mit Feldsesseln, Aquarellblöcken und blechernen, braunblanken Kästchen, saßen auf verkehrt gewählten Plätzen und tuschten das rote Würfelhäuschen mit dem vierkantigen, silbrig schimmernden, grünbeflecktem Strohdach und den weißen Fensterrahmen, neben denen die grünen Laden mit den kleinen Kleeblattlöchern zurückgeklappt waren. Das Häuschen kam immer ziemlich deutlich aufs Papier. Aber wenn der alte Apfelbaum blühte, der mit seinen schwarzen Armen gegen das Dach stieß, das ihm durchaus im Wege war, dann verzweifelten die Dilettanten. Und sie holten sich alle Augenblicke frisches Malwasser bei der alten Jasper.

Die gab es ohne Freundlichkeit und ohne Verdruß.

Sie war immer erfüllt von der großen Gleichgültigkeit gegen das Leben, die vom zu vielen Erleben kommt.

Um die Vormittagsstunde, wenn Bahnsen vorbei kam, saß sie immer hinter dem Fenster rechts neben der kleinen holzfarbenen Tür. Er grüßte so stramm, militärisch die Finger an der Mütze, wie einst seinen Hauptmann, der, man mochte sagen, was man wollte, doch Bahnsens „Ihdeahl" von einem Mann war und blieb. Es mußte demnach einen tiefen Grund haben, daß sein ganzes Wesen gewissermaßen etwas Tapferes bekam, so wie die Nähe eines Helden die eigene Haltung stärkt, wenn er der Frau ansichtig ward. Ihn trieb auch ein unklares Verlangen, gerade vor ihr sehr männlich zu wirken.

Denn diese alte Frau da hatte ihn zweimal weinen sehn, dicke, große Tränentropfen. Denn er war nur ein weicher, guter Kerl, den das Mitleid verlegen machte und der vor Angst über das Unglück anderer sofort nasse Augen bekam.

Und sie, die alte Jaspern, sie hatte nicht geweint ... beidemal nicht ...

Ob sie wohl heute weinen würde?

Seine Füße wurden ihm plötzlich größer und dicker, als er sich nun ihrem Häuschen näherte. Es lag wie in einer Landschaft von Watte, mit Brillantpuder bestreut. Der knorrige leere Apfelbaum stand schwarz darin, und die roten Wände wirkten sehr lustig. Sogar Bahnsen hatte einen Blick für die lachende Zierlichkeit des Bildes.

Aber als er dachte, ‚wo is dies einmal nüdlich,' fielen ihm andere Bilder ein.

Er sah sich Mutter Jasper gegenüberstehen, mit dem Brief von der Reederei in der Hand. Die knochige, große Frau stand gerade im vollen Sonnenschein, der all die frühen Runzeln in ihrer zähen Gesichtshaut so deutlich überlichtete. Fast wie ein Mann sah Mutter Jasper aus und mehr noch als ein solcher hatte sie in ihrem Leben gearbeitet, um ihre drei Jungens groß zu ziehen, nachdem ihr Mann „geblieben" war. Auf dem Felde der Seemannsehre. — — Bei einem Taifun im indischen Ozean war er von Bord gekommen. Ja, und Bahnsen brachte ihr eines Tages ein Schreiben von der Reederei mit, und da die alte Jaspern keine Zeit gehabt hatte, ihre Lesekünste frisch zu erhalten, besonders hilflos aber den geschriebenen Buchstaben gegenüberstand, so mußte Bahnsen die Botschaft, die er brachte, auch gleich vorlesen. Das mußte er oft. Die Frauen sagten von ihm, daß er „to un to schön" vorlesen könne. Er tat es breit, wichtig und mit Gefühl.

In jenem Brief also teilte die Reederei in wohlgesetztem Mitleid und programmmäßiger „Schonung" der alten Frau Jasper mit, daß ihr Sohn, der Leichtmatrose Peter Hein Jasper, sich nebst zehn Kameraden

Holländerin mit Kind. Gemälde von Gari Melchers.

Digitized by Google

von der sinkenden „Helene Lammers“ zu retten versucht habe, daß das Boot die Küste von Skagen aber leider nicht erreicht habe, sondern von der brandenden See zerschlagen worden sei. Die aufgefundenen und angetriebenen Leichen habe man ehrenvoll bestattet.

Nachdem Bahnsen dies gelesen, traute er sich nicht gleich, die alte Frau anzusehn.

Sie stand im Sonnenschein und bewegte sich nicht.

Ihre hellen Augen schauten weit hinaus. So, als sähen sie in die Ewigkeit hinein — durch alles Irdische hindurch.

Und während Bahnsen aufschneuzte, um seine Tränen zu bewältigen, hatte sie ganz leise gesprochen: „Ik dank ok veelmals . . .“

Das war vor drei Jahren gewesen, als der Apfelbaum blühte. Und vor einem Jahr, fast an einem ebenso weiten, hellen Schneetag, da hatte er einen ähnlichen Brief vorlesen müssen. Da schrieb die Reederei mit den kühlen, sauberen Schreibmaschinenbuchstaben, die inzwischen aufgekommen waren, daß endlich Nachrichten von dem seit langer Zeit überfälligen Schooner „Eduard Lammers“ gekommen seien. An der Nordküste von Irland wäre eine Flaschenpost angetrieben, die unter mehreren anderen letzten Grüßen den beiliegenden Zettel enthalten habe.

Es war ein schmutziger Streifen Papier. Und Bahnsen fand in dem Zustand der Schrift den Vorwand, zu schlucken und zu zögern, ehe er vorlas:

„Eduard Lammers sinkt. Lebe wohl, geliebte Mutter. Bete für mich. Dein treuer Sohn Gottlieb Jasper.“

Bahnsen zog dann sein rotes, schwarzweiß gemustertes Taschentuch, schneuzte sich und dachte verzweifelt über ein Trostwort nach. Ihm wollte kein passendes einfallen.

Aber die stille Frau stand aufrecht und sah wieder mit ihren seltsamen Adlerblicken weit hinaus, wie in die Unendlichkeit hinein. Und diesmal sprach sie nur leise, nach einer langen, langen Zeit, die Bahnsen schrecklich vorkam und während der ihm die Stirn naß wurde: „Die Flasche möcht' ich woll haben.“

Später hatte die Reederei sie ihr, nebst der aufgefummten Heuer Gottliebs, geschickt.

Bahnsen hatte so seine Gedanken und hielt die Flasche nicht für die echte. Aber das war ja egal. Sie hing nun bei Muttern Jasper an einem sehr blauen Band von der Decke herab, so daß die Sonne in dem gegossenen, grünlichen Flaschenglas funkelte und Reflexe daran entzündete, vielfarbig und rundausstrahlend wie ein Magnesiumlicht.

Nun sollte Bahnsen zum drittenmal einen Brief von der Reederei in das niedliche, friedliche kleine Haus tragen. Schon der Aufdruck der Firma auf dem Umschlag: Reederei Alfred Lammers & Cie., war für Bahnsens Gemüt sehr bedrohlich.

‚Wenn de Reederei schriwt,‘ dachte er schwer. Ja, dann natürlich konnte es gar nichts anderes bedeuten, als daß dem letzten, dem fidelen, hübschen Fritz, der pfeifen konnte, daß den Mädels rein blümerant vor Sehnsucht ward, daß dem fixen alten Bengel auch was zugestoßen war.

‚Gott,‘ dachte Bahnsen halb ergriffen, halb praktisch mit Überblick über das Leben, ‚bloß nich verunglückt und verkrüppelt. Denn noch beter dod . . ., denn von den ‚infaliden Unfall‘ kann he nich leben, von de paar Groschen . . .‘

Nun war er da. Nun klinkte er die kleine Tür auf und stand in dem mit roten Mauersteinen gepflasterten kleinen Flur. Und schon öffnete die alte Jasper von drinnen die kleine Stubentür.

Ein Geruch von Hanf und Garn erfüllte die enge Stube, denn Frau Jasper filierte Netze für die Fischer des Werders und für eine Hamburger Firma.

Auf der frei herabhängenden Flasche brannte an der Stelle ihrer dicksten Wölbung ein greller Lichtstern. Der stach Bahnsen förmlich in die Augen.

„Wat von mien Fritz?“ fragte die Frau.

Es kam Bahnsen doch vor, als sei bei der Frage förmlich ein bißchen Helligkeit in dem verbrauchten Gesicht.

„Kann sein,“ sagte er und nahm einen höchst flotten, leichtsinnigen Ton an, um den Sorgenlosen zu heucheln. Auch tat er, als krame er suchend in der vor seinem Magen angeschnallten Tasche herum, obschon er den einen unseligen, blaßblauen Brief schon zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und hinunterdrückte. Als sei der was Böses, Lebendiges, das man wegknuffen könnte. Aber diese kleine Manipulation half ja nur eine

Viertelminute: der Brief mußte und mußte heraus aus dem breitmäuligen Rachen der angeschmutzten, viel erfahrenen Ledertasche.

„Von der Reederei . . .," sagte er mit großer Heiterkeit.

Und er hatte noch etwas hinzufügen wollen. Irgendeinen Spaß. Etwa, daß der Reeder sich bei Mutter Jasper den hübschen Fritz als Schwiegersohn ausbäte, weil er doch zu schön pfeifen könne, worin sich das gnädige Fräulein Tochter verliebt habe. Oder so etwas ähnliches, fabelhaft Witziges . . .

Aber er schwieg, beklemmt, dumm, ängstlich . . .

Sein Blick hatte den Blick der Frau getroffen . . . Und der machte ihn hilflos.

„Von der Reederei . . ." wiederholte die Frau langsam.

Und ihr Blick ging im Zimmer umher und blieb zuletzt an dem kleinen, grellen Lichtpunkt auf dem grünglasigen Leibe der Flasche hängen . . .

Drei von den Ihren waren „geblieben" — ihr Mann, zwei ihrer Söhne . . .

Und nun auch Fritz — ihr Junge . . . Ja . . . denn wenn die Reederei schrieb . . .

Hart wurde ihr Ausdruck — noch härter und verschwiegener als er schon immer gewesen war.

„Ach bitte, Herr Bahnsen," sagte sie, und das verstand er ja. Er sollte vorlesen . . . Den Text mit den Variationen — den er schon kannte . . . Er war diesmal nur neugierig: Wo? Der Mann im Indischen Ozean. Der Jüngste bei Skagen in der Jammerbucht, der Älteste an der irischen Küste . . . ob der Fritz Haifischfutter geworden war, da unten zwischen Santos und Kapstadt?

Bahnsen setzte sich. Er las den Leuten nie stehend einen Brief vor. Das hätte jeder Nachricht die Unwichtigkeit einer en-passant-Mitteilung gegeben. Davon hatte Bahnsen ein starkes, wenn auch nicht präzisiertes Gefühl. Was die Post brachte, war ein für allemal mit Würde und Muße zu behandeln.

Mutter Jasper aber blieb stehen, hart und starr. Bahnsen hatte plötzlich Angst vor ihr. Ihm war mit einem Male, als gehe von der Frau etwas Böses aus. Der Fluch, der am Unglück hängt. Oder ein gottloser Trotz gegen alles, was gleich kommen konnte . . . Er wußte es sich nicht klar zu machen.

Sie sah so schrecklich genau auf seine Finger, als er nun den blaßblauen Umschlag des Geschäftsbriefes öffnete, indem er vorsichtig eine Stricknadel hineinschob und damit aufschnitt.

Das war wieder so'n dünnes, großes Blatt — ‚früher hatten die Leute doch noch orrendliche Briefbogens', dachte Bahnsen — und da stand wieder diese blasse, kühle Schreibmaschinenschrift darauf, gegen die Bahnsen einen ausgesprochenen Widerwillen hatte.

„Na . . ." ermahnte die Frau. Und es klang wie zornige Ungeduld.

Bahnsen seufzte, ohne es zu wissen, unwillkürlich schwer.

Und da zerbrach die Haltung der schweigsamen Frau.

„Sagen Sie bloß wo . . ." sprach sie rauh, „bloß wo . . . Mehr nich. Nee — mehr nich . . . bloß wo . . ."

Sie ließ sich in den Stuhl nieder, vor dem kleinen Holztisch, darauf das Filetkissen angebracht war und über den sich ein halbfertiges, graugelbes, feinmaschiges Netz hinbreitete.

Sie legte beide Fäuste auf das harte Geflecht der hanfenen Fäden — so, als wären die Fäuste Eisenklumpen . . . Und sie starrte Bahnsen an, wartend . . . als käme alles Unheil aus seinem eigenen bösen Willen . . . Der primitive Zorn gegen den Boten war in ihr . . . wie er in jenen alten Tagen in den Menschen war, die im ersten, rasenden Schmerz den Boten zum Opfer werden ließen . . .

Und über ihrem grauen, besonnten Haupt flimmerte im Raum der Lichtstern an der Flasche . . .

Ja, nur wo . . . wo.

In dieser seltsamen Neugier auf das Nebensächliche hatten sich die Gedanken beider Menschen getroffen.

Und Bahnsen erinnerte sich daran, daß er ein Mann war. Hauptsächlich, weil ihm schon wieder die dicken Tränen in den Augen saßen. Deshalb sagte er zu sich: ‚nu man Courage, Bahnsen!'

Er las. Breit, mit genauer, nasaler Aussprache, die jedes Wort zu vollem Buchstabenrecht kommen ließ.

Digitized by Google

Und beim Leſen hob ſich ſein Haupt höher und höher.

Und noch ein anderes hob ſich, das in gierigem Zorn weit vorgeſtreckt geweſen war ...

„Geehrte Frau! Wir haben die angenehme Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Sohn, der Vollmatroſe Fritz Jasper, zur Zeit auf unſerer Brigg ‚Stella Lammers‘, Gelegenheit gefunden hat, ſich ehrenvoll auszuzeichnen. Der Vertreter unſeres Hauſes in Kapſtadt, Herr John Steffen, hatte das Unglück, beim Ausbooten ins Meer zu ſtürzen und wurde mit eigener Lebensgefahr von Ihrem Sohn gerettet. Da Herr Steffen der Schwiegerſohn unſeres Seniorchefs, des Herrn Alfred Lammers iſt, hat auch die Firma den beſonderen Wunſch, ſich dankbar zu zeigen. Sie hat den Vollmatroſen Fritz Jasper zur Rettungsmedaille eingereicht und hofft, daß ihm die wohlverdiente Dekoration verliehen werden wird. Auch ſtellt ſie Ihrem Sohn, dem von ſeinem Kapitän das beſte Zeugnis gegeben wird über Führung und Tüchtigkeit, die Mittel zu Händen, ſeine Schulbildung zu ergänzen und darauf ſein Steuermannsexamen machen zu können.

Die ‚Stella Lammers‘ iſt ſoeben, auf der Heimreiſe befindlich, von Cardiff ausgelaufen und dürfte in etwa vierzehn Tagen den Heimathafen erreichen. Sobald das Schiff uns aus Cuxhaven gemeldet wird, werden wir Sie benachrichtigen. Sie werden dann noch Zeit genug haben, herüberzukommen, falls Sie Ihren Sohn hier in Hamburg begrüßen wollen.

Es gereicht uns zur beſonderen Genugtuung, Ihnen Vorſtehendes haben mitteilen zu können, und zeichnen wir

Hochachtungsvoll

Alfred Lammers & Cie.“

Die eiſernen Fäuſte hatten ſich von dem grauen, harten Fädengeflecht langſam gehoben — ſie waren nun gegen ein graues, hartes Geſicht gepreßt.

„Ünnerſchrewen hätt' ſe eigenhännig,“ ſagte Bahnſen endlich, weil die Stille, die nach dem letzten, wichtig verleſenen Wort ſich im kleinen Raum wie ein körperliches, rieſiges Weſen ausbreitete, ihn wieder einmal ſchrecklich verlegen machte.

Und da geſchah etwas, das Bahnſen nie vergaß.

Die eiſernen Fäuſte löſten ſich und die knochigen, ſchwer verarbeiteten Finger falteten ſich — ohne daß die Hände ſanken — ſo als wollten die Augen ſich hinter ihnen verbergen. Ein ſchluchzender Ton klang auf.

Die Frau weinte ... Sie weinte! ...

Und der Mann hatte ſo eine ungefähre Ahnung davon, als wenn da Friede mit dem lieben Gott gemacht wurde, welchen Frieden eine voreilige Seele vorhin ſchon hatte zerbrechen wollen ... und als wenn dieſe ſteinharten Finger, die plötzlich ſo weich, ſo ſchmiegſam geworden waren, als wenn die ſich nicht in bloß zufälliger Gebärde falteten ...

Er ſtrich ſich mit dem Handrücken über Naſe und Backen, denn da war viel Naſſes wegzuwiſchen. Und dann ging er ſacht hinaus in den weiten, weißen, windigen Wintertag, der ſich unter dem kraftlos blauen Himmel ſonnte. Das Abwiſchen mit dem Handrücken hatte aber nicht genug geholfen. In der ſcharfen Luft froren doch noch Tränenreſte im roſtfarbenen, kühnen Schnurrbart.

Und munter, zufrieden mit Gott, der Welt und ſeinem Beruf, ging Briefträger Bahnſen ſeinen Morgengang weiter ...

— — — — — — — — — — —

Aber welche Stunde erlebte der arabiſche Poſtbote Jüſuf Abdallah ...

Wie die Sonne brannte, als Jüſuf am Schluß ſeines Nachmittagsganges die Kaiſtraße von Port Tewfick entlang ging! Der rote Tarbouſch mit der blauen Quaſte daran ſaß ernſt und feierlich auf ſeinem braunen Kopf, ihm Würde gebend. Er als Beamter und europäiſierter Menſch trug nicht mehr den maleriſch-romantiſchen Turban ſeiner Glaubensgenoſſen. Bei ſeiner dunklen, blauſchwarzen Uniform, zwangloſer in Schnitt und Sitz als bei ſeinen Kollegen im Norden, betonte der Tarbouſch doch immer den Muhammedaner. Die Poſttaſche, die nur ſehr wenig Inhalt hatte, hing ihm nun faſt leer am Riemen über der Schulter. Nur noch ein Brief war darin. Einer an die ſchöne, blaſſe, deutſche Frau, die vor ein paar Monaten hierhergekommen war und ſich eins der kleinen, rot und weiß geſtreiften Häuschen gemietet hatte, die von der Suezkanalgeſellſchaft für ihre Beamten erbaut worden waren. Aus irgendeinem Grund, den Jüſuf nicht kannte, war das eine frei geweſen.

Er schritt im Schatten der Lebbachbäume dahin, die neben dem Bürgersteig der Kaistraße aufmarschiert standen. Mit künstlicher Bewässerung waren sie groß gezogen und wurden sie erhalten. Und sie waren mit ihrem tiefen, grünen Laub, das dem der Akazie glich und in dem die hellen Riesenschoten ihrer Früchte hingen, große Wohltäter. Denn sie hauchten ein wenig frischen Atem über dieses Erdenfleckchen bebauter Wüste aus, das inmitten der Untiefen und der Wasser lag, da, wo der Suezkanal in das Rote Meer mündete. An dem Bürgersteig zogen sich die Villen hin, von der tropischen Phantastik ihrer bunt bewucherten Gärten wie von einem Maskenkleid umhüllt. Und ihnen gegenüber am Kai träumten die heißen Salzfluten.

Wie ein Gewölbe von Lapislazuli stand der Himmel darüber. Die Wasser sahen aus, als hätte man hunderttausend Tuben Preußischblau in ihnen aufgelöst. Und inmitten dieser ungeheuren, krassen Farbenmengen von Blau zog sich als ein bizarrer Streifen drüben an einem der Ufer das safloranfarbene, dürre und in schroffem Steingeschiebe sich aufbauende Gebirge des Atâka hin.

Vom Kern der kleinen Insel, die Port Tewfick trug, streckten sich, den langen, dünnen Armen eines riesigen Tintenfisches vergleichbar, allerlei Dämme aus. Sie verbanden das eine der schiefen Hafenbecken mit dem anderen, und der längste von ihnen bog sich kühn durch das seichte Meer bis nach der Stadt Suez hin, die wie ein Bild aus Morgenlandmärchen rosig und weiß an ihrem weiten, graugelben Sandufer lag.

Jûsuf Abdallah war von Kairo aus hierher versetzt worden, und für ihn schien es ein Leben voll trauriger Stille zwischen diesen Wassern, die mit so salziger Luft und so melancholischem Murmeln zur Flutzeit heranflossen und so ohnmächtig und so schwülriechend zurücksanken, wenn die Ebbe kam. Er begriff nicht, was die schöne Fremde hier tat, die immer schon auf ihn wartete und sogar ein paar arabische Worte gelernt hatte, um ihm zurufen zu können: «Fâh gawâhât 'aschachâni?» Sie hätte ihn ganz gut auf Englisch fragen können, ob Briefe da seien, denn er verstand sich ziemlich geläufig in der Sprache der eigentlichen Herren des Landes auszudrücken. Aber sein braunes Romeogesicht verklärte sich vom vornehmen Ernst zum zärtlichen Wohlgefallen, wenn die schlanke, bleiche Frau mit dieser falschen, ganz unverständlichen Aussprache die Frage tat, deren Sinn er natürlich erriet.

Und immer wieder mußte er die verneinende Kopfbewegung machen, die bewirkte, daß die Spannung in dem schönen Gesicht sich löste und eine unaussprechliche Traurigkeit sich über die Züge legte, eine schwere, verzweifelnde Traurigkeit.

Jûsuf hatte sich mit dem Mädchen der schönen Fremden bekannt gemacht. Auch diese blonde Mimi, die Jungfer, gefiel ihm sehr gut. Sie war rundlich und heiter und erstaunlich hell von Haar. Und sie sprach englisch, besser noch als Jûsuf selbst. Sie langweilte sich schauderhaft in dem handvoll Hasen, der als ein vorgeschobener Wächter zwischen den Wassern lag. Sie interessierte sich nicht für all die Schiffe, die hier vorbeikamen, um von Erdteil zu Erdteil bewegliche Güter und bewegliche Menschen zu tragen.

Die stolzen Züge des arabischen Briefträgers beschäftigten sie ein wenig. Es war immerhin so etwas wie eine Zerstreuung. Und sie sprach so gern — hauptsächlich um des Sprechens willen. Von Allah weiß was für Dingen. Jûsuf waren sie meistens unverständlich und gleichgültig. Aber oft sprach sie auch von ihrer Herrin. Denn ihre Dame war von zu vielen Geheimnissen umgeben. Daran mußte man die Zunge üben.

So erfuhr Jûsuf allerlei: daß Mimi, die blonde, rundliche Dienerin, in Berlin in einem Hotel von ihrer jetzigen Herrin engagiert worden war, um während einer Reise nach Yokohama alle Obliegenheiten einer Jungfer zu erfüllen. Mimi hatte den Vorzug vor vielen Bewerberinnen gefunden, weil sie englisch konnte.

Aber man war gar nicht nach Yokohama gekommen, was Mimi sehr ärgerte, denn sie hatte einmal die Geisha gesehen und aus dieser Operette die außerordentlichsten Vorstellungen von dem amüsanten Leben in Japan bekommen. In Neapel, bis wohin man im Expreßzug gefahren war, setzte ihre Herrin damals — es war nun bald fünf Monate her — ein Telegramm auf. Mimi fand nachher in der Schreibmappe drei

verschiedene Entwürfe zu diesem Telegramm. Der Wortlaut war immer ein wenig anders in jeder Fassung. Aber Mimi hatte ganz genau begriffen, weil ja auch sie ein Weib war, daß diese verschiedenen Fassungen nicht versucht worden waren, um den Text aus Sparsamkeit knapper zu fassen. Nein, die Frau hatte geändert und geändert, um das rechte, das warme, das beschwörende Wort zu finden, das selbst noch aus einem kahlen Telegramm heraus dem Lesenden wie eine Flamme entgegenlodern sollte.

Es war natürlich an einen Mann gerichtet gewesen und hatte ungefähr gelautet:

„Verzeihung Dir und mir. Jedes Leben ohne Dich unmöglich. Ich schiffe mich morgen auf Lloyddampfer Prinz Heinrich ein, zu Dir. Hanna."

„Es war sehr teuer, das Telegramm," schaltete Mimi etwas prahlerisch ein. Die Ausgaben ihrer Herrin imponierten ihr riesig. Allmählich kam es ihr schon so vor, als lebe sie seit ihrer Jugend aus so einer großen Geldtasche und als sei das gleichgültige Disponieren auch bei ihr eine angeborene Sache.

Also das war in Neapel gewesen.

Aber dann, dann in Port Said kam eine Depesche an Bord!

An den Tag mochte Mimi überhaupt nicht denken.

Ihre Herrin war starr und stumm gewesen. Viele Stunden lang. Und so krankhaft elend im Gesicht, daß sogar die Mitreisenden auf sie aufmerksam wurden und der Kapitän, ritterlich, gutherzig und umsichtig, wie er war, an sie herantrat mit der Frage, ob sie schlimme Nachrichten bekommen habe und ob er irgend etwas für sie tun könne. Aber sie hatte nur gelächelt, künstlich, höflich, hatte sich noch ein wenig fester gegen die Reeling gelehnt und am Kapitän vorbei gesehen, hinaus über die gelbgraue, weite Wüste, die den Kanal einsäumte. „Nein," sagte sie dann, „keine schlimmen Nachrichten. Nur — ich muß in Suez aussteigen und warten ... warten ..."

Da mußte Mimi denn während der Fahrt durch den Kanal packen. Und als man mitten in der Nacht vor Port Tewfick ankam, hieß es hinabsteigen vom warmen, schönen Schiff, wo man es so wundervoll hatte und wo es so gesellig war.

Es ging hinein in den kalten, feuchten Dunst der Nacht, man stieg in eine kleine Barkasse, und die schnaufte dann eilig und kurzatmig unter den grell blinkenden Sternen, auf dem toten, schweigsamen Wasser hin, bis man am Kai ausstieg. Das weitere wußte Jüsuf ja: wie man ein paar Tage im primitiven Hotel Bachet gewohnt, und wie ihre Dame dann dies Häuschen gemietet hatte, um es mit ein paar Möbeln auszustatten. Betten, Tische, Stühle, Diwan und das bißchen in der Küche — mehr war es ja beinahe nicht. Wenn die Korbsessel nicht gewesen wären und die paar hübschen Teppiche und Stoffe, die die Dame aus Kairo hatte kommen lassen, hätte man glauben können, man wohne Wartesaal III. Klasse.

Na, und nun saß man hier und wartete ja auch. Mimi wußte auch worauf. Denn eines Tages, bei lang erspähter und erwarteter Gelegenheit, hatte sie in der Schreibmappe doch das Telegramm lesen können, das in Port Said an Bord gekommen war. Es lautete:

„Dein Kommen unmöglich. Gib mir Adresse. Warte meinen Brief ab. Alfred."

Die Adresse ihres jetzigen Aufenthaltes hatte ihre Dame gleich am ersten Tag in Port Tewfick telegraphiert. Das Telegramm mußte Mimi besorgen, weil ihre Dame zu elend gewesen war, um sich an jenem Tage überhaupt nur vom Bett erheben zu können. So vermochte Mimi es bequem und genau zu studieren, auch auf das, was etwa zwischen den Worten stehen könnte. Aber da war kein geheimer Sinn; klar und einfach sprach es aus, was es sagen wollte:

„Ich bleibe in Port Tewfick, bis Du schreibst oder kommst. Bedenke, daß warten tötet. Hanna."

Jüsuf wollte einmal wissen, ob der Effendi Alfred der Bruder oder der Vater von Madame sei.

Diese Frage versetzte Mimi in ein solches Entzücken, als habe sie die Drolerie eines Kindes vernommen.

Als ob man sich um einen Vater oder Bruder so sehr das Herz zerquälen könne.

Aber ob er der Geliebte, der Verlobte oder gar der Gatte ihrer Dame gewesen, dieser Alfred, das war gerade das Unglaubliche, daß Mimi es immer noch nicht heraus

hatte. Deshalb sprach sie auch so gern an dem Schicksal ihrer Herrin herum — wie neugierige Finger gern ein verschlossenes Kästchen betasten, das sich vielleicht durch einen geschickten Druck ganz leicht öffnen läßt — nur daß sich eben die eine bewußte Stelle, wo das möglich ist, nicht so einfach finden läßt.

Dieser Herr Alfred führte einen anderen Namen als den, unter welchem ihre Herrin reiste. Aber das wollte gar nichts sagen. Namen kann man an- und ablegen wie ein Touristenkleid, das man zu Hause nicht mehr trägt.

Manchmal glaubte Mimi: die Frau und jener Mann seien ein Ehepaar gewesen, und in rasendem Liebeshaß hatte sich die Frau von ihm geschieden, nachdem sie von ihm eine Untreue erfahren. Nun verbrannte sich all ihr Lebensmark vor Reue und Sehnsucht. Und sie wollte verzeihen, sie wollte künftig Leiden tragen, nur um ihn noch ein wenig zu besitzen, ein kleines Recht haben, in irgendeiner Ecke seines Daseins zu stehen.

Aber es war eben nur Vermutung, das, was Mimi noch am meisten so vorkam.

Jûsuf hielt es für unmöglich. Wie könne wohl eine Frau den törichten Anspruch erheben, einen Mann für sich allein besitzen zu wollen. Der große Pascha, bei dem sein Vater Kutscher sei, habe vier Frauen. Die vornehmen Herren hätten alle mehr als eine. Nur natürlich, wenn einer kein Geld hat und nicht mehr als eine ernähren kann ...

Hierüber wäre das kleine Plauderverhältnis mit der pikanten Zutat von Lächeln und Blicken, die mehr verhießen als je gegeben werden sollte — hierüber wäre es beinahe in einem Streit zugrunde gegangen, denn Jûsufs Ansichten waren Mimi denn doch — zu türkisch.

Zweimal hatte Jûsuf auch das Zimmer der schönen, schlanken Frau betreten. Das war, als er auf ihre heiße, drängende Frage, ob er Briefe habe, nüchtern antworten mußte: fulûs — Geld. Geld brauchte auch eine Gemarterte, und das alltägliche Leben rollte stumpf weiter, als sei gar keine Gefahr, daß es noch zunehme an seinem ungeheuren Inhalt an Elend.

Frau Hanna mußte unterschreiben, daß sie den Geldbrief richtig erhalten habe.

Und während der braune Jûsuf mit seinem edlen Haupt in ruhevoll schöner Haltung stand und wartete, sah er das Männerbildnis an, das über einem improvisierten Schreibtisch an der Wand hing. Ein köstlicher roter Stoff war auf die Mauer geheftet. Und er diente dem Bild als Hintergrund.

Ein stolzer, großer Mann von fürstlicher Haltung sah aus dem Rahmen heraus. Klug und vornehm waren das Gesicht und der Mund unter dem spärlichen blonden Schnurrbart, ein Mund, der vielleicht die Sehnsucht einer heißblütigen Frau stillzuküssen verstand. Aber die braunen Augen blickten seltsam fest und kalt und widersprachen dem verführerisch liebenswürdigen Ausdruck des Antlitzes. Sie verrieten den Mann, der sich nur gibt, soweit er sich geben will, einen, der sich niemals nehmen läßt.

Das natürlich erkannte Jûsuf nicht. Aber er mochte den Mann auf dem Bilde nicht leiden. Und er verstand nicht, wie eine Frau, eine so weiche, schlanke, trauervolle Frau um eines solchen Riesen, eines solchen Giaurs willen oft ihre Nächte durchwachen könne.

Denn mehr als einmal hatte sie sich mitten in der Nacht an einen der großen, heimkehrenden, ostasiatischen Dampfer heranrudern lassen, die vor Port Tewfik ein paar Stunden liegen mußten. Eine ärztliche Visitation fand hier statt, damit keine Pest von Asien nach Europa als furchtbarer Passagier mit hineinziehe in den Kanal. Auch wurden wohl Waren und Passagiere von Suez aufgenommen.

In der Frau — so vertraute Mimi ihrem Freunde Jûsuf an — erwachte nämlich oft plötzlich die wahnsinnige Angst, daß „er" an Bord eines der heimkehrenden Dampfer sein könne, vielleicht auf der Suche nach ihr, deren Telegramm er vielleicht gar nicht bekommen hatte ... wie sollte sie denn wissen, ob es je zu ihm gelangt war ... er schwieg ja immer noch, immer noch ...

An das alles dachte nun Jûsuf Abdallah, als er mit seinem letzten Brief in der Tasche, die ihm am Riemen über der Schulter hing, unter den Lebbachbäumen dahinschritt.

Und dieser letzte Brief war an sie. Es klebten japanische Freimarken darauf. Jûsuf

besah diesmal die kleinen, rotweißen und gelben Marken mit viel Interesse.

Es war schon nach fünf Uhr, und die Sonne sank rasch dem westlichen Horizont zu. Hinter dem fahlorangefarbenen Felsen des Gebel Atâka würde sie bald verschwinden. Schon fing sie an wie eine dicke, alte Dame, die nicht mehr auf Fasson hält, breit auseinander zu fließen. Ihre feurigen Gluten gingen außer Rand und Band. Und der ganze Himmel war von blendendem Glanz erfüllt, vor dem die Linie der Felsen bald schwarz stand.

Da war das kleine Haus. Eines mehr nur in der langen Reihe der gleichförmig gebauten und wie alle anderen quer rot und weiß gestreift und mit vorgebauten Loggien im Erdgeschoß und dem einzigen Stockwerk. Wie ein dicker Pelz rankte sich, das halbe Dach und die Ecke des Hauses umhüllend, grünes Laubwerk empor, fein und undurchdringlich und dicht gefleckt mit lila Blumenkelchen. Neben der kleinen Treppe, die mit vier Stufen in die Loggia des Erdgeschosses führte, streckte die „Indische Fackel" ihre hohen Gerten empor, an denen sich die flammend roten Blätterkränze wie Sterne von Zinnober um den winzigen Mittelpunkt einer gelben Blüte reihten.

Auf der Treppe aber, neben dem Flammenzeichen des phantastischen Busches, stand im weißen Kleid die eine, die Jûsuf nicht ansehen konnte, ohne sich als Mann zu empfinden.

Ihr weißes Blusenkleid hielt ein weißer Gürtel um die Taille zusammen. Das dunkelblonde Haar war schön und modisch geordnet. Es war immer etwas Festliches in der Erscheinung der Frau. Sie war immer bereit, jede Stunde, den geliebten Mann zu empfangen. Es konnte ja doch sein, daß er kam ... unvermutet ... wie ein Wunder ... so wie das Glück kommt, kommen muß, wenn man so lechzend darauf gewartet hat ..

Die dunkeln, traurigen Augen sahen dem Briefträger entgegen. Und die einstudierte arabische Frage wurde nicht getan. Denn er nickte schon ... schon nahm er den Riemen von der Schulter ...

Und nun hörte sie es.

„Ein eingeschriebener Brief aus Japan."

Die blonde Mimi stand hinter ihrer Herrin in der Tür. Denn auch Mimi wartete doch immer auf Briefe, vom Vater oder der Schwester oder dem flotten Jean, mit dem sie zusammen beim Baron von Cohnberg gedient hatte. Und hier draußen in der Wüste, zwischen den Wassern, wo man so weit, weit weg war von aller Kultur, hier fingen die Grenzen zwischen Herrin und Dienerin an, sich ein wenig zu verwischen. Das Menschliche bekam Vorrechte. Und so wartete Mimi innen in der Tür, wenn die Herrin auf der Treppe wartete ... vielleicht war es Mimi auch ein wenig um den braunen Jûsuf ...

„Ein eingeschriebener Brief aus Japan," wiederholte er, denn er meinte wirklich, sie habe nicht verstanden. So groß, so sonderbar sah sie ihn an.

Ihre Hand streckte sich aus ... zitternd ... und fiel wieder matt herab.

Sie wollte sich umwenden, die Stufen hinauf, ins Zimmer an den Schreibtisch gehen.

Aber die Nähe der Gewißheit war zu mächtig. Die furchtbaren oder die beseligenden Entscheidungen, die herankamen, nahmen Kraft und Atem.

Ein peinliches Schwindelgefühl durchdrang ihr ganzes Hirn. Eine sanfte aber unwiderstehliche Hand drehte sie im Kreise herum und schien sie dann fallen lassen zu wollen.

Sie wußte aber gar nicht, daß sie stark geschwankt hatte.

Mimi und Jûsuf sprangen herzu.

Aber schon war ihr Auge wieder klar, die dunklen Kreise, die rings um sie schwammen, lösten sich auf.

Sie schritt, nicht gerade sicher, aber doch mit dem deutlichen Vorsatz fest zu sein, über die Loggia, hinein in ihr Zimmer.

Und dort, unter dem Bilde des hohen, kühl blickenden Mannes mit dem verlockenden Mund und der fürstlichen Haltung — dort unterschrieb sie den Zettel, den Jûsuf ihr voll scheuer Demut hingereicht hatte.

Dann nahm sie den Brief. Ihre Finger betasteten ihn. Er war so dünn ... so dünn. Er konnte nur ein einziges, kurzes Blatt enthalten ... Genug — mehr als tausend Bände voll Wissen und Weisheit, wenn das Wort darin stand: Ich bin wieder Dein ... ich komme ...

Digitized by Google

Jûsuf trat zurück, hauptsächlich weil Mimi ihn unmerklich am Rock zog. Denn er stand voll unbefangener Männerneugier und sah die Fremde an. Und sah, was für ein starkes, ihm geheimnisvolles Leben über dieses bleiche Gesicht hinwandelte, und sah, welch ein Glanz in diesen blauen Augen strahlte ...

Draußen hinter dem dünnen Vorhang, der die Türöffnung mit seinem feingefälteten weißen Stoff füllte, standen sie still.

„Ach Gott," sagte Mimi flüsternd, „wenn es nur was Gutes ist — sonst geht sie mir ein — sonst geht sie mir wahrhaftig noch ein — o die Männer!"

Und sie machte ein böses, verächtliches Gesicht. Als sei das nicht bloß so eine allgemeine Erfahrung, die sie guten Glaubens nachspreche — als wisse sie selber auch abgrundtiefe Geschichten davon zu erzählen.

Ihre gnädige Frau nahm es sich leider alles viel mehr zu Herzen, als „die" es verdienten ... das war es! Das war eben ihre Torheit. Aber kann eine Dienerin das der Herrin sagen?

Einstweilen flüsterte sie es Jûsuf zu, der aber keine einzige Nuance all ihrer Entrüstungen und Betrachtungen verstand. Aber dennoch ehrlich mitwünschte: möchte die Madame gute Nachrichten empfangen.

Drinnen regte sich nichts. Vielleicht wartete die Frau noch. So lange hatte sie gewartet, viele Monate Tag und Nacht — das Warten war doch auch ein Lebensinhalt. Vielleicht das letzte, das allerletzte Glück ist es, wenn das Herz noch denken kann: das Glück könnte doch kommen. Und nun war das Warten zu Ende. Gleich. In der nächsten Sekunde, wenn die Finger den Briefumschlag zerrissen.

Plötzlich war es, als husche ein Schatten über die Erde. Die Sonne war herab.

Nun kam die rasche Dämmerung mit den wilden Farbenorgien von grün und orange und amethystenen Tinten über dem Horizont.

Mimi drehte die elektrische Beleuchtung auf. Jäh füllte sich das kleine Haus mit tagesklarem, kalten Licht.

Und zugleich war es, mit dem Licht zugleich, als käme ein Schrei durch die Luft.

Hatte sie sich so erschrocken über das aufglänzende, nüchterne Licht? Sie war ja so gefoltert, so nervös vom Warten....

Mimi horchte. Fiel da was? Dumpf und schwer ...

Schon riß sie den Vorhang beiseite und stürzte hinein. Und der braune Jûsuf ihr nach.

Denn am Boden lag eine weiße Gestalt, vornüber gefallen, die zu Fäusten geschlossenen Hände voraus, so, als hätten sie im Fallen greifend noch Halt gesucht....

Lang und steif lag sie, wie eine Tote.

Jammernd versuchte Mimi, den leblosen Körper umzudrehen. Allerlei Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf: Mitleid, auch Angst um sich selbst, die so allein war im fremden Land, allein vielleicht mit einer Toten, einer Kranken .... wie sollte es werden? Was konnte noch alles geschehen? Es war furchtbar.

Jûsuf half. Sie trugen den bleiernen Körper auf den langen, breiten, arabischen Diwan in der Zimmertiefe. Und Mimi nahm das Lavendersalz vom Schreibtisch und hielt das kleine, dicke, grüne Glasröhrchen, aus dem scharfer Ammoniakduft aufstieg, vor das totenhafte Gesicht ...

Ja, der Atem kam wieder ...

Einige Minuten schlichen hin, stumm und langsam ... .

Da, als Mimi sah, die Bewußtlose würde wohl allmählich wieder zu sich kommen, da jagten andere Gedanken durch ihr Hirn ... So etwas von „Verantwortlichkeit" und daß sie doch schließlich wissen müsse, was denn eigentlich geschehen sei, sie, der einzige Beistand dieser armen, todunglücklichen Frau.

Sie gab Jûsuf allerlei Zeichen — mit Grimassen und deutenden Gebärden. Sie wies auf den Brief, der unter den Schreibtisch geflattert war, dann tippte sie mit dem Finger wiederholt auf ihre Brust. Jûsuf verstand ...

Er hob das Blatt auf und gab es seiner blonden, kleinen Freundin.

Mimi las hastig. Um nur ja zu Ende zu sein, ehe die blauen, klagenden Augen sich wieder öffneten. Und die hellen, munteren der leichten, kleinen Mimi funkelten vor Entrüstung ...

„Das, was zu Ende ging und so zu Ende ging in hartem Zorn und Schmerz, kann niemals wieder neues Leben gewinnen. Ich liebe das Maß und geschmackvolle Grenzen in allem. Und Du gabst immer

Schwester Sophie. Radierung von Stauffer-Bern. (Mit Genehmigung der Herren Amsler & Ruthardt in Berlin W.)

zu viel. Zu viel an Demut. Und zum Gegengewicht für Deine dennoch stolze Seele, danach zu viel Hochmut. Zu viel Zorn. Und zu viel Liebe.

Dein Hierherkommen würde für Dich und mich eine qualvolle und unmögliche Situation schaffen. Aber aus der Tatsache, daß Du es planen konntest, erkenne ich, daß ich als Mann und offen sprechen muß.

Ich bin im Begriff, ein Weib für immer an mich zu binden, das mir das Glück zu geben verspricht, das wir beide vergeblich zusammen suchten.

Möchtest Du Frieden finden, Hanna. Und mein letztes Wort an Dich sei dennoch ein heißer Dank für das, was Du mir geben wolltest ... noch einmal versuchen wolltest, zu geben.

Alfred."

Das kleine Mädchen mit den wenig geübten und simplen Gedanken verstand das nicht so ganz. Ihr Herz hielt sich an das eine Wort: und zu viel Liebe.

Sie zeigte es Jûsuf. Und übersetzte es ihm. Und sie fühlte: ja, so waren die Männer. Sie begreifen es nie, wenn eine aufrichtige Seele sich ganz zeigt und ganz gibt ...

Sie streichelte mit zarten Schwesterhänden die kalte, feuchte Stirn der armen Frau ...

Die da lag, eine Erschlagene, eine Besiegte im Kampf der Geschlechter miteinander ...

„Gehen Sie doch zum Arzt, Mr. Jûsuf, wenn in dem Nest überhaupt einer ist ..." bat sie.

Und Jûsuf sagte, daß er nach Suez telephonieren wolle.

Dann ging er hinaus. Die Wüstennacht hockte schon schwärzlich und drohend unter den Lebbachbäumen, und von den heißen, dürren Höhen des Atâka kam ein brausender Wind über die salzig dunstenden Straßen. Am blaustählernen Himmel flimmerten die Sterne voll Unruhe, und zwischen ihrer goldblassen Punkteschar stand stolz und strahlend mit klarem Glanz der Jupiter.

Jûsuf Abdallahs ganze schlanke Romeogestalt war wie voll Trauer und hatte keine stolze Haltung mehr, sondern eine melancholische. Es war ihm leid, daß gerade er der schönen Frau hatte Böses bringen müssen ...

Aber: malesh! Nicht zu ändern. Man konnte bloß die Achseln zucken. Es war nun einmal so sein Beruf ...

— — — — — — — — — — —

Und nun ein Julimorgen, voll Hochsommerglanz und doch auch zugleich voll Maienanmut. Und alles Gras von silbrigem Tau schwer. In die feinen Härchen der blaßlila Glockenblumen hatte er sich gehängt und umgab sie wie mit Kristallguß. Die dicken Kissen der zierlichen Majoranblättchen, ineinander verfilzt und mit zaghaften, rötlichen Blütentupfen übersät, sahen aus, als wären sie mit Nadeln, die Glasknöpfchen hatten, besteckt. Die zartgerippten, fahlgrünen Erdbeerblätter waren, als seien sie von beschlagenem grünen Glas, und die winzigen, kokett am dünnen Stengel sich neigenden Erdbeeren guckten als rote Fleckchen dazwischen heraus. Ein Duft von Harz, herbem Kräuteratem, feuchten Moosen und kräftiger Morgenfrische erfüllte den Wald. Das Heer der Tannen zog sich steil bergan, in langen Windungen lief der Faden des schmalen Wegs empor — empor. Und ein kleines, blechernes, klirrendes Geräusch klingelte voll fröhlicher Anmut zwischen den rostbraunen Stämmen, unter den grünen Tannenarmen hin. Immer bergan — bergan. Mit nickendem Kopf schritt das Maultier. Der Büschel von Fasanenfedern, der steil zwischen seinen Ohren aufrecht stand, verbeugte sich immer kokett mit. Das Lederwerk des Zaumzeuges und der Scheuklappen zierten kleine Pelzsäume, und um den Hals trug das glänzend braune Tier an rotem Bügel die Reihe der zerbeulten, altersblinden Messingkugeln, in deren durchlöchertem Hohlraum die Metallstückchen läuteten.

Schwer lasteten dem tapfer emporklimmenden Tier die Gepäckstücke auf dem Rücken und hingen noch zu seinen Flanken herab: Handkoffer, Schachteln, Kistchen. Mit steigenden Schritten ging der Postbote neben seinem vierbeinigen Träger her. Den runden, dunklen Filzhut, den ein rotes Kunstblümchen und ein frischer Tannenbruch zierten, hatte er weit aus der Stirn geschoben, so daß eine dunkle und unternehmende Haarlocke unter dem Rande hervorquellen konnte. Sie klebte auf der feuchten

Stirn. Zum städtischen, verbrauchten Beinkleid und Jackett trug er ein gestreiftes Wollhemd und einen buntbestickten Gürtel. Eine Binde mit Metallbuchstaben darauf, die sich um den rechten Arm wand, deutete so etwas wie amtliche Wichtigkeit und Verantwortlichkeit an.

Der junge Mensch hatte eine Gerte geschultert, deren Schmiß mannigfach zerfasert war. Denn manchmal nahm er sie und peitschte damit gegen einen Baumstamm. Das war immer, wenn ihm einfiel, wie sich die Theres unten in Vissoye plagen mußte und wie wenig Trinkgelder ihr die Saison eintragen würde. Der Zustrom der Fremden ins Einfischtal blieb eben immer noch zu spärlich. Wo soll er auch herkommen, wenn keine fahrbare Straße ist . . .

Für all die Wonnen, mit denen der Wald diesen Julimorgen feierte, hatte er kein Auge. Er schaute auch nicht auf, wenn eine Lichtung kam und von fern her, über die grünen, spitzen Wipfelscharen weg, ungeheure Erscheinungen herfahen, wie erhabene Greise, die voll gelassener Majestät von weitem einen Blick auf die Frühlingsspiele des Lebens werfen.

Da erhoben die Dent Blanche, das Zinnalrothorn, die Gabelhörner und das Matterhorn ihre schroffen Häupter im weißen Silberglanz funkelnden Eises, da lagerten sich breit ihre grauen Geröllmäntel und ihre weißen Schneelaken hin. Und hinter ihnen spannte der Himmel seinen blauen Atlas aus.

Bei der nächsten Wegeswendung war das stolze, weiße und die Augen mit seinem grellen Glanz beizende Bild wieder verschwunden. Die grünen Kulissen des Waldes hatten sich davor geschoben. Stundenlang stand sie bergan, die Armee der harzigen Stämme, von denen sich milde, mütterliche Zweige weit ausbreiteten. Steil war der Weg. Und zuweilen öffnete sich auch ein Blick in die Tiefe.

Ganz klein, gerade wie zur anmutigen Belebung der ernsten, graugrünen Bildfarben, sah man die hellen Häuser von Vissoye am schroffen Hange liegen. Die weiße Kirche ragte fast imposant aus dem Häusergedränge hervor. Und tief unter Vissoye, in der engen Talsohle, die zu knapp war, um Menschenansiedlungen Raum zu geben, zog sich ein weißes Band in der grünen Rille hin. Von hier oben nur ein weißes Band: drunten ein in weißgrünem Gischt brausendes, toll vorwärts jagendes Wasser, das, von der Moräne des Zinnalrothorn herabkommend, schwoll und kreiste, bis es in die Rhône hineinkochte. Gerade gegenüber an der anderen, schroffen Wand des Tales schien eine Schar brauner Würfel hingestreut. Das waren die kümmerlichen Holzhäuser von Painsêche — dem Dorf, das seinen Namen daher hatte, daß man nur einmal im Jahr dort frisches Brot zu backen vermochte.

Und daher stammte auch Aloys Mattler. Er war aber gewissermaßen ein großer Mann geworden, ein Postbote, der Gehalt von der Regierung bezog. Er fühlte sich seiner armseligen Heimatswelt auch schon weit überlegen und konnte sogar deutsch mit den fremden Herrschaften reden, während Vater und Mutter nichts sprachen und verstanden als dies seltsame Gemisch von romanischen Lauten, die einem verschollenen, nicht ganz aufgeklärten Idiom angehörten und die die Sprache des Tales waren.

Aloys hatte früher gar nicht gewußt, daß so etwas Besonderes an seiner Heimatssprache sei. Aber diese albernen Fremden, die mit Bergsteigen und Blumenpflücken die Zeit totschlugen, ließen sich ja immer ganze Sätze von ihm vorsprechen. Sprichworte wie: „Besser ein schlechter Vergleich, als ein fetter Prozeß", das im Dialekt von Vissoye hieß: „Un hrwey ako va mo k'am bon proset". Oder gar das „Vaterunser", das also begann:

Nothri paro veithre ou ciel.

Und die Fremden verglichen französische oder italienische Worte mit denen, die man im Einfischtal gebrauchte. Und wenn sie hörten, daß lachen und singen, rire et chanter, bei ihnen rigro e tsantan heiße, wunderten sie sich in der überflüssigsten Weise.

Er würde sich schlankweg geweigert haben, denn er empfand irgend etwas dabei, als mache man ihn zum Hausnarren. Aber es brachte doch meist ein kleines Trinkgeld ein. Besonders der eine Herr, droben im Hotel Weißhorn, zu dem er täglich die tausend Meter von Vissoye empor klomm, um die Post dahin zu bringen, der eine Herr hatte eine große Neugier auf alles,

Digitized by Google

was das Tal betraf; er hatte außerdem die angenehme Angewohnheit, schon während seiner Fragen Daumen und Zeigefinger mit deutlicher Gebärde in die Westentasche zu stecken, aus der zum Schluß dann auch meist ein 50 Centimes-Stück geholt wurde.

Die Frau und die Tochter saßen dabei und hörten zu, als ob es auch sie interessiere, was doch ganz gewiß nicht der Fall sein konnte. Aloys hatte sie zuerst für Schwestern gehalten, denn er konnte es nicht begreifen, daß eine Frau noch so jung aussehen sollte, wenn sie schon eine große Tochter hatte. Hier im Einfischtal konnte man die Dreißigjährigen von den Sechzigjährigen kaum unterscheiden. Sie waren alle gebückt, verrunzelt, wetterbraun und lachten nie. Diese Damen lachten oft. Sie schienen immer vergnügt. Und deshalb bildete Aloys sich ein, sie seien reich und glücklich.

Das Fräulein bekam von den zehn Pensionären, die da oben in der schneefrischen, kahlen Einsamkeit, der ungeheuren Felsen- und Geröllwirrnis im Hotel hausten, beinah am meisten Postsachen. Zuweilen Briefe, aber besonders viele bunte Karten. Aloys interessierte sich nicht für die farbigen Abbildungen auf den Karten, nach denen er sich doch eine ungefähre Vorstellung von anderen Ländern hätte machen können. Gegenden, die außerhalb seines Heimattales lagen, waren ihm keines Nachdenkens wert. Die Karten ärgerten ihn nur, weil sie für seine harten Finger nur mühsam zu fassen und auseinander zu suchen waren.

Sie — das Fräulein — hieß „Helene", das hatte Aloys sich doch allmählich merken müssen; den Nachnamen begriff er nie recht, er suchte sich die Sachen nach dem Namen Helene aus und für ihren Vater und für ihre Mutter nach dem ungefähren Buchstabenbild, das er sich eingeprägt hatte.

Töricht erschien es ihm, daß alle diese Fremden immer so vor Eile brannten, um nur zu ihrer Post zu kommen. Wenn ihnen das so wichtig war, was daheim bei ihren Leuten vorging, warum blieben sie dann nicht lieber einfach dort?

Alle Tage rief das Fräulein Helene: „Was für mich, postino?"

Er wußte wohl, daß im Tessin der Postbote schon italienisch als „postino" angerufen ward. Aber es ärgerte ihn. Er war nicht der postino. Er war „Herr Mattler". So mußte man ihn nennen, das gehörte sich.

Gerade gestern noch hatte sie ihn so angerufen, und er hatte wahrhaftig in seinem langen Gange innehalten müssen, um in seiner Tasche nachzusehen.

Es war da oben gewesen, wo die letzten Arven sich noch vereinzelt behaupteten, ehe die mit Kräutern und Grasnarben bedeckten Halden begannen, die sich, immer noch steigend, bis an die Geröllfelder und die Felsenkuppen emporzogen, an deren Saum, jäh über einem ungeheuren Absturz der Bergwand, das Hotel Weißhorn stand.

Die Mutter hatte mit einem Buch in der Hand auf einem Baumstumpf gesessen, und die Tochter, die schon einen ganzen Strauß goldlackbrauner Enziane in der Hand trug, bückte sich unfern im Unterholz. Ihr dicker Flechtenknoten, der unter dem Rand eines Matrosenhütchens hervorsah, hatte die Farbe der Tannenstämme, so rotbraun war er. Und ihr Gesicht — Aloys bildete sich ein, es gliche ein wenig dem seiner Theres — war frisch, tief verbrannt, mit braunen, flinken Augen darin und einem sehr hübschen Mund voll weißer Zähne. Sie trug meist irgendein dunkles Blusenkleid, fußfrei, mit einem Ledergürtel um die schlanke Taille. Das begriff Aloys auch nicht. Wenn man Geld hat, zieht man sich fein an, und seiner Theres eines Tages ein hübsches, buntes Kleid und eine dicke, rote Korallenkette schenken zu können, war sein heißer Wunsch.

Ja, also gerade gestern, als Fräulein Helene sich so im hohen Grase herumbückte und abbrach, was ihr zu ihrem Strauß paßte, da hatte sie schon von weitem das zierliche, emsige Geläut des bergannickenden Maultieres gehört und wieder gerufen:

„Postino, was für mich?"

„Kind," sagte die Mutter, von ihrem Buch aufsehend, „Du denkst doch nicht..."

„I wo denn, Mama. Kann ja nicht. Wie sollte wohl?"

„Nun, morgen ist der fünfzehnte," sprach die Mutter, und diesmal lächelte sie nicht, sondern es schien Aloys, als seufze sie sogar. Er stand und suchte aus seiner Tasche diese total unnützen Karten heraus, von denen wieder ein paar da waren an Fräulein Helene. Das verständige Maultier stieg

ruhevoll, mit ſcharf einknickenden Knien, weiter.

„Ob ich das weiß! Aber rechne mal, Mama: er ſchreibt an mich oder an Papa nach Berlin. Schön. Der Brief kommt da pünktlich am fünfzehnten an. Wir ſind aber nicht da. Der Brief muß uns nachreiſen. Wird der achtzehnte, ehe er kommt. Klar — was?"

Aloys merkte auf. Dieſer ſiegesſichere, fröhliche Ton in der Mädchenſtimme drang auch an ſein einfaches Gemüt. Er merkte wohl: dieſe Helene erwartete etwas Schönes. Vielleicht ihren Schatz.

Aber da ſagte die Frau: „Und wenn er gar nicht ſchreibt?"

„Mutter!" rief Helene, „Mutter . . ."

Und ſie ſtand wie verſteinert da zwiſchen den Stauden und dem Geſtrüpp des Unterholzes, das ihr kaum bis an die Knie reichte.

Aloys wußte nicht: ſo ſtarr, weil ſie von einem ſchreckhaften Gedanken befallen war — oder im vorwurfsvollen Erſtaunen, daß die Mutter ſo etwas nur denken könne.

„Zwei Jahr, mein Kind, ſind eine lange, lange Zeit," ſprach die Mutter milde.

Da warf Helene den Kopf zurück, ſchloß die Augen und breitete die Arme weit aus.

„Gar nicht lang. Gar nichts waren ſie — wenn man weiß, nachher kommt das Glück . . ."

Und ein Lächeln ging über ihr mit geſchloſſenen Augen empor gewandtes Geſicht, wie Aloys noch nie einen Menſchen hatte lächeln ſehen.

So gläubig war es, ſo ſelig.

Die Mutter ſeufzte wieder und ſprach halblaut: „Möchteſt Du keine Enttäuſchung erleben . . ."

Aber Helene ſchüttelte den Kopf, ſehr beſtimmt. Doch ſchien es Aloys, als löſche das Lächeln hin, und die Augen, die ſich bei den Worten der Mutter groß geöffnet hatten, ſahen mit ſchwerem Ernſt ins Unbeſtimmte.

An dieſen Vorfall dachte Aloys, als er mit ſeinem Tier an jener Stelle vorbeikam, wo er geſtern das Mädchen und die Mutter getroffen. Heute war es hier einſam.

Er verließ mit ſeinem raſch voranſteigenden Maultier den Wald und zog über die öden Halden dahin. Da lag ſchon der länglich viereckige Steinkaſten des Hotels. Und hinter ihm, durch ein wildes Tal von ſeiner Felſenbaſis geſchieden, ſtiegen grau und gewaltig in Kuppen und Schroffen die Vorberge der Bellatola-Gruppe auf. Zu ſeiner Rechten öffneten ſich die Labyrinthe der öden Wildnis, die dem hoch und einſam thronenden Weißhorn vorgelagert war.

Am blauen Himmel, deſſen Höhe mit der Höhe der Welt immer ferner zu entſchweben ſchien, ſtanden ſtill und dick ein paar ſchneeweiße Wolkenungeheuer.

Nun ſah Aloys auch Helene. Sie ſtand mit ihren Eltern auf einem grünübernarbten Felsvorſprung, der ſich faſt altanartig hinausſchob über die ſteil hinabgehende Bergwand. Und alle drei ſahen ſehr eifrig hinüber nach den fernen Abhängen der anderen Talſeite. Da gab es Alpen, die ihren kärglichen Graswuchs von immer weiter vorrückendem Steingeröll bedroht ſahen. Auf grünlichen Matten duckten ſich beſcheiden und furchtſam ſilbergraue Sennhütten. Und am Eingang zu dieſer Talmulde, die ſich auf halber Höhe des Einfiſchtales abzweigte und zu den Schründen und Moränen der Weißborngruppe aufſtieg, lag, ſtattlich und fröhlich anzuſehen, St. Luc.

Dahin, ſo ſchien es Aloys, ſahen die drei. Der Herr ſogar mit einem Fernglas.

Und nun hörte Helene das muntere Geklingel des Maultieres.

Sie wandte ſich und winkte. Und rief ſchon von weitem. Aber nicht die gewohnte Frage. Poſtſachen ſchienen dieſen Augenblick nebenſächlich.

„Kommen Sie doch mal her, postino — bitte, was iſt das?"

Und Helenens Vater bewegte ſchon zugleich Zeigefinger und Daumen nach der Weſtentaſche.

Dies bewog denn auch Herrn Mattler, ſein weiſes Maultier allein den Reſt des Weges zurücklegen zu laſſen, an deſſen Ende, dem Hoteleingang, auch ſchon wartend der Wirth ſtand.

Er lief über die kahle Halde und verſuchte zu ſehen, was die Fremden ſahen.

„Mittagsgeſpenſter! Ein Geiſterzug!" rief Helene. „Wie ſieht es aus — ganz phantaſtiſch — was iſt es — was iſt es?"

Dies Erſtaunen begriff Aloys in keiner Weiſe.

Seine Augen sahen etwas ganz anderes, als die der Fremden.

Sie sahen: drüben auf dem schmalen Pfad, der unter schroff ansteigender Höhe und über jäh herab sich senkenden Talwänden hinleitete, ein weißgraues Band, deutlich erkennbar in der graugrünen Farbeneintönigkeit der Hänge — drüben zog ein Zug Gespenster hin. Paarweise schritten sie, weiß, mit weiß verhüllten Häuptern, die gesenkt schienen. Grell brannte der Sonnenschein auf diesen weißen Zug, schwarze Schatten unter seine Füße malend. Diese Gestalten schienen Leichen, die sich im Sterbegewand, dem schimmernden, aus ihren Särgen erhoben hatten, um in heißer Mittagsglut hinzuwallen, an steilen Felsenschroffen entlang, empor vielleicht zum ewigen Schein des Himmels, der droben auf den gleißenden Eisfirnen der Gletschergipfel silbern strahlte. Und diesem Zuge voran schwankte ein Banner. Es schien nur wie ein rotes Fleckchen, und Priesterhand trug es. Langsam glitt die dünne, lang sich hinziehende Gespensterschar an der besonnten Bergwand hin — mit der Krümmung des Weges sich zuweilen zur Schlangenlinie formend, und mit seinem geraden Lauf streng und gemessen dahin pilgernd, weißbekutteten Betern gleich.

Aloys aber sah nur, daß man dort drüben von St. Luc aus einen Bittgang tat, vielleicht um eine allzuarg vom Steingeröll bedrohte Alpe mit Weihwasser zu besprengen, oder um für alle Alpen der Gemeinde eine gute Heuernte zu erflehen. Die Männer hatten dazu keine Zeit. Das paßte besser für die Frauen. Und daß die Frauen dazu ihr weißes Kirchenhemd über das Arbeitsgewand zogen, wie sonntäglich auch zum Gottesdienst, das verstand sich doch wohl von selbst. Ebenso, daß sie ihr Haupt mit dem großen, weißen Leinentuch schleierartig umhüllten. Denn in seinem Werktagskleid tritt man doch nicht vor die heilige Jungfrau hin.

„Ach!“ sagten die Fremden immer nur zu seinen Erklärungen — bald sagte es die Mutter und bald die Tochter. Als habe er ihnen wunder was Seltenes erklärt. Oder waren sie etwa solche Heiden, daß sie nicht wußten, wie man sich der Mutter Gottes gegenüber zu betragen hat? Bei dem Gedanken wurde Aloys ein wenig befangen. Denn der Herr Curate war scharf, sehr scharf. Aloys nahm das 50 Centimesstück nicht mit so eilig befriedigter Handbewegung wie sonst.

Aber schließlich: es war sein Beruf, er hatte unterschiedlos gegen alle Menschen freundlich und höflich zu sein. So war es ihm anbefohlen vom Postmeister.

Er wandte sich um, nachdem das runde 50 Centimesstück gleichsam als dicker Punkt hinter die Unterredung gesetzt worden war. Eine Angelegenheit war für ihn ganz und auf immer beendet, wenn das Trinkgeld sie abgeschlossen hatte.

Aber Fräulein Helene rief wieder: „Was für uns, postino?“

Er nickte. Eine ganze Menge. Kreuzbänder, Briefe, Karten. Für den Herrn. Für Madame. Und auch für Mademoiselle.

Der Herr machte eine Gebärde des Überdrusses. Das sah Aloys von wenigen. Aber er deutete sich das so: das waren die, denen die Lebenspflichten so sehr über den Kopf wuchsen, daß jeder Brief ihnen schon neuen Anspruch an ihre Zeit bedeutete.

Ganz gesellig ging man zu viert dem erfahrenen Maultier nach; das kannte nur Weg und Ziel. Und keine Nebensachen.

Aloys zog aus seiner Tasche, was ihm für die Familie bestimmt schien. Was ihnen nicht zukam, gaben sie ja wieder zurück. Mancherlei Namen schrieben sich so ähnlich und klangen so verwandt, da mußte Aloys sich schon eben ein wenig auf die Mithilfe der Herrschaften verlassen.

Ein Buch für den Herrn. Ein Brief für das Fräulein.

„Von Gusti. Nein, wie viel Zeit die zum Schreiben hat. Hätt' ich nicht auf der Hochzeitsreise!“

„Erst 'n Näs an denn 'n Brill,“ scherzte ihr Vater.

„Papa! Warte nur. In ein paar Tagen . . .“

„Ach was,“ sagte der alte Herr; plötzlich machte er ein Gesicht, als wäre er verlegen. So wie einer, der einen Spaß auf harmlosen Füßen hinauslaufen ließ und nicht bedachte, daß der notwendigerweise auf ein Terrain mit Glassplittern geraten muß.

Und da noch eine bunte Karte an das Fräulein.

„Ich sammle ja gar nicht mehr,“ sagte Helene, „schon seit zwei Jahren nicht mehr, und alle Welt schreibt mir noch welche.“

„Die Geister, die ich rief," zitierte die Frau.

Und da noch ein Brief.

„Mama," schrie Helene, „Mama . . ."

Es kam dem Aloys wirklich so vor, als verlöre das frische, braune Gesicht seine Farbe . . . aus dem Sonnenbraun wich alle Wärme, und es sah beinah grau aus. Die flinken Augen waren so still und sahen die Mutter an. Wie ein kleines Kind in seiner großen Not gleich den Blick der Mutter sucht.

Sie standen alle drei, als habe der Schreck ihnen diese Stelle angewiesen, mitten in der gewaltigen Weite der hochthronenden Bergumrahmung. Über ihnen der schwebende Himmel, an dem still und dick ein paar weiße Wolken standen.

Der Postbote mußte weiter. Er hätte doch wohl wissen mögen . . . so ein kleiner Ansatz von menschlicher Neugier und Teilnahme regte sich doch in ihm.

Und ein wenig erfuhr er auch nachher noch. Wenigstens die Umrißlinie von dem, was sich begab zwischen diesen Menschen . . .

Wie Helene den Blick der Mutter suchte, so trachtete die Frau danach, mit bittendem, liebevollem Auge den Mann zu ermahnen. Was wir auch hören, sei gerecht, bat ihr Auge. Achte die Haltung deines Kindes, die es seit zwei Jahren bewahrt. Und wenn jetzt ein großer Schmerz ihrer wartet, laß uns ihr helfen. Nicht ärmlich pochen auf Voraussagungen, auf das jämmerliche „Recht bekommen haben".

Fest sah der Mann in das tiefe, bittende Auge. Er hatte seine Frau verstanden. Er konnte ihr mit klarem Blick sagen, daß es solcher Fürbitten nicht bedürfe.

Helene stand und versuchte den Brief zu öffnen. Sie wollte es mit Vorsicht tun. Mit der Andacht, die alles, was vom Geliebten kommt, wie eine Kostbarkeit behandelt. Aber ihre Finger flogen doch . . . Trotzdem sie ja so gewiß, so heilig gewiß wußte, daß in diesem Briefe nur Eines stehen konnte.

Der Umschlag flog zerrissen herab.

Mann und Frau beobachteten ihr Kind. Ohne es zu wollen, hielten sie sich Hand an Hand. Denn was da jetzt herniedersauste, mußte sie mittreffen in ihrem liebsten Besitz, in ihrem einzigen, prachtvollen Mädchen — so oder so — es beraubte sie. Aber sie wünschten es beide heiß: möchten sie unter Lachen beraubt werden — in dem naiven Egoismus eines schwer erkämpften Liebesglückes.

Das Gesicht ihres Kindes gab ihnen Rätsel auf. Die immer beweglichen Züge, die sonst jederzeit so viel von dem aussagten, was in Helenes Seele vorging, waren wie in Feierlichkeit verschwiegen.

Und dann reichte sie ihnen die Blätter hin. Und sie warf sich auf den grünen Rasen, auf dies karge, dürftige Grün — als sei es ihr Verlangen, sich an dem rauhen Boden zu verstecken. Ihre Schultern zuckten . . .

Nun lasen die beiden erfahrenen, zitternden Herzen, was da stand.

„Meine geliebte Helene!

Die beiden Jahre sind nun um, die mir die kluge Einsicht Deines Vaters als Probezeit auferlegt. Damals sagte ich freilich nicht gleich ‚kluge Einsicht', sondern ich nannte es ‚philiströse Engherzigkeit'. Schließlich hatte ich's doch nicht so sehr viel flotter getrieben als hundert andere auch, und die paar tausend Mark Schulden, die mir von meiner Korpsstudentenzeit nachhingen, konnte ein reicher und wohlwollender Schwiegervater leicht bezahlen. Ich versprach ihm doch meinem Beruf fortan eifrig nachzugehen, damit ich mit meiner jungen Frau keineswegs von den schwiegerväterlichen Zuschüssen abhänge. Und ich hatte das angenehme Siegergefühl, das so viele von uns haben, die zwischen all den vielen jungen Mädchen, die sie in sich verliebt wähnen, endlich ihre Wahl getroffen. Sie — die Männer — kommen sich dann großartig als die Begnadenden vor, die nur zuzugreifen brauchen.

Aber in dem Augenblick, meine geliebte Helene, als Du so tapfer, so strahlend, so gläubig sagtest: zwei Jahre warten, das ist gar nichts, und Otto wird es Dir schon zeigen, was für ein Mann er ist! — von dem Augenblick an, wo Du diese Worte in meiner Gegenwart zu Deinem Vater sagtest, hob mein eigentliches Mannesleben erst an.

Und es fing damit an, daß ich mich schämte. Ich schämte mich der geringen Liebe, die ich bis dahin für Dich gefühlt, denn sie kam mir wie gar nichts vor, gegen das, was ich von da an für Dich empfand. Ich schämte mich vor Deinem Vater, weil ich so einfach vor ihn hingetreten war, keck, in der fast herkömmlichen Anschauung des

heiratsfähigen jungen Mannes, der den künftigen Schwiegervater sich tributär ansieht.

Seitdem habe ich gearbeitet. An mir und in meinem Beruf. Es wurde mir ganz leicht, mein Wort zu halten und Dir nicht zu schreiben. Ich sah ja immer Dein tapferes, gläubiges Lächeln vor mir. Um dieses Lächeln zu enttäuschen, dazu hätte ich ein niedriger Mann werden müssen.

Ich habe auch ein wenig Glück gehabt. Dies Wort muß nun einmal, wenn wir Ärzte es für das Blühen unserer Tätigkeit anwenden, immer zwischen melancholischen Gänsefüßchen stehen. Nicht nur kam ich sehr gut in meine Praxis, da es an einem chirurgischen Spezialisten tatsächlich am Ort und in der Umgebung gefehlt hat. Es ereignete sich auch ein Zwischenfall mit einer amerikanischen Familie, die hier auf der Durchfahrt von einem Automobilunfall betroffen ward und mich fast fürstlich honorierte, weil ich der Gattin des Amerikaners das gebrochene Bein vollkommen wieder hergestellt, was übrigens bei dem einfachen Bruch weiter kein Kunststück war. Also gewissermaßen ein Lustspiel-Amerikaner.

So waren meine Schulden schon vor dreiviertel Jahren bezahlt. Und ich kann Deinem Vater meine Bücher zeigen, aus denen das hervorgeht und aus denen er weiter ersehen wird, daß ich meine süße, kleine Frau auskömmlich ernähren kann. Zwar ohne Luxus, denn solch ein ‚Amerikaner' stellt ein bißchen was wie ein Lotterielos vor, aber keinen Posten, mit dem man rechnen darf. Zahlen beweisen ja immer viel.

Aber auf meine bin ich stolz, bilde mir ein, sie beweisen noch extra viel.

Und wenn meine geliebte Helene denkt, wie ich inzwischen denken gelernt habe, dann ist sie ohne Luxus zufrieden und will nur, was ihr Mann ihr erarbeitet!

Daß dies nicht aus Trotz gesagt wird, werden Deine lieben, verehrten Eltern verstehen. Mein Geständnis zu Anfang meines Briefes läßt den Verdacht von Trotz wohl gar nicht erst aufkommen.

Ich bin nur stolz geworden ...

Und siehst Du, wie pünktlich ich wiederkomme?! Auf den Tag. Denn es war vor zwei Jahren am 15. Juli in Voßwangen, wo ich Euch durch Deinen Vetter Heino kennen gelernt hatte, als Dein Vater mir diese Prüfungszeit auferlegte.

Damit nun mein Brief ohne Umwege zu Dir komme, telegraphierte ich schon vor ein paar Tagen an Vetter Heino. ‚Weißt Du, wo Helene und ihre Eltern am 15. Juli sein werden?'

Und nun frage ich: glaubst Du, daß ich Deinem Vater noch immer der unwillkommene Freier für seine Einzige sein werde?

Ich frage nicht: will meine Helene mich noch? Denn da ihre Liebe von fernher fort und fort wie mit Wunderkraft auf mich wirkt, muß sie wohl noch ganz in starkem Leben stehen ...

Ich könnte mir Ferien machen, vierzehn Tage, die ersten seit zwei Jahren. Ich könnte zu Euch eilen. Wird Dein Vater mich rufen?

Zwei Jahre warten war nichts, geliebte Helene. Aber am 15. Juli wird jede Stunde wie von Blei sein, so schwer und unbeweglich. Dein Otto."

Es war, als fühle Helene den Augenblick, wo ihre Eltern den langen Brief ganz gelesen und ganz in sich aufgenommen, mit heißem Glück und plötzlich aufwallender Liebe und Dankbarkeit für den, der ihn geschrieben.

Sie sprang empor und fiel Vater und Mutter um den Hals.

Und sie lachten und weinten und sprachen die unnötigsten Dinge durcheinander.

Bis Helene plötzlich entschlossen sagte: „Du wirst telegraphieren."

„Dreifach bezahlt," gab der Vater zu. Es war nichts als Gehorsam gegen sein Kind. Ihr gehörte diese Stunde. Sie war die Triumphatorin. Ihr Glaube hatte recht behalten. Die Kraft ihres gesunden Herzens hatte einen Mann von den Oberflächen zum Wesen des Lebens geführt.

Und die Eltern waren, ohne sich dessen bewußt zu sein, erfüllt von Bewunderung für ihr Kind und folgten ihr wie der Hofstaat seiner Herrin.

Man besann sich allmählich soviel, daß ein D-Telegramm aufgesetzt werden müsse und daß der sofort wieder talabziehende Postino es mitnehmen könne.

Der lud noch mit Hilfe des Wirtes und des Hausknechts vor der Tür des Hotels sein Maultier ab, das derweile klug und zufrieden eine Handvoll Heu zerkaute. Die dicken, weißen Wolken, die am Himmel standen, breiteten gerade vor dem Hause einen Schattenfleck hin.

Digitized by Google

Ein Frühlingstag. Gemälde von F. Overbeck.

Helene stürzte hinein und kam gleich mit Tintenfaß und einem Block mit Formularen wieder. Der alte Herr mußte auf der winzigen Holzterrasse neben dem Hoteleingang sich an den kahlen Tisch setzen und schreiben.

Die Tochter sah ihm über die Schulter — auch unbewußt im herrischen Siegergefühl der Stunde. Und sie war zufrieden!

Sie nahm von hintenher den ergrauenden Männerkopf zwischen ihre Hände, beugte sich weit vor und küßte die Stirn ihres Vaters, der sich lachend wehrte und behauptete, man breche ihm das Genick ab.

Helene ging auf den Postboten zu.

„Da," sprach sie, „ein Telegramm. Es ist von ungeheuerer Wichtigkeit. Lesen Sie es mir laut vor, damit ich sehe, daß Sie es unten in Vissoye richtig aufgeben."

Er nahm es. Etwas weniger gleichmütig, als er sonst solche Art Aufträge anhörte. Denn er hatte ein Vorgefühl auf ein abermaliges 50 Centimesstück. Das Fräulein sah so glückselig aus.

Aloys Mattler las buchstabengenau und breit, mit den Lauten im Grunde seiner Kehle rauh kämpfend.

„Herrn Doktor Otto Holtmann, Gerbachshausen. Drei glückliche Menschen freuen sich darauf, den Verlobten und lieben Schwiegersohn sobald als möglich zu umarmen. Helene, Mama, Papa."

„Das macht?" Helene fing an mit dem Finger die Worte abzutippen ... „Und dreimal bezahlt ..."

„Papa, ich hab' kein Geld," rief sie zwischendurch.

Ihr Vater kam schon mit dem Portemonnaie in der Hand heran und nahm an Silbermünzen heraus, was das Telegramm kosten würde.

Und da sagte Helene: „Papa?" ... und sie hielt ihre offene Hand hin mit einer Gebärde, die nicht mißzuverstehen war. Und sah mit einem gewissen Blick vom Vater zum Postboten hin und nochmals hin und her ...

Der Herr schmunzelte.

Durch Aloys' Kopf wirbelten die kühnsten Vorstellungen: wenn es am Ende ein großes Trinkgeld gäbe ... zwei Francs vielleicht ... zwei!

Vor seinem Auge flimmerte es von einem goldenen 20 Francsstück ... der Vater legte es in die Hand der Tochter ... man würde wechseln wollen ... hier oben war oft das Kleingeld knapp ... wenn der Wirt nun nicht wechseln konnte ... ein vertröstetes Trinkgeld war so gut wie kein Trinkgeld ... es wurde immer vergessen ...

Aloys hielt den Atem an vor Spannung.

Er sah den lachenden Dankesblick Helenens, und doch standen die Tränen in ihren Augen. Und nun schloß sie ihre braunen Finger um das Goldstück, so daß es einen Moment wie weggehext war.

Und dann gab sie es ihm ... er war bei klaren Sinnen — nicht betrunken — er sah es, er fühlte es: sie gab ihm das Goldstück! Das Goldstück.

„Sie haben mir ein großes Glück gebracht," sagte sie leise. Als könne sie gar nicht anders, als müsse sie es ihm mitteilen — als sei das für ihn und für alle Menschen etwas Wichtiges.

Er konnte gar nicht danken. Er stand wie vor den Kopf geschlagen.

Ein paar Augenblicke lang. Und dann hatte er eine Vision: er sah seine Theres in einem wunderschönen blau- und weißkariertem Kleid und dazu mit einem bunten, seidenen Knüpftüchel um den Hals, daß ganz Vissoye stand und schaute ...

Und da mit einemmal warf er seinen Hut in die Luft und fing ihn mit einem Juchzer wieder auf —

Aber so ist es nun: ich bin nicht Herr Bahnsen und kann mir Mutter Meiners überhitzten Kaffee nicht köstlich schmecken lassen und nicht scheu und doch im tiefsten Herzen fröhlich vor den gefalteten Händen der alten Jasper davongehen.

Und ich kann nicht der schönen, blassen Fremden als Jusuf Abdallah über die Schultern sehen, wenn sie vor dem Bilde des fürstlichen Mannes mit den kalten Augen und dem verführerischen Mund sitzt und unterschreibt, daß sie ihr Schicksal aus des Postboten Hand empfing.

Auch schenkt mir nicht Helene mit dem einfachen und sicheren Herzen, nassen und doch lachenden Auges ein goldenes, blankes 20 Francsstück.

Der eine hat eben die Gelegenheit zum Schauen und der andere die Augen dazu ...

Liebesfrühling.

Memnons Säule, lichtberührt,
Gab am Morgen klaren Klang,
Auch die Seele zitternd spürt
Nahen Leuchtens Zauberzwang,

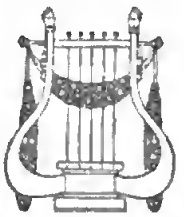
Wenn den Himmel Morgenstrahlen
Neuer Zeiten rosig malen
Und herein in heiligem Licht
Dir der Liebesfrühling bricht.

Harriot Wolff.

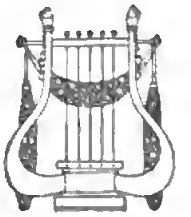
An den Frühling.

Frühling, nun laß mich genesen!
Bin grade nicht krank gewesen,
Aber es war ein dumpfes Sein.
Die Sonne hatt' einen kalten Schein,
Konnte nicht bis ins Blut mir dringen,
Nun laß meine roten Quellen springen,
Daß sie in allen Seelenecken
Das verträumte Leben wecken.

Einmal klopfst du vergebens an,
Wird keinem Besuch mehr aufgetan,
Bleibt alles still, kalt, tot.
Dir macht's nicht Not,
Gehst ein Haus weiter
Und rüttelst verschlafene Lebensstreiter,
Daß sie erschrocken mit den steifen
Händen nach ihren Waffen greifen.



So zuckt's auch mir durch Hand und Fuß,
Hallt hügelher deines Hornes Gruß.
Von einem frischen Mut durchlodert,
Steht alles auf, was nicht vermodert,
Und stößt zu dir auf freiem Plan
Und schwört zu deiner grünen Fahn',
Mich aber laß in Feld und Rain
Wieder dein fröhlicher Spielmann sein.



Gustav Falke.

Frühlingsnacht.

Der Garten atmet schwül, die Linden drängen
Sich schwarz und undurchdringlich, wie ein Wall.
Nur wo zur Flut die Blütenzweige hängen,
Fleht ohne Schlummer eine Nachtigall.

Dann schläft sie ein. Erlösend fällt ein Regen.
Ich lausche schlaflos seinem sanften Fall,
Ich konnte mich nicht mehr zur Ruhe legen,
Seit jenem Lied der nahen Nachtigall.

Friedrich Otto.

Frühmusik.

Leiser Lüfte schmeichelndes Kosen —
Morgensonne durch grünes Laub —
Hier berauschender Duft der Rosen —
Drüben der Straße beklemmender Staub.

Jetzt! Welche Klänge im grünen Haus!
Frühmusik! Wie sich die Blätter wiegen!
Blätter beginnen wie Herzen das Fliegen
Bei einem Walzer von Strauß.

Rudolf Schanzer.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Konzerte in den Tropen von Aſien.

Von Minnie Hauk.

Wenn ich mich in den letzten Jahren zu größeren Reiſen entſchloß, Indien, Siam, Java, China, Japan und andere ferne Länder beſuchte, ſo geſchah es nicht zum Zweck des Singens, ſondern ausſchließlich nur von dem Wunſch beſeelt, mir die ſchöne Welt auch einmal als Privatperſon anzuſehen. Im Laufe zweier Jahrzehnte hatte ich an allen großen Opernbühnen des Abendlandes nicht weniger als hundertfünfzehn verſchiedene Rollen, noch dazu in verſchiedenen Sprachen geſungen. Meinem Beruf hatte ich meine ſchönſten Jugendjahre, Vergnügen und Freiheit geopfert, nun ſehnte ich mich danach, die Welt der Bretter mit der wirklichen zu vertauſchen.

Minnie Hauk.

Als ich daher meine erſte Reiſe um die Welt antrat, ließ ich meinen ganzen gewohnten Opernapparat, Koſtüme, Kronen und Zepter, Dolche und Diademe zu Hauſe, feſt entſchloſſen, während der Reiſezeit keine Note zu ſingen. Wenn ich nur meinen Namen, der ſich ſo lange Jahre in allen Zeitungen herumgekugelt hat, auch hätte zurücklaſſen können! Aber jenſeits des Suezkanals, in der großen uns ſo fremden aſiatiſchen Welt wohnen ja auch viele Tauſende von Europäern, die alle paar Jahre nach der alten Heimat kommen, hier die Theater beſuchen, und von denen mich viele irgendwo in London oder Paris, Berlin oder New York gehört haben mochten. Als demnach die Zeitungen von Singapore, Hongkong, Batavia, Shanghai ꝛc. die Nachricht von meiner Reiſe brachten, war es begreiflich, daß dort auch der Wunſch entſtand, Geſangsvorträge von mir zu hören. Nicht etwa weil in den genannten und anderen Städten Aſiens keine Muſik getrieben würde. Im Gegenteile, gerade weil eben dort ſehr viel muſiziert wird. In allen Häfen und Inlandſtädten, die ich beſuchte, gibt es ganz vortreffliche Orcheſter, Muſik- und Geſangvereine, Theater und Konzerthallen, ja die größeren Städte, wie Singapore, Batavia, Bombay, Calcutta ꝛc. werden faſt alljährlich von Operntruppen beſucht, die einige Wochen oder Monate lang Vorſtellungen geben, mit ziemlich umfangreichem Repertoire. Nur zu den Wagnerſchen Opern haben ſie ſich meines Wiſſens noch nicht verſtiegen.

Natürlich ſtehen dort unter den Muſikliebhabern die Deutſchen an erſter Stelle, wie ſie ja auch im geſellſchaftlichen und Geſchäftsleben die erſte Stelle einnehmen. Kaum war ich in Singapore eingetroffen, ſo wurde ich auch ſchon von einem Komitee eingeladen, in dem hübſchen luſtigen Theater, das ſich zwiſchen dem Stadthauſe und dem Hotelviertel, von herrlichen Tropenbäumen umgeben, erhebt, ein Konzert zu veranſtalten.

Ich war zum erſten Male wirklich in den Tropen. Wohl hatte ich als Kind mehrere Jahre in Louiſiana zugebracht, und in New Orleans Palmen und Bananen zur Genüge kennen gelernt. Als dieſe Stadt während des großen Sklavenkrieges eine heftige Belagerung auszuhalten hatte, konnte ich mich mit meiner Familie auf ein amerikaniſches Kriegsſchiff retten, das uns aus der belagerten Stadt nach verſchiedenen weſtindiſchen Inſeln und ſchließlich nach Florida brachte. Dabei bekam ich ein wenig vom Tropenleben zu koſten. Aber in Singapore, ganz nahe dem Äquator, war es doch etwas ganz anderes. Wie alle neuen Ankömmlinge, ſo unterlag auch ich bald der ſchrecklichen Tropenhitze, die mir alle Denk- und Tatkraft raubte. Tagsüber iſt man in Schweiß gebadet, die Nächte aber auf den harten Betten unter dem dumpfen Mückennetz ſind eine wahre Qual. Jede Körperbewegung war mit einem Schwitzbad verbunden, die Kleider klebten mir am Leibe, und beim Schreiben oder Ankleiden troff mir der Schweiß von Geſicht und Händen. Unter ſolchen Umſtänden mich in Abendtoilette werfen und mit erſchlafften Stimmbändern in der drückenden Schwüle eines Theaters ſingen? Nein. Das konnte ich wohl ablehnen, nicht aber einen feſtlichen Abendempfang, den der erſte Club von Singapore, der Tanglin-Club, in ſeinen ſchönen luſtigen Räumen mir zu Ehren veranſtalten wollte. Ehe ich die Sache recht überlegt hatte, war ſie beſchloſſen, und ein intereſſantes Muſikprogramm feſtgeſtellt. Ein Streichquartett, in

welchem u. a. auch zwei Konsuln mitwirkten, sollte ebenfalls teilnehmen. Alle Einladungen waren erlassen, die ganze Gesellschaft, der englische Gouverneur und die Behörden der Malakkahalbinsel hatten ihr Kommen zugesagt. Da war nun die Bescherung! Nie werde ich die Qualen dieses Abends vergessen! Ich war schon in Schweiß gebadet, als ich im Club ankam und den weiten Saal mit Besuchern, alle in den elegantesten Abendtoiletten, vollständig gefüllt fand. Die Vorstellungen nahmen geraume Zeit in Anspruch, und erschöpft trat ich endlich auf die improvisierte Bühne, um Schumann, Wagner, Bizet zu singen. Aber es ging, ja ich mußte mich noch zu einigen Zugaben bequemen.

Endlich war das Konzert in der Backofenhitze vorüber, Lady Mitchell, die Frau des Gouverneurs, und einige Herren des Komitees luden mich nun ein, sie nach dem Erfrischungssaal zu begleiten. Dort stand eine meterhohe chinesische Bronzestatue von herrlicher Ausführung, mit einer Silberplatte, auf welcher die Worte graviert waren: „Frau Minnie Hauk, zur Erinnerung an den Empfangsabend im Tanglin-Club, Singapore."

Dieses Prachtstück fand ich nach meiner Rückkehr acht Monate später in meinem Hause am Vierwaldstätterse wieder vor. Nun war, wenn ich mich in den Tropen überhaupt so ausdrücken darf, das Eis gebrochen. Ein zweiter Abend folgte in dem geradezu feenhaften Gouverneurspalast, wo ich nach dem Diner in auserlesener Gesellschaft noch einige Lieder sang, und schließlich noch ein dritter Gesangsabend im Palast des Sultans von Johore. Herr H. Katz aus Frankfurt a. M., ein angesehener Großkaufmann in Singapore, hatte die Beförderung meiner Empfehlungsbriefe an die malayische Hoheit vermittelt. Am folgenden Tage sandte er mir und meinem Gatten eine Einladung, eine Woche als seine Gäste im Residenzschloß von Johore, der Istana, zu wohnen.

Eine fürstliche Equipage führte uns quer durch die Insel Singapore zu dem Meeresarm, der diese von der Halbinsel Malakka trennt. Dort bestiegen wir die Dampfjacht des Sultans, und als wir auf dem jenseitigen Ufer landeten, bewillkommte uns der Sultan persönlich in englischer Sprache. Abu Baker ist in Europa wohl bekannt. Er war ein besonderer Günstling der Königin Victoria, ein gebildeter, liebenswürdiger und gastfreier Fürst, der über viele Millionen jährlicher Einnahmen verfügt. Nach der Vorstellung seines malayischen Hofstaates führte uns der Sultan in den Palast und stellte uns denselben ganz zur Verfügung! Er selbst war für die Dauer unseres Aufenthaltes in einen anderen Palast gezogen!

Mit Staunen durchwanderten wir die riesigen, mit Kunstschätzen aus Europa, wie aus Indien, China und Japan gefüllten Prachträume. Unsere Schlaf- und Badezimmer waren auf das luxuriöseste ausgestattet, und die Mahlzeiten, an denen gewöhnlich der Sultan sowie mehrere Prinzen und Minister teilnahmen, wurden auf Goldgeschirr, dem berühmten vom Sultan in London gekauften Ellenborough-Service, aufgetragen! Ein Heer von malayischen Dienern, seltsamerweise in ähnlich altdeutscher Tracht wie die Soldatenchöre in Gounods „Faust", brachte die Speisen herbei.

Eines Abends sagte mir der Sultan, er hätte, meinem Wunsch Folge gebend, malayische Sängerinnen und Musiker zu einem Konzert befohlen, und dazu auch eine größere europäische Gesellschaft geladen. In dem majestätischen Prunksaal des Herrschers stand ein kostbarer Steinwayflügel, weiß mit Vergoldungen, und als die Gesellschaft versammelt war, konnte ich nicht umhin, mich

Mein Salon im Sultanspalast zu Johore.

ans Klavier zu setzen und dem Sultan Arien aus verschiedenen Opern, die er in Europa gehört hatte, vorzusingen. Er schien sehr gerührt, und als endlich die malayischen Sänger an der Schwelle des Saales erschienen und sich auf den Boden niederkauerten — den Saal betreten durften sie nicht — wollte sich der Sultan verabschieden. Überrascht frug ich ihn, ob er denn nicht seine eigene Hofmusik mit anhören wollte?

„Wie?“ rief er aus. „Diesen Lärm nach Ihrem Gesang? Nein. Goodbye!“ Damit zog er sich zurück. Er mag recht gehabt haben, denn ich konnte mich für die malayische Musik auch nicht begeistern.

Zwei Wochen später, am Tage vor unserer Abreise von Singapore nach Siam, ließ er uns in sein Palais in Singapore zum Tee laden. Dieser Prachtbau ist noch weitläufiger und mit reicheren Kunstschätzen gefüllt, wie jener von Johore, in der Tat der schönste, den ich mit Ausnahme des Königspalastes von Bangkok in Asien gesehen habe. Der Sultan gab uns reiche Geschenke, u. a. auch seinen Kronenorden, einen hübschen Stern an blau-gelbem Bande.

In Bangkok, dieser feenhaften Hauptstadt von Siam, kam es nicht zu einem Hofkonzert, denn König Tschulalongkorn lag gerade in seinem Sommerpalaste auf der Insel Koh-si-tschang im Golf von Siam schwerkrank danieder. Dennoch waren wir während unseres Aufenthaltes in Siam seine Gäste, hatten eine ganze Villa mit zahlreicher Dienerschaft, und auf dem Menaamstrom zwei Dampfjachten zu unserer alleinigen Verfügung, ja er ließ uns nach Koh-si-tschang einladen. Der schrecklichen Hitze wegen wurde ein Abendfest und Diner zu unseren Ehren nicht auf dem Lande, sondern an Bord seiner großen, fürstlich ausgestatteten Privatjacht, eines Ozeandampfers von mehreren tausend Tonnen Gehalt, gegeben, die gegenüber dem königlichen Sommerpalast verankert lag. In Vertretung des Königs bewillkommte uns sein ältester Bruder, Prinz Ong-Noi. Mit diesem waren noch mehrere andere Brüder des Königs, darunter auch Prinz Damrong zugegen, der letztere ein Mann von europäischer Bildung, der sich mit mir über Wagner und Gounod unterhielt und, im Verein mit dem vortrefflichen Admiral de Richelieu, Kapitän Anderson und einigen europäischen Damen der Hofgesellschaft, mich beinahe vergessen machte, daß ich mich am Golf von Siam befand! Die Prinzen waren, soweit es ihren Oberkörper betraf, europäisch gekleidet, Frack, weiße Weste und weiße Krawatte. Aber sie trugen keine Hosen — an deren Stelle traten Seidenstrümpfe und Ballschuhe, und um die Lenden hatten sie den Sarong, ein schwarzes Seidentuch geschlungen, das bis an die Knie reichte und zwischen den Beinen nach rückwärts aufgeschürzt war. —

Wenn nur die schrecklichen Mücken, Nachtschmetterlinge und allerhand Ungeziefer nicht gewesen wären! Durch das elektrische Licht angezogen, umschwärmten uns Tausende davon, bedeckten unsere Toiletten, Speisetisch und Teller, nahmen ungeniert auf unseren Gesichtern Platz, und die Diener hatten Mühe, sie mit großen Fächern von uns abzuwehren.

Sultan Abu Baker von Johore.

Während des ganz europäischen Diners konzertierte die Hofkapelle des Königs, lauter Malayen in Uniform aber mit nackten Füßen, und brachten neben verschiedenen Opern-Ouverturen mir zu Ehren auch Melodien aus Carmen zur Aufführung. Als ich auf den italienischen Kapellmeister zutrat, um ihm zu danken, bemerkte ich, daß die auf dem Boden sitzenden Musiker sich den Takt mit ihrer sehr beweglichen — großen Zehe schlugen! Ich mußte Prinz Damrong versprechen, mich vor meiner Abreise von Siam doch einmal hören zu lassen. Gelegenheit dazu bot sich bei einem Diner, welches einer der Minister für mich gab, und dem neben einigen Brüdern und Halbbrüdern des Königs auch der gelehrteste der Prinzen, Devawongse, gleichzeitig Minister des Äußeren, beiwohnte. Verschiedene Herren der Gesellschaft trugen auf Violine, Cello und Klavier mehrere Piecen sehr hübsch vor, und sie begleiteten mich auch zu einigen Liedern. Gegen Mitternacht verabschiedeten sich die Prinzen und Minister, um in ihre Bureaus zu eilen, denn die Amtsstunden sind zur Nachtzeit, und dann finden auch die Beratungen unter dem Vorsitz des Königs statt!

In Hongkong scheint man mehr Geschmack an Operetten und Tingeltangelgesang zu haben, dagegen wird in dem ganz europäischen Shanghai sehr viel und gute Musik getrieben. Ein Italiener, Commodore Vela, steht dort an der Spitze des musikalischen Lebens. Sein Orchester, zumeist Philippiner, hat sich unter seiner Leitung zu wahren Virtuosen herausgebildet, und kaum war ich dort angekommen, so machte er

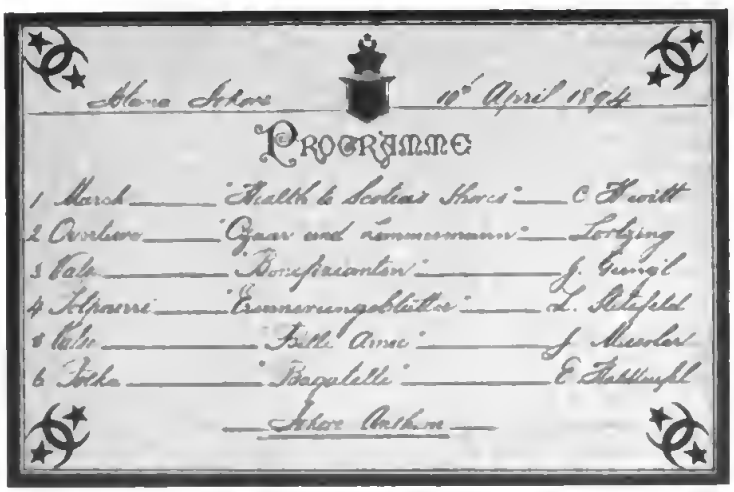
Digitized by Google

mir ſchon den Antrag, mit ihm in dem großen Theater der Stadt, dan den Chineſen Sing Sang genannt, ein Konzert zu veranſtalten. Dach kam ihm darin der deutſche Club zuvor. Ein Kamitee lud mich zu einem Feſtabend in den ſchönen Räumen des Clubs, verſchiedene Mitglieder waren mit Freude bereit, einige Programmnummern zu liefern, und an einem ſchönen Maiabend fand ich die Säle mit einer ſo eleganten Geſellſchaft gefüllt, wie ich ſie ſonſt nur in europäiſchen Großſtädten gefunden habe. Die Damen waren mir der Mehrzahl nach bereits perſönlich bekannt, denn mit ausnehmender Gaſtfreundſchaft hatten ſie mich ſchon am Tage nach meiner Ankunft beſucht und zu Diners, Lunches und Teas geladen. Der Kanzertabend verlief glänzend, und zur Erinnerung daran überreichten mir die Herren des Kamitees eine an zwei Fuß hahe kaſtbare Silbervaſe von der feinſten chineſiſchen Arbeit.

Die Kunde van dem Konzert verbreitete ſich raſch in der Stadt, man gab mir keine Ruhe, bis ich auch im Theater in zwei Kanzerten mitwirkte. Unter den Zuhörern befand ſich aber kein einziger Chineſe. Ebenſawenig ſchienen die Japaner, wenigſtens nach im Jahre 1894, an eurapäiſchem Geſang Geſchmack zu finden. Jn Kabe und Yakahama, wa ſo viele Deutſche damals wahnten und wa ſie ja ſchöne Clubs beſitzen, mußte ich mich zu Konzerten bequemen. Die Säle waren vallſtändig ausverkauft, aber unter den nach Hunderten zählenden Anweſenden befand ſich nicht ein einziger Japaner! Und dach wahnen gerade dort Tauſende, welche Eurapa beſucht und ſogar in Eurapa ihre Studien genoſſen haben. Zu dem Konzert in Yakohama kam eine Menge van Eurapäern, darunter auch die Geſandten aus Takia; dart, in der Hauptſtadt des japaniſchen Reiches, gebärden ſich die Regierenden, Haf uud Prinzen ganz eurapäiſch, keiner aber trieb dieſe Kaketterien mit Eurapa ſa weit, um das Konzert zu beſuchen! Jm Gegenteil. Sie ſind ſtolz auf ihre eigene Muſik, auf ihr althergebrachtes Schauſpiel, und als ich nach Takia kam, gaben ſie dieſem Stolz dadurch Ausdruck, daß die Hafgeſellſchaft mir zu Ehren in dem berühmten Maple-Club eine Feſtvorſtellung der erſten Schauſpieler veranſtaltete. Sie nahm um ein Uhr nachmittags ihren Anfang und endete gegen ſechs Uhr. Die Oberſthofmeiſterin der Kaiſerin halte mich mit einer Equipage ab, in den Logen ſah ich die Damen des varnehmſten Adels in japaniſchen Tailetten, einzelne waren ſehr zu ihren Ungunſten in europäiſchen Toiletten erſchienen, ſagar die Damen der fürſtlichen Tokugawafamilie waren zugegen und ließen ſich vorſtellen. Die gratesken Darbietungen der Schauſpieler, die Kakaphanie der unangenehmen japaniſchen Muſik intereſſierten mich während der erſten Stunde ihrer Fremdartigkeit wegen, aber die folgenden Stunden vergingen in tödlicher Einförmigkeit und Langweite für mich. Die japaniſche Geſellſchaft — ich und mein Gatte waren die einzigen Weißen — hatte dagegen nur für dieſe Zerrbilder der Schauſpielkunſt Aug' und Ohr und erwartete nach jedem Akt enthuſiaſtiſche Labpreiſungen von uns.

Ein Hofkanzert nach europäiſchem Muſter war in Tokio nach nicht dageweſen. Dennach wurde aus Anlaß meiner Anweſenheit ein ſolches in Ausſicht genommen. Bei einer Audienz, zu welcher der Kaiſer meinen Gatten befohlen hatte, ſprach er ſelbſt davan und ließ es durch den Dalmetſcher, den vorzügtich deutſch ſprechenden Sahn des Grafen Ita, meinem Gatten mitteilen. Da zogen ſich die Wolken am palitiſchen Harizant zuſammen, der Krieg kam zum Ausbruch, und das Hafkonzert fiel ins Waſſer. Jch hatte aber dach Gelegenheit, nach einem Diner im Hauſe eines der europäiſchen Geſandten die vornehme Geſellſchaft Japans zu beobachten, als ſie bei dem falgenden Empfang den Darbietungen einiger europäiſcher Künſtler lauſchte. Sie ſchien ſich fürchterlich zu langweilen.

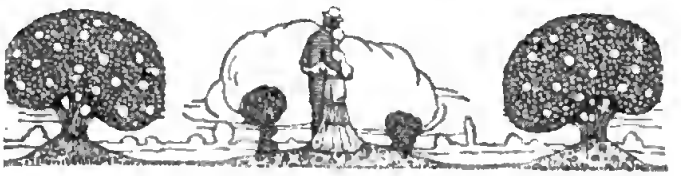
Wie anders iſt das Muſikleben in Java, vor allem in dem varnehmen Batavia und in der reichen, belebten Handelsſtadt Surabaja! Einige Jahre nach meiner erſten Reiſe um die Wett brachte ich einige Manate mit Reiſen in Halländiſch-Jndien zu. Mit Empfehlungen zweier Sauveräne an den General-Gauverneur, General Roſeboom, verſehen, wurde ich dart glänzend empfangen. Der Herr General-Gouverneur dieſes Reiches, das beinahe viermal die Größe Deutſchlands hat und an fünfunddreißig Millianen Einwahner zählt, iſt mit einem geradezu königlichen Hofſtaat umgeben und hat auch unter ſeinen Präragativen ſogar das Recht Krieg zu erklären! Sein Palaſt in Buitenzarg gehört zu den ſchönſten Aſiens und bei den Diners und Soireen,



Programm des Konzerts in der Jſtana von Johore.

Der Kaiser mit dem holländischen Residenten in der Prozession im Kraton von Sorokarta.

denen ich beiwohnte, herrschte so viel Glanz, wie an einem europäischen Fürstenhofe. Die Holländer sind nicht nur ihrer großen Musikliebe, sondern auch ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft wegen bekannt. Ich hatte mir auf verschiedenen Gastspielreisen in Holland ihre Sympathien erobert, und sie brachten dieselben nun, da ich in ihren Kolonien weilte, erneuert zum Ausdruck. Ohne ein Festkonzert in den vornehmen Räumen der großen Batavia Schouburg konnte es nicht abgehen. Der General-Gouverneur mit seinem ganzen Hofstaat hatte zugesagt, eigens von Buitenzorg zu dem Konzert nach Batavia zu kommen, aber auch ohne diese nie dagewesene Auszeichnung wäre das Haus zum Erdrücken gefüllt gewesen. Es regnete Kränze und Blumensträuße, von denen einer, aus den seltensten Orchideen gebildet, vom General-Gouverneur stammte. Ähnlich enthusiastisch wie in Batavia war das Publikum auch in Surabaja, wo Mynheer de Jonghe die Seele des Musiklebens ist. Die eingeborenen Javaner halten sich indessen davon vollständig fern und haben anscheinend kein Verständnis dafür. Das sah ich selbst an dem prächtigen, seltsamen Hofe des Kaisers von Sorokarta, dem Hofe Seiner Majestät Paku Buono X., zu deutsch „Nagel des Weltalls der Zehnte". Mir wurde die außergewöhnliche Auszeichnung zuteil, mit meinem Gatten das sonst allen Europäern unzugängliche Palais des Kaisers, „den Kraton" besuchen zu dürfen. Prinz Blumentopf, ein Bruder des Kaisers, führte mich persönlich durch die weiten Prunkräume, ja der Kaiser lud uns zu einer Soiree bei sich ein. Ich werde nie meinen Schrecken vergessen, als mir der gepuderte und geschminkte Herr, mit dick aufgemaltem Schnurrbart und Augenbrauen, bedeckt mit den herrlichsten Juwelen, gegenübertrat. Er stürzte förmlich auf mich zu und stieß mit seinen Fingern auf meine Brust. Nun sah ich erst, daß er es auf meine Ordenszeichen abgesehen hatte, die ihn im höchsten Grade interessierten. In seinem Reiche stehen professionelle Sänger und Schauspieler so tief, daß er solche Auszeichnungen ganz unverständlich fand. Von europäischer Musik hatte er nichts gehört, als die Aufführungen der holländischen Regimentskapellen und seine eigene Nationalhymne. In seinem weiten, prachtvollen Palast — eine ganze Stadt mit zehntausend Hofdamen und Dienern — hatte er nicht einmal ein Klavier. Um mir aber eine Ehre zu erweisen, befahl er seinem Hofzwerg, der zu seinen nackten Füßen kauerte, die Musiker des kaiserlichen Gamelang (Kapelle) kommen zu lassen, um mir vorzuspielen. Dann mußten zwölf seiner schönsten Gemahlinnen vortreten und uns den Srimpi, einen nationalen javanischen Tanz, vortanzen! Zum Abschied schickte er mir am folgenden Tage kostbare Geschenke, darunter seinen Namenszug in Diamanten und acht von seinen Frauen gewebte und gemalte Sarongs, d. h. Lendentücher. Ich ließ mir, in die Heimat zurückgekehrt, ein sehr hübsches Kleid daraus machen, wohl das einzige seiner Art in Europa.



Grüß' mir den Gardaſee.

In meine Nordlandheide
Sandte mir ſonnigen Gruß
Jene Zeit, da wir beide
Setzten nach Welſchland den Fuß.
Marmorne Uferſäume
Zeigt mir Erinnerungsweh:
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

Tauſende ſeltner Blüten
Neigten ihr hold' Geſicht,
Farben und Töne glühten,
Und dann dies Licht, dies Licht!
Palmen und Pinienbäume,
Porphyr und Firnenſchnee:
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

Gondola her von Torbole
Hin an den Katarakt.
Flatternde Barcarole
Wiegend im Rudertakt.
Sang das Bild unſrer Träume
Marguerita, die Fee:
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

Rotgold am Littorale
Flammte der Abendſchein
Über der Strada ponale
Wildzerklüftetem Stein.
Unten der Wellen Geſchäume
Dunkelblau blitzend von je:
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

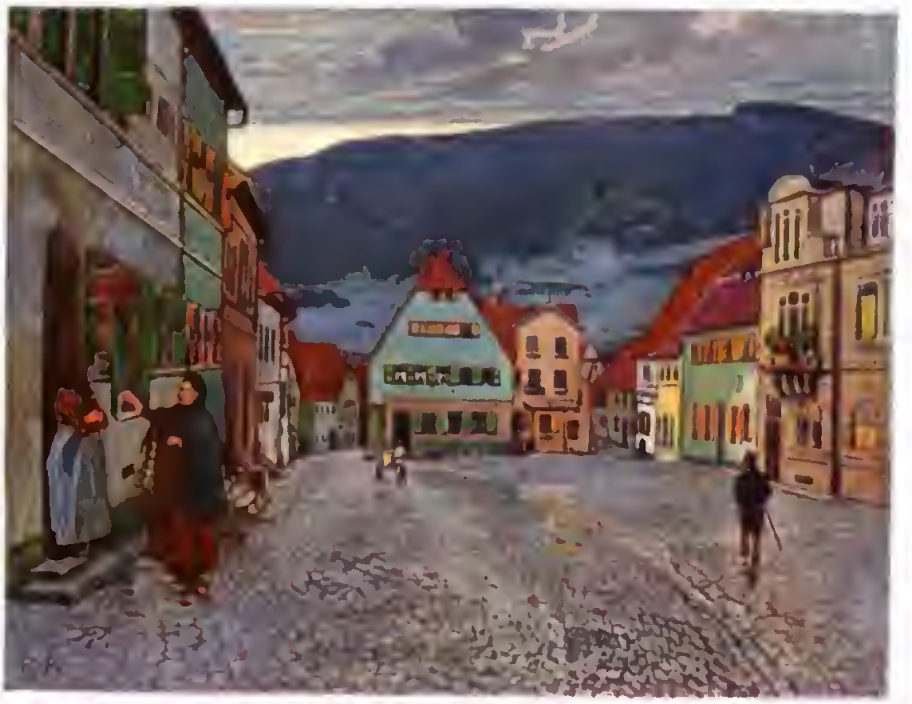
Weißt du noch? Nächtliches Schweigen,
Plötzlich fernher Melodie:
Über Gitarren und Geigen
Lachend: Funiculi!
Weit in mondhelle Räume
Jauchzte ihr Evoë:
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

Wenn dereinſt überwunden
Nebel und nordiſche Nacht,
Will ich wieder geſunden
In der ſüdlichen Pracht.
Bis ich zerriſſen die Zäume,
Bis ich ihn wiederſeh',
Grüße mir ihn, den ich träume,
Grüß' mir den Gardaſee!

Erich Ritter.

Flora. Gemälde von Prof. Hans Thoma.

Digitized by Google



Marktplatz in Neckargmünd.

Neckarfahrt.

Von Georg Wegener.

Mit Aquarellen von P. Preißler unter Benutzung von Aufnahmen des Verfassers.

Wohlan, nun gebt mir Kunde,
Wer fraher ist, als ich!
Du goldene Morgenstunde,
Du klare, wie lieb' ich Dich.

Im lichten Frühlingswalde
Streif' ich bergauf, bergab,
Ich schaue von sonniger Halde
Ins Neckartal hinab.

Hei, wie im Morgenscheine
Das Fürstenschloß erglüht!
Alt-Heidelberg, Du feine,
Es grüßet Dich mein Lied.

Du Voget dort in Zweigen,
Hör's nur, Dich neid' ich nicht,
Der Wald ist auch mein eigen,
Mein auch das Sonnenlicht,

Auch meine Lieder schallen
Dem hellen Himmel zu,
Ich zieh' durch die grünen Hallen
So vogelfrei wie Du;

Auch mich bannt keine Stunde,
Kein Weg, kein Ziel, wie Dich. —
Wohlan, wohlan, gebt Kunde,
Wer fraher ist, als ich!

Vor zwanzig Jahren sang ich diese Verse, als ich in lichtstrahlender Maienzeit von Heidelberg auszog auf eine Fahrt zu den Burgen des Neckar; ein Fuchs im ersten Semester, losgelöst endlich von lastendem Schulzwang, badend in seliger Freiheit, hineingeworfen aus der sandigen Mark in diese südliche Schönheitsfülle.

Sie kommen mir heut wieder in den Sinn, wo ich in plötzlicher Laune beschlossen habe, die alte Wanderung noch einmal nachzutun.

Freilich ergreift mich, während der Zug von Frankfurt her hastig an der Bergstraße dahineilt, doch ein leises Bangen. Bin ich nicht im Begriff, eine kostbare Illusion zu vernichten, die mir leuchtend in der Seele steht? Als ich jene Reise zum erstenmal machte, kannte ich noch nichts als die bescheidenen Reize meiner nordischen Heimat; welch eine unermeßliche Fülle von Eindrücken ist aber seitdem über mich niedergegangen! Wenig von dem, was die Rei-

Digitized by Google

senden als höchste Schönheiten fremder Länder und Meere auf der Erde preisen, ist mir unbekannt geblieben. Wie wird diesmal das Neckartal daneben bestehen?

Und auch — wie werde ich selbst bestehen? Zwanzig Jahre sind nicht nur ins Land, sie sind auch über Haupt und Herz dahingegangen; ich fürchte, ich bin älter geworden, als ich es weiß, und das Wiedersehen wird es mir sagen.

Doch weg mit diesen ängstlichen Erwägungen; schon wendet sich der Eilzug nach links, voraus in der Ferne öffnet sich zwischen den waldigen Bergen ein tiefer Taleinschnitt, in dessen Tiefe Häuser und Kirchen liegen; auf halber Höhe jedoch grüßt aus dem Waldpolster eine große rötliche Gebäudemasse herüber — das Schloß von Heidelberg!

* * *

Nicht von Alt-Heidelberg aber will ich erzählen. Hier bin ich im Laufe der letzten Jahrzehnte mehrmals wieder gewesen und von ihm, von dieser Stätte höchster deutscher Landschaftsschönheit, weiß ich wohl, daß sie mit den schönheitberühmtesten Punkten der Erde den Wettstreit aufnehmen kann. Nach einem nur kurzen, wenn auch wundervollen Aufenthalt an den alten Orten, mit alten lieben Freunden, lasse ich es, dem einmal gefaßten Entschlusse treu, hinter mir liegen und wende mich neckaraufwärts.

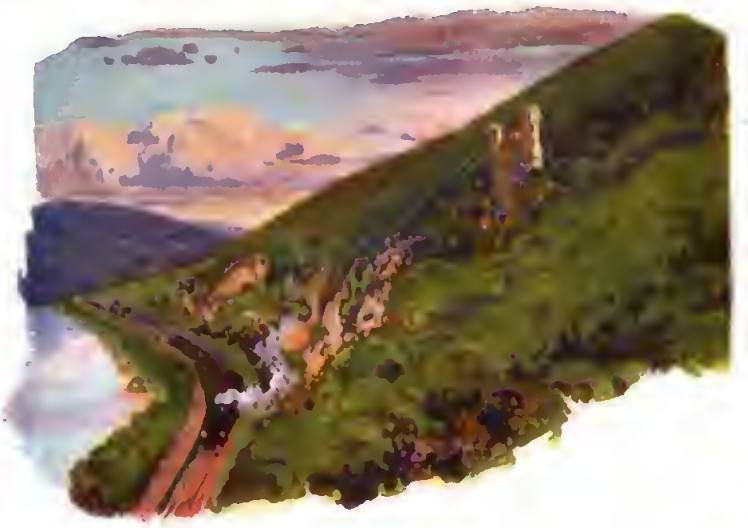
Es ist merkwürdig, wie wenig von dem großen Fremdenstrom, der Heidelberg unablässig durchflutet, in das eigentliche Neckartal hineindringt. Der weitaus größere Teil dieser Flut bewegt sich auf der Linie Frankfurt — Baden-Baden — Freiburg, er fängt sich an der Öffnung des Neckartals, wirbelt und braust hier gewaltig, aber doch nur eben an der Mündung; wenig oberhalb von Heidelberg ist es verhältnismäßig einsam, viel mehr jedenfalls als im Harz oder Thüringer Wald zur Reisezeit.

Heut ist das vollends der Fall, da ein rauschender Regen den ganzen Vormittag über Heidelbergs Gassen niedergegangen ist.

Trotz dieser Ungunst habe ich mit der Eisenbahn das alte trauliche Neckargemünd aufgesucht und dort im gedeckten Garten der „Griechischen Weinstube" — wer kennt sie nicht? — zu Mittag gegessen und warte nun ab, wie die Nebel sich allmählich lösen und höher und höher die waldigen Berge jenseits des Neckar emporschweben. Wie oft habe ich einst hier mit guten Freunden gesessen, begeistert mehr von den schönen Namen

Der Dielsberg vom Wege nach Neckargmünd aus gesehen.

der bernsteinrötlichen Weine „Achilles“, „Odysseus“, „Helena“ usw., als eigentlich von ihnen selber, und alle Welträtsel und Menschheitsprobleme mit jenem ungeheuren Eifer und jenem Verantwortlichkeitsgefühl durchredend, über die man später — leider — so ironisch lächeln lernt. Vieles ist hier inzwischen schöner geworden; so die Terrasse zum Neckar, so selbst das Schänkmädchen; denn die Hebe von damals, dessen erinnere ich mich noch, war eine arge Schlampe und hatte überdies eine Hasenscharte.



Burg Schadeck.

Trotzdem hält es mich hier nicht lange; obwohl der Regen noch in leisen Tropfen fällt, mache ich mich auf durch die engen Gassen und zu dem hübschen alten Tor hinaus auf die Landstraße. Mit Behagen ganz wie ein junger Student, in grauem Röcklein wandernd, omnia mea mecum portans in einem Ledertäschchen. Nur, was ich damals noch nicht besaß, meinen wackeren alten Freund, den kleinen Kodak in der Hand, der seitdem mit mir schon so vieles durchgemacht hat. Die Pyramiden von Gizeh hat er geknippst und die Moscheen von Stambul, die Höhlentempel Indiens wie die Buddhaklöster des Himalaya, die Pagoden von Bangkok und die Prunkpavillons in der verbotenen Stadt von Peking, die Eingeborenenhütten Samoas und Neuseelands, die Cliff-dwellings in den Cañons von Arizona, wie die Paläste der fünften Avenue von New York. Und nun soll er die Trümmer alter Neckarburgen festhalten? Laß gut sein, alter Gesell, nach meiner Erinnerung an sie brauchst Du Dich dieses Dienstes nicht zu schämen.

Gleich oberhalb von Neckargemünd schließt in der Ferne eine hohe, sehr regelmäßig gestaltete Bergwelle das Tal, auf deren Gipfel eine Kirche und Häuser sichtbar werden. Das ist der Dilsberg, die alte befestigte Stadt, die im Dreißigjährigen Kriege die Kaiserlichen unter Tilly vergebens berannten, ebenso 1799 die Franzosen. Hübsch steht sie, zierlich wie ein japanisches Bildchen, zwischen den Zweigen der Obstbäume, wenn man auf der Chaussee ihr entgegenwandert.

Hinter der großen Eisenbahnbrücke zweigt von der Straße ein Fußpfad nach links in den Wald ab, an dem ein Wegweiser „Zu den Burgen“ steht. Damit sind die berühmten vier Landschadenburgen oberhalb von Neckarsteinach gemeint, die ein waldiger Berg noch verhüllt. Hier biege ich hinein und steige in dichtem Laubwalde aufwärts.

Ich muß aber doch den rechten Pfad verfehlt haben, denn immer höher und höher geht es hinauf, wohl eine Stunde unablässigen Anstiegs. Eine warmfeuchte, brütende Schwüle herrscht in dem nassen Walde, die langen regenschweren Gräfer hängen über dem schmalen Weg, und nichts unterbricht das Schweigen, als der leise Klang der von den Blättern fallenden Tropfen. Zuweilen fliegt ein erschreckter Häher mit grellem Kreischen aus den Wipfeln auf, und dann prasselt ein reicherer Tropfenfall hernieder. — Endlich aber dehnt sich der Boden flacher, und plötzlich steigen dicht vor mir zwischen den Stämmen die Stangen eines verwetterten Aussichtsgerüstes empor. Ich steige hinauf und ein wunderschöner Blick lohnt die Mühe. Unter mir liegt das sanftwellige Gelände des Odenwaldes, eine Landschaft von größter Milde und Weichheit der Bergformen, überall dicht ausgeschlagen mit zartem Grün, überstreut mit nahen und fernen Dörfern und

Digitized by Google

Der Dielsberg von Neckarsteinach aus.

Weilern und in reizvoll geschlängelten Bändern durchzogen von Fluß, Bahn und Straßenzügen. Wenn auch der Regen jetzt aufgehört hat, so gibt doch der schwerbehangene Himmel dem noch frühen Nachmittage bereits die Stimmung eines hereindämmernden Abends. Eine tiefe, träumerische Ruhe, eine seltsam stille Geschlossenheit liegt über der Welt.

Am allermeisten aber über der alten Stadt Dilsberg, jenseit des Neckar. Mit ihrer rund geschlossenen Häusermasse sitzt sie wie eine kleine Kappe auf einem gewaltigen Haupt, wunderlich hoch und fremd über ihrer Umgebung. Die Siedelungen in unserem Vaterlande sind, seit Friede und Sicherheit herrschend geworden, überall von den Höhen in die Täler hinabgerieselt; in den Tiefen ist heut das Leben der Nation eigentlich zu Hause, und deshalb machen derart noch ganz auf der Höhe eines schwer zu erkletternden Berges fortlebende Ansiedelungen schon von vornherein den Eindruck eines wunderlichen Anachronismus. Sie erinnern an versprengte Inseln im Ozean, auf denen sich eine eigentümliche, vorzeitliche Lebewelt erhält. Sonderbar muß in der Tat das Dasein dort oben sein, weltfremd und altertümlich. Seinerzeit während meines Heidelberger Semesters hatte ich nicht den Entschluß gefunden, dort hinaufzuklettern; heute noch muß es nachgeholt werden.

Zunächst aber schreite ich geflügelten Fußes abwärts nach dem nun von hier oben wirklich erspähten Neckarsteinach, zu den alten Burgen, die mir so hell in der Erinnerung leben. Und bald tauchen sie auch aus dem lichtgrünen Walde vor mir auf.

Nicht weniger als vier Einzelburgen dicht nebeneinander, in dem Raum einer Viertelstunde, hat sich hier das stolze mittelalterliche Geschlecht der Ritter von Steinach hart über dem Neckar erbaut. Drei davon liegen unmittelbar über den Häusern des kleinen Städtchens Neckarsteinach: die Vorderburg, die Mittelburg und die Hinterburg. Von diesen ist die größte und schönste, die Mittelburg, restauriert und dient den Erben der Burgen, den Freiherren von Dorth, zur Wohnung. Reizend ist der Anblick der drei auf einem bewaldeten Rücken über der Stadt thronenden Trutzbauten; insbesondere der Mittelburg mit ihrem schönen efeuumsponnenen Turm.

Am liebsten ist mir aber Burg Schadeck, die vierte der Burgen, die kleinste und

kühnste, die etwas weiter flußabwärts an jäher Felsenwand wie angeklebt hängt. Der Volksmund nennt sie auch das Schwalbennest. Es ist eine ganz kleine Burganlage, der Hof, der Palas, der Bergfried, alles wie in eine Nußschale zusammengedrängt, aber von so trotziger Keckheit, daß sie doch imponiert. Nur gegen die Rückwand des Berges, der steil über ihr emporsteigt, ist sie bewehrt; nach hierhin deckt sie eine mächtige Schildmauer, aus der oben der Turm herauswächst. Nach vorn bedurfte sie keines Walles, da stürzt der Felsen, was freilich erst in der Nähe sichtbar wird, vollkommen senkrecht herunter. Der Neckar bespülte früher offenbar den Fuß der Wand; heut ist er durch Bahn und Chaussee davon getrennt. Nach hier hinaus hat der Burgwall nur die Gestalt eines heiteren offenen Altans, in dessen niedriges Gemäuer behagliche Sitze eingeschnitten sind wie in einer Frauenkemenate. Kein reizenderer Sitz ist denkbar, als diese Plätze in luftiger Schwalbenhöhe über dem Neckar. Die Erinnerungen an die glänzendsten Zeiten deutschen Rittertums erwachen hier: Herr Bligger von Steinach, der zur Zeit Walters von der Vogelweide lebte, ist als einer der besten Minnesänger bekannt; Gottfried von Straßburg selbst, der große Sänger von „Tristan und Isolde", preist sein leider nicht auf uns gekommenes Epos „Der Umbehane"; die Manessesche Liederhandschrift, der kostbare Schatz der Heidelberger Bibliothek, die drei Lieder von ihm enthält, bildet ihn ab, wie er mit einem Rosenkranz im schöngelockten Haar einem anmutigen Fräulein, das ihm zu Füßen sitzt, seine Verse in die Feder diktiert. Eine Harfe führte er im Wappen. Aber auch noch an andere Seiten des mittelalterlichen Ritterwesens erinnert der Ort. Trägt das Geschlecht doch den Beinamen der „Landschaden von Steinach". Ursprünglich, wie es heißt, durch Volksetymologie spöttisch aus einer anderen Benennung verdreht, später dann von den kecken Rittern beibehalten und — wie der Name der Geusen — zur Ehrenbezeichnung gemacht. Ganz so unrecht wird der Volksmund wohl nicht mit seinem Spotte gehabt haben, die Burg Schadeck sieht eigentlich weniger wie ein Schwalben-, als wie ein Adlernest aus; herrlich konnte man von hier stromauf, stromab den Neckar beobachten und erspähen, wenn die Krämer von Heidelberg oder Heilbronn vorüberkamen, um ihnen dann, im besten Fall, einen „ritterlichen Wegschutz" gegen die gebührende Zollabgabe zu gewähren.

Alte Linde in Dilsberg.

Das Raubrittertum ist gebrochen, nur harmlose Wandereraugen spähen heut noch über den Burgwall in die Tiefe, und lustige Taschentüchergrüße werden mit den unten Vorüberziehenden gewechselt. Aber eine Stätte des Gesanges ist die alte Landschadenburg noch immer geblieben. Wieviel unvergleichliche Picknicks von Heidelbergs akademischer Jugend hat der kleine Schloßhof schon mit angesehen, wieviel jauchzende, jugendfrohe Lieder sind hier in die sonnige Landschaft hinausgeflogen und werden es noch tun. Gerade eben kommt ein Schiffchen den Neckar heraufgepustet. Es ist voller Studenten, die nach Neckarsteinach wollen, wohl in die „Harfe", das alte Gasthaus, das seinen Namen von Bliggers Wappen entlehnt. Noch ehe sie heran sind, erscheint hinter mir eine kleine Anzahl junger Dämchen aus dem Walde im Burghof, sie treten an den Rand und schauen neugierig hinunter. Es ist viel zu weit für die Insassen des Schiffes, um zu erkennen, ob die Zuschauerinnen dort oben hübsch oder häßlich, jung oder alt sind, sie sehen nur ein paar helle Hüte und flatternde Bänder, aber schon beginnt das lustige Winken und Grüßen hinauf. Und die Dämchen — die sichere Entfernung macht keck — grüßen mit ihren Tüchlein wieder. Und da tönt es von unten herauf: „Vivant omnes virgines, faciles formosae", ein Sonnenschimmer bricht durch die Abendwolken, und fröhlicher Hall erfüllt das ganze, in jungem Grün prangende Waldtal.

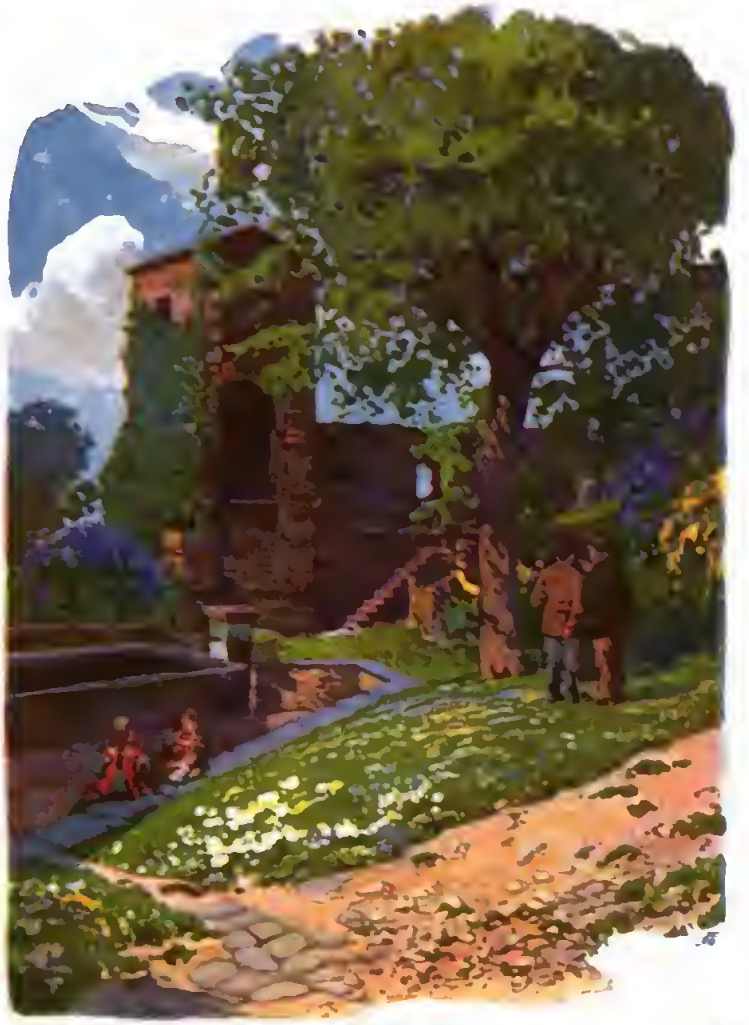
* * *

Der Abend war schöner geworden, als der Tag verhieß. Zwei Stunden hatte ich noch vor mir gehabt, bis die Nacht kam, und so unternahm ich gleich noch den Anstieg zum Dilsberg. Ein Fährmann setzt bei Neckarsteinach über den Fluß, jenseit dessen sich der Dilsberg imposant, fast düster, emporwölbt. Eine halbe Stunde etwa schritt ich von Westen her den spiralig um den Berg führenden, grasbewachsenen Fahrweg aufwärts, ganz allein. Keine Menschenseele schien außer mir das Bedürfnis zu haben, die alte, wie verwunschen dort oben liegende Stadt aufzusuchen. Endlich verließ ich den zu langsam ansteigenden Pfad und klomm geradenwegs die grasige Halde aufwärts zu den über mir winkenden Häusern. Rund umzog hier die niedrige ununterbrochene Mauer die Ansiedelung; nur die Rückseiten

Stadt und Burg Hirschhorn.

scheunenartiger Gebäude schauten über sie hinweg. Eine Pforte zum Eintritt fand ich lange nicht. Erst auf der Südseite, wo der Fahrweg steil heraukommt, öffnete sich ein hübscher Torbogen in das Innere.

Enge, holprige Gassen liefen hier zwischen ärmlichen dörflichen Häuschen dahin, Hühner gackerten um ländliche Misthaufen, Männer und Frauen und blondhaarige Kinder saßen abendlich vor den Türen und sprachen einen ruhigen, ernsthaften Gruß. Wie erwartet, eine eigentümliche weltferne Ruhe über allem.



Aus Burg Hirschhorn.

Gegen Osten, wo der Berg viel steiler abfällt, stehen die Ruinen einer alten starken Befestigung, die Reste stattlicher Türme und eines Rundwalls, einen mehrere hundert Meter tiefen Brunnenschacht umschließend, der in den Fels getrieben ist, jetzt von Farn und Wegerich bewachsen.

Vor dieser ehemaligen Zitadelle liegt eine Art Dorfplatz, und in seiner Mitte, auf einem etwas erhöhten Platz, ragt eine riesige uralte Linde empor, deren abenteuerlich dicker Stamm von einer Rundbank umgeben war. Ein paar ganz alte Männer sitzen darauf im Geplauder, an der gleichen Stelle, wo vermutlich auch ihre Urgroßväter bereits gesessen und geplaudert hatten. Schon 1799 bei der Franzosenbelagerung muß diese Linde ein stattlicher Baum gewesen sein.

Auch auf der Ostseite läuft die Stadtmauer streng geschlossen. Hier stürzt der Berg steiler ab, und er ist bis oben hinauf mit Buschwald bewachsen, so daß zwischen Mauer und Wald nur ein schmaler, heimlicher Pfad entlang führt. Wie oft mögen, solange die Stadt hier oben steht, Liebespärchen in der Abendstille diesen verschwiegenen Weg gewandelt sein und verbotene Küsse getauscht haben. Heute begegnete ich keinem, sondern nur einer Gruppe Knaben, die scheu, ohne zu grüßen, vorüber zog, ich sah es wohl — sie rauchten hinter der Mauer.

Jetzt stehe ich auf dem Fleckchen, wo das auf dem engen Kreis der Bergkuppe sich abspielende Leben seine Ruhstatt findet. Am Nordende des Dilsbergs, Neckarsteinach gegenüber, liegt die katholische Hauptkirche des Ortes, im Innern überraschend stattlich und umgeben von dem kleinen Friedhof, den man dem spärlichen Raum noch abgewonnen hat. Dicht aneinander gepreßt liegen die Gräber, von einigen Trauerweiden und

Burg Zwingenberg.

blühenden Sträuchern überragt. Auf ganz einfachen, billigsten Holzkreuzen, eines genau wie das andere gestaltet, sind die Namen und Daten der Gestorbenen eingetragen. Schon nach zwei Jahrzehnten sehen diese Kreuzchen völlig verwittert aus. Aber viel länger brauchen sie auch nicht zu dienen; die Enge des Platzes gestattet seinen Insassen nur eine kurze Mietsfrist, dann müssen ihre Gebeine neuen Platz machen. In einer Kirchecke steht eine Sammlung alter, bereits wieder herausgenommener Kreuze; sie reichen schon bis in die achtziger Jahre hinein. Die Abendsonne gießt einen lieblichen Goldschimmer über diesen kleinen Friedhof mit seinen in Reih und Glied stehenden Kreuzchen. Mir fällt unwillkürlich dabei ein anderes Bild aus dem fernsten Osten ein. Vor vier Jahren ritt ich über die in rötlichem Dunst schimmernde Ebene vor den Stadtmauern Nankings und wunderte mich, daß die in zahllosen niedrigen Höfern gewellte Flur vor den Toren soweit das Auge reichte, ganz ohne Kultur war, eine grasbedeckte Öde von düsterer, beklemmender Stimmung; bis mir mit einem Male klar wurde, daß ich auf einem ungeheuren Gräberfelde weilte. Der Chinese bewahrt die Grabstätte seiner Vorfahren durch Generationen und Jahrhunderte, wenn er sie auch nicht weiter pflegt, doch vor jeder anderweitigen Verwendung, und so schwillt die Flut der Gräber in China seit Jahrtausenden immer höher und engt den Raum der Lebendigen ein.

Ich muß sagen, mir ist es lieber, wie auf dem Dilsberg in der sonnigen Höhe verfahren wird. Was den Kreislauf seines Lebens vollendet hat, soll seinen nichtigen irdischen Rest so rasch wie möglich dem Universum wiedergeben und damit Neuem Platz machen.

* * *

Am nächsten Morgen wanderte ich nach Hirschhorn. Hier ist das Neckartal vielleicht landschaftlich am schönsten. Der Fluß macht eine mächtige, fast in sich selbst zurücklaufende Schleife, die man von der steilen Waldhöhe oberhalb ihrer nördlichsten Biegung prachtvoll übersieht. Auf der äußersten Ecke der von ihr gebildeten Halbinsel liegt das alte Ersheimer Kirchlein, die Stelle der ältesten Siedelung dieser Gegend bezeichnend und in seinem oft geflickten Bau und seiner Ausstattung alle Stilarten von der Gotik bis zum Rokoko, nein, bis zum modernsten Ungeschmack vereinigend. Die Nord-

Digitized by Google

wand zeigt ein höchst merkwürdiges, altes, barockes Relief, Jesus und seine Jünger in Gethsemane vorstellend. Zur Rechten aber steigen aus dem schräg abfallenden Walde hoch über dem gleichnamigen Städtchen die stolzen Ruinen der Burg Hirschhorn.

Besonders malerisch ist unten vom anderen Ufer des Neckars aus das Bild dieser Stadt, deren Hausdächer eng aneinander gedrängt über die Stadtmauer schauen und von der alten mächtigen Burganlage königlich beherrscht werden. Das Geschlecht der Ritter von Hirschhorn, denen auch die weiter aufwärts liegende Burg Zwingenberg gehörte, muß noch mächtiger und reicher als die Landschaden von Steinach gewesen sein; ihre Bauten erscheinen, heut wenigstens, ungleich ausgedehnter und bedeutender. Die Burg von Hirschhorn mit ihrem schlanken, hohen Bergfried, mit dem noch wohlerhaltenen Palas aus der Hochrenaissanceezeit, mit ihren Zinnen und Türmchen, von Wald umgeben und von Bäumen und Sträuchern erfüllt, bietet eine unerschöpfliche Fülle romantischer „Motive“; auch der Blick auf die alte, auf halber Berghöhe stehende Karmeliterkirche auf mauerumgürtetem Altan gehört dazu.

Als Burg aber noch schöner, die höchste Steigerung malerischer Romantik am Neckar, liegt das erwähnte Schloß Zwingenberg, das man von Hirschhorn in kurzer Eisenbahnfahrt erreicht. Hier ist das Neckartal noch enger als zuvor; wie in einen langen Korridor mit grünen Wänden schaut man von der Höhe über dem Bahnhof hinein; lichtgrün im Wiederschein des Waldes schimmert auch der in der Tiefe dahinziehende Fluß. Unter uns, zu langer, schmaler Linie aufgereiht, zieht sich das Dorf Zwingenberg dahin. Lenkt man aber den Blick nach oben, so ist es, als ob von den steilen Höhen zur Rechten eine ungeheure, grüne Flut von Wald wie ein unermeßlicher Wassersturz darauf hinabrauscht. Und wie eine jähe Felsenklippe einen solchen Wassersturz teilt, so daß er sie schäumend halb begräbt, aber doch, von ihr zerschnitten, sich vor ihr bäumt und rechts und links zu Tal schießt, so ragt aus der Wasserflut über dem Dorf Burg Zwingenberg empor. Von weitem schaut es aus, als sei sie ähnlich einem Steilhang angeklebt, wie das „Schwalbennest“ der Steinache; kommt man aber auf dem schön gehaltenen, waldüberwölbten Fahrweg unmittelbar hinzu, so sieht man, daß dies nicht der Fall ist. Sie steht auf einem schmalen, scharfen Rücken, den ein hinter der Burg zum Neckar eilender kleiner Bach durch eine tiefe, walderfüllte Schlucht absondert. Durch einen vermutlich künstlichen,

Stadtmauer und Kirche in Wimpfen im Tal.

aber ganz gewaltigen Einschnitt ist der Ausläufer dieses Rückens vom Berge losgetrennt, so daß sie rings isoliert ist. Es gibt keine größere Überraschung und kein poesievolleres Bild zugleich, als wenn man plötzlich vom Wege rechts in diesen Einschnitt hineintritt. Von Buchen erfüllt, bildet seine Tiefe eine mächtige kühle Halle, durch deren Laubdach die Sonnenstrahlen flimmern, während rechts und links die Schichten der zerschnittenen Felswände wie Quadern titanischer Mauern grünbemoost emporsteigen. Das Ganze ähnelt außerordentlich der Waldschlucht in Moritz von Schwinds schönem Bilde vom Einsiedler, der die Rosse des schlummernden Ritters tränkt.

Die Burg selbst ist nicht wie die bisher geschilderten eine Ruine, sondern wohl erhalten, heut ein Jagdschloß der großherzoglich badischen Familie. Erhalten mit dem höchsten Feingefühl für die Reize des Alten und Echten. Das gilt nicht für die innere Einrichtung der Zimmer, die ist sehr einfach und gleichgültig, wohl aber für alles Äußere. Nichts Schöneres läßt sich ersinnen, als diese alten Tore und efeuumsponnenen Mauern und Zinnenbrüstungen, diese kühlen Höfe mit den rauschenden Brunnen. Welch ein Gefühl muß das sein, solch ein Besitztum sein eigen nennen zu dürfen!

* * *

Noch vor Zwingenberg sieht man auf dem jenseitigen Neckarufer die Ruine Stolzeneck; weiter aufwärts, Neckargerach gegenüber, ragen die schönen Trümmer der Minneburg auf waldigem Gipfel empor, gegenüber von Neckaralp der blockförmige Bau von Schloß Neuburg.

Interessanter noch als diese aber ist über Neckarzimmern die bedeutende Anlage der Burg Hornberg, die einst Götz von Berlichingen gehört hat. Hier schrieb er seine berühmte Lebensgeschichte, die später die Grundlage zu Goethes Drama geworden ist, hier ist er auch 1562 gestorben. Seine Rüstung wird in einem noch erhaltenen Raume der Burganlage dem Besucher gewiesen. Sie hat übrigens keine eiserne Hand, sondern zeigt zwei ganz normale Eisenhandschuhe. Die Burg ist sehr stark zerfallen, sie interessiert aber durch die Anlage eines geradezu schneckenförmig gewundenen Zugangs, mit dem man sie zwischen zwei Mauerwänden erst ganz umkreisen muß, ehe man in den inneren Eingang gelangt; ferner durch den noch erhaltenen mächtigen Bergfried, der eine Höhe von 33 Metern hat.

Hier hat sich das Neckartal bereits völlig

Der Neckar bei Wimpfen.

gewandelt, der schmale, waldersüllte Korridor hat sich geöffnet, ein breites, offenes Gelände ist an die Stelle getreten, überdeckt von üppigen Ackerfeldern, auf denen Mais und Tabak gepflanzt wird. Die immer noch steilen Gehänge, die in weiterem Abstand diese Fruchtebene einfassen, tragen, in kunstvollen Terrassen abgesetzt, unabsehbare Weinberge. Wie der Wald am Schloß von Heidelberg, so brandet am Schloß Horuberg die grüne Flut von Weinreben hinauf. Bezaubernd ist auch hier der Blick; eine lachende Fülle von Leben und Wohlstand spricht aus der sonnigen Gegend, reizend ist der Wechsel von Ebene und schön gewölbten Hügeln, auf denen auch jetzt noch Burg an Burg sich folgt: Hornegg, Gutenberg, Ehrenberg usw.

Aus Wimpfen am Berg.

Ich kann nicht von ihnen allen einzeln berichten. Nur von Wimpfen, der alten Reichsstadt am Neckar gegenüber der Mündung der Jagst, sei noch gesprochen. Sie ist noch heut ein lebendiges Stück Mittelalter, eines der zierlichsten Beispiele jener kleinen bürgerlichen Gemeinwesen, die auch ohne den Schutz und Schirm eines Herrengeschlechtes, auf sich selbst gestellt, auskamen.

Von Jagstfeld aus passiert man zuerst Wimpfen im Tal, eine kleine, auch noch ummauerte Siedelung ohne besonderen Ausdruck, nur daß sie auf breitem, von prächtigen Kastanien bestandenem Platze eine herrliche alte Kirche besitzt. Schon aber gewahrt man weiterhin, von steilem Felsufer herabwinkend, die Stadt Wimpfen am Berg. Es wird kaum eine malerischere Stadtsilhouette geben, als diese, mit ihren spitzgiebeligen Häusern und dem großen, geschickt restaurierten Wartturm in der Mitte.

Das Innere Wimpfens ist ein Gewirr winkeliger Gassen, reizvoller Durchblicke, unregelmäßiger Plätze mit alten, sonderbar geformten Brünnlein; nicht reich, eher armselig, aber alt und malerisch bizarr. Das Allerschönste in ihr ist ein Kleinod von köstlichem Wert, das freilich kaum beachtet im Winkel liegt. Wenn man außen an der zum Neckar abfallenden Stadtmauer dahinwandelt, sieht man an einer Stelle dieser die Reste einer alten Hohenstaufenpfalz, die um 1200 einst in Wimpfen gegründet worden war und noch Ludwig dem Bayern als Residenz gedient hat. Was man heute ge-

Der Adlerbrunnen in Wimpfen.

wahrt, ist anscheinend die Fensterwand eines großen Festsaales gewesen. Jetzt bildet sie einen Teil der Stadtmauer. Eine Reihe jener köstlichen romanischen Fensterbogen, von gekuppelten Säulchen getragen, wie wir sie ähnlich von der Gelnhausener Kaiserpfalz kennen, durchbricht die Wandfläche, leider so hoch oben, daß man sie von außen nur in der Verkürzung sehen und gar nicht heran kann. Von innen her sind ein paar häßliche bäurische Häuser unmittelbar dagegen gebaut, die einen großen Teil der Fensterreihe völlig verkleben. Nur an einer Stelle kann man das alte Gemäuer sehen; da bildet es in all seiner Pracht und Herrlichkeit die Wand eines schmutzigen, von einem Misthaufen erfüllten Hühnerhofs.

* * *

„Heilbronn!“ ruft der Schaffner in der von Menschen wimmelnden Bahnhofshalle.

Meine kleine Wanderung ist an ihrem Ende angelangt. Wohl könnte es mich reizen, der alten Käthchenstadt eine eingehendere Schilderung zu widmen; sie ist ja reich genug dazu an alter Schönheit. Allein meine Reise ist nun einmal in erster Linie eine Burgenfahrt gewesen, und so will ich auch den Schluß mit einer letzten Burg machen, die ich bis dahin noch nicht gekannt, der berühmten „Weibertreu“, ob dem Städtchen Weinsberg, eine Stunde von Heilbronn.

Auch ihr Boden ist geheiligt von anmutiger Sage und bedeutender Geschichte. Will auch moderne Kritik die Erzählung von der Belagerung durch König Konrad III. und der Rettung der männlichen Insassen auf dem Rücken ihrer Frauen ins Gebiet der Fabel verweisen, so ist doch das furchtbare Drama des Bauernkrieges von 1525 wahr, wo Burg und Stadt Weinsberg durch die Bauern unter der Führung Florian Geyers erobert und später ohne dessen Zutun die verteidigenden Edelleute, an ihrer Spitze Graf Ludwig von Helfenstein, auf so grauenvolle Weise in der Speergasse umgebracht wurden. Die höchste Weihe erhielt aber Burg Weinsberg durch die enthusiastische Treue und Liebe eines der besten Männer des Neckarlandes, Justinus Kerners, dessen unermüdlicher Eifer aus ganz Deutschland die Mittel zusammenbrachte, um die von den Weinbauern des Berges als Steinbruch benutzten Burgtrümmer vor weiterer Vernichtung zu retten, und der sie durch Wort und Schrift dem deutschen Volke lieb und wert gemacht hat.

Unter allen Burgbergen Deutschlands, die ich kenne, ist der von Weinsberg der regelmäßigste. Wie ein klassischer Vulkankegel gestaltet, steigt er, ein einziger mächtiger Weinberg, empor, auf oberster Höhe die Burgmauer und das darüber emporragende Laubwerk tragend. Kerner ist nicht auf die heute so beliebte Idee einer „Restauration“ der Burg gekommen, sondern hat sich darauf beschränkt, das Bestehende zu festigen und allenthalben zugänglich zu machen. So bildet das Innere der „Weibertreu“ heute eine hübsche kleine Parkanlage mit zwischen Fliederhecken verschlungenen Wegen und alten Mauerresten. Von Zeit zu Zeit führen diese Pfade an den äußeren Burgwall, und von dort hat man dann Ausblicke von wunderbarer Freiheit und Schönheit über das schöne deutsche Land zu unseren Füßen.

Da der Besuch von Weinsberg eigentlich außerhalb meines Programms lag, so hatte ich mir keinen „Führer“ vorher angesehen. Ich schlenderte auf gut Glück umher und kam dabei unversehens durch ein Pförtlein in das Innere eines großen niedrigen Turmes, einer Art Zwinger, der oben offen ist. Nach verschiedenen Seiten sind Mauernischen mit Sitzen in die dicken Wände eingetieft, von denen schmale Fenster ins Freie gehen. Fast jeder der Quadersteine, aus denen der Turm gefügt ist, trug einen eingemeißelten und mit schwarzer Farbe ausgefüllten Namen, sichtlich den eines Besuchers dieser Stätte. Welche Namen aber sind dies! Auf dem Schlußstein eines der die Nischen überdeckenden Gewölbe ist: Fr. Schiller 1793; anderswo, in regelloser Anordnung rings an den Wänden, unter anderen, teils mit, teils ohne Jahreszahl: Uhland, Lenau 1834, Anast. Grün 1837, G. Seidl, Mosenthal, Brentano, Achim v. Arnim, Fouqué, Varnhagen und Rahel 1832, Ludm. Assing, H. Chezy, W. Müller 1827, Matthisson 1828, E. Mörike, F. Liszt 1822, L. Tieck 1830, Schleiermacher, Schelling, W. Alexis, O. Görres, D. Schubart, H. Leuthold, W. Hauff,

Ruine einer Hohenstaufenpfalz an der Stadtmauer von Wimpfen.

B. Auerbach, Freiligrath, G. Schwab, F. Rückert 1819 u. m. Auch Verse waren hier und dort angeschrieben. Sinnend saß ich lange auf einer der Steinbänke und las diese Namen. Welch eine Fülle von Geist hat in diesem kleinen Raum hier geweilt, welche Gedanken sind hier gedacht worden! Tiefe Stille herrschte rings, oben über dem Turmausschnitt wölbte sich wolkenlos wie eine lichthelle Glocke der Himmel, am Rande des alten Turmzwingers wuchs nickendes Gras und hellgrünes Gesträuch — mir gerade gegenüber, wo eben die schrägen Strahlen der Abendsonne noch ein kleines Stück des inneren Turmes goldig erleuchteten, stand ein schöner Berberitzenstrauch, um den einige Bienen summten.

Plötzlich vernahm ich ein seltsam feines und reines Klingen in der Luft, von einer ätherischen Zartheit und Schönheit, als sei es das Abendlicht selbst, das leise zu tönen begann. Doch wenn ich ‚plötzlich' sage, so ist damit nicht gemeint, daß es mit einem Male angefangen hätte; es kam mir vielmehr zum Bewußtsein, daß dies Klingen schon eine ganze Weile dagewesen war, nur so leise, daß ich mir keine Rechenschaft davon gegeben hatte. Rasch starb auch das Crescendo, wodurch es sich mir bemerklich gemacht, wieder hinweg, wurde wieder so leise, daß ich eine Weile nicht wußte, hörte ich es eigentlich noch oder hörte ich es nicht. — Was war das gewesen? War es wirklich ein Klang oder hatte sich für mich der Zauber der Stunde rein innerlich in das Gefühl eines so seligen Klingens gekleidet? — Jetzt aber kam es wieder, ganz unzweifelhaft; es begann wieder unendlich fein und schwoll auch zu keinem sehr lauten Ton an, aber es war von so wunderbar immateriellem Reiz, daß das Auge unwillkürlich in das Licht des Äthers oben hinaufschaute, um in ihm selbst die Quelle davon zu suchen. — Nun erst fiel es mir ein, daß fast alle die Mauerverse, die ich flüchtig gelesen, von tönenden Geisterstimmen, klagendem Säuseln und dergleichen sprachen. Ein Blick in die schmalen Fenster des Turmes — richtig, da waren über hölzernen Resonanzkästen die Saiten von Äolsharfen gespannt; wenn

Weinsberg und die Weibertreu.

der Abendwind durch die Öffnungen strich, brachte er sie zum Tönen.

Ich erfuhr später im Wärterhäuschen der Burg, daß schon Justinus Kerner selbst solche Harfen dort angebracht habe, die man seitdem erhält und erneuert. In der Tat ganz eine Idee der gefühlsseligen Romantik. Wir sind heut geneigt, solche Effekte als etwas theatralisch anzusehen, und mir würde es, wenn ich vorher darum gewußt hätte, gewiß ähnlich ergangen sein. So aber hatte ich ganz ahnungslos wirklich den vollen anmutigen Reiz dieses kleinen Spielwerks genossen, und es hatte recht nach dem Sinn des Stifters dazu beigetragen, die Wirkung der Stätte zu erhöhen.

Auch die Mauerinschriften, die Namen seiner weinsbergischen Besucher, hat Justinus Kerner, der gastlichste aller deutschen Dichter, hier selbst anbringen lassen. Heute kann jeder Besucher an irgendeinem Stein der Burgmauer von einem dazu bestellten Ortsbildhauer seinen Namen in ähnlicher Weise verewigen lassen, und es geschieht vielfach. „Nur in den Turm kommt keiner mehr hinein," sagte mir das niedliche junge Mädchen, das mir im Wärterhause einige Ansichten verkaufte. „Und das ist auch ganz richtig," setzte sie treuherzig hinzu, „heutzutage gibt es ja auch keine so großen Männer mehr." —

Im Turm von Weinsberg.

In den letzten Strahlen der über den Rebengeländen sinkenden Sonne, tief die reine Abendluft einatmend, steige ich nun auch vom Schloß „Weibertreu" wieder zu Tal. Lebt wohl, ihr frischgrünen Berge, ihr alten stolzen Burgen! Wahrlich, ihr seid mir keine Enttäuschung gewesen. Ja ich scheide von euch auch mit dem Gefühl, daß ich doch noch nicht ganz so alt geworden bin, wie ich gefürchtet hatte.

Und aber nach zwanzig Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Mondnacht.

Im Dunkel lagen die Tale,
Nachtschatten verspannen sie dicht,
Doch der Mond mit erlösendem Strahle
Tauchte die Dörfer in Licht . . .

Ferne Scheiben und Fenster beglückte
Seine traumhaft silberne Pracht,
Und sie glänzten wie heiße, verzückte
Augen hinaus in die Nacht.

v. Goetzen.

Die Kinder des Herrn von Harthausen.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß.)

Auf den Tod war Gertie erschrocken gewesen, als sie Rollin auf dem Bahnhof erkannte. Aber es lag wohl im optimistischen Grundzug ihres Wesens, daß gleich wieder die Hoffnung aufkeimte: ‚Er wird sicher nur auf der Durchreise hier sein; wird gewiß nur seine Eltern besuchen wollen.‘ Ein leises Hoffen war's, eigen gemischt mit widerstrebender, heimlicher Sehnsucht: ‚Nur einmal möcht' ich ihn doch noch sehen.‘

Dann kam er, am nächsten Tage schon, zu einer Stunde, wo er sicher sein konnte, daß Wolde zu Haus war. Der nahm ihn an. Gertie wollte sich verleugnen lassen und konnte doch nicht widerstehen. Er küßte ihr die Hand, sprach scheinbar gelassen von einem Telegramm, das ihn zu den Eltern gerufen hätte — und sie las in seinen Augen die flehende Bitte: Zürne nicht ... ich konnte nicht anders ... es war stärker als ich ...

Gleich war er dann wieder im Gespräch mit Wolde. Und da wollte es der unberechenbare Zufall, ein tückisches Ungefähr, daß beide in eine Unterhaltung über die älteren Condottinis gerieten, über Lodvisio Viseonti, den Johanniter Montréal und die Soldatenschulen der Braccesken. Wolde war sichtlich erstaunt, wie gut hier „dieser junge Offizier“ orientiert war, besser als er selber; so gut, daß er ihn und sein Wissen für die eigenen Zwecke gebrauchen könnte, für die Bestimmung einiger Porträts, die sich nur aus der genauen Kenntnis der Rüstungen und Waffen ermöglichen ließ. Vater wurde herbei zitiert, es gab einen Disput, und schließlich bat Wolde: „Wir müssen darüber weiter sprechen, Herr von Rollin. Ich werde das literarische Material aus der Universitätsbibliothek herschaffen lassen ... bitte, wollen Sie nicht morgen bei uns speisen?“

Als Rollin gegangen war, trat Gertie dicht an ihren Mann heran und sagte mit erregter Stimme: „Warum hast Du ihn eingeladen?“

Er sah sie erstaunt an. „Aber, liebes Kind, warum sollte ich nicht?“

„Weil ich es nicht will! Weil ich es nicht mag! Weil ... nun weil ich wenigstens wünsche, vorher gefragt zu werden!“

„Meine liebe Gertrud, verzeihe: ich werde doch noch einen Bekannten zu Tisch bitten dürfen! Was hast Du nur? Ich glaubte sogar, Dir einen kleinen Gefallen zu erweisen —“

Die Tränen waren ihr nahe. Aber sie lachte laut auf — „Du mir einen Gefallen!“ — und stampfte mit den Füßen auf: „Ich will nicht! Ich ... Du respektierst meine Hausfrauenrechte nicht! Du wirst ihm absagen!“ Und dann: „Schreib ihm ab ... ich bitte Dich, Wolde ...“

„Erlaube, Gertrud ...“ er schüttelte den Kopf ... „es tut mir leid, wenn ich in Deine Rechte eingriff, obschon ich nicht recht verstehe ... ja ... aber absagen? Das geht doch nicht. So ... ohne plausiblen Grund! Nein, mein Kind, das kannst Du nicht verlangen.“

„Dann wirst Du wohl entschuldigen, wenn ich nicht mit esse ... wenn ich krank werde ...“

Es war ihm ganz neu, daß Gertie ihren Willen derart dem seinen entgegensetzte. Es beunruhigte ihn. War sie vielleicht wirklich leidend? Nervös? Gertie nervös! Ah ... bewahre. Ein kleiner, eigensinniger Zug war's, eine Laune. So sagte er in gelassener Würde: „Mein Liebling, das wirst Du Dir wohl nach überlegen ... und ich verspreche Dir dafür, in Zukunft meine kleine Frau immer erst submissest zu befragen, ob ihr ein Gast recht ist. Wie sich das, ich geb' es zu, gehört.“ Damit ging er.

Und sie war am nächsten Tage wirklich zu Tisch erschienen. Wolde hatte seinen Triumph, aber er wurde dessen nicht froh. Denn er mußte bemerken, wie gespannt ihre Züge waren, daß sie bisweilen fast wie geistesabwesend über die Tafel blickte mit leeren, Augen. ‚Sie ist wirklich nervös!‘

Digitized by Google

dachte er. ‚Ich werde doch den Kollegen Bergmüller bitten, sie ein wenig zu beobachten. Meine arme, kleine Frau —‘

Mit Rollin sprach sie nur das Allernötigste. Sie mieden sich sogar mit den Augen. Und dabei fühlte sie unausgesetzt, wie seine Seele die ihre suchte. Immer wieder fühlte sie seine demütige Bitte: Zürne nicht. Es ist stärker als ich.

‚Wenn ich doch zürnen könnte!‘ schrie es dann in ihr. ‚Aber das ist es grad: ich kann es nicht!‘

‚Wenn ich mich doch zu irgendeinem mitleidigen Herzen aussprechen, ihm meine Nöte klagen könnte!‘ dachte sie ein andermal. ‚Wenn ich Mama doch den Kopf in den Schoß legen dürfte und ihr sagen: Hilf mir! Rate mir! Sieh, ich liebe ja meinen Mann. Ich schwöre Dir, ich liebe ihn. Aber er gibt mir nicht, wonach mein Herz verlangt, nicht Wärme, nicht Licht! Und da ist der andere ... und ich sehe, wie er leidet um meinetwillen ... hilf mir doch! Zeig mir den rechten Weg!‘

O ja! Mama würde sie schon den rechten Weg weisen. Sie hörte es förmlich: „Kindle, was für ein Unsinn. Hast Du nicht den besten Mann von der Welt? Schön ist er — gell! Und klug ist er! Und solid ist er! Wenn ich so denk' an Deinen Vatter ... Gott hab ihn selig ... aber das war einer! Immer hinter jeder Schürz' her und in jede Schenk' gelaufe! Ein Mustermännle ischt Dei Wolde — und ich mag so 'was Überspanntes nimmer höre! Verstehst?! Schäme solltst Dich!‘

Es war wohl Eine, das fühlte Gertie, die hätte anders gesprochen. Oder gar nicht gesprochen. Nur ganz leise ihre sachte Hand über den Scheitel gleiten lassen und dann den Kopf geneigt und die Stirn geküßt, und vielleicht wäre eine Träne aus ihrem Auge gefallen. Eine Träne des Verstehens und des Mitempfindens.

Aber die war fern und weinte jetzt wohl mit der eigenen Tochter —

Fast täglich schrieben Mutter oder Egbert über Hilde. Er meist sachlicher und doch mit heißer Teilnahme; sie mit der ganzen Innigkeit des Mutterherzens, das um ihr Kind litt und für ihr Kind bat. Um Nachsicht, um Liebe, um Verstehen.

Mutter hatte Hilde in dem Vorort-Sanatorium gefunden, in das man Bahrenburg gebracht. Wenige Stunden vor der Mutter war sie dort eingetroffen und hatte mit ihrem leidenschaftlichen Verlangen, die Pflege von Franz zu übernehmen, den dirigierenden Arzt in arge Verlegenheit gebracht. Der Zufall fügte, daß Dr. Hengardt wenigstens ihren Namen und sogar Egbert, wenn auch nur flüchtig, persönlich kannte; er war vor Jahr und Tag als Stabsarzt der Reserve bei dessen Regiment zu einer Übung eingezogen gewesen. Aber gerade diese Bekanntschaft machte die Angelegenheit für ihn eigentlich noch peinlicher. So war ihm das Eintreffen der Mutter sehr willkommen; er konnte die Entscheidung in ihre Hand legen. Und das Mutterherz hatte ja schon entschieden — über alle Kleinlichkeit hinaus. Mutter schloß ihr Kind an die Brust und ließ es sich ausweinen. Und Hilde, die auf all ihren Schmerzenswegen nie Tränen gehabt hatte, weinte wie ein Kind.

Der Zustand Bahrenburgs war hoffnungslos. Es konnten jedoch Tage, es konnten Wochen vergehen, ehe die zähe Natur völlig erlag. Egbert erschrak, als er bei ihm eintrat: solche Verheerungen hatte die Krankheit in dem Gesicht des wilden, lustigen Franz angerichtet. Er ahnte noch nichts von Hildes Anwesenheit, aber über die eingefallenen Züge breitete sich ein Schatten der Verlegenheit, und die hagere Hand krallte ein paarmal über die Bettdecke, ehe sie sich Egbert entgegenstreckte: „Sieh da ... sieh da, Timotheus —“ sagte er dann mit leiser, verdämmernder Stimme und einem halben Lächeln. „Der Geduldigste meiner geduldigen Gläubiger. Ja, ... ich brauche viel Nachsicht für diesen elenden Lebensrest.“

Egbert wollte jede Erregung des Kranken vermeiden. Er zog sich einen Stuhl heran, suchte nach einigen Worten, seine Anwesenheit zu erklären, fragte nach dem Befinden. Aber die Knochenhand krallte wieder ein paarmal über die Bettdecke und faßte dann nach Egberts Arm: „Beim großen Zeus, lieber Harthausen, ich kann nichts dafür. Ich bin nie ein Heiliger gewesen. Aber sie war mir nicht nur als Ihre Schwester heilig. Heilig war mir auch diese Liebe — wenn's Liebe ist? — die mir noch auf den Rest meines Lebens beschert wurde. Etwas Gutes, Großes, das ich nie verdient habe. Und drum ... ich wußte, was ich

Digitized by Google

tun mußte ... ich hab' gewehrt, wie ich konnte. Ich bin grausam hart gewesen gegen die arme ... Hilde ..."

Mühsam hatte er's herausgebracht. Nun lag er mit geschlossenen Lidern, auf den eingefallenen Wangen hektische Röte, die Hand immer noch fest um Egberts Arm.

Langsam und schwer, ohne die Augen zu öffnen, die sich seltsam hoch unter den bläulichen Lidern wölbten, fuhr er fort: „Die arme Hilde ... solch brennendes Streben, solch großes Können ... und doch keine wirkliche gottbegnadete Künstlerin. Wenn ich ihren Fleiß gehabt hätte ... die Hälfte ihres Fleißes ... was wäre aus mir geworden! Ja, Harthausen ... ich war auch darin hart bis zur Grausamkeit ... immer hab' ich ihr vorgehalten: Du kannst nichts — aus Dir wird nichts. Die Seele fehlt, das tiefe Empfinden. Nur wer wahrhaft durch Leid oder durch große Liebe gegangen ist, kann nach dem Höchsten in der Kunst greifen. Arme Hilde ..."

Und dann trat, auf einen flüchtigen Moment, wieder das alte übermütige Lächeln um die Lippen, die wie verdorrt schienen: „So ist das Leben. Schließlich ... man muß es nehmen, wie es ist. Ganz so übel war's doch nicht. Wissen Sie noch, Harthausen, damals! Wenn ich gesund geblieben wäre ... aber diese verdeubelten Lungen! Ja ... gesund muß man sein, stark, zäh für den Kampf ums Dasein. Und das hat Hilde alles ... Gesundheit, Energie ... es wird schon noch werden. Und ist's nicht in der Kunst — das Leben ist ja auch sonst reich ..." Und da pfiff er, unheimlich kam es heraus in den halblauten Tönen: „Wisse nur das Glück zu fassen, — wenn es lächelnd sich Dir beut —"

Darüber hatte Egbert berichtet. Dann schrieb Mutter: „... sein Leben zählt nach Tagen, und er ist mir für seinen kurzen Erdenrest wie ein Sohn. Hilde ist um ihn, eine andere, als wir sie kennen. Die tiefe Neigung zu dem Leidenden verklärt ihr ganzes Wesen. Ich weiß nicht, ob es das ist, was Menschenzungen Liebe nennen. Gibt es nicht auch darin unendlich viele Nuancierungen? Wenn ich mein sonst so leidenschaftliches, oft in Glück und Gram so verschlossenes Kind an seinem Lager sehe, ruhig und stetig, eifrig und doch still, will's mich schier wundernehmen. Und ist doch wohl so einfach, nur daß wir nach einer künstlichen Erklärung suchen möchten, wo es deren vielleicht gar nicht bedarf. Es muß wohl aufopfernde Schwesternliebe geben auch ohne Blutsbande ..."

Wolde zog die Achseln hoch, als er das las. „Mutter verstehe ich jetzt bisweilen nicht," sagte er. Und Vater faltete den Brief zusammen, legte seine feinen weißen Hände darüber und nickte: „Auf dem Untergrund ihrer Seele schlummerte immer etwas Kompliziertes, lieber Wolde. Laß nur ... sie findet sich wieder zurecht ..."

„Gebt mir den Brief noch einmal —" bat Gertie. Und dann las sie ihn in ihres Zimmers Einsamkeit wieder und wieder.

„Ich weiß nicht, ob es das ist, was Menschenzungen Liebe nennen? Gibt es nicht auch darin unendlich viele Nuancierungen?" War's nicht, als sei das für sie geschrieben. Stand sie nicht auch wie ein schwankes Rohr zwischen der Liebe zu ihrem Manne und dem stummen Werben des anderen? Fühlte sie nicht, wie jene Liebe von Tag zu Tag mehr bedroht wurde und wie sich das Fremde, Neue in ihre Seele stahl, das noch nicht Liebe war — noch nicht —

Dem sie widerstrebte mit aller Kraft ihres ehrlichen Herzens, das sie nie, nie Herr über sich werden lassen wollte! Und das doch all ihr Sinnen ausfüllte. Liebe? Es konnte ja nicht Liebe sein! Liebe mußte immer beglücken; die schuldige Liebe, selbst die unglücklichste Liebe mußte einen Rausch von Seligkeit geben. Nichts von alledem! Nichts als die Sorge und die Angst vor der kommenden Gefahr, ein ewiges zitterndes Abwehren und die stumme Sehnsucht: wenn mich Wolde doch einmal herzlich an seine Brust nehmen, wenn er meine Liebe stärken und vertiefen wollte, wenn er sein Leben mit mir teilen wollte! Ich bin ja so arm und lechze nach Reichtum. Ich bin ja so unglücklich und lechze nach Trost ...

Dann keimte in ihr der Gedanke: ‚Geh Du zu Wolde, wirf Dich an seine Brust, sage ihm alles, bitte ihn, flehe zu ihm. Er ist gut, er muß Dich verstehen.' Aber da war die weibliche Scheu und war der Frauenstolz und war ein unsicheres Empfinden: er würde ja doch nur die Stirn kraus ziehen. ‚Liebes Kind, was sind das für überspannte Ideen! Wir leben doch

Digitized by Google

nicht in einer Wertherzeit. Sieh um Dich: haben es andere Frauen denn anders als Du? Soll ich Dich an das echte Philosophenwort erinnern: Frauen lieben immerfort, der Mann hat dazwischen etwas anderes zu tun. Ich will's nicht schön heißen, aber wahr bleibt es dennoch.'

So hätte er vielleicht gesprochen, und sie wäre vor ihm gestanden und hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, daß sie sich seelisch vor einem Verständnislosen entblößt hatte. Nein ... nein ...

Und dann kam dennoch die Stunde —

Woldemar hatte allerlei Verdruß gehabt. Das Semester fing für ihn ungünstig an, die Zahl seiner Hörer war geringer als je; auf einen Essay, von dem er sich viel versprochen hatte — über die Kunst in Siena — war eine boshafte Kritik eingelaufen; schließlich erfuhr er, daß für eine Festrede vor dem Großherzog, auf die er bestimmt rechnete, ein Kollege in Aussicht genommen war. Das alles verstimmte ihn; es gab kleine Reibereien in der Häuslichkeit von jener Art, die an sich unbedeutend sind, die aber einen bis zum Rande gefüllten Becher zum Überfließen bringen können. Gertie trug's mit Geduld, bis dann Mama kam und sich einmischen wollte mit ihrer fließenden Beredsamkeit. Da war Gertie mit heftigen Worten davon gestürzt, hatte die Tür hinter sich zugeschlagen und war auf ihr Zimmer geflüchtet. Ihr heißes Temperament loderte noch einmal auf bis zu dem Entschluß: so kann es nicht weiter gehen! Besser das Schlimmste, als dies sich Hinschleppen! Sie war drauf und dran, ihren Koffer zu packen und nach Berlin zu flüchten — an das Mutterherz, das ja auch für sie schlug.

Während sie ruhelos auf und ab ging, plante und verwarf und neu plante, wurde unten Stille im Hause. Sie hörte Mama, dann Wolde und Vater zusammen gehen. Nun ward's ihr zu enge oben. Sie spähte hinter den Vorhängen in den Garten. Der lag still und leer in der letzten Herbstpracht, und die Sonne stand darüber.

So huschte sie hinunter. Vielleicht war's ein Abschiednehmen. Ihr Herz hing ja trotz allem an ihrem Heim. Langsam schritt sie durch die Zimmer, blieb sinnend in Woldes Bibliothek vor seinem Schreibtisch stehen, dessen Platte völlig bedeckt war mit Schriftstücken, Auszügen, Büchern — ‚daran hängt sein Herz! Was soll für mich übrig bleiben?' — und wollte endlich über die Veranda in den Garten gehen.

Da schrak sie zusammen, wie damals auf dem Bahnhof. Denn Rollin kam gerade durch die vordere Pforte und auf die Veranda zu.

Sie wollte fliehen und stand doch wie gebannt. Und als er sie sah, erschrak auch er. Einen Augenblick blieb er stehen, wie zögernd: kannst Du, willst Du noch ausweichen? — Es zuckte über sein offenes Gesicht. Er grüßte, ging verwirrt, mit dem Hut in der Hand, weiter und die wenigen Stufen hinan.

Dann war auf ein paar Minuten wieder die Konvention über beide Herr. „Ihr Herr Gemahl zu Hause, gnädige Frau?" — „Nein, Herr von Rollin. Wolde wird sehr bedauern." — Er hatte ihr die Hand geküßt, sie war langsam bis zur Tür zurückgewichen. „Ich wollte mich verabschieden. Mein Urlaub ist abgelaufen. Haben Sie Befehle für Berlin?" — „Nein, Herr von Rollin. Nur wenn Sie meinen Schwager sehen, — herzliche Grüße." — „Gewiß ..."

Sie hielt die Türklinke umspannt und dachte: ‚Nun wird er gehen. Gottlob, nun geht er ...' und sagte dennoch: „Wollen Sie nicht näher treten, Herr von Rollin?" Und er, schwer aufatmend: „Wenn Sie gestatten ... auf eine Minute ..."

Ganz mechanisch deutete sie drinnen auf einen Sessel. Beide schwiegen. Und beide dachten das gleiche: ‚Wie wir uns doch verändert haben! Früher sprudelte das Gespräch zwischen uns wie ein fröhlicher Brunnen, jetzt suchen wir nach Worten — nach gleichgültigen Worten, um uns über diese letzten Minuten fortzuhelfen.'

Draußen war es hell, aber im Zimmer lag das leichte Halbdunkel des Herbstes. Nur gerade dorthin, wo er saß, stahl sich dann und wann ein schmaler Sonnenstreif. Ein paarmal glitt der über sein Gesicht; und sie fühlte wieder: ‚Wie er sich doch verändert hat! Wo ist der fröhliche Ausdruck geblieben und das frohe Selbstbewußtsein! Um meinetwillen — um meinetwillen!'

Es war warm hier. Vormittags war, Vaters wegen, der leicht fröstelte, ein Feuerchen im Kamin gewesen. So warm, so drückend —, die Brust beklemmend —

Plötzlich stöhnte er auf: „Frau Gertie ..."

Digitized by Google

Noch nie hatte er sie beim Vornamen genannt. Es durchschauerte sie. So innig klang es und so leidvoll — und ihr war wieder, als ob sie fliehen müsse.

Wieder saß er eines Atemzugs Länge stumm, starr vor sich hinblickend, mit zusammengepreßten Lippen, im schweren Kampf.

Dann sprang er jäh auf, kam auf sie zu, bis er dicht vor ihr stand.

„Ich hab' die Unwahrheit gesagt, Frau Gertie!" stieß er hervor. „Ich gehe gar nicht nach Berlin. Ich reise heut abend nach Wilhelmshaven — übermorgen geht mein Schiff nach Südwestafrika. Ich kam, um Abschied zu nehmen für lange Zeit — für immer, Frau Gertie! . . . Gertie!" Und plötzlich sank er vor ihr in die Knie, faßte ihre Hände, barg sein Gesicht darin und schluchzte laut auf. Ein einziges Mal —

Ein Erstarren war über sie gekommen. Ein unsagbares Erschrecken, das ihre Glieder und ihre Gedanken lähmte. Wie im Dämmern, wie in einem Halbtraum fühlte sie nur: ‚Er geht um Deinetwillen. Er flieht, auf daß wir nicht schuldig werden.' Und dann kam langsam das Erkennen: ‚Aber er flieht wie ein rechter Mann — er flieht in den Kampf!'

Da wurde es licht vor ihr —

Sie fragte sich nicht mehr: ‚Ist denn das Liebe?' Es war nichts in ihr als eine große Dankbarkeit, eine glückliche Zärtlichkeit. Und es war wie ein Segnen, daß sie sich über ihn beugte und ihn auf die Stirn küßte. Wortlos, mit tiefer Innigkeit —

Eine Sekunde noch ruhte sein Antlitz in ihren Händen.

Dann erhob er sich. Sie standen sich gegenüber und sahen sich in die Augen. Und sie reichte ihm, nun mit einer seltsamen Ruhe, die Hand und sagte: „Gott sei mit Ihnen —" Und dann ging er. Sie trat an das Fenster und sah ihm nach . . . jetzt war er an der Gartenpforte . . . er wandte sich noch einmal und grüßte, und sie grüßte zurück . . . nun schritt er die Straße hinunter zum Neckar, und ihr war's, als straffe sich seine Haltung, als werde sein Gang fester und fester mit jedem Schritt, der ihn weiter von ihr entfernte. Und sie dachte: ‚Du gehst einen guten Gang! Lieb hab' ich Dich doch gehabt! Gott sei mit Dir —'

. . . bis seine Gestalt vor ihren Augen verschwand. Da brachen ihr die Tränen aus den Augen, und sie lehnte die Stirn an die Scheibe . . . ‚So sehr lieb . . . auch darum danke ich Dir . . .'

* * *

Lange stand sie so, und ein tiefer Friede kam über sie, und aus dem Frieden heraus reifte der Entschluß. Und der Entschluß hielt stand in den Stunden, die sie allein oben in ihrem Zimmer war — und wartete. Friede war in ihr, aber keine Fröhlichkeit. Denn sie meinte: noch dieser Tag muß über Dein Leben entscheiden.

Als dann Woldemar vom Kolleg zurückgekommen war, ging sie hinunter. Vor seiner Tür blieb sie noch einmal stehen. Sie war so ruhig, so gefaßt, so entschlußfertig gewesen; jetzt, wo ihre Hand schon auf der Klinke der Tür ruhte, stockte ihr der Atem. Nur ein paar dünne Bretter noch trennten sie von der Entscheidung für die Zukunft, ein paar Schritte, ein paar Worte. Aber ehe die Bretter sich auftaten, ehe die Schritte getan und die Worte gesprochen waren, wollte sich ihr junges Leben noch einmal vor ihrem geistigen Auge wie zu einer einzigen blitzschnellen Bilderfolge entrollen. Dies junge Leben, das sein Ziel mit so froher Zuversicht in dem Manne dort drinnen gesehen hatte. Sie dachte daran, wie sie sich ihn erobert hatte, das Herz voll von Bewunderung, und daß sie ihn doch so wenig gekannt hatte. So wenig, so gar nicht, wie junge Mädchen ihrer Kreise den Mann fast stets kennen, in dessen Hände sie ihr Glück legen. Sie dachte an den Traumrausch der kurzen Brautzeit und an die ersten Wochen, Monate ihrer Ehe, die ihr heut noch erfüllt mit Seligkeiten erschienen. Und sie dachte daran, wie schnell sich alles gewandelt hatte, aus einem Sonnenparadies in düsterste Alltäglichkeit, wie der Wille ihres Mannes sie aus dem Mittelpunkt seines Lebens fortgedrängt hatte bis an die äußerste Peripherie, auf den knappen letzten Streifen, wo für die Entfaltung ihres eigenen Ichs kein Raum — so gar kein Raum mehr blieb, wo sie nicht mehr leben konnte, wo sie nur noch vegetierte. Wie eine Pflanze kümmerlich ihr Dasein noch fortfristet, wenn sie aus reichem Nährboden und strahlender Sonne in den Sand und in den Schatten verpflanzt wird.

Digitized by Google

Trotz alledem: es war keine Bitterkeit in ihr. Sie kam nicht als Klägerin. In diesen Stunden hatte sie sich immer wieder vorgehalten: Wolde kann nicht gegen seine Natur. Mein Unglück liegt nicht so an ihm, als an mir. Ich hab's ja versucht, mich zu beugen, aber ich vermag's nicht, wie es abertausend Frauen tun und glücklich dabei werden. Wir passen nicht zueinander, wir sind uns heut schon fremd und würden uns immer fremder werden. Wäre es anders, so hätte der Sonnenstrahl nicht in mein Herz fallen können, der mir heut beschieden war. Denn es war doch ein Sonnenstrahl.

Nein: nicht als Klägerin, als Bittende muß ich vor ihn hintreten. Gerade heute, wo mich nicht die eigene sittliche Kraft, wo mich weit mehr die vornehme Gesinnung, die Selbstüberwindung eines anderen vor dem Straucheln bewahrte.

Langsam drückte sie die Klinke nieder und trat in das Zimmer.

Wolde saß am Schreibtisch. Der große Raum lag im Dunkeln, nur die Lampe drüben leuchtete über die Bücher und Woldes feines, nachsinnendes Gesicht. Gleich einer Silhouette hob sich sein schönes Profil im Lichtkreis ab.

Er sah nicht auf, er hatte ihr Eintreten gar nicht bemerkt. Aber als sie ihn so sah, da quoll es noch einmal heiß in ihrem Herzen auf. Ganz still stand sie, wagte kaum zu atmen. Es war ihr wie ein Abschiednehmen und als möchte sie dies Bild mit hinübertragen in die Zukunft.

Dann trat sie dicht an den Schreibtisch heran und sagte rasch: „Wolde ... ich habe mit Dir zu sprechen ..."

Er legte die Feder nicht aus der Hand, er hob die Augen nicht von seinem Buche. Er schüttelte nur den Kopf, wie es jemand tut, der ungern in einer mühsam errungenen Gedankenreihe gestört wird: „Ach Du, Kleine ...! Hat's nicht Zeit?" Nicht unfreundlich klang es, aber verdrießlich.

„Nein, Wolde. Es hat keine Zeit."

Nun sah er flüchtig auf. „Aber Kind! Was gibt's denn? Hast Du Verdruß mit den Leuten? Sprich doch mit Mama ..."

Sie war so friedfertig gekommen. Nicht schuldig, aber doch schuldbewußt, als Bittende. Jetzt reizte sie sein Ton. Er machte sie nicht zornig, aber er goß Bitterkeit in ihre Seele. Das war es ja: er hat nie Zeit für mich!

„Wolde, das, was ich Dir zu sagen habe, läßt sich nicht zwischen zwei Federstrichen erledigen. Du mußt mir schon noch einmal Aufmerksamkeit schenken, ..." sie schöpfte tief Atem ..., „denn es handelt sich um unsere ganze Zukunft."

Da legte er die Feder aus der Hand, drehte den Schreibstuhl ein wenig, so daß er ihr voll ins Gesicht sehen konnte. Aber er lachte dazu: „Das klingt ja ganz tragisch! Mein liebes Kleinchen, wo hat's denn gekracht?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Du wirst mich also anhören?"

„Gewiß, Gertrud —"

Und da sagte sie ihm alles.

Es war ihr eine schwere Beichte. Aber wie sie reinen Herzens war, sprach sie mit erhobener Stirn und freiem Blick. Und weil sie ihm alles sagte — alles, vom Werden und Entstehen bis zum Abschiednehmen, so wurde, ohne daß sie es wollte und wußte, die Beichte zu einer Klage. Zu der unausgesprochenen Anklage: Wenn ich schuldig bin, so trifft die größte Schuld doch Dich!

Als sie begann, hatte er abwehrend die Hand erhoben, als ob er einwerfen wollte: Ach, laß nur ... das sind ja Kindereien! Dann saß er ganz still, die Hände auf den Knien, dann und wann flüchtig aufschauend, den Blick immer wieder senkend. Schließlich wandte er sich ab und stützte die Stirn in beide Hände. Sie konnte sein Gesicht nicht mehr sehen, aber sie sah, wie sein Kopf sich tiefer und tiefer neigte. Heftigkeit, Vorwürfe, Hohn hatte sie erwartet —, nichts von alledem traf sie —

Und so schloß sie, und ihre Stimme bebte in verhaltenem Schmerz: „Verzeih mir, Waldemar, wenn Du es kannst. Aber auch mit Deiner Verzeihung ist uns beiden ja nicht geholfen. Sieh, lieber Wolde, das, was mich in Versuchung geführt hat, und das, was unser gemeinsames Leben weiterhin unmöglich macht, wenn ich wahrhaftig bleiben will — das bleibt ja doch. Das soll kein Vorwurf für Dich sein — es ist nur eine traurige Tatsache. Ich bin so anders wie Du. Es ist gewiß meine Schuld, und ich hab' ja auch versucht dagegen anzukämpfen ... wahr-

Digitized by Google

haftig, das hab' ich. Aber über das Empfinden, daß ich immer und immer neben Dir hergehen soll und daß gar keine Lücke entstünde, wenn ich nicht mehr da bin —, darüber kann ich nicht hinweg. Vielleicht hast Du mich auch überschätzt, als Du mich nahmst. Vielleicht bin ich nicht klug genug für Dich. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich Dir nichts sein kann und daß in mir eine grenzenlose Öde erwachsen ist . . . so groß und leer und schmerzlich, wie ich es Dir gar nicht beschreiben kann. Und darum, Wolde — zu unsrer beider Bestem — bitte ich Dich innig: gib mich frei . . ."

Unter Tränen brachte sie das heraus, aber sie stand noch immer mit erhobenem Kopfe. Die Hände hatte sie ineinander geschlungen und gegen die Brust gepreßt.

Lange kam keine Antwort.

Dann sank seine Linke herab und schob sich weit nach vorn über die Schreibtischplatte und drückte in einer Bewegung, von der er wohl selbst nichts wußte, einen Haufen Bücher zur Seite. Und er fragte leise, als fürchte er den Ton der eigenen Stimme: „Liebst Du ihn denn so sehr?"

Da entgegnete sie schnell: „Lieben? Ach, Wolde, hab' ich ihn denn je geliebt? Ich weiß es nicht. Aber so gewiß ich in dieser Stunde wahrhaftig zu Dir bin: jetzt ist nichts mehr in mir als die reinste schwesterliche Zuneigung."

Er sah auf. Nur auf eines Atemzugs Länge sah er ihr ins Gesicht. Dann senkte er den Kopf wieder und starrte vor sich hin auf das Manuskript mit seinen zierlichen Buchstaben. Und plötzlich schluchzte er auf und unter seinem Schluchzen hörte sie: „. . . mich aber . . . mich liebst Du nicht mehr . . ."

Sie antwortete nicht sofort. Sie kämpfte einen schweren Kampf. Dann zwang sie sich endlich und bekannte traurig: „Woldemar . . . und wenn ich Dir nun sagte: ich hab' Dich immer noch lieb?! Was nützt es Dir oder mir! Schützt es mich bei dem Leben, das wir führen? Ich hab so ernst mit mir gerungen, aber es bleibt doch dasselbe und es bleibt ja meine Schuld: ich bin so jung, ich hab heißes Blut, ich kann die seelische Einsamkeit und Verlassenheit nicht ertragen. Drum muß ich Dich bitten: laß uns in Frieden auseinander gehen . . ."

Ein langes, tiefes Schweigen war zwischen ihnen.

Der Schlag war zu plötzlich, wie aus heiterstem Himmel, über Woldemar gekommen. Er konnte das alles nur allmählich fassen. Zuerst hatte er aufbrausen wollen, dann hatte er innerlich gelächelt über den „romantischen Flirt"; aber nun, da er erkennen mußte, wie schwer Gertie ihr Verhältnis zueinander auffaßte, wie unerbittlich scharf sie ihre Schlüsse zog, überwältigte ihn der Schmerz. Immer hatte er dahingelebt in dem ungestörten Bewußtsein, Gertie müsse glücklich sein, immer in dem Bewußtsein ihres sicheren Besitzes. Jetzt sank mit einemmal seine ganze stolze Selbstherrlichkeit in Trümmer.

Als er so saß und vor sich hinstarrte mit offenen Augen, die doch nichts sahen, erwachte die Erkenntnis in ihm: Liebe will nicht nur erworben sein; sie muß festgehalten werden in täglich neuer wechselseitiger Hingabe! Jeder muß geben, wenn er nimmt.

Leicht wurde ihm das Eingeständnis nicht: zwischen uns war nur sie die Gebende; es ist wahr, was sie sagt: Du ließest mich neben Dir herleben! Aber der Gedanke, sie zu verlieren, war so überwältigend, daß vor ihm alle Manneseitelkeit zerbrach. Erst in diesen Augenblicken wurde ihm klar, wie heiß er sie liebte, und daß er zugrunde gehen müsse, wenn sie von ihm ging.

Und er sprang plötzlich auf, streckte seine Arme nach ihr aus: „Gertie! Liebe Gertie . . . nein! Tausendmal nein!"

Sie wich langsam zurück.

„Liebe Gertie . . . ich sehe ein, daß ich ein elender Egoist war. Aber ich lieb' Dich doch — nach allem, was Du gesagt hast, mehr denn je. Es soll anders werden zwischen uns. Ganz anders! Wenn noch ein Rest von Liebe in Dir ist, versuch's aufs neue mit mir. Gertie, denk an unser erstes Glück . . . denk an Dein Jawort vor dem Altar . . ."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' an alles gedacht, Wolde. Ich weiß, es ist Unrecht, wenn ich von Dir gehe. Aber ich kann nicht anders. Oder ich würde verkümmern. Es gibt doch auch eine Pflicht gegen sich selbst . . ."

„Und wenn ich Dir schwöre, daß ich mich ändern will . . ."

Bis an die Wand war sie zurückgetreten,

Digitized by Google

bis an den hohen Bücherschrank. Hier lehnte sie sich an, solch eine Mattigkeit war über sie gekommen. „Schwöre nicht!“ sagte sie mit ihrer traurigen Stimme. „Du würdest Dein Wort nicht halten können. Gib mich frei, Wolde! Sieh, es schmerzt Dich jetzt, aber kurze Zeit und Du hast es überwunden. Ich war ja so wenig für Dich —“

„... und doch alles ... alles!“

„Das glaubst Du jetzt nur. Sei barmherzig, Wolde, und laß mich gehen. Den einzigen Weg zum Besten für uns beide ...“

Er sah sie vor sich in all ihrer Lieblichkeit — er dachte: ‚Wie wenig sich ihr Äußeres doch verändert hat, höchstens daß sie schöner geworden ist ... und Du hast es gar nicht bemerkt.‘ Aber er fühlte weiter: ‚aus dem frohen Kinde ist die reife, denkende Frau geworden; und Du hast auch das nicht bemerkt, immer nur das Kind hast Du in ihr gesehen ... so bist Du ihres Glückes Mörder geworden — und Deines eigenen dazu ...‘

Er hätte sie an sich reißen mögen, ihre Lippen mit seinen Küssen verstummen machen. Aber es war ein Zug in dem müden, traurigen Gesicht, der jedem Nahen Schranken wies. Ein Zug des Schmerzes und doch entschlossenen Frauenstolzes.

Mit hastenden Schritten ging er ein paarmal kreuz und quer durch das Zimmer, die Hände fest gegen die Schläfen gepreßt, als könne er so seine Gedanken besser sammeln. Wirre Gedanken und Vermutungen, hinter denen doch immer nur das eine, Unfaßbare lag: Du sollst sie verlieren ... Du sollst sie verlieren! Dann und wann blieb er stehen, auf einen Moment, und sah zu ihr hinüber. Unbeweglich lehnte sie am Bücherschrank, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, mit dem Ausdruck der großen, leidvollen Bitte im Gesicht. Und ihm war's jedesmal, als hörte er ihre Stimme: wenn Du mich wirklich noch lieb hast, so gib mich frei ...

Allmählich löste sich aus der Flucht seiner Gedanken eine einzige tiefe Empfindung: Du hast sie unglücklich gemacht. Es ist an Dir zu sühnen. So kindlich reinen Herzens ist sie einst zu Dir gekommen, nichts im Sinn als nur Dich. Du hast das köstliche Gut nicht zu schätzen gewußt ... was wunderst Du Dich?! Sie ist noch so jung, sie ist so schön. Das ganze Leben liegt noch vor ihr. Du bist über Deinen Büchern vor der Zeit ein einseitiger, selbstsüchtiger Sonderling geworden. Jung aber gehört nun einmal zu jung ... Wenn sie heut sagt: ich habe für Rollin nichts mehr als schwesterliche Zuneigung, so spricht sie gewiß die Wahrheit. Über ihre Lippen ist nie ein unwahres Wort gekommen. Aber unbewußt mag in den jungen Seelen doch die Liebe schlummern — in beiden nur auf das erlösende Wort harren. Das ist das bitterste ... und gerade das mußt Du überwinden, wenn Du an ihr gut machen willst. Gut machen ... den Weg frei machen. Den Weg zu ihrem Glück ...

Er trat ans Fenster. Draußen lag die Dunkelheit. Wie schwarze Zyklopenbauten ragten die Nachbarhäuser. In der Ferne, jenseits des Flusses, schienen nur einzelne Lichter einen vergeblichen Kampf mit der Finsternis zu führen; darüber eine einzige düstere Wand, die Bergkette. War das dasselbe Bild, zu dem er so oft im Sonnenschein hinüber geschaut hatte?

So düster, so lichtlos würde nun sein Leben sein. Für immer. Wenn dieses Hauses Sonnenschein für ihn erblich.

Aber auch das mußte ertragen werden, um ihretwillen. Einmal wenigstens in seinem Leben wollte er beweisen, wie innig er sie liebte.

Drüben, hoch am Bergrand, leuchtete ein einsames, starkes Licht auf —

Da wandte er sich um. Er wankte bis zum Schreibtisch, er stützte sich mit beiden Händen auf die Platte und sprach tonlos: „Es sei ... wie Du es willst ...“ Und dann warf er sich in den Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht —

So sah er nicht, wie seine Frau zusammenzuckte, als das Wort gefallen war, das sie erlösen sollte. Sah nicht, wie ihr Kopf herabsank und ihre Hände sich ineinander krampften. Sah nicht, wie sie, ganz langsam und leise, dicht an der Wand entlang, immer wieder den Schritt hemmend, bis zur Tür ging. Als habe sein Wort sie aus diesem Zimmer fortgewiesen.

An der Tür wandte sie sich noch einmal.

Ihr Blick suchte die Gestalt ihres Mannes und umfaßte sie sehnsuchtsvoll.

Als sie ihn so sah, im Schmerz zusammengebrochen, da loderte in ihrem Herzen das Erkennen und die Gewißheit auf:

Digitized by Google

er hat Dich nur freigegeben, weil er Dich liebt. Er hat das größte Opfer gebracht, das ein Mann bringen kann ...

Sie sagte sich nicht: wenn er Dich so innig liebt, dann muß ja alles anders und gut werden zwischen uns. Es war überhaupt kein Überlegen und kein Wägen in ihr. Nichts war in ihr als ein großes Glücksgefühl.

Und sie stürzte auf ihn zu, warf ihre Arme um ihn und küßte ihn: „Wolde ... lieber, lieber Wolde ...“

IX.

Im ersten Wetterschauer des Winters hatten sie ihn zur letzten Ruhestätte hinausgetragen, den lustigen, wilden Vahrenburg.

Ganz still, ohne schweres Ringen war er hinübergegangen. Mit voller Klarheit hatte er dem Tode entgegengesehen. Er sprach es aus, daß er sich bewußt sei, nicht als Sieger, sondern als Besiegter aus diesem Leben zu scheiden, daß er durch seine Schuld im Kampf unterlegen sei. Er lächelte dann auch wohl schmerzlich. Aber er griff nach Hildes Hand, zog sie wortlos an die Lippen, und das schmerzliche Lächeln wandelte sich in ein dankbares.

Hilde war seelisch gewachsen in dieser Zeit, die so viel Selbstaufopferung für sie mit sich gebracht hatte und in allem Schmerz so viel Glück. All die Wochen hindurch war ihr Wesen stetig und gelassen geblieben und selbstbeherrscht. Jedesmal wenn Mutter kam, nach ihr zu sehen, erschien der das wie ein neues Wunder. Aber sie sprach nie darüber; sie strich nur sanft über den Scheitel ihres Kindes.

Manchmal war Egbert zugegen und er dachte: ‚Mutter wirkt doch nie durch Worte. Der stille Segen, der von ihr ausgeht, kommt aus ihrem innersten Wesen und tut sich stets durch die Tat kund. Wenn ich's recht überlege: so war es immer auch zu Hause, schon in der Kinderzeit. Vater sprach, und Mutter handelte. Und Vaters schöne Worte schlugen wir hoch an, Muttchens ruhige Taten blieben uns etwas so Selbstverständliches, daß wir's hinnahmen, als könne es gar nicht anders sein.‘

Es war wohl merkwürdig: der wilde Franz hatte fast sofort das rechte Verständnis für Mutters Art gefunden. Sie saß oft stundenlang an seinem Lager, oft ganz allein. Und auch zu ihm sprach sie wenig. Aber schon ihr Dasein tat ihm wohl. Einmal sagte er zu Egbert: „Wie glücklich müssen Sie sein, solch eine Mutter zu haben. Um mich stünde es anders, wenn mich Mutterliebe geleitet hätte. Aber heut hat sie mich ‚lieber Sohn‘ genannt —“

Das war wohl Mutters geheimer Schmerz, daß ihr die Kinder entglitten waren, als sie ins Leben traten. In Hildes Schicksal hatte sie noch einmal eingreifen können. Die Söhne gingen ihren eigenen Weg. Sie wußte ja: das war so im Leben. Es lag auch nicht in ihrer Art, den Erwachsenen Pfad und Steg vorzuzeichnen. Aber ihre Augen wachten über sie, freudvoll heut, sorgenvoll morgen. Sorgenvoll zumal über Egbert. Selbst um Hilde hatte, auch in diesen Wochen, ihr Herz sich nicht so gehärmt. Als ob sie der Tochter doch die größere Spannkraft der Seele und den stärkeren Willen zugemessen hätte.

Mit ihren sanften, klaren Mutteraugen las sie all die inneren Kämpfe von Egberts Gesicht. Und sie wartete auf die Stunde, da er zu ihr kommen würde: ‚Mutter, nun hilf mir!‘

Aber er kam nicht.

Die Stunde war noch nicht da. —

Als sie hinter Vahrenburgs Sarg einherschritten, hatte sich ihnen eine hohe, schlanke Mädchengestalt zugesellt, als ob sie zu ihnen gehörte. Komteß Heli stand in der Friedhofshalle während der Rede des Geistlichen neben Hilde; sie blieb ihr zur Seite am Grabhügel. Sie nahm dann vor dem Tor kurzen, innigen Abschied, sie reichte auch Egbert die Hand.

Immer wieder hatte Egbert das schmale, feine Gesicht ansehen müssen, das heut solch ernsten Ausdruck trug. Es schien ihm ein Schmerz darin zu liegen, der über jede persönliche Anteilnahme hinausging. Vahrenburg hatte sie ja gar nicht gekannt. Wenn sie ihm heut die letzte Ehre erwies, so konnte es nur um Hildes willen sein. Sie mochten im steten Briefverkehr stehen.

Der Friedhof war nicht der Ort, Hilde zu fragen, und die nächsten Stunden waren nicht die passende Zeit. Hilde war zwar merkwürdig gefaßt und ruhig; eine weiche Sanftmut, die ihr sonst ganz fremd gewesen, schien über ihr Wesen gebreitet. Sie klagte nicht und sie weinte nicht. Als sie nach

Digitized by Google

Sommerweide. Gemälde von H. v. Hayek.

Digitized by Google

der Beerdigung in das kleine Quartier gefahren waren, das sich Mutter genommen hatte, setzte sie sich still vor ein Fenster und sah in den stäubenden Schnee hinaus. Mutter, die an alles dachte, half ihr die nassen Schuh wechseln, brachte ihr eine Tasse heißen Tee. Mit leisem Dank nahm sie alle Güte an.

„Komm —“ sagte Mutter und zog den Sohn mit sich in das Nebenzimmer.

Es war ihr Schlafzimmer, aber dicht am Ofen stand der Teetisch.

„Nimm auch eine Tasse, ehe Du gehst. Und setz Dich. Unsere Hilde findet sich am besten allein zurecht.“

Wie sie ihn so umsorgte, kam ein zärtliches Empfinden über Egbert. Es hatte etwas Rührendes für ihn, Mutter wie zu Hause schaffen zu sehn mit dem winzigen Teekessel, unter dem das Flämmchen loderte, und den kleinen Tassen und wie sie einmal sich bückte, um noch ein Scheit Holz und ein paar Preßkohlen in den Ofen zu schieben. Die innere Erregung zitterte in ihr doch noch. Dann und wann griff sie nach dem Knoten im Nacken, um die große Nadel festzudrücken — und da sah Egbert plötzlich: in das volle Haar mischten sich lauter silberne Fäden. Die waren erst in den letzten Wochen gekommen. „Gute Mutter —“ er beugte sich über ihre Hand.

Sie sah ihn an und wartete. Und er fühlte, daß sie von ihm über sich selber etwas hören wollte. Da sagte er erst recht: „Was wird nun mit Hilde?“ Ganz leise, daß die im Nebenzimmer es nicht hören sollte.

Ein kleiner Schatten der Enttäuschung glitt über Mutters Gesicht. Aber sie flüsterte gleich zurück: „Wir brauchen keine Sorge um sie zu haben. Denn sie gehört, glaub' ich, zu denen, die gerade aus Schmerzen neue Kraft schöpfen.“

Er nickte. War's ihm doch selber bisweilen, als wüchsen ihm jetzt die Schwingen.

Ein Weilchen war Schweigen zwischen ihnen. Der Teekessel summte, und im Ofen prasselte das Feuer. Mutter ging auf und ab, sah auch einmal durch die angelehnte Tür nach Hilde, setzte sich dann dem Sohn gegenüber, schenkte sich auch eine Tasse ein. Und er dachte währenddem: ‚Soll ich mich Mutter anvertrauen? Soll ich noch warten, bis es sich entschieden hat? Ist's nicht besser, ich trete mit der vollendeten Tatsache vor beide Eltern hin?‘

Weil er ihre Augen aber immer auf sich ruhen fühlte, wie in stummer Frage, sagte er endlich: „Wie kam die Komteß heut auf den Friedhof?“

„Ich hatte ihr auf Hildes Wunsch geschrieben. Die Mädchen sind so eng befreundet ... Heli war ja auch mehrere Male im Sanatorium.“

„Ich wußte gar nicht, daß sie in Berlin ist.“

„Schon seit einigen Wochen. Sie nimmt hier noch einen Apothekerkursus — Du weißt wohl nicht, daß sie als Johanniterschwester nach Südwestafrika gehn will?“

Er fuhr hoch. Fast daß er sich verraten hätte. „Gräfin Heli ... nach Afrika? Was sagt denn der Graf Vater dazu? Der konnte sich doch nie von ihr trennen.“

Mutter hatte ein Semmelchen gebuttert und schob es ihm hinüber. „Hier Eg ...“ sie dämpfte ihre Stimme noch mehr. „Der Graf? Ich weiß eigentlich nicht, ob ich es erzählen darf, aber es wird ja doch nächstens durch alle Zeitungen gehen ... der Graf heiratet wieder ... irgendeine kleine, unbedeutende Schauspielerin. Aber daß Du nicht falsch von dem prächtigen Mädchen denkst: das ist es nicht, was sie in die Ferne treibt, die Heirat hat dem Vater nur die Erlaubnis abgezwungen. Heli folgt ihrem inneren Drange.“

„Das verstehe ich nicht. Ich kann mir die Gräfin nicht als Pflegerin denken. Überhaupt ... ich hab' mich oft gewundert, ... ihr müssen sich doch viele Partien geboten haben.“

„Wohl möglich. Aber ein Mädchen wie Heli heiratet nicht ohne Liebe. Und dann überschätzest Du vielleicht die Verhältnisse. Die Herrschaft ist Majorat, der Vater braucht sehr viel, und die Brüder brauchen auch. Da muß die Tochter hintenanstehen. Vielleicht sogar ihr Herz stille sein heißen, wenn es sprechen möchte. Das ist nichts Seltenes in diesen Familien des Hochadels. Wie kleine Prinzessinnen werden die Mädchen erzogen, und wenn nicht zufällig der Rechte kommt, dann müssen sie schließlich im Stift unterschlüpfen oder bei dem ältesten Bruder das Gnadenbrot essen.“

Egbert sann vor sich hin. Er hatte die Komteß ja nicht häufig gesehen, aber immer hatte sie ihn interessiert. Es lag etwas

beneidenswert Sicheres, Stetiges, über alle Kleinlichkeit Erhabenes in ihrem Wesen, etwas innerlich Freies und Gütiges. Er konnte sie sich schon vorstellen am Krankenbett eines Angehörigen — ihre Hand mußte leicht und lind sein. Aber dort unten, unter den Strapazen eines ungeregelten Feldlebens, Pflegerin und Dienerin zugleich für ungeduldige, ungebildete Soldaten — —

„Das hätte der Graf, das hätten die Brüder nicht zugeben sollen!“ sagte er endlich heftig.

„Aber Egbert! Ist es denn nicht ein schöner, edler Frauenberuf, den sie erfüllen will? Und wenn die Ihrigen sich widersetzt hätten — sie haben's sogar versucht —, was konnten sie gegen Helis festen Entschluß? Sie ist volljährig und vor allem, sie ist ein Mädchen, das bei aller Sanftheit große Willensstärke in sich trägt. Ich habe in den letzten Wochen oft denken müssen, daß sie wohl durch eine härtere Lebensschule gegangen sein mag, als der Außenstehende ahnen kann. Auch an ihr mag sich bewährt haben, was ich vorhin sagte: mancher gewinnt sich eben nur aus Schmerzen seine beste Kraft.“

Mutter sagte es gerade, als die Tür sich öffnete. Hilde stand auf der Schwelle und es schien fast, als habe sie die letzten Worte gehört. Sie eilte auf Mutter zu, küßte sie auf den silbernen Scheitel und sagte innig: „Du liebe Gute! Du Beste!“ Und dann: „Können wir nicht morgen schon reisen? Ich will Vormittag noch einmal zu seinem Grabe ... und dann ... möchte ich nach Hause ...“

* * *

Sechs Wochen später fuhr Egbert durch die schneebedeckte Rheinebene nach Baden-Baden. Er wollte sich der Eltern Segen zu seinem Entschluß holen.

Es war ihm nicht leicht gemacht worden. Auch dienstlich nicht.

Damals, im Speisewagen, auf der Fahrt nach Heidelberg, hatte die Saite zuerst geklungen, undeutlich nur, wie ein Ton aus der Ferne: ‚Mach die Probe auf Dich selber! Immer hast Du Dich bisher biegen lassen wie ein Rohr im Winde! Ziele hast Du gehabt und kein Ziel! Freuden hast Du gehabt und keine Freude! Immer bist Du eigentlich Amboß gewesen — nun sei endlich einmal Hammer!‘ Er sagte sich wohl: ‚Dazu bedarf's an sich nicht des Kampfes dort unten. Der rechte Mann bewährt sich auch hier; denn auch hier, mitten im Frieden, steht er im Kampf. Nur — für Dich ist das anders. Du mußt Dich erst hier loswurzeln, um neue Triebkraft zu bekommen. Für Dich ist mit halben Medizinen nichts getan. Mach die Probe aufs Exempel ... mach die Probe auf Dich selber ...‘

Ein paar Tage hatte er's mit sich herumgetragen. Im Kameradenkreise herrschte keine übermächtige Begeisterung. Es ist dort unten nicht viel zu holen, hieß es. Rollin ist eigentlich ein merkwürdiges Kerlchen. Auf der Kriegsakademie im dritten Jahr, famos empfohlen, den Generalstab halb und halb sicher — was brauchte der zu den Kaffern und Hottentotten zu gehen! Und ehe er 'runterkommt, ist der Rummel ja doch vorbei. Wenn er das letzte hörte, überlief es Egbert heiß und kalt. Es war wirklich keine Zeit zu verlieren.

So ging er zu seinem Kommandeur.

Der Oberst hörte ihn aufmerksam an, meinte aber dann: „Lieber Harthausen, ich befürworte Ihr Gesuch nicht gern. Es ist nicht meine Art, mit meinen Ansichten hinter dem Berge zu halten: Sie sind ein befähigter und pflichttreuer Offizier, aber Sie sind zu weich für die Aufgaben dort unten —“

Wie mit Blut übergossen stand Egbert.

Der Kommandeur war ein wohlwollender Herr. Er lächelte ein wenig, als er die Wirkung seiner Worte sah. „Sie müssen das nicht so tragisch nehmen, Harthausen. Gott bewahr' mich, Sie sehn ja aus, als ob ich Sie einen Feigling genannt hätte. Alles andere eher als das! Aber wir Menschen sind nun einmal verschieden — ist doch auch nicht ein Blatt an einem Baume dem andern gleich. Der eine von uns paßt besser hierhin, der andere dorthin ...“

Er ging ein paar Mal durch das Zimmer, blieb wieder vor Harthausen stehen: „Ist's denn solch heißer, unwiderstehlicher Wunsch von Ihnen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„So —?“ Er sah ihm scharf in die Augen. „Nun — wenn ich's recht überlege, vielleicht schmiedet solch Feldleben, wie Sie es dort treffen werden, das hart und zu Stahl, was ich vorhin allzu weich in

Ihrem Weſen nannte. Ich will ſehen, was ich tun kann."

Er hielt Wort. Und als die Ausbreitung des Aufſtandes zum zweiten und dritten Male die Nachſendung von Neuformationen erforderlich machten, kam auch Harthauſen an die Reihe. Ernſt und ſchweigend nahm er die Einberufungsordre entgegen, aber als er dann auf ſeinem Zimmer allein war, reckte er die Arme und richtete ſich ſtraff auf. ‚Ich will!' ſprach es in ihm.

Und nun ſtand er vor den Eltern.

Sie zuckten beide ſchmerzlich zuſammen, als er ihnen Mitteilung machte.

Aber die Wirkung auf ſie war doch ganz verſchieden. Vater ſprang auf: „Eg, ich begreife Dich nicht. Iſt das eine Aufgabe für Dich! Ich wollte kein Wort verlieren, wenn es ſich um einen großen, nationalen Krieg handelte. Dort aber iſt's nur ein Eingeborenenvölkchen, und es ſcheint mir ſehr zweifelhaft, auf weſſen Seite Recht und Unrecht ſteht — ohne mich mit Herrn Bebel identifizieren zu wollen. Weder Ruhm noch Ehre iſt dort zu holen. Die Geſchichte wird Hunderte von Milltonen koſten, und die ganze Kolonie iſt nicht einen Schuß Pulver wert. Überhaupt dieſe Kolonien! Sind wir etwa für ſie wirkliche Kulturbringer? Keineswegs — alles andere eher! Unglück bringen wir den Eingeborenen — nichts als Unglück: Unterdrückung, Krankheiten, Alkohol. Geh mir mit den Kolonialhelden! Sie waren immer dieſelben von Pizarro und Cortez bis auf Peters und Konſorten. Nein, Egbert — hundertmal nein!"

Egbert ſah vom Vater zur Mutter. Die ſaß ganz ſtill in ihrem Lehnſtuhl, beide Hände im Schoß gefaltet, den Kopf geneigt. Silbrig ſchimmerte der Scheitel.

„Um ganz ehrlich zu ſein, Vater", ſagte er dann, „ich hab mich um die Kolonialpolitik bisher wenig gekümmert. Ich kann Dir fachlich daher ſchlecht entgegnen. Nur das vielleicht: die Kolonien ſind der gemeinſame Beſitz von ganz Deutſchland, und in unſeren Tagen, bei unſeren inneren Zuſtänden iſt es gewiß wertvoll, wenn dem deutſchen Volk damit auch gemeinſame Aufgaben, gemeinſame Ziele geſtellt werden. Über den Wert oder Unwert unſerer Kolonien an ſich kann ich nicht ſtreiten, gehen doch auch die Anſichten der Sachverſtändigen weit auseinander. Es kommt jetzt aber gar nicht darauf an: wir haben ſie nun einmal, und unſere Ehre verlangt, ſie feſtzuhalten. Verlangt hier vor allem, den Aufſtand zu brechen, ein für alle Male geordnete Zuſtände zu ſchaffen. Aber das alles iſt es ſchließlich gar nicht, was mich hinaustreibt. Um es klipp und klar zu ſagen: mich treibt das heiße Begehren, endlich einmal in meinem Beruf mich zu bewähren, meinen Mann zu ſtehen, den Kampf kennen zu lernen und die Gefahr. Die Kugeln will ich pfeifen hören, Vater!"

„. . . furor teutonicus . . .," warf Vater ſpöttiſch ein. Dann ſchlug ſeine Stimmung plötzlich um. Er faßte den Sohn am Rockknopf und bat weich: „Tu's uns nicht an, Eg! So weit weg, auf Jahre wahrſcheinlich . . . wir würden uns tod ſorgen um Dich . . . Mama nun gar . . ."

Wieder ſah Egbert zu Mutter hinüber.

Sie hatte den Kopf jetzt gehoben. In ihren ſchönen Augen blinkten die Tränen. Aber dabei war ein Leuchten in ihnen. „Sorgen . . . gewiß, Otto!" ſprach ſie mit ihrer ſanften Stimme. „Ihn deshalb zurückhalten wollen? „Nein — nein! Das könnte ich nicht! Geh mit Gott, Egbert, wohin Dein Beruf und Dein Wille Dich rufen! Und mach uns Ehre!"

Da flog er an ihre Bruſt, und ſie legte zärtlich ihre Arme um ihn und ſtreichelte ihm die Wangen, wie ſie es dem Kinde ſo oft getan. Und er las in ihren Augen, was ſie nicht ausgeſprochen hatte, vielleicht nicht ausſprechen wollte: ‚Ich weiß ja, Du mußt, um Dich ſelber wieder zu finden, um neu feſtzuwurzeln für das Leben . . .'

Die Zeit war knapp bemeſſen für Egbert, und die Stunden rannen ſchnell dahin. Vater fügte ſich, wie immer, in das Unvermeidliche; er brummte und murrte, aber angeſichts des Abſchieds wurde er dann väterlich gerührt. Mutter bedachte und ratſchlagte über allerlei Praktiſches, und Egbert merkte erſt jetzt, daß auch all das Geſchäftliche, alle Geldangelegenheiten ſeit Jahren bei ihr gelegen hatten. Am Nachmittag machte er einen Spaziergang mit Hilde den Berg hinan, ſoweit der Schnee es erlaubte. Sie ſprachen viel über Franz, ſie ſprachen auch über die Gräfin Heli — ‚Schweſter Helene' nannte Hilde ſie, und es klang wirklich wie ſchweſterliche Zuneigung. Und

am Abend ging Hilde in das Musikzimmer, ganz unaufgefordert, und spielte. Die Türen waren offen, die Eltern und Egbert saßen im Nebenraum am Kamin und lauschten.

Und für Egbert war es wie ein Wunder.

Hilde spielte zuerst die Mondscheinsonate, dann eine Bachsche Fuge, endlich aus den ‚Meistersingern', ‚Am heim'schen Herd zur Winterszeit.' Sie spielte, solange sie auch gerastet hatte, mit der gleichen technischen Vollendung wie ehedem. Und dennoch war es ganz anders.

Etwas ganz Persönliches lag in ihrem Spiel. Eine Tiefe der Empfindung, die bezwingend zum Herzen sprach, eine Kraft und eine Fülle, die in der Brust der Hörer Widerhall wecken mußte. Alle Stimmungen meisterte sie von der sanften Milde bis zur zündenden Leidenschaft.

Atemlos saßen sie, aufs tiefste ergriffen.

Als Hilde, mit heißen Wangen und feuchten Augen, in Vaters Zimmer zurückkam, war er es, der das rechte Wort fand: „Ich wünsche Dir Glück, Hilde," sagte er bewegt. „Dein Spiel hat Seele bekommen —"

Mutter und Egbert sahen sich an. Sie fühlten und wußten, wodurch. Das eigene Erleben war es, das aus Hildes Spiel klang. Jetzt mochte der Weg zur Meisterschaft vor ihr liegen, der Weg zum Ruhm. Der Weg, den niemand findet außer durch Leid und Kampf.

Eine Stunde kam dann noch im Elternhause, die Egberts Herz mit tiefster Rührung und seligem Glück erfüllte.

Ganz spät, als es im Hause still geworden war, huschte Mutter noch einmal in sein Zimmer und setzte sich auf den Rand seines Bettes. Sie war schon im Nachtkleid, und er sah so recht, wie zart und schwächlich sein tapferes Mutterchen war.

So tapfer auch jetzt. Immer wieder kämpfte sie die Tränen herunter, wenn sie sprach. Zum erstenmal über ihn, als halte sie jetzt die rechte Stunde gekommen —

„Ich weiß wohl, Eg — Mutteraugen sehen scharf, wenn die Kinder im Leid sind. Ich weiß wohl, was Du durchgemacht hast. Still, Eg ... ich will nichts aufrühren. Ich möchte Dir nur sagen, wie ich's verstehe, daß Du hinuntergehst ... und daß ich Dir aus tiefstem Herzen Glück wünsche und daß mein Segen Dich geleiten soll, mein lieber Junge, durch Not und Gefahr ...

„... bleib gut, Eg. Ich muß Dir auch das sagen. Sei gerecht und milde. Laß Dich nicht im Zorn fortreißen. Gerad wer sich stählen will, muß immer daran denken.

„... denk an uns. Schreib uns, so oft Du kannst. Unsere Gedanken werden ja auch Tag um Tag bei Dir sein ... mein lieber, lieber Sohn ..."

Seine beide Hände hatte Mutter gefaßt. Ein leises Schluchzen schütterte nun doch durch ihre Stimme, wie sie sich über ihn beugte. Aber dann kam ein kleines Lächeln, solch rechtes, echtes Mutterlächeln: „Liegst Du auch gut, Eg?" Sie strich ihm das Kopfkissen glatt. „Nun will ich Dich einmummeln, wie Du's immer wolltest, als Du noch klein warst ..." Und sie wickelte ihm die Bettdecke fest um die Füße und zog sie ihm ganz herauf bis ans Kinn. „Gute Nacht, Eg ... lieber Eg ..."

Es war ihnen beiden, als sänken die Jahre hinab. Noch einmal setzte sie sich auf den Bettrand, er schmiegte sich an sie. Mit ihren schmalen, zarten Fingern umschloß sie seine Männerhand, und ihre Lippen flüsterten über ihn sein altes Kindergebet.

„Amen" — sagten sie beide. Und dann küßten sie sich noch einmal, noch einmal strich sie ihm über die Stirn, wie sie es dem Kinde getan, löschte das Licht auf dem Nachttisch, wie einst — einst — und huschte leise, wie sie gekommen war, hinaus — —

* * *

An Bord der ‚Lucie Woermann'.

Liebe Eltern!

Heut gegen Abend sollen wir in Funchal sein. Von dort wird dieser Brief Euch die innigsten treuesten Grüße bringen.

Das Meer liegt im Sonnenglanz vor mir. Es ist herrlich warm, man merkt, daß wir uns den Tropen nähern. Eine Herde Delphine tanzt seit Stunden neben dem Schiffe her, zum Vergnügen unserer blauen Jungens! Aus allen Teilen Deutschlands haben wir welche an Bord, und alle Dialekte umklingen uns vom Mecklenburger Platt bis zum Alemannisch, das mich oft an unsere Gertie erinnert. Das ist doch auch etwas: daß ganz Deutschland sich heut an solchem gemeinsamen Kampfe — mag er nun groß oder klein sein — beteiligt!

Digitized by Google

Heut sind sie lustig und guter Dinge und schmettern ihre Lieder. Aber es ging ihnen und ging uns nicht immer so gut. In der Bucht von Biscaya hat uns der Ozean übel mitgespielt. Wir waren eigentlich alle seekrank, und es kam nur noch auf das Mehr oder Minder des Leidens an — wie ja immer im Leben. Da hättet Ihr unsere lieben Schwestern sehen sollen: sie litten selbst, aber sie waren wie kleine Heldinnen. Manchmal, wenn wir Männer uns so recht unseres Elends bewußt waren, hätten wir uns vor ihnen schämen müssen, vor ihrer Frauentapferkeit.

Jetzt wo das Meer glatt ist wie ein Spiegel, ist alles Ungemach vergessen. Welch Glück, daß der Mensch so schnell vergessen kann, was ihm von flüchtigen Leiden wurde!

Und nun tauchen desto greifbarer die Erinnerungen auf an das Erhebende und Schöne, das unserer Abfahrt vorausging.

Ich will keine Vergleiche ziehen. Großes und Kleines darf man nicht in Parallele stellen, sonst erscheint das Kleine noch geringer. Gegen die lodernde Begeisterung eines großen Volkes, wie Ihr sie im glorreichen Sommer 1870 erleben durftet, muß das, was uns wurde, klein erscheinen. Uns hat sich unser Abschied von der Heimat doch unvergeßlich eingeprägt. Es reiht sich so vieles aneinander. Die liebe alte Uniform tauscht man gegen die andere, die in allem schon an die Tropen mahnt; das Regiment eint sich zum Abschiedsfest für den Scheidenden — nie wohl hab' ich vorher meine Zugehörigkeit zu dem festgefugten Offizierskorps so lebhaft empfunden wie in diesen Stunden; dann wird die neue Truppe zusammengestellt; der Kaiser entläßt uns mit kernigem Soldatenwort, die Linden entlang ziehen wir im dichten Volksgewühl, manch guter Freund, manch junge Frau, manch Mädchen, mit der wir tanzten, grüßt uns noch einmal mit winkendem Tuch. Die Eisenbahnfahrt dann, und endlich das wirkliche Scheiden von der Heimat, wenn die Ankerkette hochrasselt, die Schraube zu arbeiten beginnt . . .

Da gedachte ich Eurer so recht, Ihr Lieben, und ich dankte Euch im Herzen für alle Güte und alle Nachsicht. Beides, Güte und Nachsicht, ist mir so vielfach geworden!

Nichts, glaube ich, führt so sehr zum Besinnen auf sich selber, als solch eine lange Schiffsreise mit der unvermeidlichen Eintönigkeit des Lebens. Man plaudert sich schließlich auch mit dem kleinen Kreise von Kameraden aus; dann liegt man stundenlang auf Deck und schaut auf das ewigschöne Meer oder in die ziehenden Wolken. Und die Gedanken kommen —

Es war wohl sonst ein allzugroßer Hang zur Träumerei in mir, zu groß wenigstens für den Soldaten, den Offizier. Ich habe auch jetzt viel geträumt, aber es will mir scheinen, als hätten meine Träumereien eine greifbarere Form gewonnen. Sie sind nicht mehr phantastische Schäume, aus dem Ungewissen geboren und ins Ungewisse zerfließend. Sie klammern sich fester an das Tatsächliche. An die Vergangenheit, die so vieles einschließt, was ich bedauern möchte; an die Zukunft dann! Ich erwarte nichts Großes, ich male mir keine farbenprächtigen Phantasien aus von Abenteuern, Schlachtenruhme und Lorbeerreisern. Ich weiß, daß das, was uns werden wird, im wesentlichen im Überwinden harter Strapazen bestehen wird, im Kampf nicht so gegen einen ebenbürtigen Feind, als im Ringen gegen ein unwirtliches Land. Und, seht Ihr, ich freue mich darauf.

Unser guter dicker Stabsarzt (der fürchterlich geneckt wurde, beiläufig bemerkt, über die Unfähigkeit seiner Wissenschaft gegenüber dem Tückebold Ägir) hat einen handlichen einbändigen Schiller mitgenommen. Ich habe viel darin gelesen, und vieles klingt in meiner Brust noch. Eins vor allem —

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein."

Es ist nicht Raufluft in mir, nicht der furor teutonicus, wie Vater spöttelte, was mir das Wort nun so unaussprechlich wert macht. Es ist das tiefe Empfinden der Notwendigkeit, mir ‚das Leben neu zu gewinnen'. Das muß ich, das will ich!

Ich sprach mit Schwester Helene darüber —

Ja so . . . Ihr wißt ja schon aus meiner letzten Abschiedskarte, daß sich unter den vier Schwestern, die wir an Bord haben, auch Komteß Heli befindet. Alle vier sind — ganz verschieden an Alter, Herkunft, Bildung — prächtige, bewundernswerte Geschöpfe. Aber Schwester Helene überragt sie weit — weit. Sie ist gewiß die bescheidenste unter ihnen, wie denn nur wenige wissen, daß sich unter ihrem

Digitized by Google

schlichten schwarzen Kleid eine Gräfin birgt. Sie ist die stärkste unter ihnen, die willensstärkste, und auf den Willen, auf die Energie kommt es schließlich auch in ihrem Beruf an; in den Tagen, wo das ganze Schiff krank war und sie selbst schwer litt, hat sie das bewiesen. Sie hat aber vor allem eine seltene Eigenschaft, für die ich keinen anderen Ausdruck finden kann, so in sich widerspruchsvoll er klingen mag: sie ist immer wie erfüllt von frohem Ernst. Was sie tut, wie sie's tut, ist ernst; und doch lebt ein fröhlicher Geist in ihr. Sie ist staunenswert sicher in allen Lagen, ihr Wesen hat etwas seltsam Ruhiges, Gemessenes, und doch strömt von ihr eine seelische Heiterkeit aus, die schon jetzt oft, bei uns Offizieren, aber nicht minder bei unseren Leuten, Wunder gewirkt hat. Der Stabsarzt (Ihr wißt ja schon, er ist ein literarischer Mann) wandte auf sie einmal Goethes Vers an:

„Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen
So soll mich niemand drum beschämen
Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
So werd' ich immer derselbe bleiben."

Also ich sprach mit Schwester Helene über jenes ‚das Leben sich neu gewinnen'. Das ist auch so seltsam: man kann mit ihr über alles sprechen, man trifft immer auf volles, auf das feinfühligste Verständnis. Dabei kamen wir auch auf ihr Leben in den letzten Jahren, und sie gestand offen, daß auch sie sich ‚das Leben neu gewinnen' müsse. Auch ihrem Leben, das von außen gewiß so glänzend aussah, fehlte der Inhalt. Es ist freilich ein großer Unterschied zwischen ihr und mir: ich hätte ihn mir schaffen können! Mea culpa! Der Kreis aber, in dem sie gebannt war, verschloß ihr die Betätigung. Sie sollte nichts sein als die unterhaltsame Gesellschafterin ihres Vaters, und wer den alten Grafen kennt, weiß, wie wenig und wie viel diese Aufgabe bedeutet. Es ist bewunderungswürdig, daß sie sich unter diesem Druck die Elastizität und den inneren Frohsinn bewahrt hat und die frische Kraft für ihr neues Wirken.

Ich schreibe in meiner engen Kammer. Aber auf Deck wird es gerade lebendig; Madeira scheint in Sicht. So will ich schließen. In Liebe und Dankbarkeit umarme ich Euch. Grüßt mir Hilde und Gertie und Wolde. Die zwei kurzen Stunden, die ich bei ihnen in Heidelberg sein durfte, klingen auch noch hell in mir nach. Ehrlich gestanden: ich sah die liebe Gertie vielleicht noch nie so glücklich. Vater wird mir zürnen, aber es war mir, als habe sie über unseren Wolde einen glorreichen Sieg errungen, und das gönne ich ihm. Gerade als guter Bruder, denn für Wolde kann solche Niederlage nur Gewinn bedeuten.

Aus Swakopmund weiteres; in Liberia werden wir kaum anlegen. Sorgt Euch nicht um mich. Ich fühle mich so wohl wie seit Jahren nicht. Aber behaltet lieb, recht lieb Euren Sohn Eg.

Swakopmund, Zentral-Hotel.

Liebste Eltern!

Vor meiner Abfahrt nach dem Innern noch einen Gruß! Wir haben drei Tage hier auf der Reede liegen müssen, ohne landen zu können. Die Mole ist stark beschädigt, und die Brandung erschwert das Landen ungemein. Neben uns lagen noch drei andere große Dampfer und warteten der günstigeren Stunde. Geduld! hieß die Losung.

Von Bord aus sahen Land und Städtchen weit besser aus, als wir erwartet hatten. Fast malerisch erschien uns die rötlichgelbe Sandöde mit den hohen Dünen, bedeckt mit einzelstehenden Wellblechhäuschen. Überall die deutsche Fahne, viel Getümmel am Strand, Pferdekoppeln, Zelte — man sah: ein Kriegslager.

Als uns der kleine wackere Bergungsdampfer ‚Pionier' dann endlich an Land brachte, gab es manche Enttäuschung. Das Malerische verschwand, nur der Sand blieb. Aber eine große Freude hatte ich gleich nach der Landung. Denkt Euch: der erste Offizier fast, den ich sah, war unser Rollin! Er war von Windhuk geschickt, um einen Transport argentinischer Pferde in Empfang zu nehmen. Mir schien's wie eine frohe Vorbedeutung, hier zuerst von einem Regimentskameraden begrüßt zu werden.

Ob ich in acht Wochen wohl auch so aussehen werde, wie Rollin? Ich möchte fast lächeln bei dem Gedanken. Unser schmucker Rollin, der Abgott der jungen Mädchen der Hofgesellschaft! Die Uniform zerschlissen, im Hut ein Kugelloch (— das mag er freilich als Trophäe ansehen) — das ganze Kerlchen hager geworden, als ob es sich nur noch aus Knochen und Muskeln zusammensetze, und um das schmale Gesicht

Digitized by Google

einen richtigen Feldzugsbart! Was von Haut zu sehen war, erschien wie Pergament. Aber er war gesund, seine Augen leuchteten, als er mich erkannte. Und soviel war von unserem alten Rollin doch noch übrig, daß er seine schönen Hände gepflegt erhalten hatte, als ob er gerade bei Adlon einkehren wollte. Als ich ihn damit ein wenig neckte, sah er sie mit wehmütigem Lächeln an. ‚Das ist der Rest, Bertchen —‘ meinte er.

Morgen früh geht's mit dem ‚Bähnchen‘, das jetzt wieder bis Karibib fahrbar ist, fort. Leider bleiben die Schwestern zunächst noch hier. Der Abschied von ihnen ist uns allen schwer geworden. Es kam sogar zu rührenden Szenen. Ich erzählte Euch, daß ich meinen Burschen ausnahmsweise mitnehmen durfte, der Füsilier — jetzt ‚Reiter‘ Kulter, ein prächtiges Kerlchen, den ich schon von seiner Rekrutenzeit her ins Herz geschlossen habe. Der hatte sich unterwegs eine schmerzhafte Sehnenzerrung zugezogen und Schwester Helene hat ihn gepflegt — der Beneidenswerte, hätt' ich beinahe geschrieben. Seitdem hängt er an ihr mit einer Begeisterung, die komisch wirken würde, wenn sie nicht so naiv echt wäre. Er ist Tischler von Beruf. Da hat er nun für Helene an Bord ein kleines zierliches Feldstühlchen zurecht gezimmert, und das brachte er ihr gestern ‚. . . und ich wünsch' auch, Schwester, daß Sie immer gesund darauf sitzen möchten . . .‘

Gestern abend bin ich mit Schwester Helene noch über den mahlenden feinen Sand am Strand gegangen; wir haben uns gemeinsam am wunderbaren Meer erfreut und haben uns versprochen, wann einem von uns etwas . . . etwas Menschliches hier zustößt, soll der andere an seinem Grab ein stilles Gebet sprechen. Glaubt nicht, daß wir sentimental waren. Nein — nein! Ihr liegt jede Sentimentalität überhaupt fern, und ich war's nie weniger als jetzt. Ich denk' auch gar nicht an den Tod! Nur um die Schwestern sorge ich mich, weil Rollin mir erzählt hat, daß der Typhus auf fast allen Stationen herrscht.

Und nun Euch Lieben allen die innigsten, treuesten Grüße. Ich möchte Tag und Stunde ausrechnen, zu denen diese Zeilen Euch erreichen werden. Bis dahin ist's auch bei Euch grün geworden, vielleicht blühen die Veilchen dann schon und die ersten Rosen im Garten. Mein geliebtes Muttchen, über die hast Du dich immer so gefreut!

Ich bin bewegt, wenn ich an Euch denke. Aber ich bin dabei so frisch und froh. Es kommt mir manchmal vor, als schlüge mein Herz kräftiger und freier als früher. So wie manchem zumute ist, wenn er, der Häuserwüste der Großstadt entflohen, im Hochgebirge wandert. Was auch kommen mag — ich wag's!

Euer treuer Sohn Eg.

* * *

Die gehobene Stimmung, aus der heraus diese Briefe geschrieben waren, blieb nicht von stetiger Dauer. Konnte es nicht bleiben. Egbert erlebte, was keinem Feldsoldaten erspart bleibt, Stunden seelischer und körperlicher Depression; Augenblicke, in denen man das Leben wie ein nutzloses Gut fortschleudern möchte, weil die Summe der Strapazen, Entbehrungen und Enttäuschungen, der Anblick des Leids ringsum das eigene Sein nichtig, das Fortspinnen der Existenz wertlos erscheinen lassen. Momente, in denen selbst der Willenskräftigste sich bis auf den Tod erschöpft fühlt; solche Augenblicke, die ein bitteres, würgendes Gefühl in der Brust emporsteigen lassen: ‚Wozu das alles?‘

Es kamen auch die Stunden, nach langen erfolglosen Märschen durch weite Durststrecken, nach verpflegslosen Biwaks in eiskalten Nächten, nach vergeblicher Jagd auf einen heimtückischen Gegner, in denen Harthausen dachte: ‚Ihr hattet es gut, Ihr Väter, Ihr Krieger von 1870. Vor Euch stand ein gewaltiges Ziel. Euch trug der kriegerische Geist des ganzen Volkes vorwärts, Ihr kämpftet unter Eures greisen Königs Augen, Euch winkte der frohe Siegespreis! Und was blüht uns? Ein Grab in fremder Erde und ein schnelles Vergessen —‘

Es kamen die Stunden des Wankens und Zagens, in denen nur noch Pflichtgefühl ihn aufrecht erhielt. Hart und herb im Augenblick, aber reich und köstlich in seiner Nachwirkung.

Denn über dem allen, über Wanken und Zagen, über alle Bitterkeit stand ihm das frohe, stolze Bewußtsein: ‚Du stählst Willen und Kraft, Du bewährst Dich vor Dir selber!‘ Und noch mehr: ‚Hier, im Felde, schmelzen gemeinsames Erleben, ge-

Digitized by Google

meinsames Erdulden, gemeinsame Gefahr, gemeinsamer Sieg Mannschaft und Offizier zu einem Ganzen zusammen — ganz anders als daheim, im Frieden! Hier kannst und mußt Du den Deinen ein Vorbild sein. Nur Deine Spannkraft kann sie über alle Mühsale hin forttragen, Dein Beispiel muß sie in der Stunde der Gefahr vorwärts reißen dem Feinde entgegen, sei es auch in den Tod!'

* * *

Durch den Frühmorgen zog die Kolonne den Pad — den Weg — entlang. Tiefe Dunkelheit lag über der stillen, öden Landschaft.

Egberts Kompagnie hatte, mit zwei Maschinengewehren, die Spitze. Aufklärer waren voraus. Er ritt an der Tete auf dem kleinen mageren Pferdchen, das bisher so treu ausgehalten hatte und auch heute wacker ausschritt trotz der schweren Packtaschen zu beiden Seiten des Sattels. Wie die Leute hatte er seine Ration bei sich, wie sie trug er den Karabiner auf dem Rücken.

Um zwei Uhr nachts waren sie aufgebrochen. Im letzten Augenblick war die Feldpost im Biwak angekommen. Auch ihm hatte sie einen Brief aus der Heimat gebracht, den langersehnten von der Mutterhand. Ganz flüchtig nur konnte er ihn noch beim trüben Schein einer Wagenlaterne überfliegen — Gottlob, sie waren gesund, Eltern und Geschwister. „Daß die bösen Nachrichten über Euch dort unten uns alle beunruhigen, wirst Du uns nachempfinden, lieber Eg. Aber ich weiß ja: Du stehst in Gottes Hand! Auf ihn vertraue ich. Ich sorge mich auch nicht so um die feindlichen Kugeln, als um den heimtückischen Typhus, von dem die Zeitungen so viel schreiben. Trinke nur abgekochtes Wasser, bester Eg..." Er hatte lächeln müssen: das war so ganz Mutter! Und er hatte an den gestrengen Oberarzt gedacht, der immer aufs neue einschärfte: ‚Nur abgekochtes Wasser!' und der dann, als er selber nach heißem, langem Ritt endlich halb verschmachtet an die Wasserstelle kam, sich über die trübe Lache warf: ‚Und wenn ich weiß, daß ich morgen den Typhus haben werde ... ich kann nicht anders.' — Wir sind doch alle Menschen —

Nun fühlte er immer wieder nach der Brusttasche und freute sich, wenn das Papier leise knisterte. Da unter dem abgegriffenen Tuch, das waren jetzt seine liebsten Schätze: ein paar Briefe von daheim, zwei Karten aus dem Lazarett von Ombuatjipiro! Sie lagen aufeinander, und ihm war, als gehörten sie zueinander: Mutters Briefe und die kurzen Nachrichten von Schwester Helene.

Neben Harthausen ritt der Hauptmann. Ein alter Afrikaner, der schon gegen die Witbois mitgefochten hatte und nun bereits zum zweiten Male in der Kolonie war. Unschätzbar durch die Fülle seiner Erfahrung, durch erprobten praktischen Blick. Ein rechter Feldsoldat, wagehalsig und vorsichtig zugleich, und ein prächtiger Kamerad. Das war auch etwas, was Egbert erst jetzt recht schätzen lernte, solch treue Kameradschaft, die sich gibt ohne jedes überflüssige Wort. Viel Worte zu machen war überhaupt nicht des Kapitäns Art. Aber den letzten Schluck Tee aus der Feldflasche, den teilte er ohne Besinnen, auch wenn er wußte, daß es noch zehn Wegstunden bis zum nächsten Wasserloch waren.

Langsam trotteten die Gäule. Tiefe Stille war in der Kolonne. Nur ein leichtes, leises Klirren manchmal von Eisen auf Eisen oder ein härterer Hufschlag auf Stein. Dann und wann blieb einer von ihnen halten und ließ die Kolonne vorbei. Zu sehen war fast nichts, aber man fühlte gleichsam, ob sie aufgeschlossen blieb oder wo es mit einem kurzen Wort nachzuhelfen galt.

Hinten mit den Packpferden schlossen die Burschen. „Reiter" Kulter hatte sich famos gehalten und sich zu einem Pferdepfleger ersten Ranges entwickelt. Ein findiges Kerlchen, der immer noch ein Stück Zwieback in der Tasche hatte, wenn alle anderen leer waren, und der nie seinen guten Humor verlor. „Et jeht schon," war sein Losungswort, und Harthausen mußte, wenn er das hörte, stets an eine Marschübung daheim denken, bei der ihm der Füsilier Kulter so eigen imponiert hatte ... jawohl, imponiert ... mit seinem zähen: „Et muß jehen ..." Wie lange das wohl her war? Man verlor hier das Zeitmaß für die Vergangenheit, wie die Vergangenheit selber sich langsam auszulöschen schien. Bisweilen lächelte man über sie und die eigenen Torheiten ...

Konnte schon lächeln. Und das war das beste.

Digitized by Google

Mählich lichtete sich die Dunkelheit. Dann stieg die Sonne am Horizont überraschend schnell glutrot empor. Der lange Felsenrücken des Waterbergs tauchte im Hintergrunde auf.

Wenn der Morgen und das Licht kam, verwunderte sich Harthausen immer über zweierlei. Einmal darüber, wie sie sich alle in diesen letzten Monaten verändert, wie aus den schmucken Offizieren und den drallen Reitern hagere Gestalten geworden waren, denen die Uniformen auf den Gliedern schlotterten — diese Uniformen, deren Zustand daheim auf dem Kasernenhofe ganz gewiß manches Himmeldonnerwetter heraufbeschworen hätte. Lang und schmal waren diese Gesichter, mit struppigen Bärten, und in manchen standen die Augen erschreckend tief in den Höhlen. Und dann über das andere: das Land war so öde — so öde! Sand und Fels, Dorngebüsch und, wenn's hoch kam, starkes Gras; wie Oasen in der Wüste nur die anbaufähigen Stellen. Anfangs hatten sie's alle oft verwünscht. Und nun war in ihnen eine seltsame Liebe zu diesem unwirtlichen Boden erwacht. Niemand wußte recht, warum. Aber es war so — den alten Siedlern, die jetzt Hab und Gut verloren hatten, sollte es auch nicht anders ergangen sein. Vielleicht war's eine geheimnisvolle Wirkung des Schweißes und des Blutes, mit dem dieser Boden schon gedüngt war ...

Ein Adjutant sprengt nach vorn. Ein kurzer Befehl ... Aufmarschieren ...

Rechts und links ziehen sich die Kompagnien auseinander, verschwinden bald zwischen dem Dorngebüsch und im hohen Grase, müssen wieder, um der unwegsamen Stellen willen, an den Pad heranschließen. Eine Batterie rasselt vor —

Sie wissen's alle: Heute gilt es!

Aber noch zeigt sich nichts vom Gegner, und doch sollen grad die besten Ordogleute drüben bei der Wasserstelle Hamakari lagern, der stärkste Trupp der eingeengten Hereros, auf die heut das große Treiben angesetzt ist.

Noch ist Stille vorn — die Stille vor dem Sturm —

Der Hauptmann späht scharf aus, mit der Hand über den falkenscharfen Augen. „Achtung, Harthausen! Sehn Sie nur, wie in unsere Witbois, die Schlingel — der Geier traue ihnen! — Leben kommt. Eben hingen sie noch wie Klötze im Sattel. Jetzt merken sie, es gibt etwas für sie: Viehbeute nämlich ... das einzige, was für sie Wert hat."

Langsam ging es vorwärts, den Pad entlang, zwischen den dichten, widerwärtigen Dornbuschstellen hindurch.

Plötzlich von weit her stumpfes, heftiges Geschützfeuer. Anschwellend — wieder nachlassend — neu sich entfachend.

Alles horcht auf. Das kann nur die Kolonne Heyde sein, die von drüben her im Anmarsch gemeldet ist, uns die Hand zu reichen. Sie hat also den Feind schon angefaßt ... Bravo! Kameraden!

Die Herzen schlagen höher —

Es ist ja nicht zum ersten Male, daß die Kompagnie unmittelbar vor dem Kampf steht. Heut lächelt Egbert über die Erregung, die ihn schüttelte, als er das erste Geschützfeuer hörte, als die ersten Kugeln, vom unsichtbaren Feinde gesandt, an seiner Stirn vorüberpfiffen. Wie ein kurzes Fieber war das damals. Und die Zähne hatte er zusammenbeißen müssen, alle Kraft anzuspannen, um ruhig zu bleiben, überlegt zu handeln. Das war längst vorbei. Auch an die Gefahr gewöhnt man sich. Nur ein prickelndes Empfinden bleibt, der raschere Pulsschlag. Aber der entspringt mehr dem Wunsch, vorwärts zu kommen, den Gegner anzupacken — ein Ende zu machen bis zum befreienden „Drauf — Hurra!"

Als ob alle der gleiche, bis zur Begierde sich steigernde Wunsch beseelte, so ist's. Die sehnigen Gestalten recken sich, die Augen blitzen —

‚Ein wenig hatte Vater doch recht!' dachte Egbert manchmal. ‚In uns allen wohnt etwas vom alten furor teutonicus, von der Luft am Drein- und Draufschlagen. Auf dem Marsch, im Biwak — da versiegt wohl mal der fröhliche Mut, und zum Wundern ist's nicht. Aber vor dem Gefecht überkommt's einen wieder, immer, und hebt einem ... ja wohl: hebt einem das Herz ...'

Das Gelände wird lichter. Eine weite, große Grassteppe. „Da haben wir's, Harthausen," meint der Hauptmann. „Abgeweidet, ratzekahl. Also müssen noch vor kurzem hier Viehherden gestanden haben."

Vor der Spitze, noch ziemlich weit entfernt, der unregelmäßige Saum eines neuen Dornwaldes.

Wieder sprengen die Adjutanten. Rechts

und links im Gelände flattern die bunten Fähnchen der Stäbe luſtig im Winde. Der Ballon mit der Flagge des Kommandierenden ſteigt in die Höhe, weithin ſichtbar in der durchſichtig klaren Luft.

Ein paar Schüſſe vorn. Herüber und hinüber. Links, in der Flanke faſt, gleich darauf ein lebhaftes Geknatter. Dort raſſeln und knattern auch die Maſchinengewehre. . . . Vorwärts!

Ein Halt dann wieder. Die Batterie geht in Stellung, ſucht den Waldſaum mit Schrapnells zu reinigen. Aber die Kerle halten Stand. Feige ſind ſie nicht, die Orlogmänner.

Hinter einem Termitenhauſen hatte Harthauſen Poſto gefaßt. Mit dem Glaſe ſuchte er das Vorgelände ab.

Der erſte Verwundete heut — dicht neben ihm! Ein ganz kurzer Ausruf: „Mein Bein!“ . . . Zurück zum Verbandplatz . . . „Nur Ruhe, Alterchen, das flickt der Doktor bald wieder . . .“

Dann der zweite: Schuß durch den Oberarm. Und nichts vom Feinde zu ſehen. „Sie können Mimikry machen, die Kerle!“ meinte der Hauptmann immer.

Haarſcharf pfeift's wieder am Kopf vorüber. Stets, ſcheint es, grad aus derſelben Richtung. Da faßte Harthauſen den Schützen endlich im Glaſe. Im Wipfel eines alleinſtehenden Baumes, weit vor der Front, ſitzt der Burſche. „Langt Euch den mal runter, Kinder! Den da drüben im Grünen! Achthundert Meter, ſchätz' ich —“

Die Nächſten haben's verſtanden. Ein kurzes Geknatter — dann gurgelt es aus dem Baumwipfel, überſchlägt ſich einmal . . . „Bravo! Aber jetzt ſtopp. Munition ſparen!“

Und immer wieder denkt Egbert: daß man das ſo ruhig überlegen kann! Ganz beſonnen. Daheim ſtellt man ſich's ſo ſchwer vor, und eigentlich iſt's nur eine Willensſpannung, die ſich von ſelber auslöſt —

„Auf — marſch — marſch!“ Ein Sprung vorwärts.

Das Feuer wird heftiger. Aus dem Dornbuſch blitzt es unaufhörlich herüber. Das Gefecht kommt zum Stehen. Die Geſchütze müſſen vorarbeiten. Die braven Artilleriſten! Durchs Glas kann man's genau beobachten: auch ſie haben ſchweren Stand.

„Herr Leutnant — der Hauptmann!“

Aufrecht hatte er bisher geſtanden, der alte Afrikaner. Mit einem Male ſchlug er vornüber. Schuß in die Stirn . . . „Schießt gut und dann vorwärts!“ rief er noch. Gleich darauf verſchied er.

Armer guter Kamerad!

Auch das iſt nur wie ein flüchtiger Gedanke: Dein Mütterchen wird um Dich weinen. Aber Du hatteſt den echten Soldatentod . . . ſchnell und ſchmerzlos . . .

Ein paar Minuten ſchlägt das Herz ſchneller und ſtürmiſcher. Dann heißt's wieder, alle Aufmerkſamkeit auf vorn konzentrieren. Jetzt doppelt, wo's die Führung der Kompagnie gilt.

„Auf — marſch — marſch!“ Und den Schützen weit voran, mit gehobenem Arm und lautem Zuruf — vorwärts —

Es iſt ſo eigen. Mitten im raſenden Lauf fühlt Egbert plötzlich ein Knittern und Kniſtern auf der Bruſt. Als ob die Briefe ihn mahnen wollten. Auf eines Atemzugs Länge ſtockt er, dann ſtürzt er weiter. Wenn's ein Mahnen ſein ſollte, konnt's nur das ſein: mach uns Ehre!

Der Buſchſaum iſt geräumt, aber faſt undurchdringlich iſt der Buſch ſelber. Dieſer vermaledeite Dorn, dieſer verhaßte, der die Haut zerfetzt wie die Kleider, der jede Ausſicht hemmt und tauſend Hinterhalte bietet —

Man ſieht's nicht, aber man merkt's: trotz allem ſchreitet die Gefechtslinie vorwärts. „Vorwärts, Leute. Laßt uns die andern nicht zuvorkommen.“

Das war auch ſo etwas Schönes: dieſer Wetteifer untereinander. Kaum, daß es je des Anſporns bedurfte! Jede Kompagnie wollte die erſte am Ziel und die beſte ſein!

Eine kleine Lichtung —

Mit einem Male ein wilder Gegenſtoß. Schnellfeuer! Da iſt auch ſchon das eine Maſchinengewehr heran und räumt auf. Bravo! Gut gemacht, Sergeant Tluſe! Grad zur rechten Zeit . . .

Ein Verſchnaufen dann, ein kurzes Atemholen, während nur der vorderſte Zug dem Feinde folgt. Ein Beſinnen auf ſich ſelber, ein haſtiger Blick auf die Uhr. Schon Mittag — hat die Zeit denn heut Flügel?

Da liegen die Leute. Der und jener kaut an einem Brocken aus dem Brotbeutel, der ſchiebt dem andern die Feldflaſche hin: Trink, Fritze . . . aber laß noch'n Schluck drin . . .

Digitized by Google

Und da ist ja auch Kulter! Immer, immer mit vergnügtem Gesicht — „Hier, Herr Leutnant —“ und kramt aus der Tasche ein Stück Zwieback, ein Stück Schokolade. Egbert wischt sich den Schweiß von der Stirn und dann kaut auch er. Es schmeckt sogar — Mensch bleibt Mensch —

„Wo hast Du die Pferde?“

„Allens in Ordnung, Herr Leutnant. Hinten beim Funkenwagen. Sie brachten gerade unseren guten Hauptmann zurück, da dachte ich, ich will man für alle Fälle nach vorn ... zum Herrn Leutnant ...“

Für alle Fälle — — —

Bis zum Abend zog sich der Kampf hin. Mühevoll und verlustreich. Schritt um Schritt nur wich der zähe Feind zurück. Aber es ging doch vorwärts. Auch von den anderen Abteilungen kündete der Geschützdonner ein stetiges Vorschreiten.

Dann lag die Kompagnie endlich, schwer erschöpft, vor der letzten feindlichen Stellung im Schützenfeuer, vor dem Ziel des Tages, den Wasserlöchern von Hamakari. Die Maschinengewehre und zwei Batterien bereiteten den Angriff vor.

Harthausen war wohlauf. Es ging ihm heut, wie bisher immer an Gefechtstagen: seine Brust schien sich zu weiten von Stunde zu Stunde. Er sah nur nach vorn, in ihm lebte nur der Gedanke: wie bringst Du Deine Leute möglichst glücklich weiter vorwärts, wie kommst Du dem Ziel näher!? Die Möglichkeit eigener Gefahr versank immer tiefer in ihr Nichts. Kein Übermut, der zum lauten Jubel drängte, war in ihm; dazu waren die Verluste zu groß. Aber eine warme, helle, herzerhebende Freude am Gelingen, an der starken Nervenspannung, am eignen Können, an der eigenen Kraft. Und die Freude an dem Häuflein Wackeren um sich, das gleich ihm vorwärts drängte, das ihm so treu folgte, das auf ihn mit vollem Vertrauen blickte: So war es gut! Manchmal war ihm, als hätte er einen seiner Leute an die Brust reißen mögen — einen schneidigen, kleinen Rheinländer, einen derben Bayern — eigentlich alle!

Dröhnend platzten drüben die Granaten. Man sah, wie sie die Ränder der Wasserlöcher, hinter denen der Gegner Schutz suchte, abkämmten. Die Maschinengewehre rasselten, ununterbrochen rollte das Gewehrfeuer. Ein Höllenlärm

Der Tag neigte sich. Schon dämmerte es. Die Ungeduld wuchs — die brennende Ungeduld auf die Entscheidung —

Dann kam endlich der erlösende Befehl.

Die Geschütze schwiegen.

Von allen Seiten, weit umfassend, stürmte die Truppe trotz Dickicht und Dornbusch vorwärts. Das deutsche Hurra brauste über die fremde Erde, und in jäher Flucht räumten die Feinde ihre Stellung, verschwanden im Busch —

Weit voran war Harthausen den Seinen. „Mir nach! Hurra!“ Der erste war er drüben. „Hierher! Schnellfeuer —“

Hochaufatmend stand er am Rande des vordersten Wasserlochs. Er sah noch das trübe Naß, er sah die Leichen der Gegner, phantastisch aufgeputzt, ein paar tote Pferde, ein Gewirr von Gefäßen, Patronenkästen, Fellen und Lumpen. Er hörte die Seinen dicht hinter sich, Rufen und Waffenklirren —

Plötzlich war's ihm, als treffe ein starker Schlag seine Schulter. Nicht mehr. Kein Schmerz eigentlich, nur grad so viel, daß er hingriff. Da rieselte ihm auch schon das Blut durch die Finger. „Es ist nicht —“, rief er abwehrend den Nächsten zu. „In Deckung, Kinder! Die Kerle setzen sich drüben im Busch.“ Er wollte sich selbst herunter schwingen. Aber als er den rechten Arm zu heben versuchte, versagte der wie gelähmt. Er taumelte, raffte sich wieder auf, biß die Zähne aufeinander, faßte noch einmal nach der Schulter, fühlte das strömende Blut. Es zwang ihn nieder, es preßte ihm ein kurzes Stöhnen aus im Gefühl, kampfunfähig zu sein. „Lazarettgehilfe her —“ rief er. Da fing ihn Kulter in seinem Arm auf und ließ ihn sanft niedergleiten. „Die Lumpenhunde ... mein'n Leitnant ...“ hörte er noch. „Hier, Herr Leitnant ... hier!“ Dann schwanden ihm auf Minuten die Sinne ...

Lange Zeit nachher noch konnte er es sich nicht recht klar machen, und immer wieder mußte Kulter es ihm erzählen, wie dann alles gekommen war.

„Nämlich zuerst ging allens gut, Herr Leitnant. Nämlich der Herr Leitnant waren nur ein paar Momangs nicht recht bei Besinne, von wejen des Blutverlusts. Wie dann der Koblank den Notverband anjelegt hat, da wollten Herr Leitnant durchaus vorne bleiben und sind jrob geworden, nämlich

weil wir alle sagten, dat wär' unmeglich. Und da is endlich Exzellenz jeritten jekommen, wie's schon duster war, und hat jesagt: ‚nee, mein braver Harthausen, daraus wird nischt. Marsch pascholl, hat er jesagt, damit Se mir bald wieder jesund werden. Und für die Benachrichtigung vom Herrn Vater werd' ich sorgen.' Un da sind wir zum Doktor marschiert, was hinten beim Funkenwagen war. Un wie der Oberstabsarzt die Bescherung dann jesehn hat, da hat er sohn bedenkliches Jesicht jemacht, so nach der Seite hin, denn das sollte der Herr Leitnant ja nich merken. Aber mir is janz flau jeworden. Ja ... ville rumjepolkt hat er nich, der Doktor, bloß den Arm festgeschient. Un denn hat er jesagt, ob der Herr Leitnant sich zu reiten jetraue — der Herr Leitnant müßten nämlich jleich zurück ins Lazarett. Da dachten der Herr Leitnant wieder, et muß jehn. Un so wir los, mitten durch die Nacht —"

Dunkel erinnerte sich Harthausen dieses Ritts. In ihm hatte immer noch die Hoffnung gelebt, es handle sich nur um eine leichte Verwundung, da er fast ganz ohne Schmerzen war. Aber schon nach einer Stunde hatten die ausgehoben; die Bewegung des Pferdes war ihm unerträglich geworden. Er mußte absitzen, er war ein Stück Wegs gegangen, er hatte es wieder im Sattel versucht. Bis dann eine zweite Ohnmacht ihn überfiel. Da hatten seine Begleiter eine Tragbahre hergestellt. Mit rührender Sorgfalt und Aufopferung trugen sie ihn Meile auf Meile, bis sie einem Zug Ochsenwagen, die Proviant nachführten, begegneten. Einen dieser Wagen machten sie durch Umladen verfügbar für seinen Transport.

„Nu jing's ja so weit besser. Man bloß, der Herr Leitnant waren so unruhig. Det war schon Fieber, meinte Koblenk. Aber das half nur nischt, un schneller treken die Ochsen doch nu mal nich wie sie woll'n. Immer langsam voran, immer langsam voran. Wat hab' ick nich jeflucht. Un so heimlich dazwischen jebetet. Denn ick hatte doch bannige Angst. Un jar nischt tun könn'n, man bloß, det ick 'n Herrn Leitnant unterwejs sohne Art Hängematte zurechtjedeichselt hab'. Un jeredt haben der Herr Leitnant! Nich uff die Haut von alle sechzehn Ochsen vorne hätt' man's schreib'n könn'n ... Na ja, jetzt lacht man drüber. Aber dunnemals ... ach Herrjeh, da war keenen von uns zum Lachen. Denn nämlich, nischt für unjut, wir hatten doch alle den Herrn Leitnant sehr jerne. Na und so ... bis wir denn endlich herjekommen sin ... ja ..."

Damit brach Kulter gewöhnlich seinen Bericht ab und sah sich um in dem kleinen Missionärszimmer ... erst zu dem zweiten Lager hin und dann nach dem Fenster, an dem Stuhl und Tisch für die diensthabende Schwester standen.

Drüben lag Rollin. Und am Fenster saß Schwester Helene.

Egbert hatte das Schwerste überwunden, sein Leben war nicht gefährdet. Nur die eine Sorge braunte in seiner Seele: wird Dein Arm wieder gebrauchsfähig, oder bleibst Du ein Krüppel?

Aber um Rollin kämpften ärztliche Kunst und treueste Pflege wohl einen vergeblichen Kampf.

Am gleichen Tage mit Harthausen war auch er verwundet worden. Die Kugel war schräg durch den Oberkörper gegangen, ohne die Lungen zu verletzen, hatte aber das Rückgrat schwer gestreift. Anfangs war gute Hoffnung gewesen, jetzt schwand sie von Tag zu Tag mehr.

Auch er litt wenig unter Schmerzen. Er bekam viel Morphium und lag meist ganz still, wie im Halbschlaf, mit gesenkten Lidern, die Hände auf der Bettdecke ineinander geschlungen. Das Gesicht war wachsfarben. Das trat um so schärfer hervor, als er den Wunsch geäußert hatte, daß ihm der Feldzugsbart abgenommen würde. Alle paar Tage mußte der Lazarettgehilfe kommen, um ihn zu rasieren. Dann ließ er sich stets den Handspiegel reichen und sah mit einem seltsamen ironischen Lächeln sein eignes Bild an.

Zwischen Schwester Helene und Eg war eine stumme Verabredung, Rollin nicht durch Unterhaltung zu stören. Vielleicht war eine leise Scheu dabei: denn soviel sie sich zu sagen hatten, das beste war nicht für einen fremden Hörer bestimmt. So lag auch Harthausen viel still, und seine Gedanken wanderten.

... Da war der Krieg.

Wie scharf und dicht die Kontraste nebeneinander standen: die frohe Kampfstimmung, die herzhebende Empfindung, ein rechter ganzer Mann zu sein unter wackeren Männern — und Wunden und der Tod!

Digitized by Google

Das Hochgefühl, in ernster Stunde es dem Besten gleichzutun, ein Beispiel geben zu können, festen Willen in energische Tat umzusetzen — und die eine Sekunde, in der ein verlorenes Geschoß den Stärksten fällt.

Die rätselvolle Gottesgeißel, die auch über dies ferne Land gegangen war und ihre Zeichen aufgepflanzt hatte mit Mord und Brand und Verwüstung, mit Hunger und Durst und Krankheit, mit Blut und Tod. Über dies Land, von dem noch niemand wußte, ob es auch nur den zehnten Teil der Opfer wert war, die um seinetwillen gebracht werden mußten.

In der Heimat härmten sich Hunderte von Vätern und Müttern, Witwen, Waisen, Geschwistern, und ihnen stand nicht der Trost zur Seite, der über alles Herzeleid hinforttragen mußte: es war ein großes Ringen um ein großes nationales Ziel, um Untergang oder Sieg des Reiches, um gewaltige wirtschaftliche, um hohe ideale Güter. Die bittere Spottlust würde sogar nicht ausbleiben über die wilde Jagd gegen ein Häuflein Eingeborener, über ein Kanonenschießen nach Spatzen, politische Reimschmiede formten gewiß, fern vom Schuß, billige Verslein —

Und dennoch — dennoch —

Es gereute Egbert auch nicht auf die Spanne eines Atemzuges, mit hinausgezogen zu sein über das Weltmeer. Zu deutlich fühlte er, wie er gewachsen war im harten Kampf, und das machte den Kampf selbst ihm teuer. Manchmal schoß das alte Äskulapwort ihm durch den Sinn: was das Messer nicht heilt, heilt das Feuer. Als ihm daheim das Leben anpackte, hatte er mutlos verzagen wollen. Im Feuer des Kampfes aber waren ihm Herz und Seele, Geist und Körper geläutert worden und gestählt. Ihm schien es, als seien die Schlacken von ihm abgefallen. Als sei er erst ganz gesundet, seit er hier siech lag. Möchten sie daheim nur spötteln über die lieben Leutnants: es war doch nichts Kleines und Geringes, freudig Blut und Leben hinzugeben. Grade hier! Grade hier!

Dort drüben Rollin —

Der hatte nie darüber gesprochen. Aber ein paarmal waren Kameraden, die irgendein Kommando zurückgeführt, ins Lazarett gekommen und hatten erzählt, wie er auf einem tollkühnen Ritt, um die Verbindung zwischen den zwei getrennten Kolonnen zu suchen, mitten durch die Hererolager hindurch, verwundet worden sei, und wie er sich dann noch zum Staunen der Ärzte stundenlang im Sattel gehalten hätte, um seine Nachrichten zu überbringen. Viel Wesens hatten auch sie nicht davon gemacht. ‚Na Rollin, der rote Piepvogel ist Ihnen gewiß!' Das war das Höchste. Lieber Gott ... ein Orden, vielleicht eine Vorpatentierung — das wäre gerade Rollin daheim sicher auch geworden, ohne daß er das Leben aufs Spiel setzte. Die Aussicht auf das Band im Knopfloch würde ihn nicht gereizt haben, wenn nicht der innere Drang und Trieb, etwas Besonderes zu leisten, sich hervorzutun, der rechte schöne Kriegerehrgeiz ihn fortgerissen hätte. Oder kam noch etwas anderes hinzu ...

Und wenn sie dereinst heimkehrten und erzählten, die Tausende von deutschen Soldaten, die hier unten gedarbt und gekämpft hatten, dann würde man wohl auch anders über diesen Krieg urteilen, über alle politischen Nörgeleien hinaus. Es will ja alles erst gelernt sein: vom einzelnen und von ganzen Völkern. Das war hier der erste deutsche, ernste Kolonialkrieg. Nicht wie ihn andere Nationen führten, durchgekämpft mit geworbenen Söldnern, sondern mit freiwillig hinausgezogenen Söhnen deutscher Erde. Lernen würde man daheim, es richtig einzuschätzen und zu bewerten und ihnen des Vaterlandes Dankbarkeit darzubringen —

Durch die gelben Vorhänge leuchtete die Sonne. Mitten im Glanze stand Schwester Helene am Fenster.

Eg mußte immer wieder zu ihr hinübersehen. Wie das merkwürdig war: sie blieb immer die gleiche. Vielleicht war ihr Gesicht noch ein wenig schmaler geworden, aber das tat dem Ausdruck keinen Eintrag. Immer lag dieselbe stille Feinheit darin, dieselbe anspruchslose Vornehmheit; ein ruhiges, unendlich wohltuendes Gleichmaß, dem doch so wunderbar viel Heiterkeit beigemischt war. Die gröbsten Arbeiten hatte er sie in dieser Zeit verrichten sehen; er hatte sie in Tagen und Nächten, in denen es Rollin sehr schlecht ging, bei dessen Pflege bewundert; er hatte so oft selber ihre linde Hand, die ihn immer wieder an Mutters Hand erinnerte, gespürt — Schwester Helene blieb sich immer gleich. Manchmal packten ihn Staunen und Sorge: wie hielt sich dies

Digitized by Google

von Jugend auf verwöhnte Mädchen nur aufrecht unter den Anforderungen, die an sie herantraten? Aber er sah wohl, hier zwang eine starke Seele den Körper —

Das freilich hatte er nicht gesehen, daß auch sie eine Anwandlung von Schwäche gehabt hatte . . . in jener dämmerigen Morgenstunde, als Kulter ihn ins Lazarett brachte, als der Arzt in der Narkose seine Wunde untersuchte, von Resektion des Gelenkes sprach und ihn dann mit der geschäftsmäßigen Kühle des Vielbeschäftigen ihr überwies — „Wir wollen noch einige Tage abwarten, aber die Geschichte sieht bös aus. Tun Sie Ihr bestes, Schwester . . ."

Wenn er sie so stehen sah, wie jetzt, in der Sonnengloriole, kam oft ein heißes Verlangen über ihn, sie heranzuwinken, ihre Hand zu halten, nur ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Er wußte ja, die leiseste Bewegung genügte, und sie kam . . . kam, um zu fragen, was er wünsche, ob sie ihm eine Handreichung tun dürfe.

Aber dann war ein wehes Empfinden in ihm: seit wir uns so nahe sind, rücken wir immer weiter voneinander ab. Und er dachte oft sehnsüchtig an die Tage der Überfahrt mit ihrem harmlosen Zusammensein. Er fühlte wohl, es lag an ihm, wenn es jetzt anders war. Sie blieb sich gleich, er aber fand den rechten Ton nicht mehr. Damals hatte ihre Stellung zueinander fast etwas Geschwisterliches gehabt; jetzt, wo ihm aus der Freundschaft und Verehrung ein stärkeres Empfinden herauswuchs — mehr und inniger von Tag zu Tag — jetzt kam auch wieder das Zagen —

Jede ihrer Bewegungen beobachtete er. Sehen konnte er es von seinem Lager aus nicht, aber er wußte es: draußen auf dem Hofe spielten die fidelen Buben des Missionars, die nichts von all dem Ernst ahnten, der rings um sie war. Denen sah sie gerne zu — kinderlieb wie sie war —

Und jetzt reckte sich ihre schlanke Gestalt ein wenig. Ein Schatten glitt an den Vorhängen vorbei. Da hatte sie auch schon das Fenster geöffnet und gleich darauf kam sie mit einigen Briefen in der Hand an sein Bett. „Die Feldpost —" sagte sie, und ein frohes Lächeln glitt über ihr Gesicht. So wie nur Menschen zu lächeln verstehen, denen es größte Freude ist, Freudebringer zu sein.

Er hielt die Briefe in der gesunden Linken und sah auf die Aufschriften: da war Mutters Hand . . . und da war Gerties Schrift! Diese liebe — armselige Feldpost! Sechs Wochen zwischen Abgang und Ankunft! Noch konnten die Briefe nichts bringen über den Eindruck seiner Verwundung. Nur eine Tod-Depesche hatte er seitdem von Haus erhalten.

Sie lächelte noch immer ihr Sonnenlächeln. „Ich schneid' sie Ihnen auf —" und da fiel ihm erst die eigene Hilflosigkeit ein. Er nickte dankbar und dann fragte er leise: „Haben Sie keine Nachricht?" Sie schüttelte den Kopf: „Aber hier — für Herrn von Rollin —" und wandte sich, um an dessen Bett zu treten.

Einen Moment stand sie da still, und Eg meinte, Rollin schliefe wieder. Doch da kniete sie schon nieder, beugte sich, wie um besser lauschen zu können, richtete sich gleich wieder auf: „Erschrecken Sie nicht, Herr von Harthausen —" flüsterte sie, nun sehr ernst. „Ich muß den Arzt holen —"

Da lag er nun, mit den teuren Briefen in der Hand, und blickte hinüber und konnte nur einen Streifen des fahlen Gesichts zwischen den weißen Kissen sehen. So schmal und spitz und über dem Auge das Lid schlaff herabhängend. Ein leises Grauen kam über ihn. War das wirklich das Ende? Oft hatte er in diesen Monaten den Tod einem Kameraden nahen sehen, in vielerlei Gestalt. Aber das war auf dem Kampfselde gewesen. Hier empfand er es ganz anders. Hier war der Tod zwar gewiß ein Erlöser, aber er hatte etwas ungleich Schrecklicheres, Unheimlicheres mit seinem leisen Heranschleichen als der schnelle Mäher im Gefecht.

Mühsam richtete Eg sich auf. Ihm war's, als müsse er Rollin besser ins Gesicht sehen, in dies schöne Antlitz des lustigen Kameraden, das nun so abgezehrt und gelb lag. Jetzt hörte er auch das mühsame Atmen, als ob jedes Heben der Brust von einem leisen Pfeifen begleitet sei.

„Rollin —" rief er unwillkürlich. Aber es kam keine Antwort durch die Stille des Zimmers. Nur die eine Hand sah er sich ein wenig heben und dann wieder strecken, lang über die Bettdecke hin, als wolle sie ein Zeichen noch pulsierenden Lebens geben.

Vom Hofe her klang das Kinderlachen.

Digitized by Google

Dann ein paar härtere Töne — die Rekonvaleszenten saßen wohl unter der Wellblechveranda und spannen ihr Garn. Und dann draußen auf dem Flur den festen Schritt des Oberarztes — Gottlob —

Er untersuchte Rollin, er flüsterte sehr leise mit Schwester Helene. Harthausen verstand nur weniges: „... hoffentlich sanft hinüberschlummern, ohne noch einmal ..." Dann trat der Arzt an sein Lager. „Ist's Ihnen recht, Harthausen, wenn wir Sie zu Narburg auf das andere Zimmer bringen?" —

Egbert verstand wohl den guten Willen und die gute Absicht. Aber er schüttelte den Kopf: „Ich will hier bleiben. Sorgen Sie sich nicht, Doktor — ich bin ganz ruhig und gefaßt —" Und nach kurzem Überlegen: „Aber eine Güte können Sie mir erweisen. Ich sollte ja sowieso in diesen Tagen versuchsweise aufstehen. Erlauben Sie's und schicken Sie mir den Kulter, daß er mich ankleidet — so gut es geht ... Ich will mich drüben hinsetzen, neben Rollin ... Sie wissen, er war mein Regimentskamerad..."

‚Das geht nicht', wollte der Arzt sagen, Aber er besann sich. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß es oft weniger Unruhe im Herzen schafft, einen Lieben sterben zu sehen, als zu wissen: er stirbt, und Du bist fern von seiner letzten Stunde. Und außerdem: er hatte Harthausen als einen ruhigen, besonnenen Mann kennen gelernt.

So tat er ihm den Willen. Egbert wurde hinübergebettet in einen tiefen Lehnstuhl, dicht an Rollins Lager. Da saß er Stunde auf Stunde. Schwester Helene hatte ihm die Briefe geöffnet, und sie lagen in seinem Schoß. Aber er las sie nicht wieder und wieder, wie er sonst immer tat. Es waren ja gute Nachrichten — die Eltern wohl; Hilde hatte in einem kleinen Konzert mit glänzendem Erfolge debutiert; einige Zeitungsausschnitte, Rezensionen, flatterten aus dem Umschlag; Gertie schrieb so sonnig und hell, und selbst die wenigen Zeilen von Woldes zierlicher Handschrift atmeten eine fast fröhliche Frische ... als ob die liebe kleine Pfälzerin ihren Egoisten gründlichst in die Kur genommen hätte ...

Das alles hätte ihn sonst innig erfreut, tat's ja auch heut. Es war aber anders; denn heut wandten sich Auge und Geist immer wieder dem fahlen Gesicht zwischen den weißen Kissen zu.

Es schien wirklich, als ob der Arzt recht behalte. O über diese Wohltat des Morphiums, die dem Tode seine größten Schrecken nahm, daß die Seele wie im Schlaf hinüberscheiden konnte in die Ewigkeit —

Schwester Helene ging mit ihren unhörbaren Schritten ab und zu. Dann und wann rückte sie auch Egs Kissen zurecht, aber sie sprachen nicht miteinander. Sie dachten auch nicht aneinander. Vor der Majestät des Todes verstummte alles Persönliche.

Erst gegen Abend wurde Rollin unruhiger. Er erwachte nicht, aber er schlug ein paar Male wie im Traume mit den Händen um sich. Das Atmen wurde schwerer, das Pfeifen in der Brust schärfer. Als der Arzt kam, bat er noch einmal: „Lassen Sie sich von mir hinüberführen, Harthausen —," doch Egbert weigerte sich.

Die Dunkelheit sank herab. Schwester Helene entzündete auf dem Tischchen am Fenster die kleine Petrolenmlampe. Gerade nur ein schwacher Lichtschein reichte bis zu Rollins Bett.

Merkwürdig: das Grauen, das Harthausen vorhin empfunden hatte, war jetzt völlig gewichen. Nun erschien ihm der Tod, wie er jetzt dem Kameraden nahte, gar nicht mehr als schrecklich, als etwas Unheimliches. Gleich der Erfüllung eines ewigen Gesetzes kam er ja auch hier —

Aber eine stille Wehmut war in Egs Seele. Er dachte daran, wie heiter und zukunftsreich das Leben vor Rollin gelegen, wie frohgemut der sein Sein in schöner Selbstsicherheit stets aufgefaßt hatte. Ganz anders als er selber. Immer war der seines Weges gezogen, als könne der Erfolg ihm nie fehlen, und von allen Seiten her hatte er ihm auch gewinkt. Anerkannt von den Vorgesetzten, geliebt von den Kameraden, vergöttert von den Frauen, der Liebling seiner Eltern, kerngesund an Geist und Körper — ein beneidenswert glücklicher Mensch, so schien es. Und nun schnitt die unerbittliche Parze durch all die Hoffnungsfäden eines reichen jungen Lebens —

Rätselhafter als das Leben ist nur der Tod.

Auch an Gertie dachte Eg. Des knappen Augenblicks erinnerte er sich, wo er sie auf dem Bahnsteig in Heidelberg so jäh erröten und erblassen gesehen hatte. Damals war eine starke Sorge in ihm aufgestiegen, aber

Digitized by Google

sie war schnell wieder geebbt und erloschen. Gertie, so meinte er, gehörte ja zu den glücklichen Naturen, die sich im Leben immer zurechtfinden müssen, denen der Kampf freilich nicht erspart bleibt, die aber des Sieges gewiß sein können, weil sie sich selber immer fest in der Hand haben. Das hätte man freilich auch von Rollin denken sollen — —

Mit einem Male erschrak Egbert. „Schwester —" rief er leise.

Rollin hatte die Augen aufgeschlagen.

Er sah sich wie fremd um, als ob er suche und sich nicht zurechtfinden könne, aber er schien bei Bewußtsein.

Da war Schwester Helene schon bei ihm.

Er erkannte sie zuerst. Es war wie ein Aufflackern. Er lächelte sogar. „Ja ... so ... Gräfin ... Sie! Sie Gute ..." flüsterte er leise.

„Sie sollen nicht sprechen —" bat sie.

„Warum nicht? ... Es geht ja doch wohl ... zu Ende ... Können Sie mir nicht noch etwas ... Morphium geben..."

Einen Moment zögerte sie. Aber sie sah, wie sein wehes Lächeln erstarb unter einem Ausdruck qualvollen Leids, und da siegte die Barmherzigkeit.

Während sie die Injektion machte, gewann sein Gesicht schon wieder Spannung. Er nahm ihre Hand, die noch die Pravazspritze hielt, und küßte sie. „Das war lieb. Wissen Sie, daß ich sehr schön geträumt habe, Gräfin. Allerlei ... auch von Ihnen. Ich hatte die Ehre, mit Ihnen tanzen zu dürfen ... im weißen Saal ... vor den Majestäten. Und der Kaiser lächelte uns zu ... vanitas vanitatum ... ich werde nie mehr tanzen ..."

Dann erkannte er Egbert. „Bertchen..." sagte er. „Unser Regiment ..."

Aber das Morphium schien bereits stark zu wirken. Er schloß die Augen wieder. Und dann kam es nur noch wie ein Hauch von seinen Lippen: „... schön träumen... ja ... Gertie ... Gertie ..."

Ihr Name war das letzte, was Egbert verstand —

Im Morgendämmern schlief Rollin aus dem zeitlichen Schlaf in den ewigen hinüber. Helene kniete an seinem Bett, und als es geschehen war und der letzte Atemzug entflohen, da stand sie auf und reichte Egbert die Hand. Wortlos. Beide hatten Tränen in den Augen. Aber in ihren Seelen war kein Grauen, nur ein linder Schmerz und stille, ernste Trauer. Ihm war nun wohl. Sie aber dachten an seine Eltern in der fernen Heimat —

* * *

Die Heimat —

„Eine Woche noch, Harthausen, und wir werden Sie in Gnaden nach der Heimat entlassen. Sie Glücklicher! Wahrhaftig — Sie Glücklicher: ich kann's gar nicht dick genug unterstreichen," meinte der Arzt. „Ich will's Ihnen nur gestehen: Als Sie hier eingeliefert wurden, hätte ich keine Wette 5:1 auf Sie angenommen. Wissen Sie noch, Schwester Helene? Na, Sie brauchen nicht abzuwehren. Jeder hat seinen schwachen Moment, und Sie Tapfere hatten ihn eben damals. Ja ... und nun! Wir beide, Schwester, können stolz darauf sein, wie wir das Menschenkind da wieder zusammengeflickt haben. Eine ordentliche Badekur, wobei man Euer Hochwohlgeboren tüchtig mit Massage und gewissen niedlichen Zanderschen Folterinstrumenten quälen wird, und dann können wir uns als gesund betrachten. Na ja ... natürlich zum Tennisspielen wird's nicht reichen, aber man kann ja auch wohl ohne Racket leben. Also Wiesbaden oder meinetwegen auch Baden-Baden, wo Sie ja wohl Heimatsrechte haben. Grüßen Sie mir die Lichtenthaler Allee, und wenn Sie mal ins Süße Löchel hinabsteigen, dann trinken Sie einen Schoppen auf das Wohl Ihres hiesigen Leibarztes und Ihrer treuen Pflegerin. Wir können's brauchen — nicht, Schwester Helene?"

Baden-Baden ... die Heimat ...

Es stieg vor Egbert auf wie ein Traumbild. Vater die Hand drücken, Mutterchen, das liebe, liebe Mutterchen, so fest ans Herz nehmen — dann einmal wieder im Kameradenkreise sitzen — all den Lieben nahe sein, mit Gertie froh lachen und Hildes Spiel lauschen — und den Neckar und die Dos rauschen hören und im deutschen Walde tief, tief Atem schöpfen —

Wohl waren auch Unterklänge in dem Sphärengesang. Trübe Erinnerungen. Ohne es zu ahnen, hatte gerade in diesen Tagen Wolde sie wieder einmal aufgerissen ... „Eins muß ich Dir noch schreiben, Eg. Unser alter Grimberg soll rechtes Pech gehabt haben. Mit seiner Frau nämlich,

Digitized by Google

Flora. Bronze von L. Dasio.

Digitized by Google

die er auf verbotenen Wegen attrappiert hat. Dabei kann er sich augenscheinlich nicht von ihr losreißen, und so leben sie, wie Katz und Hund, weiter miteinander ... oder auch à trois, wie man munkelt. Meine Schwiegermama, die wir an die Riviera geschickt hatten, erzählte davon die schönsten Geschichten —"

Aber das waren doch nur schmale, dunkle Streifen im hellen Licht. Erinnerungen, wie sie jedem auftauchen, der im Leben gestanden hat. Ganz auslöschen lassen sie sich nicht, aber sie werden kleiner und schwächer, und schließlich lächelt man über sie.

Die Heimat!

Wenn der Doktor recht behielt, konnte er noch zum Tannenbaum in Vaters Arbeitsstube kommen, zu all den Lieben im Glanz der Weihnachtskerzen. Und draußen lag der Schnee, und die Schlitten klingelten lustig vorbei. Das Herz pochte ihm, wenn er daran dachte.

Aber das Herz ist ein wunderliches Ding. Es pochte doch nicht nur in jubelnder Freude. Je näher die Stunde des Aufbruchs kam, desto unsicherer und hastender schlug es.

In die glückhaft frohe Aussicht auf Wiedersehn mischte sich der Abschiedsschmerz.

Daß er allein heimkehren sollte —

Und in die Vorfreude auf die liebe Heimat, auf die grünen Berge und den deutschen Wald und die rieselnden Wasser mischte sich noch etwas Fremdes, Anderes, das ganz langsam in ihm emporgekeimt war, das er selbst nur schwer fassen konnte, gegen das er sich immer noch sträubte und das ihn doch festhielt: die geheimnisvolle Anziehungskraft des afrikanischen Bodens. Es ging ihm, wie so vielen, die das Leben nach dem schwarzen Erdteil geführt hat. Immer sehnen sie sich aus ihm nach der Heimat, und doch mögen sie nicht auf ewig von ihm scheiden.

Er hatte dies karge Land lieb gewonnen. Vielleicht wie Eltern ein Schmerzenskind besonders zärtlich lieb haben. Er hatte auch das freiere Leben hier lieb gewonnen. Es mochte schon etwas Wahres daran sein, wenn der Doktor gelegentlich lachend sagte: „Na ... wir sind eigentlich alle jetzt für unser altes Europa verdorben. Am Ende laß ich mich hier als Hottentottendoktor nieder, denn eh' wir uns drüben wieder einleben, wird's manchen Knacks absetzen." Er fühlte aber auch eine eigene starke Dankbarkeit gegen dies Land: in dem war ihm das Bewußtsein der Kraft erst voll erwacht; es hatte ihm für das Blut, das er um seinetwillen vergossen, das Recht gegeben, den Kopf hoch zu tragen. Und endlich — und vor allem: hier war ihm das schönste Glück aufgeblüht —

Seit Egbert aus der Zimmerhaft entlassen war, sah er Helene seltener. Ihre Pflichten nahmen sie vollständig in Anspruch. Noch immer trafen Verwundete aus dem Süden der Kolonie ein, noch immer kamen vereinzelt Typhusfälle vor. Oft war ihm tagelang nur ein flüchtiger Gruß, waren ihm höchstens einige Worte, fast stets noch dazu in Gegenwart dritter, beschert.

Aber seit jener Nacht am Sterbelager Rollins hatte sich seine Zuversicht gehoben. Er fühlte die Kraft des gemeinsamen Durchlebens. Er hoffte —

Wenn er jetzt in die Vergangenheit zurückblickte, erschien es ihm oft wie ein Wunderwalten: deutlicher standen ihm all seine einzelnen Begegnungen mit Helene vor der Seele. Damals unter der Glashalle des Anhalter Bahnhofs in Berlin das kurze Sehen; das Wiedertreffen bei Hilde; der Abend im Hotel mit der Schwester und dem alten Grafen zusammen; der gemeinsame Gang zu Franz Bahrenburgs Grabe. Wie Glieder einer Kette reihte sich das aneinander, bis zu den Tagen der Überfahrt, und ein seltsames Werden und Wachsen seiner Empfindungen war in dem allen — ein Reifen des Herzens.

Da war nichts gewesen von jäh auflodernder Leidenschaft. Ein leichtes Interesse zuerst, das allmählich wuchs und sich wandelte. Es konnte auch gar nicht anders sein, denn Helis Schönheit erschloß sich nur dem, der ihr innerstes Wesen erkannte. Sie blendete nicht und doch übte sie einen unwiderstehlichen Zauber aus.

Er hoffte —

Doch in dem grünen Kranze seiner Hoffnungen fehlten die Dornen nicht. Er kannte Heli zu gut, um nicht zu wissen, daß sie vor Beendigung des Feldzugs nimmermehr aus ihrem Beruf scheiden würde, und diese selbstübernommenen Pflichten erfüllten ihn mit heißer Sorge. Aber auch wenn der Krieg erloschen war, wenn sie

heimkehren durfte: einer Verbindung stellten sich hundert Hindernisse entgegen. Jene Hindernisse materieller Art, die am schwersten aus dem Wege zu räumen sind. Heli war arm trotz ihres stolzen Namens und trotz all des Luxus, mit dem ihre Jugend umgeben worden war. Und wenn Vater ein wohlhabender Mann war, über einen angemessenen Zuschuß hinaus reichten wohl auch seine Mittel nicht. Das hatte er bei Woldes Heirat ja offen bekannt. —

Die letzten Tage vergingen wie im Fluge. Und noch immer hatte Egbert keine Gelegenheit zur Aussprache gefunden.

Er war bereits ausquartiert worden, aber die Sehnsucht trieb ihn immer wieder nach dem Lazarett zurück. Dann saß er mit dem Chefarzt unter der Wellblechveranda, hörte geduldig-ungeduldig dem Geplauder des jovialen Herrn zu über die neuesten Fälle und die mangelhafte Qualität der Liebesgaben, über Menschenleben, Pferdesterbe und afrikanischen Tabak, über Aseptik und kleinkalibrige Geschosse und pasteurisiertes Bier, und spähte doch immer nur aus, ob nicht eine schlanke Gestalt im schwarzen Schwesterkleide auftauchen würde.

Schließlich überkam ihn die Angst: weicht sie Dir aus? Und er fragte den Arzt geradezu: „Wo steckt denn meine gütige, treue Pflegerin? Seit drei Tagen hab' ich sie nicht gesehen."

So leichthin er zu sprechen versucht hatte, der Doktor blinzelte etwas impertinent.

„Schwester Helene? Mit der bin ich höchst unzufrieden. Stubenarrest hat sie. Na, Harthausen, was ziehen Sie für ein Gesicht! Verstehen Sie denn nicht? Überanstrengt hat sie sich, und ich hab' sie ins Bett stecken müssen trotz allen Sträubens."

„Aber das ist ja unverantwortlich —"

„Bitte recht sehr; doch wohl nur das mit der Überanstrengung. Übrigens ist sie seit heut mittag wieder aufgestanden und wollte schon wieder Dienst tun. Da hab' ich aber ein Machtwort gesprochen. Heut' wird noch gefeiert und ein ordentlicher Spaziergang unternommen." Er blinzelte wieder. „Wenn Sie Zeit haben, könnten Sie ja Ritterdienste tun und sie begleiten. He, Ordonnanz ... rufen Sie mir doch 'mal Schwester Helene —"

„Doktor ..."

Da kam sie schon.

Egbert war aufgestanden. Er schämte sich — es kam ihm vor wie ein unwürdiger Überfall. Und doch war er dem Arzt dankbar.

Er fühlte auch, wie gerechtfertigt dessen Anordnungen waren. Heli sah elend aus, ihre Augen blickten nicht so hell wie sonst. Aber ihre Haltung war unverändert und ihr Gang so schwebend wie immer.

Als sie Egbert erkannte, hatte sie — oder dünkte es ihm nur so — einen Augenblick gestutzt. Dann nickte sie ihm zu und wandte sich an den Arzt: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht —"

Nun sie vor ihm stand, wurde der ein wenig verlegen. Sie hatte bei aller schwesterlichen Bescheidenheit etwas eigen Hoheitsvolles, vor dem sein gutmütiges Bramarbasieren nicht Stich hielt. Dafür steckte er ein höchst ernstes Gesicht auf: „Also, Schwester, wie steht es mit Ihrem Gesundheitsmarsch? Danach wollte ich nur fragen. Ich ... ich möchte nämlich nicht, daß Sie allein gehen. Es treibt sich doch allerlei Gesindel herum. Ja ... und da gerade Herr von Harthausen hier ist ... ja ... so können Sie ja Ihrem alten Patienten die Schönheit der Gegend zeigen. Aber nicht vor zwei Stunden wiederkommen, bitt' ich mir aus, und ordentlich Luft einholen ... so ..." er dehnte seinen Brustkasten unheimlich ... „so ..."

Egbert sah voll Spannung auf ihr Gesicht. Eine schmale, scharfe Falte prägte sich auf der Stirn ein, aber dann verschwand der feine Strich gleich wieder, und sie lächelte. Es war ein wenig das überlegen sichere Lächeln der großen Dame. „Ich füge mich dem gestrengen Befehl, Herr Oberstabsarzt. Und wenn Herr von Harthausen mich begleiten will ... ich hätte ihn heut sowieso gebeten, einige Briefe nach Swakopmund mitzunehmen ..."

* * *

Die öde Ortsstraße gingen sie hinab, an den Gärten und niedrigen Häuschen vorbei, an einigen verlassenen Werften dann. Schweigend zunächst. Nur einmal fragte Heli: „Morgen geht's schon fort, Herr von Harthausen?"

„Morgen, Gräfin." Das ‚Schwester' wollte ihm nicht mehr über die Lippen.

Den schmal ausgetretenen Fußweg entlang, der zum Friedhof führte —

Digitized by Google

Und beide sahen, wie die Landschaft sich in wenigen Tagen, nach den ersten Regenfällen des Jahres, fast wie über Nacht verwandelt hatte. Es war wie ein Wunder, das sie in wortlosem Staunen auf sich wirken ließen. Wo nackter Boden und verdorrtes Gras gestanden, deckte ein dichter grüner Teppich die Erde. Die Büsche waren voll weißer und rosa Blütenknospen, und die Erde duftete. Warm leuchtete die Sonne. Ein leises Summen und Zirpen ging durch die Luft.

Dann standen sie an Rollins Grab. Heli hatte am Pfadrand ein paar Blüten gepflückt, die legte sie unter das schlichte Holzkreuz.

„Ich bringe seinen Eltern eine kleine Photographie des Hügels. Sie sollen doch wissen, wie die Stätte aussieht, wo der liebe Kamerad ruht —"

Sie neigte den Kopf. „Und ich gebe Ihnen einen Brief an die Mutter mit. Trost kann ich ja auch nicht geben, aber ich kann den Eltern wenigstens sagen, daß er sanft hinüberging. Trost?! Der kann nur aus der eigenen Brust kommen. Und dem alten Soldaten vielleicht aus dem Bewußtsein: Dein Sohn starb in seinem Berufe, getreu den Traditionen seiner Familie, getreu seinem Kriegereide ..."

Dann wandten sie sich und schritten wieder durch den dichten grünen Teppich, der wie mit Milliarden bunter Tupfen übersäet schien. Endlos dehnte er sich bis zu den Höhen am Horizont. Vor ihren Füßen schwirrte, schwarz-weiß-rot, ein Reichsvogel auf, durch die Büsche schlüpften schneeweiße, schwarzgeflügelte Amseln. Im zartlila getönten Himmel standen duftige, moosgrüne Wölkchen.

„Welche Pracht dort oben ..." Heli deutete zum Horizont. „Ich habe, auch am Mittelmeer, nie etwas ähnliches gesehen. Und dieser plötzliche Wandel in der Vegetation. Als ob eine Fee ihr Füllhorn über die Natur ausgeschüttet hätte."

„Und doch ist es ohne Bestand, Komteß. Wer dies Land hier so sieht, wie wir heut, dem erscheint es ein Paradies. Wenige Monate später hat es sich wieder in die arme Öde verwandelt."

„Gewiß. Man muß sich aber auch des schönen Augenblicks freuen können. Dies Blühen und der Duft! Daheim mag's jetzt bald den ersten Schnee geben. Ich hab' es lieb gewonnen — dies Land —"

Wie ein Wiedertönen dessen, was er so oft in dieser letzten Zeit gedacht, klang ihm das Wort.

Sie waren stehen geblieben an dem Wasserlauf, der zu Tale führte. Vor wenigen Tagen war er nur von Sand und Geröll gefüllt, heut brauste die Flut über das Gestein, und ein feiner Nebel sprühte, von der Sonne umspielt, gleich Silberregen.

Er mußte sie ansehen, wie sie so stand mit leicht vorgebeugtem Kopf und in das strudelnde Wasser blickte und die zarten, leuchtenden Duftgespinste. Kein Auge konnte er von ihr wenden.

„Wie schön —" sagte sie noch einmal.

In ihm wuchs die Sehnsucht. Aber es war auch etwas wie Trotz in seiner Seele, ein starkes Verantwortungsgefühl. Und so wiederholte er: „Und doch so trügerisch. Kurze Zeit, und das Flußbett liegt wieder versandet. Kein Wasser weit und breit, das Vieh verdurstend, die Farmer am Verzagen. Ein armseliges Land —"

Sie sah noch immer vor sich hin. „Und wenn auch," sagte sie, „Ausdauer und Fleiß und Genügsamkeit werden auch ihm seinen Segen abringen, wenn erst Ruhe und Friede eingekehrt sind. Ich sprach mit einigen Ansiedlern, die hier Schutz gesucht haben. Ihre Farmen sind zerstört, ihr Vieh ist geraubt, sie haben gelitten, was ein Mensch nur leiden kann. Aber verzagt sind sie nicht. Sie werden weiter kämpfen. Sie gehen nicht aus diesem Lande, sie haben es lieb gewonnen, sie halten ihm Treue."

Da überrann es ihn heiß.

Und er trat auf sie zu und sprach: „Heli, liebe Heli — wollen wir uns hier ein Haus bauen, eine neue Heimat erkämpfen! Heli ... kämpfen und glücklich sein?"

Sie hob den Kopf und sah ihm ins Gesicht mit ihren klaren, guten Augen. Es war kein Erschrecken darin und kein Staunen. Nur Güte und Vertrauen und Liebe. Und sie streckte ihm die Hand hin: „Ja, Egbert ... ich will." Und gleich dann mit ihrem frohen, schönen Lächeln und mit einem Jubelton in der Stimme: „Wenn der Friede kommt und ich frei bin ... ja, Egbert ... ich will!"

Da zog er sie an seine Brust und küßte sie.

Zwei Gedichte.

Von Ludwig Fulda.

Unwiederbringlich.

Unwiederbringlich! Vor dem Schreckenswarte
Prallt auch der Tapferſte zurück;
Es klingt wie eine zugeſchlagne Pforte —
Und hinter ihr das Glück.

Unwiederbringlich — wie der ſanfte Schimmer
Des Sterns, der fiel vom Himmelsdom;
Unwiederbringlich — wie zur Quelle nimmer
Heimkehren wird der Strom.

Wie Raſen, über Nacht vom Froſt entblättert,
Nie wieder knoſpen und erblühn,
Und wie der Eichbaum, den die Axt zerſchmettert,
Sich nie mehr ſchmückt mit Grün.

Wie leichter Rauch, der geſtern in die Lüfte
Empargeſtiegen und verweht;
Wie ſtarrer Tod, der aus dem Bann der Grüfte
Nie wieder auferſteht.

Unwiederbringlich! Zeiten, Ewigkeiten —
Ein immergleiches, bleiches Graun;
Du wirſt hinab ins große Dunkel gleiten
Und darfſt nicht rückwärts ſchaun.

Die Mühle.

Menſchen, tauſend, hunderttauſend,
Millionen, welch Gewühle!
Dampfend, ſtampfend, ſauſend, brauſend
Malt die mitleidloſe Mühle.

Welch ein Lärmen, welch ein Toben,
Welch Gedränge, dicht und dichter,
Quirlend bald emporgehoben,
Bald zerſtäubt im großen Trichter.

Immer neue ſchwarze Maſſen,
Atem fordernd, Platz erheiſchend,
In verzweifeltem Umfaſſen
Sich begehrend, ſich zerfleiſchend.

Alle hoffend, alle wähnend,
Des Geſchickes Lauf zu zwingen,
Und der Rieſenabgrund gähnend
Schon bereit, ſie zu verſchlingen.

Jeder nur im Meer ein Tropfen,
Nur ein Staubkorn, windgetragen;
Aber ach, die Pulſe klopfen,
Und das Herz will nicht entſagen.

Will die Täuſchung, will den Glauben,
Wichtig ſei der Welt ſein Trachten.
Und die Mühlenräder ſchnauben,
Ohne ſeines Traums zu achten.

Spargelplantage der Firma Max Koch in Neubrück bei Braunschweig.

Spargel-Allerlei.

Von Caſtor.

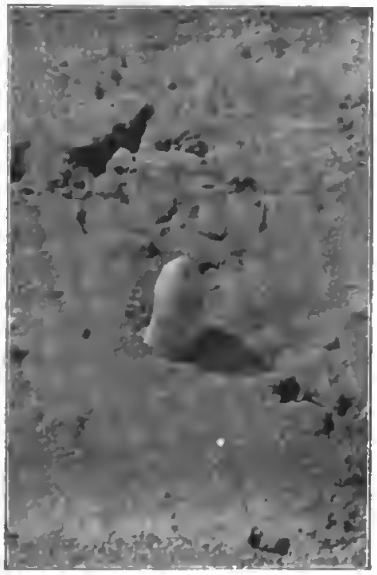
Wörtlich genommen: ich habe noch niemand kennen gelernt, der nicht gern Spargel aß. Es gibt ſonſt kaum ein Gericht, es gibt beſonders keine Delikateſſe, über welche die „Geſchmäcker“ nicht verſchieden urteilen; über den Spargel aber herrſcht nur eine Meinung, die, daß er eine der köſtlichſten Gaben der Natur ſei. Der geliebte Frühlingsbote iſt dabei das internationalſte Gemüſe, das wir kennen. Er iſt auf den Speiſekarten aller Nationen heimiſch, wie er, mindeſtens in Europa, auch faſt allenthalben gedeiht, wenn auch keineswegs überall in gleicher Güte. Die Kultur zwingt ihn faſt jedem Boden ab, aber der leckere Geſelle hat doch ſeine Lieblingsſtätten, wo er beſonders gut gedeiht und zu höchſtem Wohlgeſchmack heranreift. Und der Kenner ſchmeckt heraus, wes Ortes Kind der Spargel iſt.

In meiner Jugend galt der Spargel bei uns Norddeutſchen wirklich noch als Delikateſſe, die ſich nur der Wohlhabende leiſten konnte. Der Boden der Mark, in der ich aufgewachſen bin, iſt dem Spargelbau an ſich günſtig. An Sand, wie ihn der Spargel braucht, fehlt es ja in des Reichs Streuſandbüchſe nicht. Damals waren die Spargelbeete, die ſich die Rittergutsbeſitzer anlegten, aber etwas Beſonderes, mit einem gewiſſen Reſpekt Betrachtetes, und eine Kultur im großen gab es nur ausnahmsweiſe. Wer gar im Winter eine Büchſe Stangenſpargel kaufte — vom friſchen Spargel im Februar oder März ganz zu ſchweigen —, der lief Gefahr, unter die Verſchwender gerechnet zu werden. Das iſt ganz anders geworden. Heut braucht man in der rechten Spargelzeit, die nach der Witterung verſchieden beginnt, aber unrettbar Mitte Juni endet, kein großes Portemonnaie zu haben, um ſich an Spargel ſatt eſſen zu können, und in richtigen Spargeljahren — die Ernte fällt nämlich ſehr verſchieden aus —, ſinkt der Preis oft zum Verwundern tief, ſo groß werden dann in den Städten die Zufuhren. Die Konſervenfabriken aber werfen heut ſo ungeheuere Maſſen

Digitized by Google

Büchsenspargel auf den Markt, daß man auch im Winter, wenn man nicht gerade ausgesuchteste Ware verlangt, äußerst billig zu einem Gericht Spargelgemüse kommen kann.

Ich will hier keine botanische Abhandlung über Asparagus officinalis schreiben und auch nicht über seine Kultur. Nur von den kulinarischen Vorzügen des Spargels möchte ich einiges plaudern. Aber ich muß da doch vorausschicken, daß die Gastronomen, wenn sie vom Spargel sprechen, recht verschiedene Varietäten auseinanderhalten, die zum Teil wohl im Lauf der Jahrhunderte aus der wilden Pflanze herangezüchtet wurden, noch mehr aber auch nur durch eine verschiedene Art der Gewinnung, des Stechens, entstehen.



Reif zum Stechen

Da haben wir also zunächst den wilden Spargel selbst, der heut noch im ganzen Orient (woher er stammt), in Südfrankreich, Spanien, Dalmatien, dann auch an den englischen Küsten, übrigens auch bei uns gedeiht, besonders aber in Italien sehr geschätzt wird und neuerdings von dort aus auch wieder auf die städtischen Märkte Deutschlands kommt. Er ist ungemein aromatisch, aber herb; am besten mundet er meines Erachtens in sehr kräftiger Fleischbrühe — au jus — mit etwas Petersilie, Kerbel, Salz und ein wenig, ganz wenig Pfeffer weichgedämpft.

Man erkannte früh die Veredelungsfähigkeit der Pflanze, und schon die Römer brachten es in ihrer Kultur sehr weit. Der Agrarier Cato soll eine Anweisung für den Spargelbau geschrieben und den Spargel sehr hübsch als „Schmeichelei für den Gaumen" bezeichnet haben, Plinius erwähnt ihn als besonders wichtiges Gartengewächs; von der Umgegend Ravennas rühmte man, daß dort die besten Spargel gezogen würden. Merkwürdig spät scheint der Spargel nach Deutschland gekommen zu sein. Während nachgewiesen ist, daß die Spanier ihn bald nach der Eroberung von Mexiko dort einführten, werden als erste deutsche Spargelbeete solche des

Korrektes Stechen des Spargels.

Digitized by Google

Die Kochküche in der Konſervenfabrik von Max Koch in Braunſchweig.

Stuttgarter Luſtgartens im Jahre 1565 genannt. Dann wurde Ulm ſehr ſchnell zum Mittelpunkt des ſüddeutſchen Spargelbaus und iſt es, neben Schwetzingen und Darmſtadt, bis heut geblieben, während in Öſterreich Matzen, Laa, Korneuburg, Görz und Jungbunzlau berühmte Spargelorte wurden. Im Jahre 1660 erſt kam der Spargel nach England, und in Norddeutſchland gewann er noch ſpäter Boden. Zuerſt, ſcheint es, in der altberühmten Gartenſtadt Erfurt; dann wurde Braunſchweig der große Vorort des Spargelbaus, und heut gehört wohl auch, was die Maſſenhaftigkeit der Kultur betrifft, die Umgebung von Berlin zu den bedeutendſten Produktionsſtätten. In Frankreich gelten Beſançon und beſonders Argenteuil mit ſeinem Frühſpargel als die hervorragendſten Sitze der Kultur, in Belgien ſtreiten ſich Gent und Brüſſel um die Ehre, den beſten Spargel zu erzeugen.

Die einzelnen Gebiete haben nun ihre Spezialitäten. In Norddeutſchland zieht man faſt allgemein einen weißen Spargel — weiß möglichſt bis zum Köpfchen —, und man ſticht ihn 20 bis 30 Zentimeter unter dem Boden ab, wenn er mit dem Kopf grad herausgebrochen iſt. Ähnlich iſt der Darmſtädter Spargel, der an der Spitze blaßgrünlich gefärbt erſcheint. Der Ulmer Spargel dagegen iſt meiſt völlig grünköpfig, ſehr ſchön und zart, außerordentlich aromatiſch, aber ein wenig herber als der weiße, den Norddeutſchland bevorzugt. Er wird im allgemeinen nur 6 bis 8 Zentimeter unter dem Boden abgeſchnitten, nachdem er bereits 15 Zentimeter aus dieſem herausgewachſen iſt. Vortrefflich, aber eigentlich nur in ſeinem oberſten Teil — die „Spargelſpitzen“ ſind ja immer am zarteſten — iſt der holländiſche mit violetten Köpfen. Mit Spargelſorten wird übrigens viel Schwindel getrieben. Der Spargelzüchter C. H. Meyer erzählt ſehr drollig, wie ein Pflanzenhändler auf einer großen Gartenbau-Ausſtellung auf gut Glück aus einem Korbe 16 Sorten herausſortierte, Braunſchweiger Rieſen und Burgunder, Gubener Non plus ultra und Palmetto, engliſche Rieſen und wie ſie ſonſt ſchön benannt wurden. Aber gleichviel: Zu preiſen ſind ſie faſt ſämtlich, und es iſt eigentlich erſtauntich, daß ſich noch kein Dichter zu einer Spargelhymne begeiſtert hat; wenigſtens iſt mir, der ich ſeit langen Jahren gaſtronomiſche Lyrik ſammle, noch kein richtiges Spargellied vorgekommen.

Digitized by Google

Für die Zubereitung, in welcher Form immer sie stattfinde, gelten allgemein zwei Leitmotive. Das erste lautet: je kürzere Zeit zwischen dem Stechen und dem Kochen verflossen ist, desto besser ist es für die Zunge. Wir Großstädter erhalten zwar die ausgesuchtesten Waren, aber wir kennen den Genuß nur ausnahmsweise, den der Gutsbesitzer von dem soeben frisch aus dem Beet kommenden Spargel hat. Schon einige Stunden machen einen merklichen Unterschied aus, selbst wenn die Stangen sorgsam in feuchten Sand verpackt waren; hat sie der Händler aber, wie das nicht selten geschieht, um nebenbei das Gewicht zu erhöhen, über Nacht im Wasser schwimmen lassen, so ist die richtige Feinheit überhaupt verloren. Die zweite Hauptlehre aber gilt dem Schälen: Sparsamkeit ist eine schöne Sache, beim Spargelputzen aber ist sie vom Übel. Die äußere Haut muß, vom Kopf beginnend, gründlich abgeschält, und dann soll unten bei jeder Stange der etwa holzige Teil abgeschnitten werden. Etwas Energie kann beim Spargelputzen nichts schaden.

Über das Kochen kann ich kurz hinweggehen, denn so ziemlich jede Köchin weiß damit Bescheid und es ist kein Kunststück. Nur daß das Wasser schwach gesalzen werden soll, will ich erwähnen und die Zutat von einem Stückchen Butter anraten.

Wir kennen im allgemeinen nur den Stangenspargel, den sogenannten Brechspargel und die Verwendung des Spargels in der Suppe. Ich muß zugeben, daß der Stangenspargel, für den ich keineswegs die sogenannten „Riesenspargel" als Notwendigkeit ansehe, sogar eine mittelstarke Sorte bevorzuge, mir immer als die Krone des Spargelgenusses erschienen ist. Ich liebe ihn gleichermaßen mit brauner Butter, ohne oder mit Semmelbröseln (à la polonaise), wie mit holländischer Sauce (der die Köchin aber unbedingt einen guten Schuß Spargelwasser zusetzen soll); der feine Geschmack scheint mir jedoch am meisten in der Verbindung mit ganz frischer ungesalzener geschlagener Butter in Erscheinung zu treten. Eine stattliche Stange, nicht allzu flüchtig durch solche Butter gezogen — der Spargel ist ja, nebenbei bemerkt, das einzige

Der Autoklavenraum der Konservenfabrik von Max Koch in Braunschweig.

Digitized by Google

Zur Spargelsaison in einer Berliner Markthalle.

Gemüse, das wir heut noch, selbst an großer Tafel, mit den Fingern essen dürfen —, solch eine gebutterte Stange ist ein Hochgenuß. Jede Beilage verachte ich dazu, sei es auch das schönste Kalbskotelett, das Hühnchen, zart gebraten, oder der saftigste westfälische Schinken; aber ich schätze einen guten Moselwein als Zugabe. Ich denke mir, Brillat-Savarin, der übrigens vom Spargel ein höchst pikantes, stark gepfeffertes Geschichtchen in seiner Physiologie des Geschmacks ausplaudert, wird solchem Spargel auch den Vorzug gegeben haben.

Aber der richtige Spargelfreund, der schon im April beginnen möchte und mindestens den ganzen Wonnemonat Mai hindurch täglich sein Gericht Spargel auf dem Tisch sehen will, verlangt schließlich doch nach Abwechslung. Ihm sei gesagt, daß man mit der Saucenwahl für den Spargel bei uns viel zu ängstlich ist. Gerade das ist auch eine prächtige Eigenart des Spargels, daß eine ganze Anzahl köstlicher Saucen sich vorzüglich zu ihm schickt. So wette ich, daß nur wenige meiner Leser und Leserinnen bisher die Bearner Sauce, die ja jedes Kochbuch lehrt, zu ihm versucht haben — es ist eine ausgezeichnete Zusammenstellung! Ebenso unbekannt ist die Genfer Sauce zum Spargel: drei harte und drei rohe Eigelb vermischt, ein Suppenlöffel Wasser, Öl, Lauch, Kerbel, Senf und etwas Zitronensaft. Höchst lobenswert ist auch die Spargelsauce, der die Pompadour ihren Namen geliehen hat, wenn auch wohl nur ihr Koch die Tunke erfunden haben mag, zu der Butter, Maismehl, Eigelb mit ein wenig Zitronensaft im Wasserbade (au bainmarie) abgerührt werden. Und schließlich sei für Zungen, die einen pikanten Geschmack lieben, der Spargel auf Freiburger Art erwähnt, bei dem die Stangen in Lagen, je mit geriebenem Schweizerkäse dazwischen,

und mit heißer brauner Butter übergossen, angerichtet werden. Es ist ein etwas brutales Gericht, wollte mir scheinen.

Auf meinen kulinarischen Wanderungen habe ich jedoch noch manche andere Art der Spargelbereitung kennen gelernt, die meinen Beifall fand. So aß ich bei Durand in Paris, dem alten, braven Durand an der Madeleinekirche, einen Spargel au gratin, der mich veranlaßte, mich nach dem Rezept umzutun, das schon zur höheren Ordnung gehört. Das Gericht besteht aus Schichten von gekochtem Spargel und Bechamel-Sauce, wobei mit dieser selbstverständlich auf dem Boden der Schüssel, die stärkere Hitze vertragen muß, begonnen und oben mit ihr aufgehört werden muß; das Ganze wird gebacken, und zwar derart, daß die Schüssel mit einem kohlenbelegten Deckel gekrönt wird, so daß die Hitze auch von oben kommt und man eine recht schöne Kruste erzielt. Englischer Herkunft ist der bei uns wenig bekannte Spargelpudding, den ich sehr empfehlen kann. Die Franzosen essen den grünen Spargel nicht selten en petits pois, als Erbsen frisiert, nämlich in erbsengroße Stückchen geschnitten, einmal kurz aufgekocht, dann mit frischer Butter und Fleischbrühe gedünstet. Ähnlich bereitet man den Spargel für den Pudding vor, zerschneidet ihn also auch in ganz kleine Stücke und mischt diese dann — ich rechne auf etwa 100 Stangen — mit einem Teig aus 200 Gramm zu Schnee geschlagener Butter, zwei Obertassen Mehl, fünf Löffeln fein gewiegtem Schinken, zehn Eiern, etwas Salz und Pfeffer; das Ganze kommt in eine reichlich gebutterte Form und wird in ihr, die man mit einer Serviette umbindet, $2^1/_2$ bis 3 Stunden gekocht, dann gestürzt und mit heißer brauner Butter serviert.

Frisch gestochen!

Bekannter ist der Eierkuchen, mit Spargelspitzen gefüllt, feiner aber fast noch das Rührei mit Spargelspitzen, für das ich ein besonders gutes,

Spargelverkäufer. Berliner Straßenbild.

Beim Spargelputzen in der Küche des Restaurants zum Zoologischen Garten in Berlin.

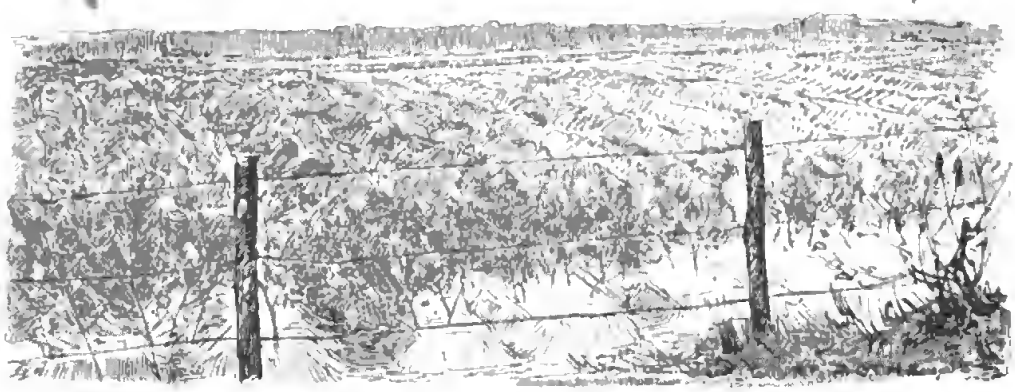
oft erprobtes Rezept geben kann: Fünf Eier werden mit ¼ Liter Schlagsahne und etwas Salz geschlagen, worauf man 60 Gramm Butter hinzufügt und das Ganze auf gelindem Feuer rührt, bis es halb fest ist; dann gibt man die vorher mit Salzwasser blanchierten Spargelköpfe hinzu und setzt es dem Ehemanne zum zweiten Frühstück vor, um seiner guten Laune für den ganzen Tag sicher zu sein; das Gericht, mehrfach angewendet, empfiehlt sich auch der Saison nach ganz besonders, wenn es gilt, die Sommerreise bei dem gestrengen Herrn in ansprechender Weise durchzudrücken. Wozu übrigens, in hartnäckigen Fällen, auch die Verbindung von Spargel und Krebsschwänzen zum Salat vorzügliche Dienste leistet. Eine Hausfrau hat das gute Recht, den Spargel zu solchen Zwecken zu verwenden; steht er doch von altersher bei den Ärzten in hohem Ansehen. Ich kannte einen ausgezeichneten Medikus, der bei jedem Rheumapatienten seine Verordnung damit schloß: „... und dann essen Sie Spargel, und noch einmal Spargel, und wieder Spargel! Gar nicht genug kann ich Ihnen den Spargel empfehlen!"

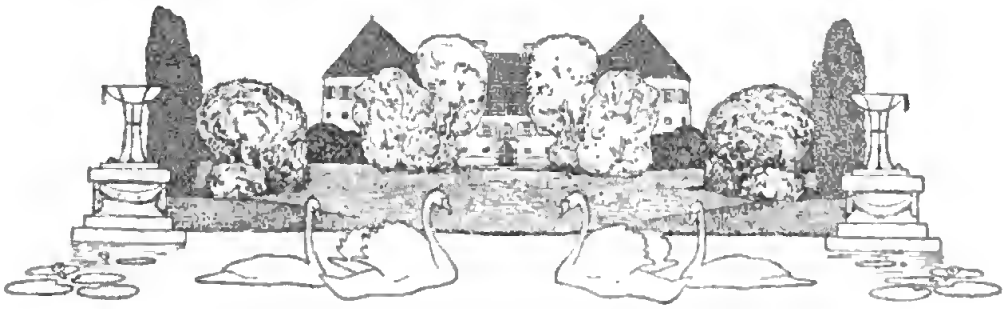
Ehedem war dieser Rat außerhalb der Spargelzeit nicht ganz leicht zu befolgen; mindestens gehörte das Rezept zu den teuereren. Unsere Mütter legten zwar auch schon Spargel ein, aber das galt immer als eines der hauswirtschaftlichen Unternehmen, die mit ziemlich starkem Risiko verbunden sind. Indessen erinnere ich mich einer in meinem Elternhause angewandten Konservierungsmethode, die den Spargel zwar nicht bis in die Wintermonate, aber doch auf lange Wochen über die Spargelsaison hinaus wunderbar frisch erhielt. Man kohlte nämlich die soeben gestochenen ungewaschenen Stangen an den Schnittflächen mit einem glühenden Eisen an, wickelte die Köpfe sauber in Seidenpapier und verpackte die Stangen dann, ohne daß sie sich oder die Wände der Kiste berührten, zwischen pulverisierte Holzkohle in einen Blechkasten, der schließlich zugelötet wurde.

Heut haben die großen Konservenfabriken der Hausfrau die Sorge des Spargeleinlegens abgenommen. Ich gehöre zwar nicht zu den wunderlichen

Käuzen, die da behaupten, daß unser jetziger Konservenspargel erster Qualität besser schmecke, als der frisch gestochene — es gibt nämlich wirklich solche Sünder! — aber ich erkenne aufrichtig und freudig an, daß die modernen Konservenfabriken, und zumal unsere deutschen, ganz Vorzügliches leisten. Es hat sich hier in den letzten vierzig Jahren eine Industrie entwickelt, die von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung ist. Der Laie macht sich kaum eine rechte Vorstellung davon, mit welchen Massen diese Fabriken rechnen, für die tausende und abertausende von Morgen Landes mit Gemüsen bestellt werden. So verarbeitet die größte aller deutschen Konservenfabriken, die von Max Koch in Braunschweig, in welche einige unsere Abbildungen uns führen, jährlich 18000 Zentner Bohnen, 15000 Zentner Erbsen und nicht weniger als 15000 Zentner Spargel zu Konserven; sie verbraucht für das Dauergemüse jährlich über drei Millionen Gläser und Büchsen und für letztere allein vierzig Doppelwaggons Weißblech im Werte von mehr als 200000 Mark! In der Spargelsaison werden in den fünfzehn „Vorkochkesseln" der Kochküche täglich bis zu 800 Zentner Spargel in den noch offenen Dosen angekocht, um dann, nachdem sie verschlossen wurden, noch in sechs riesigen Dampfkesseln — den sogenannten Autoklaven — in wenigen Minuten gar gekocht zu werden. Abnehmer aber ist — die ganze Welt! Ganz besonders sind es, neben dem Inland, die Länder mit kaltem oder sehr heißem Klima. Skandinavien, Rußland, das ganze Tropengebiet bis nach Singapore, Kapstadt, Manila, Montevideo spricht von den in Braunschweig zubereiteten Spargeln. Auf allen den Ozean kreuzenden Schiffen ist er heimisch, und wenn sich ein Forscher in Zentralafrika etwas Gutes leisten will, so läßt er sich eine Büchse Braunschweiger Spargel öffnen.

Die Arbeit in den großen Konservenfabriken drängt sich auf wenige Wochen zusammen. Denn von Mitte Juni an, spätestens in der letzten Juniwoche, ich sagte es schon, hört in allen gut geleiteten Plantagen das Stechen auf, um die Pflanze zu schonen. Dann schießt der Spargel ins Kraut, und dann erfreut er auch uns Städter noch einmal. Eigentlich auch erst seit wenigen Jahrzehnten, seit die Kunstgärtner sich von den steifen, schrecklichen Tellerbuketts emanzipiert haben und anmutige, lose Sträuße binden lernten. In die fügt sich das feine, grüne Spargelkraut wunderschön ein. Ganz besonders beliebt aber ist es für die moderne Tafeldekoration. Bis tief in den Winter breitet man sein frohes Grün, vermischt mit farbigen Blüten, über das weiße Linnen, oder schlingt es in losen Gewinden von den Leuchtern zu den Jardinieren und Aufsätzen. Und wohl nur wenige Gäste denken daran, wenn nach dem Braten die Riesenschüssel mit den schlohweißen Stangen erscheint, daß der Spargel auch noch sein Teil zum Schmucke der Tafel beitrug.





Zur Geschichte der Ostseeprovinzen.

Von Dr. A. Bergengrün.

Die furchtbaren Ereignisse, deren Schauplatz die Ostseeprovinzen geworden sind, haben die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes nach langer Zeit wieder einmal auf diese älteste und größte deutsche Kolonie gelenkt und werden vielleicht dazu beitragen, daß sie dauernd der Vergessenheit entrissen wird. Ja, der Vergessenheit! Wohl ist es den Deutschen in den letzten Wochen durch Wort und Schrift eindringlich zu Gemüt geführt worden, daß in den Ostseeprovinzen die Früchte deutschen Fleißes, deutsche Gesittung, deutsche Männer und deutsche Frauen mit Vernichtung bedroht wurden. Wie viele aber mögen es sein, die vor diesen letzten Nachrichten auch nur eine einigermaßen zutreffende Vorstellung davon hatten, daß die Ostseeprovinzen ein Land deutscher Kultur sind, daß bis vor fünfzehn Jahren das ganze höhere und mittlere Schulwesen deutsch war, daß Deutsch noch heute die Umgangssprache der höheren Stände ist, daß bis auf einen kleinen Bruchteil die Masse der Bevölkerung zur lutherischen Kirche gehört? Es ist eine der schmerzlichsten Erfahrungen, die der Balte auf deutschem Boden immer wieder machen muß, daß auch den Gebildeten, soweit sie nicht in besonderen Beziehungen zu den Ostseeprovinzen stehen oder über besondere geschichtliche und geographische Kenntnisse verfügen, das deutsche Wesen des Landes völlig unbekannt ist. Vollends von seiner Geschichte wissen die allerwenigsten etwas. Daß die Ostseeprovinzen dreieinhalb Jahrhunderte zum deutschen Reich gehört haben, mag dem einen und anderen zu Ohren gekommen sein; aber fast niemand hat eine eindrucksvolle Vorstellung von der Tatsache, daß die Grenzen des alten Deutschen Reiches bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts bis in die Nähe des heutigen Petersburg reichten, daß durch das zähe Festhalten an dem mit inbrünstigem Eifer erfaßten Luthertum hier ein deutsch-protestantisches Bollwerk geschaffen wurde, das für den Fortbestand protestantischer Gesittung in Nordosteuropa von ausschlaggebender Bedeutung wurde und an dem sich die Wogen der polnischen Gegenreformation brachen. Die Geschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hätte einen anderen Gang genommen, wenn an den Ufern der Ostsee keine deutsche Kolonie evangelischer Konfession bestanden hätte, sondern das ganze Land frühzeitig und dauernd der polnischen oder russischen Herrschaft und der völligen Slawisierung verfallen gewesen wäre. Denn nur als deutsches und evangelisches Land hatte es für Schweden einen so hohen politischen Wert, daß die Könige Karl IX. und Gustav Adolf Krone und Reich in einem mehr als dreißigjährigen Kriege an die Eroberung Livlands setzten. Erst mit dem Besitz von Livland wurde Schweden die protestantische Großmacht, und erst durch ihn war die Voraussetzung für das Eingreifen Gustav Adolfs in den Dreißigjährigen Krieg auf deutschem Boden gegeben. An den Besitz Livlands blieb die Großmachtstellung im Norden gebunden. Schweden verlor und Rußland gewann sie mit dem Wechsel der Herrschaft über dieses Land. Und dieselbe Bedeutung haben die Ostseeprovinzen noch heute. Rußland wird keine Großmacht bleiben, wenn es diese Perle an seiner Krone verloren gehen läßt, und in seiner Stellung als Kulturmacht wird es in dem Grade tiefer

sinken, wie es fortfährt, die geschichtliche Eigenart des Landes zu zerstören.

* * *

In Livland, wie die historische Bezeichnung der drei heutigen Ostseeprovinzen Kurland, Livland, Esthland, lautet, haben die Deutschen früher festen Fuß gefaßt als in Preußen. Das hängt damit zusammen, daß um die Wende vom XI. zum XII. Jahrhundert Gotland mit Wisby im Mittelpunkt des Ostseehandels stand, den Skandinaviern aber die Wasserstraße der Düna aus alter Zeit wohl bekannt war. Ihren Spuren folgend, haben deutsche Kaufleute und Missionare von Lübeck aus den Weg zur Dünamündung gefunden. Hier gründete Albert, der dritte Bischof von Livland, im Jahre 1201 die Stadt Riga. Das Land war von Kuren, Liven und Esten, nahe miteinander verwandten finnischen Volksstämmen, und den indogermanischen Letten bewohnt; im südlichen Livland und in Kurland haben die Letten in historischer Zeit, aber ohne daß sich der Prozeß genauer verfolgen läßt, die anderen Stämme verdrängt. Die Eingeborenen wurden mit Hilfe von Kreuzfahrern unterworfen, und das Land erhielt von Bischof Albert, dem eigentlichen Gründer der Kolonie, alle Institutionen, die für das Mutterland damals charakteristisch waren. In Riga entfaltete sich bald ein reger Handel; auf dem Lande wurden die Vasallen des Bischofs angesiedelt, Klöster und Kirchen gegründet. 1208 brachte der Bischof sein Gebiet in ein staatsrechtliches Verhältnis zum Deutschen Reich, indem er sich von Kaiser Philipp mit Livland belehnen ließ und damit Reichsfürst wurde. Eine der folgenschwersten Maßnahmen Bischof Alberts war die im Jahre 1202 erfolgte Gründung eines besonderen Ritterordens für Livland, des sogenannten Schwertbrüderordens. Die Kolonie erhielt dadurch eine von dem Zuzug an Pilgern und Kreuzfahrern unabhängige Kriegsmacht, die für die Kämpfe mit den Eingeborenen und mit den auswärtigen Feinden, Russen und Litauern, unentbehrlich war. Aber indem dieser Orden, der als eine unter der Autorität des Bischofs stehende Institution gedacht war, sehr bald nach einer unabhängigen Stellung strebte und seine tatsächliche Macht groß genug wurde, um sie zu behaupten, wurde damit der Keim zu schweren inneren Kämpfen gepflanzt. Als vollends der Schwertbrüderorden sich mit dem Deutschen Orden im Jahre 1237 verschmolz und dem livländischen Zweige des letzteren ein Drittel des ganzen Landes als Territorialbesitz zufiel, lag die Macht wesentlich bei ihm. Von da ab hat Livland in innigster staatsrechtlicher, kirchlicher und wirtschaftlicher Beziehung zu Preußen gestanden. Der livländische Ordensmeister, der Landmeister von Preußen und der Deutschmeister waren die obersten Gebieter des Ordens nach dem Hochmeister. Die weitere Entwicklung der livländischen Verhältnisse nahm einen anderen Verlauf, als er dem großen Gründer der Kolonie vorgeschwebt hatte. An Stelle eines großen politisch und kirchlich vom Bischof regierten Staates entstand eine ganze Reihe von Herrschaftsgebieten: das Erzbistum Riga, zu dessen Suffraganen übrigens auch die preußischen Bistümer gehörten, das Bistum Dorpat, das Bistum Ösel-Wiek, das Bistum Kurland, das Bistum Reval und das Ordensgebiet, dem 1347 auch das bis dahin unter dänischer Lehenshoheit stehende Esthland zufiel. Von den Landesherren waren die Bischöfe von Riga, Dorpat und Ösel Reichsfürsten; der livländische Ordensmeister wurde es erst, als mit der Säkularisation Preußens die hochmeisterliche Würde einging und der Ordensmeister unmittelbar unter den Kaiser trat.

Trotz der politischen Zerrissenheit des Gebietes fühlten sich seine Herren und Stände doch als Glieder eines Landes; sie waren zu einer Konföderation verbunden, als deren Organ sich allmählich ein gemeinsamer Landtag ausbildete. Die Frage, wer an der Spitze des livländischen Staatenbundes stehen sollte, war dann das eigentliche Thema seiner inneren politischen Geschichte im Mittelalter. Der Erzbischof und der Ordensmeister rangen um die Hegemonie. Sie fiel schließlich, leider zu spät, auch formell dem Orden zu, nachdem er sie tatsächlich infolge seiner militärischen Leistungsfähigkeit und seiner strafferen administrativen Organisation schon fast die ganze Zeit über geübt hatte. Diese inneren Kämpfe haben die Macht des Landes natürlich schwer beeinträchtigt. Immerhin gelang es in unaufhörlichen Grenzkriegen unter der heldenmütigen Führung der Ordensritter, die auswärtigen Feinde bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts abzuwehren

Digitized by Google

und das Land vor großen kriegerischen Katastrophen und Verwüstungen zu schützen. An hartnäckigen inneren Fehden fehlte es nicht. Aber sie nahmen doch nie einen solchen Umfang an, daß der Fortgang der friedlichen Kulturarbeit dadurch wesentlich gestört worden wäre. So wurde Livland allmählich ein blühendes, wohlhabendes Land, das von den immer wieder zuwandernden deutschen Bürgern und Edelleuten im XVI. Jahrhundert wohl auch das Blivland genannt wurde. Sein Verhängnis aber war es, daß es keine deutsche Bauernbevölkerung erhielt und eine völlige Germanisierung daher nicht stattfinden konnte.

In der älteren Zeit, als die kolonisatorische Fähigkeit des deutschen Volkes ihre volle Kraft offenbarte, war Livland von dem Mutterlande durch weite undeutsche Gebiete getrennt und nur auf dem Seewege zu erreichen. Diesen schlugen Bürger und Edelleute, auch die Kreuzfahrer ein. Der deutsche Bauer aber scheute im Mittelalter das unbekannte, gefährliche Meer. Den Überschuß der bäuerlichen Bevölkerung nahmen die auf dem Landwege erreichbaren Länder Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien und Preußen auf und wurden dadurch deutsch. Gegen Ausgang des XIV. Jahrhunderts wurde dann freilich die territoriale Verbindung zwischen Livland und Preußen durch die Eroberung der litauischen Landschaft Schameiten (des heutigen Gouvernements Kowno) hergestellt. Das geschah aber erst in einer Zeit des Niedergangs der deutschen Ordenspolitik. Der wichtige Besitz wurde nicht festgehalten. Dazu war auch im Volk der Drang nach dem Osten zum Stillstand gekommen, und bald darauf brach die Großmachtstellung des Deutschen Ordens in der Schlacht bei Tannenberg (1410) zusammen. So ging Schameiten wieder verloren und schiebt sich noch heute als trennender Keil zwischen die deutschen Kulturgebiete Preußen und Kurland.

Seitdem war Livland dazu verurteilt, eine Kolonie zu bleiben mit undeutscher, lettischer und estnischer Landbevölkerung. In den Städten aber, auf den Schlössern und Burgen, in den Amts- und Pfarrhäusern, in den Klöstern und Edelhöfen lebte ein kerndeutsches Geschlecht mit denselben Tugenden und Schwächen, denselben Sitten und Rechtsanschauungen, wie sie im Mutterlande zu Hause waren. Die livländischen Ordensherren gehörten meist rheinischen und westfälischen Geschlechtern an, die auch im Landadel zahlreiche Vertreter hatten. Die Städte, vor allem die beiden großen Seestädte Riga und Reval, denen sich Dorpat als dritte Hansastadt von Bedeutung anschloß, empfingen alle Anregungen geistiger und materieller Kultur auf dem Seewege im Verkehr mit den großen Handelsemporien der deutschen Ostseeküste, vor allem Lübeck, Rostock und Danzig. Schon der äußere Anblick der livländischen Städte deutete auf diese enge Verbindung hin. Hier wie dort dieselben himmelragenden Türme, derselbe Stil des Ziegelrohbaus, dieselbe Anordnung der Straßenzüge und des Marktplatzes mit dem Rathause als Mittelpunkt des städtischen Getriebes. Auch die korporative Gliederung der Einwohnerschaft in zahllose Innungen, Zünfte, Vereine zu geselligen, kirchlichen und beruflichen Zwecken war dieselbe. Nur die Stadtverfassungen entwickelten sich in besonderer Weise, wie sie sich so in Deutschland nicht wiederfindet, indem dem regierenden Stande, dem aus den Großkaufleuten gewählten Rat, die Gilde der Kaufleute und eine alle Handwerkerzünfte vereinigende Gilde als zweiter und dritter Stand zur Seite traten.

Das Land war im Vergleich zu deutschen Landschaften dünn bevölkert und die Zahl der kleinen Städte gegenüber dem Reichtum an Ortschaften in Brandenburg, Mecklenburg, Preußen recht bescheiden, wenn auch etwas größer als heute.

Den Höhepunkt seiner materiellen Kultur erreichte das alte Livland in der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Dann brach eine furchtbare Katastrophe über das Land herein, die seinen Wohlstand und seine politische Selbständigkeit vernichtete. Es folgte eine anderthalbhundertjährige Zeit der Kriege, in denen Livland das Streitobjekt der großen Mächte im nordöstlichen Europa war. Wohl erst in der Mitte des XIX. Jahrhunderts haben die Ostseeprovinzen in wirtschaftlicher Hinsicht den Stand von 1550 wieder erreichen können.

Während des Mittelalters waren die Deutschen ihren Nachbarn im Norden und Osten nicht nur durch höhere Gesittung, sondern auch militärisch und politisch überlegen gewesen. Im XVI. Jahrhundert aber vollendete sich ein im Laufe der Zeit eingetretener Umschwung; Russen, Polen, Schwe-

Digitized by Google

den und Dänen hatten mächtige Nationalstaaten von kriegerischer Kraft und stolzem Selbstbewußtsein geschaffen. Der preußische Teil des Ordensgebietes war schon im XV. Jahrhundert unter polnische Botmäßigkeit geraten, und als der Hochmeister Albrecht von Hohenzollern sich 1525 in einen weltlichen Herzog verwandelte und damit die staatsrechtliche Verbindung zwischen Preußen und Livland völlig löste, stand die livländische Konföderation, nur auf die eigene schwache Kraft angewiesen, übermächtigen Nachbarn allein gegenüber. Zwar gehörte Livland noch zum Deutschen Reich, und das Bewußtsein dieser Zugehörigkeit erwachte gerade in dieser Zeit drohender Gefahr mit besonderer Stärke. Aber das Land war wieder wie zu Beginn seiner Geschichte territorial von Deutschland geschieden, und so sehr deutsche Fürsten danach trachteten, sich in Livland festzusetzen, und so nachdrücklich die Kaiser auch in zahlreichen Schreiben die hohe Wichtigkeit dieses Vorpostens deutscher Macht und Gesittung namentlich dem „heidnischen" Moskowiter gegenüber betonten, so konnte doch von dem schwerfälligen Körper des hl. Römischen Reichs eine wirksame Hilfe und Verteidigung nie erwartet werden. Gerade in dieser kritischen Zeit begannen aber die alten Ordnungen, auf denen das politische Leben Livlands ruhte, zu zerfallen. Die Reformation drang unmittelbar nach Luthers Auftreten siegreich im Lande vor, konnte aber politisch nur zersetzend wirken, da alle staatlichen Autoritäten, Orden und Bischöfe, auf dem Fundament der römischen Kirche ruhten und mit dem Abfall von dieser ihre innere Berechtigung verloren. Die Formen des Staatslebens wurden unwahr, und diese Unwahrhaftigkeit mußte auf das ganze damalige Geschlecht entsittlichend wirken, zumal in einer langen Friedenszeit, welche die materielle Blüte des Landes zur vollen Entfaltung brachte, seine kriegerische und politische Kraft aber verkümmern ließ. Rettung wäre nur möglich gewesen, wenn der mächtigste Fürst, der Ordensmeister, die richtige Konsequenz aus der wirklichen Sachlage gezogen, sich zum alleinigen weltlichen Herrn des ganzen großen Gebiets von Memel bis Narva gemacht und an der Spitze des politisch geeinigten Landes den unausbleiblichen Kampf um Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit den Nachbarn durchgeführt hätte. Einen Augenblick schien es, als ob das möglich sein würde. Fürsten und Stände boten 1525/26 dem Ordensmeister Walter von Plettenberg, der in seinen jüngeren Jahren Livland ruhmreich gegen die Russen verteidigt hatte, die Herrschaft an. Aber dem Greise fehlte die Kraft des Entschlusses. Der große Moment ging ungenutzt vorüber, der Hader der Stände brach unmittelbar darauf wieder aus, die dynastische Begehrlichkeit deutscher Fürsten, die auf die zur Säkularisation reifen Bistümer lauerten, schürte den Streit, bis es in der Mitte des Jahrhunderts gar zu einem Bürgerkriege zwischen dem Orden und dem letzten Erzbischof von Riga, dem Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, einem Bruder des ersten Herzogs von Preußen, kam. Das gab Polen eine Handhabe zur Einmischung, und diese wiederum führte deren Todfeinde, die Moskowiter, auf den Plan. Aber auch Schweden und Dänemark griffen in den allgemeinen Zusammenbruch zu. 1561 war das politische Schicksal des Landes besiegelt. Esthland kam an Schweden, das heutige Livland direkt an Polen, Kurland wurde ein polnisches Lehnsherzogtum. Der Krieg zwischen Russen, Polen, Dänen und Schweden um den Besitz der Ostseeländer dauerte noch 20 Jahre fort, ohne an diesem Ergebnis etwas zu ändern. Das unglückliche Land war radikal verwüstet.

* * *

Die Unterwerfung unter Polen ist den Deutschen bitter schwer geworden. Eine Denkschrift der Stadt Riga, die übrigens selbst ihre Unabhängigkeit noch 20 Jahre hindurch behauptete, gibt dieser Stimmung einen so charakteristischen Ausdruck, daß ein Passus aus ihr hier mitgeteilt zu werden verdient. Sie stammt aus dem Jahre 1561 und ist kurz vor dem Abschluß der Unterwerfungsverhandlungen verfaßt. Da heißt es:

> Nur mit herzlicher Betrübnis erlebt man es, „daß die gute Stadt samt dem ganzen Lande dem hl. Römischen Reich deutscher Nation, dem es eingeleibet, gleich wie Leib und Seele und alle Glieder des Leibes miteinander geeinigt, nun leider mit Gewalt ... entrissen, abgeleibet und entlehnt, dagegen aber barbarischen Undeutschen (den Polen) solle zuteil und gemein werden, die den Deutschen niemals gut gewesen, ihnen alles Herzeleid, wie die wissen, so unter ihnen wohnen, zugetrieben und nichts anderes von Art und Natur angeboren haben, denn aus ihrer Inhumanität dem deutschen Blut entgegen und schädlich

Sommer. Gemälde von J. Åhesson.

Digitized by Google

zu sein, und was des größten Gegensatzes unaussprechlich viel mehr ist. Aus welcher Betrachtung ein jedes fromme, christliche Herz nicht unbillig nur eitel Wehmut schöpft, wenn bedacht wird, was wir lassen und dagegen, es sei uns lieb oder leid, annehmen müssen."

Die Unterwerfung unter Polen und Schweden war auf Grund von Verträgen erfolgt, die den Provinzen ihren deutschen Charakter in Verwaltung, Schule und Kirche sichern sollten. In Esthland ist dieser Rechtszustand auch nicht in Frage gestellt worden. Livland aber wurde sehr bald ohne Rücksicht auf die Verträge der Gegenstand gewaltsamer und Hand in Hand miteinander gehender Polonisierungs- und jesuitischer Bekehrungsversuche. In dem verarmten und verheerten Lande hätte die deutsche Kultur der feindlichen Übermacht erliegen müssen, wenn sie nicht am Luthertum den stärksten Rückhalt gefunden hätte. Indem die Deutschen mit ihrer nationalen Existenz zugleich ihren Glauben verteidigten und umgekehrt, gewannen sie die Kraft, sich zu behaupten, bis die Stunde der Erlösung schlug. Dieselbe Bewegung, die dem alten Livland den Boden unter den Füßen entzogen hatte, die Reformation, hat auch die geistige Macht geschaffen, welche die Eigenart der Provinz gerettet und sie davor bewahrt hat, sich an ein politisch mächtigeres, aber an Gesittung minderwertiges fremdes Volkstum zu verlieren.

Derselbe Gegensatz, derselbe Kampf um die Vorherrschaft germanischen und slawischen Wesens, die den Inhalt der Provinzialgeschichte Livlands in der Zeit seiner Verbindung mit Polen bildeten, sind dann in großem Maßstabe zwischen Schweden und Polen ausgefochten worden. Der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg, der im Jahre 1600 begann, ist wesentlich auf livländischem Boden geführt worden. Das entscheidende Ereignis war die Eroberung Rigas durch Gustav Adolf im Jahre 1621 nach einer Verteidigung, die dem Sieger die Anerkennung abrang, daß er von den Bürgern nur die Treue verlange, die sie für ihren früheren Herrn an den Tag gelegt hätten.

Größere Gegensätze als die polnische Raub- und Schandwirtschaft und die einsichtige, der Landeswohlfahrt dienende schwedische Verwaltung sind nicht wohl denkbar. Die Livländer haben die Wohltaten des geordneten und gerechten Regiments stets mit aufrichtigem Dank anerkannt. In dieser schwedischen Periode wurden die Grundlagen zu der Organisation der Landesverwaltung gelegt, die im wesentlichen noch heute, soweit die Selbstverwaltung noch besteht, in Geltung ist. Das Land wurde katastriert, Kirchen und Schulen wurden gegründet, in Dorpat auch eine Universität, die freilich nur ein kümmerliches Dasein führte, die Rechtspflege wurde geordnet, der Handel konnte sich wieder frei entfalten, das ganze Land blühte auf. Esthland genoß die Wohltat der schwedischen Regierung schon seit 1561, ohne das Zwischenstadium polnischer Wirtschaft durchgemacht zu haben. Auch Kurland, dessen erster Herzog Gotthard Kettler sich bereits große Verdienste um das „Gottesländchen" erworben hatte, nahm unter der Regierung Herzog Jakobs, eines Schwagers des Großen Kurfürsten, einen kräftigen Aufschwung, der freilich durch die Verheerungen während des schwedisch-polnischen Krieges in der Mitte des XVII. Jahrhunderts wieder unterbrochen wurde. Auch Livland hatte in diesem Kriege, der ein großes russisches Heer bis unter die Mauern Rigas führte, schwer zu leiden. Doch im ganzen waren es glückliche Zeiten einer ruhigen Entwicklung auf materiellem und politischem Gebiete. Aber gegen Ende des XVII. Jahrhunderts trat ein verhängnisvoller Umschwung in diesen Verhältnissen ein.

Schweden war ein zu armes und zu dünn bevölkertes Land, um seine Großmachtstellung auf die Dauer aus eigener Kraft zu behaupten. In dem Streben, die militärischen und finanziellen Hilfsmittel des Reichs auf die größte Leistungsfähigkeit zu bringen, ließ sich Karl XI., nachdem er in Schweden selbst die Macht der Stände gebrochen hatte, dazu verleiten, die neuen, absolutistischen Verwaltungsgrundsätze auch in den Außenprovinzen ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit anzuwenden. Das härteste Los traf Livland, dessen Adel zu einem großen Teil mit Expropriation zugunsten der Krone bedroht wurde. So schwanden die Sympathien, die der schwedischen Herrschaft so lange und mit solcher Aufrichtigkeit entgegengebracht worden waren. In dieser Stimmung trat das Land in den großen nordischen Krieg ein, dessen Ergebnis die Zertrümmerung der

schwedischen Großmacht und der Verlust Esthlands und Livlands für sie war. Aber auch in diesem Kriege, in dem das unmenschliche Wüten der russischen Horden die Ostseeprovinzen bis zur Unkenntlichkeit verwüstete, haben die Livländer ihrer legitimen Herrschaft die Treue bis zum äußersten gehalten, obwohl sie von den Schweden fast ganz im Stich gelassen wurden. Von dem mannhaften Verteidiger des Landesrechts gegenüber den Willkürakten der Regierung, Joh. Reinh. Patkul, der, zum Tode verurteilt, geflohen war und nun, um die Heimat von der schwedischen Tyrannei zu befreien, seine ausgezeichneten Gaben in den Dienst der großen Koalition gegen Schweden stellte, haben sich seine Standesgenossen damals vollkommen losgesagt. Erst als Riga 1710 von Peter dem Großen erobert war, das ganze Land sich bereits tatsächlich in seiner Hand befand und jeder weitere Widerstand aussichtslos erschien, haben die Ritterschaften und Städte ihre Unterwerfung unter Rußland durch Verträge vollzogen, die den im XVI. Jahrhundert mit Polen vollzogenen ähnlich waren und den deutschen, evangelischen Charakter des Landes sicher stellen sollten. Diese Verträge haben dann durch den Nystädter Frieden von 1721 eine völkerrechtliche Sanktion erhalten. Formell bestehen sie noch heute zu Recht.

Peter der Große stellte die von den Schweden zerstörte Landesverfassung wieder her, und bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts ist, von ihrer vorübergehenden Aufhebung durch Katharina II. abgesehen, an ihr nicht gerüttelt worden.

* * *

Das XVIII. Jahrhundert war eine Zeit langsamer Erholung von den Folgen des nordischen Krieges. Der General Scheremetjew hatte Peters Mahnung „zu verwüsten" so gründlich befolgt, daß er seinem Herrn melden konnte, es gebe nichts mehr zu verwüsten, und daß heute auf dem flachen Lande, vielleicht mit Ausnahme einiger kleinen Kirchen, kein Gebäude und auch kein Baum in einer Parkanlage älter als der Nordische Krieg ist. Das XVIII. Jahrhundert war die ödeste, unfruchtbarste Periode der baltischen Geschichte. Die Bevölkerung dezimiert; Adel, Bürgertum und Bauern verarmt und herabgekommen, über ihnen eine Regierung, die ohne jede fördernde Teilnahme für die Bedürfnisse der Provinzen sie im wesentlichen sich selbst überließ; dies in einer Zeit, die, ohne soziales Pflichtbewußtsein, in ganz Europa die übernommenen Formen des politischen Lebens und den öffentlichen Geist erstarren ließ, und in der überall die ständischen Gegensätze ihre äußerste Zuspitzung erfuhren. Auch die Verhältnisse in Kurland, wo das Emporkommen einer neuen Dynastie, des Hauses Biron, heftige Parteikämpfe entzündete, waren unerquicklich, und russischer Einfluß, bereits lange bevor das Herzogtum bei der Auflösung Polens 1795 an Rußland fiel, vorherrschend. Das XVIII. Jahrhundert war auch die Zeit, in der die hörige Landbevölkerung in den Zustand völliger Leibeigenschaft geriet. Es kam damit eine Entwicklung zum Abschluß, die nichts für die Ostseeprovinzen Eigentümliches an sich trägt, die vielmehr in fast allen europäischen Ländern einen ähnlichen Verlauf genommen hat. Daß die lettische und esthnische Bauernbevölkernng sich seit der deutschen Kolonisation des Landes unausgesetzt in einer besonders schweren Lage befunden habe und furchtbar bedrückt worden sei, ist eine ebenso verbreitete, wie vollständig falsche Auffassung. Die deutsche Herrschaft brachte ihnen zunächst die Rettung ihres Volkstums, das ohne sie durch Russen und Litauer vernichtet worden wäre. Die Bauern hatten im Mittelalter eigenes Recht und eigene Rechtsprechung und waren der deutschen Grundherrschaft zu keineswegs übermäßigen Leistungen verpflichtet. Diese Grundherrschaft war aber in der Zeit der livländischen Selbständigkeit in einem sehr großen, wenn nicht in dem größten Teil des Gebietes die Landesherrschaft selbst, die kein Interesse an einer willkürlichen und übermäßigen Ausbeutung der Bauern hatte. Nach den farbenprächtigen Sittenschilderungen des Chronisten Balthasar Russow in der Mitte des XVI. Jahrhunderts trugen die Bauern vielmehr einen behäbigen Wohlstand zur Schau. Dieser Zustand verschlechterte sich in der Not der folgenden Kriegsjahre. In dem Maß, wie das ländliche Arbeitermaterial spärlicher und wertvoller, die herrschenden Stände aber ärmer wurden, bildeten sich immer strengere Formen der Hörigkeit aus. Einen verhängnisvollen Einfluß in dieser Richtung übten die Nachbar-

Digitized by Google

schaft von Polen und Rußland und die Zugehörigkeit zu diesen Reichen aus, in denen die Leibeigenschaft bis in die neueste Zeit hinein das eigentliche Fundament des ganzen Staatsgebäudes bildete.

Eine neue bessere Zeit brach zu Ende des XVIII. Jahrhunderts an. Wie die Reformation frühzeitig in Livland Eingang gefunden hatte, so ergriff auch die große Bewegung der Geister im Zeitalter der Aufklärung sehr bald die gebildeten Kreise der Ostseeprovinzen. Nicht nur fanden die großen Dichter begeisterte Verehrer und ihre dramatischen Schöpfungen im Theater zu Riga verständnisvolle Wiedergabe, sondern auch die Humanitätsideale der Zeit fielen hier auf fruchtbaren Boden.

Hamann wirkte in Kurland, Herder in Riga, Kants Werke wurden in Riga verlegt, zahlreiche Kandidaten aus Deutschland bekleideten Hauslehrerstellen und blieben oft als Prediger ganz im Lande; die Söhne des Adels und des Bürgerstandes studierten auf deutschen Universitäten. Alle diese Beziehungen schufen einen regen Kontakt mit dem deutschen Geistesleben, das dann schließlich in der 1802 gegründeten Universität Dorpat — die schwedische Universität war im Nordischen Kriege eingegangen — seine wirksamste Vertretung erhielt. Mit der Gründung der Universität Dorpat löste Kaiser Alexander I. ein feierliches Versprechen ein, das schon Peter der Große in den Kapitulationsverträgen gegeben hatte, und die Dankbarkeit der Balten für diese größte ihnen von der russischen Regierung gewährte Wohltat ist in ihren Herzen niemals erloschen. Bis zu ihrer Zerstörung durch die Umwandelung in das russifizierte Jurjew in den achtziger Jahren hat die Universität Dorpat im Mittelpunkt des ganzen baltischen Lebens gestanden. Jeder Balte, auch der ungelehrte, brachte dieser Bildungsanstalt Liebe und Interesse entgegen; sie war die Pflanzstätte baltischen Heimatssinnes und Patriotismus, indem sie es stets als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtete, den Gemeinsinn zu wecken und das Ideal selbstloser Hingebung an die Interessen der Allgemeinheit zu pflegen. Nie hat eine Universität im gesellschaftlichen Leben eines Landes eine so große Rolle wie Dorpat gespielt. Das, was heute den Balten als spezifisch baltische Eigenart gilt: Sitten, Gebräuche, Anschauungsweise, Tugenden und Fehler, — hängt aufs engste mit dem akademischen Leben in Dorpat zusammen. Es beeinflußte das ganze Land. Jeder wußte und empfand es, daß das deutsche Wesen aus der Universität Kraft und Nahrung zog, daß es mit ihr stand und fiel. Die Gebildeten in den Ostseeprovinzen waren ja durchweg deutsch, und wer aus den unteren undeutschen Klassen der Bevölkerung eine höhere Bildung gewann, wurde deutsch; alle Bildung aber nahm ihren Ursprung von dieser einen Universität. Die Großgrundbesitzer, die Geistlichen und Ärzte in Stadt und Land, Lehrer und Beamte, alle Vertreter gelehrter Berufsarten hatten aus derselben Bildungsquelle geschöpft. Der gemeinsame Besuch einer und derselben Hochschule, in der man die ganze Studienzeit verbrachte und in der die Zeitgenossen sich mit dem brüderlichen Du anredeten, das auch im späteren Leben beibehalten wurde, schuf eine ideale und doch wirkliche, über alle drei Provinzen ausgedehnte, das ganze spätere Leben beherrschende Gemeinschaft. Die Russifizierung Dorpats war der schwerste Schlag, der das Deutschtum treffen konnte, aber zugleich auch ein Akt geradezu selbstmörderischer Politik. An Stelle einer deutschen Bildungsstätte, die dem russischen Staate seine spärlichen Aufwenduugen für sie mit Zinseszinsen heimzahlte, trat eine Pflanzstätte des Nihilismus.

Der Geist der Aufklärung und Humanität, der mit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts in die maßgebenden Kreise der Ostseeprovinzen Eingang fand, äußerte sehr bald seine Wirkung in verschiedenen Anläufen zur Verbesserung der rechtlichen Lage der Bauern, bis die Leibeigenschaft in den drei Provinzen auf Veranlassung der Ritterschaften in den Jahren 1817—1819 ganz aufgehoben wurde, 44 Jahre vor der Emanzipation der Bauern im übrigen Rußland. Die Bauernwirte traten zu den Gutsbesitzern zunächst in das Verhältnis von Fronpächtern. Ein Menschenalter darauf geschah ein weiterer Schritt durch die obligatorische Einführung der Geldpacht, indem den Bauern zugleich ein rechtlicher Anspruch auf die käufliche Erwerbung ihrer Höfe gewährt wurde. Durch einen gesetzlich normierten geringen Zuschlag zu der Pacht erwarben die Bauern im Laufe einer ge-

Digitized by Google

wissen Anzahl von Jahren ihren Besitz als völliges Eigentum. Auf diesem Wege ist heute der größte Teil des Bauerlandes in Livland, neunzig Prozent, in das unumschränkte Eigentum der Bauern übergegangen und ein Kleingrundbesitzerstand geschaffen worden, der sich vollkommener wirtschaftlicher Selbständigkeit und einer gesetzlich geschützten Sicherheit erfreut. Denn die Ritterschaften haben, gleichfalls aus eigenem Antriebe, in kluger Wahrnehmung der allgemeinen Landesinteressen, dafür Sorge getragen, daß ein Auskaufen des Bauerlandes durch die kapitalkräftigeren Großgrundbesitzer nicht stattfinden kann. Wer Bauerland kauft, muß selbst Bauer werden, d. h. die auf dem Bauerlande ruhenden Pflichten und die bäuerlichen Kommunalämter übernehmen. Mit dem Gutslande aber kann ein bäuerlicher Hof ganz oder teilweise nur dann vereinigt werden, wenn sich die Gemeindeversammlung für den Austausch gegen ein entsprechendes Stück Gutsland ausspricht. Die baltische Agrarverfassung, durchaus eine Schöpfung des baltischen Adels, verdiente es, eingehend geschildert und gewürdigt zu werden. Hier ist dazu nicht der Ort. Wohl aber darf ohne Übertreibung ausgesprochen werden, daß sie die denkbar glücklichste Lösung eines der schwierigsten wirtschaftspolitischen Probleme darstellt. Nimmt man hinzu, daß die Bauergemeinden ihre eigene, hochentwickelte Selbstverwaltung haben, daß die Großgrundbesitzer für die Kosten der Landesverwaltung, Kirchen, Schulen, Polizei, Armenwesen usw. etwa zwei Drittel, die Bauern ein Drittel beitragen, — so wird daraus doch zum mindesten so viel klar, daß das von der deutschfeindlichen Presse im russischen Reich und von den Revolutionären in den Ostseeprovinzen erhobene Geschrei über die tyrannische Ausbeutung und ruchlose Bedrückung der Letten und Esthen durch die deutschen Herren nichts als eine unwahre, rauschende Phrase ist. Die Verhältnisse liegen vielmehr so, daß den Großgrundbesitzern, auch wenn sie es wollten, gar keine Möglichkeit zur Bedrückung der Bauern gegeben ist.

Die in allem Sturm der Zeiten behauptete deutsche Gesittung empfing im XIX. Jahrhundert durch die Universität Dorpat so mächtige Antriebe, daß sie in den Stand gesetzt wurde, die allgemeine Kultur der Landbevölkerung in einer Weise zu fördern, die sie weit über das Niveau in allen anderen russischen Gouvernements hinaushebt. Der deutsche Gutsbesitzer hat seine Bauern zu tüchtigen Landwirten erzogen. Auswandernde Letten und Esthen gelangen zu Wohlstand in solchen Gegenden Rußlands, die von russischen Bauern als zu unfruchtbar und unergiebig verlassen worden sind. Ohne jede staatliche Mitwirkung, oder vielmehr, weil die russische Bureaukratie sich darum nicht kümmerte, haben bis zur Russifizierung des Schulwesens Städte, Ritterschaften und die evangelische Geistlichkeit es möglich gemacht, die allgemeine Schulpflicht praktisch durchzuführen und den unteren Schichten der Bevölkerung eine Elementarbildung zu geben, die auf derselben Höhe wie im östlichen Deutschland stand. Die Voraussetzung dazu war ein mühsames Studium der lettischen und esthnischen Sprachen, die nur durch die deutschen, vornehmlich durch die in diesen Idiomen predigenden Pastoren, zur Schriftsprache entwickelt worden sind und eine eigene Literatur erhalten haben. Diese deutschen Gaben wurden unbefangen, als etwas Selbstverständliches hingenommen. Auch die Pflege der volkstümlichsten Kunst, der Musik, war ein deutsches Geschenk. Wie sind die deutschen Choralmelodien mit lettischem und esthnischem Text den Bauern ans Herz gewachsen! Man kann sich in Deutschland schwer eine Vorstellung machen von dem mächtig dröhnenden Gesang in den stets überfüllten Landeskirchen. Ist es doch eines der wirksamsten Lockmittel für den Seelenfang durch die griechisch-orthodoxe Kirche gewesen, daß sie den Konvertiten das nach griechisch-orthodoxen Begriffen unerhörte Zugeständnis des evangelischen Gemeindegesanges machte. Wie oft hat der Verfasser dieser Zeilen an Sommerabenden dem Quartettgesange lettischer Männer und Weiber gelauscht! Es waren unsere alten, beliebten Quartette von Mendelssohn, Silcher, Kreutzer usw. Deutscher Geist in lettischem Gewande. Und das wird auch heute nicht anders sein, soweit die Leute über dem selbstverschuldeten Jammer der Gegenwart das Singen nicht überhaupt verlernt haben.

* * *

Woher denn nun dieser scheinbar plötz-

liche Ausbruch eines wahnsinnigen Hasses gegen alles Deutsche, dessen Zeugen wir in den letzten Monaten gewesen sind, und mit dem die livländische Geschichte vorläufig abschließt?

Durch die Kulturerrungenschaften des letzten Jahrhunderts, die den Letten und Esthen durch die Deutschen vermittelt worden sind, ist natürlich der nationale Gegensatz von Deutschen und Undeutschen nicht aus der Welt geschafft worden. Er wurde sogar in dem Maße verschärft, als mit steigender Bildung sich ein undeutscher Mittelstand entwickelte, der sich politisch und sozial neben den Deutschen durchsetzen wollte. Wie so viele Völkersplitter in Europa, erhoben auch Letten und Esthen den Anspruch auf selbständige Geltung neben den großen Nationen. Das gab den richtigen Boden für die Aussaat von Unzufriedenheit, Haß und Begehrlichkeit. Die Aussaat aber besorgten die russische Regierung und ihre Büreaukratie. Das zuerst von Kaiser Nikolaus I. vertretene Ideal vollständiger Gleichförmigkeit in Recht, Glauben und Sprache wurde von seinem Enkel Alexander III. mit größter Energie wieder aufgenommen. Seine Durchführung bestand in den Ostseeprovinzen in einer gewaltsamen Russifizierung, und diese hatte die Vernichtung der Deutschen als der maßgebenden Vertreter einer provinziellen Eigenart zur Voraussetzung. In der Mitte der achtziger Jahre begann die Ausführung des Programms, und in wenigen Jahren hatte man Universität und Schule, Justiz und Verwaltung in eine Karikatur dessen, was sie vordem gewesen waren, verwandelt. Ihre Bundesgenossen aber suchte sich die Regierung in den unteren Schichten der Bevölkerung, indem sie die nationalen Gegensätze im Lande systematisch verschärfte. Das Deutschtum wurde vergewaltigt und entrechtet. Die Deutschen aber waren die besitzenden Klassen, und die Opposition der unteren Klassen gegen sie nahm neben dem nationalen einen immer sozialistischeren Charakter an. Schließlich lenkte die ganze Bewegung ins sozialdemokratische, revolutionäre Fahrwasser ein. Zwanzig Jahre hindurch hat die russische Bureaukratie diese Entwicklung direkt und indirekt gefördert. Alle sozialistischen Instinkte konnten sich, wenn sie sich nur gegen das Deutschtum richteten, ungestört entfalten; Verbrechen gegen das Eigentum auf dem Lande wurden nicht geahndet, gefangene Pferdediebe z. B. regelmäßig freigelassen; ein großer Teil der russischen Beamten und Lehrer, durch die die Deutschen abgelöst wurden, selbst durch und durch nihilistisch gesinnt, trug zur Verbreitung der revolutionären Gesinnung nach Kräften bei. Der Ausbruch der Revolution selbst war dann schließlich nur noch eine Frage der Zeit und Gelegenheit. Beide waren gegeben, als die russische Bureaukratie während des japanischen Krieges und nach ihm die Früchte ihrer Taten erntete.

Diese kurzen Bemerkungen über die Revolution in den Ostseeprovinzen erschöpfen natürlich das Thema nicht. Es ließe sich noch viel darüber sagen. Wohl aber geben sie den Weg an, auf dem die Erklärung der rätselhaften Erscheinung gesucht werden muß: daß ein in befriedigenden ökonomischen Verhältnissen lebendes, auf allen Kulturgebieten aufwärts steigendes, arbeitsames und durchaus kirchlich gesinntes Volk in diesem Maße von einem revolutionären Fieber ergriffen werden konnte.

Den Deutschen erwächst eine schwerere Aufgabe denn je: sie müssen, nachdem die äußere Ruhe wieder hergestellt sein wird, das Salz des Landes bleiben, auch wenn die weitere Entwicklung dahin gehen sollte, daß sie auf die politische Führerrolle verzichten müssen und die Massen zur Herrschaft kommen. Sich in diese Rolle zu finden, anstatt den Staub von den Füßen zu schütteln und dem undankbaren Volke den Rücken zu kehren, erfordert ein hohes Maß von Entsagung, Pflichttreue und Liebe zur Heimat. Aber die Deutschen wissen auch, was sie dem Lande, das sie in 700jähriger Arbeit geschaffen haben, schuldig sind, und sie werden ihre Pflicht tun, damit, so Gott will, auch hier das Dichterwort seine Wahrheit erweise:

Und so wird an deutschem Wesen
Noch einmal die Welt genesen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Richard Wagner, Gedichte. — Hermann Lingg, Ausgewählte Gedichte. — Otto Erich Hartleben, Meine Verse. — Rudolf van Gattschall, Späte Lieder. — Ewald Gerhard Seeliger, Hamburg. — Carl Bulcke, Gedichte. — Franz Karl Ginzkey, Das heimliche Läuten. — Franz Himmeldauer, Gedichte. — Dara Stieler, Nussen. — Ilse Franke, Iris. — E. L. Schellenberg, Aus Leben und Einsamkeit. — Otto Haendler, Herbst. — Braunschweiger Dichterbuch — Ostpreußisches Dichterbuch.

Der Lieblingsbaum der deutschen Lyrik ist von je die Linde gewesen. Sie blüht und rauscht schon durch den frühesten Minnesang, sie wölbt, noch früher, in den ältesten Volksliedern die stolze Krone. Es läßt sich auch unschwer deuten, weshalb sie diesen Vorrang einnehmen und behaupten konnte. Das deutsche Lied ist ein Landkind, das Dorf ist seine Heimat. Das Wahrzeichen des Dorfes aber war von alters die Linde: auf dem freien Platz, den sie beherrschte, strömte, wenn der Mai gekommen war, das junge Volk zusammen, da jauchzte die Geige des Fahrenden, da tönten die neuesten Lieder, da schwang der Bursch sein Mädel im Tanz und „schmeichelte sie bei seite". Unverändert geht das gleiche Bild durch die Jahrhunderte. Wie der geputzte Schäfer Goethes, so war das Dorfmädel Neidharts von Reuenthal einst hastig zum Tanzplatz unter der Linde gesprungen, und manch eine hätte wohl schämig und selig die Beichte nachsprechen können, die Herr Walther von der Vogelweide einer Schönen in den Mund legt: „Under der linden an der heide . . ." Der Mai und die Linde, sie gehören in der alten Lyrik untrennbar zusammen.

Immer aber, wenn es jetzt aufsaugen will zu maien, grall' ich dieser Linde und möchte sie am liebsten durch einen anderen Baum ersetzt wissen. Durch welchen? Durch die Fichte! Auch sie nämlich hat bestimmte und nicht eben geringe Verdienste um die Poesie. Eine Fichte war es der Sage nach, an der Apall einst den Marsyas aufknüpfte, um ihn kaltblütig abzuledern. Und man ist wahrlich versucht, dem Gatte ins Handwerk zu pfuschen und ähnliches zu tun, wenn sich zu Frühlingsbeginn der lyrische Segen eines ganzen Jahres erstickend über einen wälzt und man ratlos und verzweifelt, wie eben jetzt meines Vaters Sohn, auf fast 400 — vierhundert! — nur mit Lyrik angefüllte Bände niederstarrt. Wie viel Eitelkeit birgt sich dahinter, wie viele Hoffnungen knüpfen sich daran, wie viele bittre Enttäuschungen müssen daraus wachsen! Von den 400 Versbüchern, die als papierne Mauer mich heut umgeben, sind 380 wertlos. Gegen sie anzukämpfen, wäre ein Don Quichotte-Streich. Statt einer Fichte brauchte man für ihre Verfasser ein ganzes Fichtenwäldchen. Und wozu etwas totschlagen, das nie recht lebendig war? So soll aus den hochgetürmten Massen nur hervorgezogen werden, was um des Namens willen, den es trägt, aber um seiner selbst willen vielleicht Interesse wecken kann.

Um des Namens willen — aber eben auch nur deshalb — verdienen Hervorhebung die „Gedichte" von Richard Wagner (Berlin 1905, G. Grote). Nach dem Vorwort des Herausgebers C. Fr. Glasenapp bilden sie in ihrer Gesamtheit den Inbegriff dessen, was sich an rein ‚Lyrischem' in dem Nachlaß des Meisters erhalten hat. Vieles, was der Augenblick gebaren, hätte der Augenblick auch wieder zerstreut; für Richard Wagner wäre die Lyrik eben nicht eine Kunst der Öffentlichkeit, sondern lediglich der Ausdruck privater Mitteilung im Freundeskreise, gedruckte Lyrik vollends ein Widersinn und eine Verirrung des öffentlichen Kunstgeistes gewesen. Die vorliegende Sammlung wolle deshalb auch nicht etwa ihrem Schöpfer irgendwelche Stellung innerhalb der modernen ‚Literaturlyrik' anweisen, sondern nur Lebensdokumente sammeln, die — einer Briefveröffentlichung ähnlich — Einblicke in das rein menschliche Innere des schaffenden Künstlers gewähren könnten.

Bis hierher mag man dem Herausgeber allenfalls noch folgen. Aber dann beginnt er die

Wagnerschen Gedichte zu kritisieren oder vielmehr zu verherrlichen: er spricht von dem „unwiderstehlichen Zauber der Originalität, des Persönlichen“, von der „Fülle tiefsinnigen Ernstes und nie versiegenden Humors“, von der „vollen, unverwechselbaren und unnachahmlichen Eigenart des Genius“, von der „Ausdrucksfähigkeit der Sprache und des Verses“.

Und da muß man ihm doch mit aller Entschiedenheit sagen, daß die hier gesammelten, von Wagner selbst nie ernst genommenen Improvisationen fast durchweg die böseste Reim dich oder ich freß dich-Poesie darstellen, daß jeder leidlich begabte deutsche Primaner dies alles ebenso gut oder besser machen würde, und daß man, wenn nicht zufällig Richard Wagner der Verfasser dieser Verse wäre, gar nichts Gescheiteres tun könnte, als sie schleunigst mit Stumpf und Stiel in den Ofen zu stecken. Weil sie die Unterschrift eines weltberühmten Mannes tragen und insofern einen gewissen, übrigens auch nur geringen biographischen Wert für den Forscher haben, kann man ihre Veröffentlichung zur Not verstehen. Aber im Namen unserer Dichtung, ja selbst im Namen Wagners muß man gegen die unerhörte Glorifizierung solcher Zweckreimereien schärfsten Einspruch erheben. Man sieht, wie der blindwütige Fanatismus zur Lähmung aller Urteilskraft führt. Und die Gefahr liegt nahe, daß Tausende, durch den aus ganz anderen Leistungen erwachsenen Weltruhm des Meisters und die Begeisterung des Herrn Glasenapp verführt, die Seligpreisungen des Barwartes aufnehmen, und Unverstand und ästhetische Heuchelei wieder einmal Orgien feiern. Deshalb wird es Pflicht, mit möglichster Schärfe diese gern auf Wortwitze hinauslaufenden, spielerig an den Namen des Empfängers geknüpften Verschen abzulehnen, die bald eine Gänseleberpastete begleiten, bald als Glückwünsche an Kapellmeister, Sänger und Freunde telegraphiert werden, bald als Widmung auf einer Partitur stehen. Eher wird man sich ein paar größere Gedichte gefallen lassen, so die an Ludwig II., obwohl die hier viel geübte Fürstenansingerei nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte. Auch eine poetische Antwort des Bayernkönigs an Wagner wird mitgeteilt, und sie ist nicht besser und nicht schlechter als alles übrige. Damit hab' ich die Chronistenpflicht der Anzeige dieses Buches erfüllt: es hat mit dem, was wir Lyrik nennen, sonst nichts zu tun.

Von zwei im Jahre 1905 heimgegangenen Poeten liegen Gedichtwerke vor: von Hermann Lingg und Otto Erich Hartleben. Hermann Lingg ist, fünfundachtzigjährig, am 18. Juni gestorben. Seinem ersten, ganz hervorragenden Lyrikbande folgten im Laufe der Jahre und Jahrzehnte viele andere, in denen Unnützes und Minderwertiges leider mehr als billig überwog, so daß niemand zu einer rechten Freude an diesen Gaben gelangen konnte. Da ist es nun doppelt zu begrüßen, daß Paul Heyse sich der Lyrik seines alten Freundes annahm und das Gute und Lebendige von dem toten Ballast, der ihm anhing, befreite. Er legt in einem stattlichen Bande, den ein Porträt des Poeten nach Franz von Lenbach ziert, „Ausgewählte Gedichte“ von Hermann Lingg vor (Stuttgart 1905, J. G. Cotta), und es wird manch einen geben, der danach sein Urteil revidieren muß. In dem ganzen Münchener Dichterkreise war Lingg unstreitig der Männlichste, Kühnste, Genialste. An Gleichmaß und künstlerischer Formungskraft ward er von Geibel und anderen übertroffen. Aber in den Gedichten seiner besten Stunden lebt eine grandiose Phantasie, eine „visionäre Kraft, Bilder und Stimmungen vergangener Tage heraufzubeschwören“. Am höchsten steht deshalb seine historische Lyrik, stehn jene Gedichte, in denen seine Phantasie hohe Flüge tun, in denen er ungewöhnliche Situationen ausschöpfen und ein Leben darstellen kann, das der Schauer der Größe oder des Geheimnisvollen umwittert. Im Gegensatz zu Paul Heyse finde ich deshalb seine reine, die „lyrische“ Lyrik nur mäßig. Das schlichte Liebeslied liegt ihm nicht, und auch das einfache Naturbild ist nicht Hermann Linggs Sache. Die Liebe muß sich erst auf gewaltigem, etwa weltgeschichtlichem Hintergrunde erheben, die Natur erst schauriges und geisterhaftes Leben gewinnen, ehe sie für diesen Poeten ganz fruchtbar werden. Die Schauer der Mitternacht im Walde hat er in großartige Bilder gebannt:

„Des Wolfs durchschaff'ne Augen funkeln,
Um schwarze Wipfel kreist der Weih,
Im Moor auf Felsen glüht im Dunkeln
Der Hirsche maderndes Geweih.

Vorüber jagt auf Flammenhufen
Erlkönig sein galdmähnig Roß;
Die Geige tönt, die Flöten rufen,
Er reitet auf sein Elfenschloß.“

Selbst am hellen Mittag webt der Zauber: aus dem Schilf kommt ein Wimmern, der Jäger hört ein Lachen in Lüften. Noch glücklicher ist der Dichter, wenn, wie gesagt, seine grandiose historische Phantasie frei spielen kann. Vor seiner pompejanischen Lampe träumt er von denen, die sich ein Jahrtausend früher an ihrem Strahl erfreut; über der neuen Stadt sieht er in einer Vision das Bild der alten mit verfallenen Giebeln und Dächern auftauchen, die alte Römerstraße wird wieder lebendig, und die starren Gesichter toter Helden färben sich mit einem Schein von Blut. Es jauchzen die Hymnen an Aphrodite, man hört den Marschtritt der welterobernden Legionen im „Römischen Triumphgesang“, markig braust der Sang der siegenden Normannen. Mit Vorliebe gibt sich diese Lyrik charisch, und ebenso wie durch kühne Bilder wirkt sie gern durch fremd und voll tönende, deshalb sehr eindrucksvolle Reime. Der nächste Verwandte Linggs ist hier etwa Conrad Ferdinand Meyer. Wenn er marmorner, knapper, wuchtiger prägt als Lingg, so wirkt dieser leicht wärmer. Über die Auswahl, die Paul Heyse getroffen, ließe sich natürlich streiten. Der seine Kenner hat zwar kein gutes Gedicht übersehen, aber der wohlwollende Freund manches, was leicht entbehrlich gewesen wäre, mitgenommen. Unsern Dank an ihn soll das nicht verringern.

Noch vor dem Greise, dem das Dasein zuletzt eine Last sein mochte, starb im Vorjahr, am

11. Februar, Otto Erich Hartleben, der das Leben so geliebt hatte. Er war erst 41 Jahre alt; er hatte es merkwürdig verstanden, seine menschliche Persönlichkeit so zur Geltung zu bringen, daß man schließlich mehr über ihn, als von ihm las, und er tat bis zuletzt alles mögliche, um das falsche und einseitige Bild, das im großen Publikum von ihm lebte, wachzuhalten. Das odi profanum vulgus! hat er vor seine Gedichte gestellt: mit Inbrunst trat er demgemäß, wo er nur irgend konnte, dem Philisterium und der staatlich abgestempelten Würdigkeit auf die Hühneraugen und gab sich die größte Mühe, in diesen Schichten Entsetzen zu erregen. In Kleinstädten, deren Gerichte er als Referendar vorübergehend schädigte, mag ihm das auch gelungen sein; in Berlin aber wurde er gerade deshalb der Abgott gewisser Kreise. Mit einer gruseligen Neugier, in bewunderndem Entzücken und dem doch sehr wohltuenden Bewußtsein, daß man selber gottlob solide war, hörten und lasen hier viele Tausende von Otto Erich, schwärmten für ihn, wie man etwa für ein amüsantes enfant terrible schwärmt, und hielten ihn für den typischen Dichter, d. h. den ewigen Bohémien und Bierstudenten, der statt des Frühkaffees schon ein Achtel Pilsner zu sich nahm und zwischen zwei Lokalen ein pikant-kamisches Geschichtlein, etwa das vom „gastfreien Pastor", natierte — ein Geschichtlein, das man mit Schmunzeln und Kichern genaß. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit hat Hartleben auch solcher Meinung Vorschub geleistet, und dadurch geriet er allmählich in eine wunderlich schiefe Stellung. Seine entzücktesten Anhänger nämlich waren schließlich die satten Bourgeois, die „wundervoll diniert" hatten und die der Dichter, der als Jüngling sozialdemokratisch angehaucht war, später jedoch (wie jeder Poet) eine starke Beimischung vom „Feudaljunker" in sich entdeckte, am meisten haßte. Die Sache hat etwas Tragikomisches an sich. Aber es ist klar, daß ein Poet an solcher Wendung niemals unschuldig ist. Otto Erich — unter diesen beiden Vornamen hat er sein lyrisches Erstlingswerk, das „Studententagebuch", veröffentlicht — hatte immer auf einem schmalen Grat balanciert; ihn hielt sein starkes Künstlertum. Als dies — doch wohl aus Schuld seines Lebens — versagte, glitt er ab. Wir hätten schwerlich noch viel von ihm zu erwarten gehabt.

Im ganzen ist es doch wohl charakteristisch, daß seine Persönlichkeit stärkerem Interesse begegnete, als seine Kunst. Vielleicht wird seine Lyrik von dem, was er geschaffen, am längsten leben. Um so dankenswerter ist es, daß sie bald nach seinem Tode in einer Gesamtausgabe erschien, die den Titel trägt: „Meine Verse" (Berlin 1905, S. Fischer). Ein Porträt von Peter Behrens ist dem Bande vorgeheftet und zeigt die vertrauten Züge. Dieses Buch allein müßte genügen, das Zerrbild, das in so vielen Köpfen von Otto Erich lebt, zu korrigieren. Man braucht sich nur die Form der Gedichte anzusehen, um zu erkennen, daß sie aus ernstem Ringen, aus einem starken und bewußten Streben nach Stil geboren ward, daß ihre Voraussetzung hohe künstlerische Energie ist. Die Dummetgenies verschwenden sich in ungleichen Improvisationen; man sieht, wie eine große natürliche Kraft ihnen gleichsam unter den Händen zerrinnt. Hartleben hat diese große natürliche Kraft kaum besessen, er war kein Genie, das vergeuden konnte; er arbeitete und meißelte mit wachem Willen. So weit er durch Alter und Art von Hermann Lingg auch getrennt war — beide fanden sich in der Verehrung Platens, den Brentano einen „klassischen Futteralmacher" genannt hat. Mit Vorliebe ersetzt Hartleben auch das Wort „Dichter" durch das Wort „Künstler"; er stürmt nicht, er ruht; er läßt nicht Fluten brausen, die gewaltig fortreißen, sondern er sammelt in goldener Schale Tropfen für Tropfen; er liebt die klassischen Strophenformen und baute sich in Italien an; es steckte, auch in der Lebenskunst, etwas von einem deutschen Horaz in ihm. Damit ist schon gesagt, daß er kein eigentlicher Lyriker war. Ihm fehlte die Dumpfheit, die süße Herzensverworrenheit, das „dißchen Unvernünftige", was nach Goethe jedes Gedicht im einzelnen haben sollte. Seine Lyrik hat etwas leise Starres, das Gefühl kommt nie zu voller Entbundenheit; es ist, als trüge er eine Maske.

Aber der Tag gehört den Lebendigen, und Dichtern, die noch im goldenen Lichte wandeln, wollen wir uns jetzt zuwenden. Noch einmal hat der 82jährige Rudolf von Gottschall seine Harfe gestimmt und ihr „Späte Lieder" entlockt (Breslau 1906, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender). Er will es nicht wahr haben, daß das Alter liebeleer sei, er weist auf Anakreon, Hafis und Goethe hin; er meint, die größte Torheit des Alters sei doch die, so weise sein zu wollen; deshalb schlage er die Weisheit in den Wind und lasse sich vom Sturm treiben. Noch immer sei er der Venus treuester Vasall, Rausch der Gegenwart holte ihn umfangen, die Liebe folge dem Herzen und frage nicht nach dem Kalender. Aber den Stunden, in denen er sich „so jung noch wie die Jugend" fühlt, folgen andere, wo er selber doch im Herbstweh schauert. „Wie auf einem Kirchhof wandl' ich unter lauter Leichensteinen, Jahrelang verschont vom Tode, muß ich um die Toten weinen." Dieses späte Leben, das „nur umweht vom Schattenflug", ist ihm unheimlich; sein Fühlen wird ihm Qual, jeder Atemzug Todessehnsucht. Auf so vieles hat er verzichten müssen. Auf sein junges Haupt war ein Lorbeerblatt gefallen, aber die frühe Gunst war trügerisch: längst wurden andere auf den Schild gehoben. „Nach neuem Lorbeer greift die Menge und stiehlt dabei den alten Ruhm." Doch neidlos will er anderen gönnen, was ihm versagt ist. Mit Zeitgedichten und Prologen schließt das Büchlein, das schon rein menschlich interessiert.

Zahlreich wie immer drängt sich die Jugend in die Arena. Es fehlt auch diesmal nicht an bemerkenswerten Talenten, und besonders auf dem Feld der Ballade, das seit einem Jahrzehnt überraschend glücklich wieder angebaut wird, ist ein guter Wurf gelungen: Unter dem Titel „Hamburg" hat Ewald Gerhard Seeliger einen Band Balladen veröffentlicht (Hamburg 1905, Alfred Janssen), der sich in der Welt sehen lassen und um den jede andere deutsche Stadt Hamburg beneiden kann. Schon der Ge-

Digitized by Google

danke on sich war sehr glücklich, in einer Folge kurzer, erzählender Dichtungen die eigentümlichsten und bedeutsamsten Ereignisse aus der Geschichte eines Gemeinwesens zu behandeln und so für deren Bürger gleichsom ein städtisches Ehrenbuch zu schoffen. Allerdings setzt jedes derartige Themo dem Poeten einen natürlichen Widerstond entgegen. Denn Städtepreis heißt Bürgerpreis. Aber jede Dichtung, voran die Versdichtung, widerstrebt dem Bürgerlichen und kann nichts Rechtes mit ihm onfangen. Das Ordnungsgemäße, Gediegene, Reelle, Zahlungsfähige, diese gonze im gleichen Trab tausende bürgerliche Rechtschaffenheit stellt der Poesie keine Aufgaben, steht ihr wohl gor als Todfeind gegenüber. Und sowie dieser gediegene Bürgergeist in die Literatur dringt, wird sie grau, obstrakt, didaktisch, morolisierend.

Im vorliegenden Falle erhebt sich olso die Froge, wie Ewold Gerhord Seeliger um den Widerspruch, der in seinem Stoffe liegt, herumgekommen ist. Überwinden konnte er ihn nicht, er hat ihn nur glänzend kaschiert. Sieht mon nämlich genouer zu, so findet man, daß dies ganze Hamburg-Buch zum guten Teil nur ermöglicht ist durch die — Gegner Homburgs. Diejenigen, die gegen den Hamburger Bürger- und Krämergeist wild und hohntachend Front gemocht hoben, sind ost die eigentlichen Helden: die raubenden Normannen, Klaus Störtebeker, Klaus Kniphof, Bernd Beseke und wie sie alle heißen bis auf Heinrich Heine herab. Aber wie gesogt: das liegt nicht on Seetiger, dos liegt om Thema. Dos eigentliche „Hamburger Lied", das den Schluß des Bandes ausmacht, ist poetisch dos schwächste Stück der gonzen Sammlung.

Sonst ober kann mon sost ohne Einschränkung eine volle Schale des Lobes über das Buch ausschütten. Mit großem Geschick sind ous den verschiedensten Johrhunderten charokteristische Stoffe und Szenen aufgegriffen, und ihre bunte Monnigfaltigkeit läßt den Eindruck des Eintönigen nie aufkommen, während doch der allen gemeinsame Schouplatz die verschiedenen Bilder einheitlich bindet. Und die Stoffe selbst sind mit einer derben Frische bezwungen, von einem Dichter, der noch lieber wagt als wägt, der mit kräftigen Fäusten packt, der ein temperamentvoller Stürmer ist — „Der Stürmer" heißt auch ein früheres Buch von ihm — und dessen noturwüchsige Begabung sich ouf jeder Seite offenbort. Wohl kann er einmol daneben hauen, aber er hout wenigstens! Sein Vers hat etwas Hastiges, Vorwärtsstrebendes, so doß er die Unruhe besser als die Ruhe songen und besonders gut der Schlocht, dem Sturm, dem sausenden Feuer folgen kann. Die Bildkunst des Dichters ist groß, seine Sprache wortreich. Man könnte sich vieles konzentrierter vorstellen, aber nichts lebendiger. Wenn Seeliger von einem gelernt hot, so ist es Liliencron. Doch was er da gelernt hat, ist sein Eigen geworden.

Aus der neuesten Hamburger Geschichte hal er sich den großen Brond von 1842, die Cholero von 1892 und die Primus-Katastrophe von 1902 zu dichterischer Gestoltung erkoren. Wenn er da zuletzt von dem todesmutigen Retter sogt: „Das war ein Mann von echter Art: der Kellner Emil Eberhardl," so fühlt man wohl zuerst einen leisen Stich im Herzen. Der „Kellner" stimmt nicht. Und es ist doch nicht nur das Ungewohnte, wos uns stutzen läßt. Warum sollen nur Könige, Ritter und Landsknechte Balladenrecht hoben? Gerade durch sie wurde die Ballade ja schließlich etwos eintönig; sie stellte alles immer ouf die Körperkrost; ihre Helden hotten wie die der Fouquéschen Ritterromane gewöhnlich die Stärke von zehn Löwen und den Verstand eines Esels. Also vor einer „Demokratisierung" der Ballade scheu' ich mich nicht. Doch der „Kellner" ist hier das Nebensächliche, Überflüssige und Störende, weil es das Zufällige ist. Der Kellner ist uns gleichgültig; die mutige Tat hängt nicht mit dem Beruf zusammen, es ist der Mensch und der Held, dem wir uns neigen. Aber die Zeilen zeigen die kecke Unbedeutlichkeit Seeligers. So empfehl' ich denn dos Buch: es ist zwor eins von Homburg, aber nicht nur eins für Hamburg.

Von den jüngeren Lyrikern hot Carl Bulcke seinen „Töchtern der Salome" einen Band neuer „Gedichte" folgen lossen (Stutlgort 1905, J. G. Cotta). Ein hübsches und feines Talenl, aber ein zu leichtes und spielendes, das im Augenblick durch liebenswürdige Anmut entzücken, doch auf die Douer nicht festholten kann. Es fehlt die innere Schwere, die eigentliche Bodenständigkeit, die Notwendigkeit des Schaffens. Dofür treten Geschmock und Grazie ein, die leichte und elegante Form bestrickt, hin und wieder erfreut die feine Stoffwohl, und gelegentlich täuscht die ironisch-humoristische Überlegenheit des Poeten, die sich ob und zu ouch sentimentol moskiert, darüber hinweg, doß in der Hauptsoche hier doch nur äußerlich glänzende Oberflächenkunst vorliegt. Es ist bezeichnend, daß Carl Bulcke mit einem Ärmelzipfel stets das graziöse Versfeuilleton streift. Da entstehen wohl bold die nettesten und eigensten Gedichte („Schlittenrecht", „Studentenliebe" ɔc.), bald heinefiert er ober ouch auf unleidliche Manier. Dozwischen touchen viel Volksliedstrophen auf, loden sich Schoenaich-Carolath, Agnes Miegel und andre Dichter zu Gast. Vielleicht liegt alles daron, daß dieser Poet nicht genug durch Not und Stürme gewonderl ist. Er ist nie gekreuzigt worden, so kount' er sich nicht vollenden, so konn er nicht erlösen.

Innerlich reicher ist ein Buch, das aus Österreich kommt: „Dos heimliche Läuten" von Franz Karl Ginzkey (Leipzig 1906, L. Staackmann). Es ist nicht das übliche Wiener Schoumgebäck von Ästheten für Ästheten. Sondern es ist ein Buch, ganz erfüllt von schöner, heller Menschlichkeit, das Buch eines Mannes, der zart empfindet, aber nicht schwächlich, der bangl, ober auch lächelt, der einen guten besinnlichen Ernst hat, aber wohl ouch zu seinem stillen Ergötzen wie ein frohes Kind spielen kann. Man spürt fast hinter ollen Gedichten das innere Erleben. Nichts ist erzwungen und nur gewollt, sondern wie etwa die Blume ihren Kelch emporträgt, daß sich der Tau des Himmels darin sommelt, bis die Fülle sich nicht mehr halten läßt und der Kelch zitternd sich neigt und die liebe Lost ausschüttet, so hält dieser Dichter wartend sein Herz offen, daß sich das Erleben des Tages

Digitized by Google

darin niederschlägt, bis auch hier das rein erfüllte die liebe Last verströmen läßt. Da gibt es keine Farmkunststücke, die Form ist nicht ein gülden Gefäß, das mit der eigenen Schönheit prahlt — sie ist der Kontur, der den lebendigen Leib umschließt. Über die Gedichte fort liebt man den Dichter, den Menschen, man fühlt, hier ist Lauterkeit. Echt sind die an das Grab seiner Mutter geknüpften Lieder (Tote Mutter, Tiefes Blühen); echt Gedichte wie Der Wandrer, Stille Kirche, Drei Freunde, Lied und Wandrer, Verständnis, Weg zum Brunnen; echt Das Vermächtnis; aber echt auch die von zartem Humor beflügelten wie Das Rößlein, Das Kalifenlied, Das Lied vom Morgenwind und der schwarzen Felsenkuh. Hier denkt man unwillkürlich an Mörike, der sich genau so an manchem ‚schnöden Basel' ergötzte. Möge das Buch den Weg zu denen finden, die es lieben und verstehen können!

Im Fluge seien noch ein paar weitere, in dieser oder jener Hinsicht bemerkenswerte Gedichtbücher genannt, wobei die Begleitworte allerdings auf Treu und Glauben hingenommen sein wollen. Denn der gemessene Raum verwehrt die nähere Begründung. Von den Österreichern wäre etwa noch Franz Himmelbauer zu nennen, der sich in seinen „Gedichten" (München 1906, G. Müller) ganz lyrisch gibt. Kurze, stille Strophen, Herzensregungen an Erscheinungen der Natur geknüpft, verwehende lyrische Seufzer. Wie Herbstfäden von den Hecken ziehen diese Strophen durch die Luft, viele verschwinden ohne Spur, andere häkeln sich fest an uns, begleiten uns, stimmen uns. Voll weißer Klarheit ist die Luft; Frühlingsbrausen und Sommerglut sind vorbei oder nie gewesen; Träume ziehen durch die Stille. Immer wieder zeigt sich Himmelbauer in eignen Wendungen als Poet; er gaethesiert hin und wieder, aber grade das kann nur ein Dichter.

Die Reichsdeutschen sind für gewöhnlich rabuster, kerniger, gegenständlicher. Dafür fehlt es ihnen nicht selten an der Aufgeschlossenheit der Seele. Wenn wir den Damen hier den Vortritt lassen, so sei an erster Stelle Dora Stieler, die Tochter Karl Stielers, gegrüßt. Ihren liebenswerten und hellklingenden hochdeutschen Liedern schickt sie Gedichte in bayrischer Mundart hinterher: „Nussen" (Stuttgart 1906, A. Bonz & Co.), und es reut einen nicht, diese „Nussen" zu knacken. Schelmerei und liebenswürdige Laune wechseln darin mit stillem Ernst, und der Dialekt bietet keine Schwierigkeiten. Stolzer als Dora Stieler hat Ilse Franke sich die aufrechte Schwertlilie als Symbol ihrer Dichtung gewählt: „Iris" nennt sie ihr Versbuch (Hamburg, W. Gente). Aber wider Erwarten erzählt sie am hübschesten von trautem Feierabendfrieden, von Engeln, die mit den Beinen baumeln, von Licht, Güte, Frühlingszauber. Und wenn sie auch noch über keine starke Eigenart verfügt, so meidet sie doch alle ausgefahrenen Gleise.

Als guter Naturlyriker zeigt sich der Weimarer E. L. Schellenberg in seinem Gedichtheft „Aus Leben und Einsamkeit (Leipzig, Modernes Verlagsbureau). Mittags- und Heidestille, Waldzauber und Abendfriede fängt es glücklich ein. Anklänge an andere moderne Dichter sind häufig, ohne zu stören. — Früchte des reiferen Alters endlich erntet Otto Haendler in seinem „Herbst" ein (Dresden 1905, Carl Reißner), und es ist besonders die zweite Hälfte des Buches, „Aquis submersus", die, indem sie den ganzen Jammer eines um sein Lieblingskind trauernden Vaters faßt, uns rein menschlich ergreift. Zu übermächtig ist das Weh, um sich schon künstlerisch-abgeklärt aussprechen zu können, aber das Stammeln eines echten Schmerzes öffnet den Gedichten, in denen er sich gefangen, unser Herz. Welch schneidendes Weh liegt in dem kurzen Achtzeiler „Grundbesitz"! Und wie rührend sind all die tausend kleinen Erinnerungszüge, die der Gramgebeugte in das poetische Denkmal für den lieben Toten verwoben hat! Tapfer kämpft sich der Herbst-Sänger schließlich durch Not und Schmerz hindurch: „Den Lebenden gehört das Leben!" Im ersten Teil des Buches hat er „Blumen mannigfalt" zum Strauß gewunden. Durch Keckheit und Derbe zeichnen sich besonders „Scharfrichters Töchter" aus, und in den „Grämlichen Distichen" und den darauf folgenden Sprüchen findet sich manch Kernschuß und Treffer.

Mit zwei Werken, die sich bemühen, die poetischen Kräfte eines bestimmten Landstriches zu vereinen, sei für diesmal von der Lyrik geschieden. Beides Sammlungen, die viel besser sind, als die sonstigen, heutzutage ja sehr modischen Provinzanthologien. Ein „Braunschweiger Dichterbuch vom Jahre 1905" hat Walther Schottelius herausgegeben (Braunschweig, George Westermann), ein „Ostpreußisches Dichterbuch" stellte Adolf Petrenz zusammen (Dresden, Carl Reißner). Jenes versammelt in der Hauptsache Poeten reifen Alters. Da ist Wilhelm Brandes, der treffliche Raabe-Biograph und Balladendichter, da ist weiter Ricarda Huch, und da sind endlich zwei mir bisher unbekannte, aber überraschend tüchtige Poeten: Gustav Roloff und der Herausgeber selbst, Walther Schottelius. Die Roloffsche Legende von der „Himmelfahrt" ist ein köstliches Stück.

Ebenso wie der Ordner des Braunschweiger Dichterbuches, hat sich auch der des Ostpreußischen eine weise Beschränkung auferlegt. Um so mehr Freude macht das Werk. Arno Holz, Karl Bulcke, Georg Reicke, Marie Madeleine zeigen Proben ihres Könnens, durch die Beiträge Agnes Miegels, in der ich eins der allerbedeutendsten weiblichen Talente sehe, erhält das Buch besonderen Wert, und endlich führt der Herausgeber sicheren Blickes auch junge Kräfte, die es verdienen, in den guten Kreis. Besonders ein homo novus ist da, der jeden stutzen machen muß: Walther Heymann. Ein ungewöhnliches Talent, fast schon zu virtuos, dem man bald freie Bahn geben sollte. Der Herausgeber hat die Bedeutung dieses Ankömmlings auch erkannt, und man dankt ihm das um so lieber, als die seinen Lyrikkenner heut ebenso dünn gesät sind wie die Lyriker selbst.

Und nun vale, deutsche Lyrik, bis zum nächsten Mai!

Digitized by Google

Dorfstraße mit Brautpaar. Gemälde von Adriaan van Ostade.

Illustrierte Rundschau.

Van der Sammlung v. Wesendank in Berlin. — Gartenanlagen aus der letzten Ausstellung der Vereinigung für angewandte Kunst in München. — Innendekaratian mit Beleuchtungs- und Heizkörpern nach Entwürfen van R. und F. Wille, ausgestellt von der Kantinental Gas-Gesellschaft in Berlin. — Zu unsern Bildern.

Zwei der größten Berliner Privatgalerien, die nur Gemälde und zwar größtenteils Werke älterer Meister enthalten, sind nicht in der Reichshauptstadt selbst entstanden, sandern mit ihren Besitzern von außerhalb nach Berlin übergesiedelt. Der einen van diesen, der Sammlung v. Carstanjen, die aus Cöln stammt, widmeten wir an dieser Stelle (in Heft 7 des laufenden Jahrgangs) bereits eine eingehendere Würdigung. Die zweite Sammlung, die Wesendonksche, kam von Dresden nach Berlin. Eine Auswahl aus ihr, einige dreißig Gemälde, ist kürzlich dankenswerterweise van den Erben, dem Prafessar Karl v. Wesendonk und Freiherrn v. Bissing, als Leihgade dem Kaiser Friedrich-Museum zur Verfügung gestellt worden, so daß wenigstens ein Teil der erlesenen Schätze, die disher das stille Wesendonksche Haus „Unter den Zelten", eine reizvolle Schöpfung des Sahnes von Semper, darg, nun einem größeren Kreis von Kunstfreunden zugänglich wurde. Die Wesendonksche Sammlung zählt an vierhundert Gemälde, darunter übrigens doch auch eine deschränkte Anzahl moderner, so Böcklins „Schweigen im Walde", das längere Zeit, von Frau Mathilde v. We-

Bildnis. Gemälde von Sir Joshua Reynolds.

Ruine. Gemälde von J. Ruisdael.

Königlichen Museen zurzeit immer noch fühlbar sind, so planmäßig und erfolgreich neuerdings die staatlichen Ankäufe auch geleitet wurden. In dieser Hinsicht ist zumal ein treffliches Frauenporträt des großen Engländers Sir Joshua Reynolds (1723 bis 1792) zu nennen, das alle charakteristischen Züge seines meisterlichen Könnens aufweist. Unter den Italienern wären an erster Stelle eine schöne Madonna von Lorenzo Costa (1460 bis 1536) und vielleicht noch mehr die des Moretti (oder, wie der Künstler eigentlich hieß: Alessandro Bonvicino, 1498 bis 1554) hervorzuheben,

sendonk, der Freundin Richard Wagners, hergeliehen, in der Nationalgalerie hing und jetzt dort auch wieder eine der schönsten Zierden der Jahrhundert-Ausstellung bildet. Die Auswahl für das Kaiser Friedrich-Museum umfaßt selbstverständlich in erster Linie die absolut besten Stücke; es wurde aber doch auch darauf Bedacht genommen, zugleich gewisse Lücken zu füllen, die in den

Mönch. Gemälde von F. Zurbaran.

Madonna. Gemälde von Moretti.

obwohl letztere nur ein Ausschnitt aus einer größeren Komposition ist; Spanien ist glänzend durch den Mönch Francisco Zurbaran (1598 bis 1662) vertreten, den recht zu schätzen man freilich eigentlich in Sevilla gewesen sein muß, wo sein berühmtestes Altarbild „Thomas de Aquino" die Stiftskirche dieses Heiligen schmückt und auch sonst seine besten Werke, in der Karthause de las Cuevas und im Pablokloster, ihre Heimstätte haben. Glänzend sind die Holländer der Wesendonkschen Sammlung: da ist vor allem

ein köstliches Hauptwerk Adriaan van Ostades (1610—1685) aus der glänzenden Frühzeit seines Schaffens — eine vom Hochzeitstrubel erfüllte Dorfstraße; da sind weiter eine ausgezeichnete Landschaft von Jacob Ruisdael (1630—1682) und einige kleinere Landschaften des Jan Vermeer, von denen übrigens eine hier unter dem Namen Hobbema geht. Vortrefflich endlich ist Gerard Terborch (1608 bis 1681) vertreten. — In unserem nächsten Heft hoffen wir ausführlicher auf die so überaus vielseitige Jahrhundert-Ausstellung in der Nationalgalerie eingehen zu

Gartenweg.

Veranda-Entwurf von Willy v. Beckerath-München, ausgeführt von den Werkstätten für Wohnungseinrichtung, Karl Bertsch in München.

können, die nach wie vor das Interesse aller Kunstfreunde aufs lebhafteste fesselt. Daß wir nicht schon früher ihrer auch im Bilde gedachten, lag nur daran, daß die Beschaffung guter Reproduktionen gerade der Gemälde der älteren deutschen Meister, die der Ausstellung ihr eigenartiges Gepräge geben, erst jetzt möglich geworden ist. —

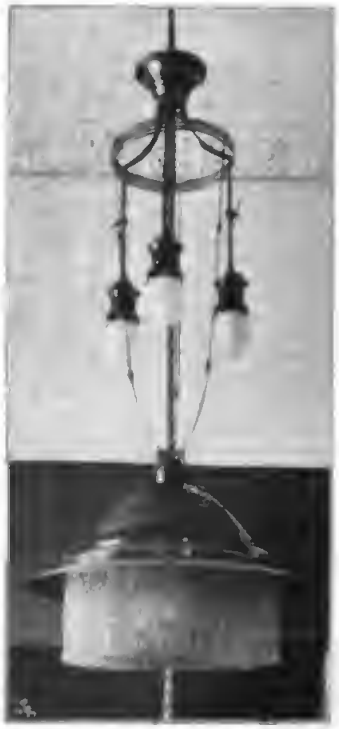
Der Frühling richtet die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf den Garten. Ich glaube, wir stehen in bezug auf diesen wieder einmal vor einer Veränderung des Geschmacks — ob zum besseren, ist mir vorläufig noch zweifelhaft! Für ausgedehntere Gartenanlagen wird zwar, hoffe ich, der modifiziert englische Park-Stil (wenn der Ausdruck erlaubt ist) sich dauernd erhalten, wie ihn als erster in Deutschland Otto von Münchhausen, schon 1750, in seinem Gut Schnöbber bei Hameln an der Weser, dann Großherzog Karl August und Goethe an der Ilm bei Weimar verwandten, wie ihn der treffliche Lenné um Berlin,

Susannabrunnen.

v. Shell um München einbürgerte. Er hat so fest bei uns Wurzel gefaßt, dank nicht zuletzt dem unvergleichlichen Vorbild der Schöpfungen von Muskau und Branitz durch den Fürsten Pückler, daß die Neuerer sich schwerlich mit Erfolg an ihn heranwagen werden. Ein wenig anders aber steht es um jene kleineren Anlagen, die auf engstem Raum ein Stückchen Erde verschönern sollen — um den „Hausgarten". Es liegt im innersten Wesen des englischen Stils, der ja eben treffend auch Park-Stil genannt wird, daß er mit breiten Flächen, mit großen Rasenbeeten, mit reicher Abwechslung von Baum- und Strauchgruppen, womöglich mit welligem Gelände, mit einem rieselnden Bach, mit einem überschatteten See rechnet. Das alles bietet der knappe Raum, der sich etwa um eine Vorortvilla legt, nicht, und der Raum muß leider meist knapp sein, da die Bodenpreise in der Nähe unserer Großstädte kaum noch erschwinglich sind. Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Versuche, das Ungezwungene des Parkgartens in solch eine Enge hineinzusetzen, häufig nicht gerade glücklich sind; es kommt nicht selten auf eine Art von Täuschung — oder Selbstbetrug hinaus, wenn man den engen Raum rein im Sinn der Landschaftsgärtnerei behandelt, und geradezu typisch ist der eine, im Verhältnis zum Ganzen unverhältmäßig große Rasen, den dann an der Grenze kulissenartig Bäume und Sträucher abschneiden. Das mag wohl dazu geführt haben, daß ein Teil unserer Künstler — unserer bildenden Künstler, weniger der eigentlich berufenen Gartenkünstler — der Frage des Hausgartens neuerdings

Brunnen. (Knabe auf Schildkröte.) Von Storch.

Tempel von Peter Birkenholz; die Figur von Hubert Netzer.



Beleuchtungskörper für Gas von R. und F. Wille, ausgeführt von Schäffer & Hauschner in Berlin.

Damenzimmer nach Entwürfen von Rudolf und Fia Wille. Die farbigen Möbel aus Björkholz führten die Berliner kunstgewerblichen Werkstätten aus, die Beleuchtungskörper Schäffer & Hauschner in Berlin.

räumlich ungemein beschränkt, traten diese auf der Herbst-Ausstellung der „Vereinigung für angewandte Kunst“ in München hervor, wo vor allem die Herren Peter Birkenholz und Carl Jäger ihr Können für das Schaffen aufsprechender Gartenanlagen in sehr engem Rahmen einsetzten. Unsere Abbildungen werden besser als lange Beschreibungen eine Vorstellung davon geben, in welchem Sinne und in welcher Richtung das geschah, und ich könnte mir wohl denken, daß sie anregend wirken. Nur muß man berücksichtigen, daß es sich hier um eine Ausstellung handelte, und daß daher etwas viel, allzuviel von an sich schönem Beiwerk, an Skulptu-

besondere Aufmerksamkeit zuwendet, und daß sie dabei wieder auf Formen der älteren Gartenkunst zurückgriffen. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu. Der Hausgarten muß sich, das kann eigentlich nicht zweifelhaft sein, in seiner Ausgestaltung dem baulichen Charakter des Hauses anpassen, und da unsere Architekten gerade für ihre Villenbauten in allen nur möglichen Stilen herumschwelgen, so fügte sich Bau und Landschaftsgärtnerei nicht immer gut zusammen. Bei einem geräumigen Garten kann man sich leicht helfen: da legt man z. B. um die Villa im Barockstil im engen Umkreise eine kleine Anlage passender Art und schafft dann Übergänge zum Parkgarten. Wo der Raum knapp ist, verbietet sich das aber von selbst. So brachte denn die letzte Darmstädter Gartenbau-Ausstellung schon mancherlei interessante Wiederbelebungsversuche des älteren Gartenstils und noch ausgesprochener, weil gerade

Kamin aus dem Damenzimmer. Nach Entwürfen von R. und F. Wille in getriebenem Kupfer ausgeführt mit Björkholzumrahmung. Die Beleuchtungskörper führten Schöller & Hauschner in Berlin aus.

Eßzimmer in Maareiche, entworfen von R. und F. Willr, ausgeführt von A. Türkitz in Brandenburg. Beleuchtungskörper von Schäffer & Hauſchner in Berlin; der in Kupfer getriebene Wanddrunnen iſt ausgeführt von Ferd. Thirimann in Berlin.

dem wir ſelbſt in luxuriöſen Einrichtungen ſo oft begegnen, und das in der Praxis meiſt einfach daher rührt, daß jene und dieſe aus ganz verſchiedenen Bezugsquellen ſtammen, und daß bei ihrer Beſchaffung nicht genügend auf ein gutes Zuſammenpaſſen geachtet wurde. Wie aber ſolch ein harmoniſches Zuſammenpaſſen beider Elemente wirkt, das hat eine Ausſtellung gezeigt, welche die Continental Gas-Geſellſchaft in Berlin veranſtaltete. Hier war die geſamte Innendekoration, einſchließlich der Beleuchtungskörper und der Gaskamine, von denſelben Künſtlern, Herrn Rudolph und Frau Fia Wille, entworfen, und damit in der Tat eine Einheitlichkeit von beſonderem Reiz erzielt. Ganz abgeſehen davon, daß die einzelnen Stücke — ausnahmslos, darf man wohl ſagen — lebhafte Anerkennung verdienen. —

Wie alljährlich, weht durch den bildlichen Schmuck unſeres Maiheftes eine ausgeſprochene Frühlingsſtimmung. Ein Blütenprangen zeigt unſer ſchönes Titelbild von Alfred Sohn-Rethel; ein echter Frühlingsmaler iſt

ren beſonders, in dieſe Anlagen hineingeſchoben wurde. —

Ich ſprach ſoeben davon, daß Garten und Hausbau harmoniſch zueinander paſſen ſollen. Das Geſetz dieſer Harmonie gilt natürlich auch für jeden Innenraum. Ich faſſe das nicht ſklaviſch auf, nicht etwa derart, daß ich eine Stilgleichheit für jedes Einrichtungsſtück zum Geſetz machen möchte — beileibe nicht! Solche Vorſchriften geben nur Dekorateure, während wir die perſönliche Note in der Wohnungseinrichtung obenan ſtellen. Aber es gibt Ungleichheiten, die jedem geſchulten Auge wehe tun müſſen. Dazu gehört u. a. das Mißverhältnis zwiſchen Möbeln und Beleuchtungs- und vielfach auch Heizkörpern,

Hengeler, dem wir einen beſonderen warmherzigen Artikel widmen; Lenzeskinder rahmen die im Heft vereinigten Frühlingslieder ein. Die Plaſtik, die wir bringen, iſt eine prächtige Flora von L. Daſio (zw. S. 336 u. S. 337); Mutter und Kind hat der treffliche Gari Melchers in eine Frühlingslandſchaft hineingeſtellt (zw. S. 272 u. S. 273), und einen rechten Frühlingstag mit blütenſchweren Obſtbäumen ſchildert uns der Worpsweder F. Overbeck (zw. S. 288 u. S. 289)! Sogar die famoſen Pferde von Hayek (zw. S. 320 u. S. 321) halten einen Frühlingsſchmaus. Wir haben das unſerige für den frohen Lenz getan — hoffentlich tut der leider nur zu launiſche Wettergott nun auch das ſeinige. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuſchriften an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Öſterreich-Ungarn Herausgeber: Friele & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgaſſe 1. Verlag: Velhagen & Klaſing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Filcher & Wittig in Leipzig.

NESTLE'S KINDERMEHL

enthält beste Alpenmilch.

Paris 1900: Ausser Wettbewerb als Jury-Mitglied.

33 goldene Medaillen.

27 Ehrendiplome.

Altbewährte Nahrung für Kinder, Kranke und Genesende. Verhütet und beseitigt Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe.

Nur echt, wenn die Dosen mit der Schutzmarke „Nest" und dem Namenszug des Erfinders Henri Nestle versehen.

Velhagen & Klasings

MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.2. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Juniheftes:

	Seite
Simplicitas. Roman von Hermine Villinger (Fortsetzung folgt)	369
Dein Bild. Gedicht von Lüning	384
Historische deutsche Wirtshäuser. Von Paul Gradein. Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen	385
Mein Page. Gedicht von E. G. Seeliger	400
Heidelberger Romantik vor hundert Jahren. Von Prof. Dr. Ed. Heyck	401
Das Schweißtuch der Veronika. Gedicht von Lulu von Strauß und Torney	407
Wilhelm Hächers letzte Lehrstunde. Erzählung von Anna Sommer	409
Frühlingstage. Gedicht von B. Goetzen	432
Auf die beiden höchsten Berge der Alpen. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Mit eigenen Aufnahmen des Verfassers in Tondruck	433
Im Haldschlaf. Gedicht von Georg Busse-Palma	447
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Meine Erlebnisse während der Revolution in Kurland. Von A. Freifrau von Drachenfels. Mit fünf Abbildungen	448
Sprüche von Paul Heyse	462
Das unterirdische Berlin. Von Dr. Curt Rudolf Kreuschner. Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen	463
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	478
Illustrierte Rundschau. Von H. v. S. M. v. Eyth zum 70. Geburtstag. — Der neue Frans Hals der Münchener Pinakothek. — Von der Jahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie. — Architektur und Innendekorationen von Leopold Bauer in Wien. — Neuere Arbeiten der Nymphenburger Porzellan-Manufaktur. — Zu unsern Bildern	483

Kunstbeilagen:

Holländisches Fischermädchen. Gemälde von Prof. Hans Herrmann. Faksimiledruck	Titelbild.
Nordseestrand. Gemälde von Hans Herrmann. Faksimiledruck	zw. 372 u. 373
Milchmarkt in Amsterdam. Gemälde von Hans Herrmann. Faksimiledruck	zw. 380 u. 181
Stilleben. Gemälde von Hans Herrmann. Faksimiledruck	zw. 384 u. 385

Einschaltbilder:

Dengler. Bronze von August Hudler. Tondruck	zw. 400 u. 401
Einkehr. Gemälde von Prof. E. Hardurger. Tondruck	zw. 408 u. 409
Mittagsdrüten. Gemälde von C. Binnen. Tondruck	zw. 416 u. 417
Kinderbildnis. Gemälde von Fritz Burger. Tondruck	zw. 424 u. 425
Landschaft. Gemälde von Kaspar David Friedrich. Tondruck	zw. 432 u. 433
Lina Groeger. Gemälde von Fr. K. Groeger. Tondruck	zw. 448 u. 449
Hütteneck-Alm bei Ischl. Gemälde von Ferdinand Waldmüller. Tondruck	zw. 456 u. 457
Weibliche Kopfstudie. Gemälde von J. M. Niederée. Tondruck	zw. 480 u. 481

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 10.
Auf Sandberghof. Roman von Charlotte Niese. Schluß.
Dwars in den Weg. Erzählung von Eugenie Rosenberger. Fortsetzung folgt.

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Pleßmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Pischer & Wittig in Leipzig.

Mit Extrabeilagen der Firmen: Berkefeld-Filter Gesellschaft G. m. b. H., Celle, Camera-Versand „Meteor" A. M. Gey & Co., Dresden-A., Georg Schepeler, Hoflieferant, Frankfurt a M.

Digitized by Google

Holländisches Fischermädchen. Gemälde von Prof. Hans Herrmann.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 10, Juni 1906.

Simplicitas.

Roman von Hermine Villinger.

1.

Karlsruhe, 10. Oktober 18..

Liebe Lisbeth! Ach Lisbeth, gestern, am 9. Oktober, habe ich mein liebes Kloster verlassen. Ich möchte nie wieder einen solchen Abschied durchmachen müssen. 's war schrecklich! So drei Jahre, das ist halt ein Wort. Alle mères waren um mich versammelt im Sprechzimmer. Die révéreade mère setzte mir den Hut auf, mère Dominika zog mir den Mantel um. Dabei mußte ich mich furchtbar zusammennehmen wegen Papa. Ich wollte danken, immerfort danken, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Dann war mir auch wieder, als sähe ich alles wie aus weiter Ferne — die hohe Gestalt der révérende mère, die kleine, sich rasch um mich bewegende mère Dominika, die tiefblauen Augen meiner geliebten mère Clémence, und hörte ein Durcheinander von Stimmen, ohne etwas zu verstehen. Jemand nahm mich bei der Hand und führte mich zur Tür, wobei ich immerfort zurückschaute nach den schwarzen Schleiern mit den lieben Gesichtern. Sœur Marianne öffnete die Klosterpforte, und dann fiel sie hinter mir ins Schloß. Da stand ich nun draußen mit Papa in der Welt. Über entsetzliche Pflastersteine gingen wir, wobei ich mich immerfort umschaute nach dem lieben Haus mit den grünen Fensterläden. Man übte in den Musikzimmern: les cloches du monastère begleiteten mich durch die ganze Gasse. Furchtbar nahm ich mich wegen Papa zusammen, um nicht zu weinen. Es war mir auch gar nicht so wirklich zumute, sondern wie ein Traum. Auch während der ganzen Fahrt nach Hause. Fast komisch kam mir's manchmal vor, daß ich das sein sollte in dem schwarzen Mäntelchen und dem Hut mit dem blauen Schleier. Papa sprach mit einem Herrn. In Oos stieg der Herr aus und sagte auf einmal zu mir — denke Dir, wie entsetzlich: „Leben Sie wohl, mein junges Fräulein, Sie werden bald nicht mehr weinen, sondern tanzen." Ich war sprachlos, trotzdem erhob ich mich und machte ein tiefes Kompliment. Kaum war der Herr fort, fing Papa in seiner Ecke an zu lachen: „Machst Du immer so tiefe Komplimente?" fragte er. „Das ist ja kolossal."

„So haben wir's gelernt," sagte ich.

Und nun daheim, Lisbeth, — ich sollt' doch eigentlich glücklich sein, aber das dumme Heimweh, wenn das nicht wär'! Dauert's lang? Wenn ich denke, im Kloster wolltest Du sogar Karmeliterin werden, und dann, kaum warst Du ein Jahr draußen, hast Du Dich verlobt. Gelt, da war's aus mit dem Heimweh? Ich bin's ja auch gar nicht gewöhnt, eine Trauerweide zu sein,

Digitized by Google

ich sag' mir immer: sei doch froh, wieder bei Deinen Eltern am Tisch zu sitzen und so ein lieb's Stüble für Dich zu haben. Und droben beim Tantele wieder alles zu sehen, was mich in der Kindheit so erfreut hat, die alten, schönen Möbel der Großeltern und Tante Annas Bild, die so lieb und klug aus ihren blauen Augen schaut und leider Gottes, lang bevor ich auf der Welt war, hat sterben müssen. Plötzlich aber taucht dann irgend etwas vom Kloster vor mir auf — meine Schublade, oder der liebe, sonnenhelle Korridor, oder der Schrank in der großen Klasse. Hast Du jemals so recht gesehen, was alles für Herrlichkeiten hinter den Glasscheiben dieses Schrankes aufgespeichert sind? Ich weiß nur von einem Stein, sonst von nichts — ach Gott, da bin ich wieder mitten drin und hätt' Dir doch sonst so viel zu erzählen.

Hermann ist im Kadettenhaus und hat jeden Sonntag frei. Heute hab' ich ihn zum ersten Mal gesehen. Er ist ganz feierlich geworden. Als ich ihm einen Kuß geben wollte, sagte er: „Unsinn!"

Ach ja, und nach Weihnachten fängt die Tanzstunde an. Wie wenig locken mich die Freuden dieser Welt! Auch von der Nähstunde ist die Rede.

Schreib mir, sag mir, was ich machen soll, daß mein Herz nicht so schwer bleibt. Ob ich je wieder so froh werden kann wie im Kloster?

Gut' Nacht! Gut' Nacht! Hermann will noch schnell den Brief forttragen.

Deine Minz.

2.

Karlsruhe, 30. Oktober 18 ..

Überschriften sind mir ein Greuel. Ich meine dann gleich, ich müßt' einen Aufsatz machen. Also verlang' keine.

Du hast mich so getröstet, ich danke Dir tausendmal. Wirklich, Du glaubst, nur ein paar Wochen dauert's mit dem Heimweh? Das will ich einmal sehen. Es sind ja jetzt schon drei herum, und ich hab's noch immer.

Denke Dir, Lisbeth, neulich habe ich aus Versehen am Freitag Fleisch gegessen. Es kommt bei uns immer Fleisch auf den Tisch, und ich dachte nicht daran. Als ich weinte und sagte, ich habe eine Sünde begangen, lachte Papa mich aus. Und neulich habe ich Mama um vier Uhr morgens geweckt; ich dachte, es sei sieben Uhr, und ich wollte schon fix und fertig in die heilige Messe gehen. Mama war ärgerlich und schickte mich wieder zu Bett, und als ich drin lag, war ich furchtbar froh, daß es meine Pflicht war, zu gehorchen.

Nächsten Monat fangen also die Nähschule und die Tanzstunde an. Es heißt allgemein, dabei verliere man sein Herz. Lisbeth, Du hast es mir nie glauben wollen, aber ich sage Dir's jetzt in heiligem Ernst: ich gehe ins Kloster zurück. Ich kann nur im Kloster glücklich sein. Du kannst mir's fest glauben. Darum wirst Du mein Entsetzen vor der Tanzstunde, dem Theater und allen weltlichen Vergnügungen begreifen. O warum kann man nicht ewig Pensionärin bleiben, das wäre das Allerschönste! Immer Menschen um sich haben, die einen lieben und kennen und sich über nichts verwundern. Denn was ich jetzt in der Welt tue, das ist alles nicht recht — mein frühes zur Kirche gehen, daß ich mich von den weltlichen Vergnügungen, der Parade, der Langen Straße und so weiter fern halte — kurz, die Eltern, 's Tantele, meine frühern Freundinnen, alles findet mich unausstehlich, während sie mich doch im Kloster so lieb hatten.

Ich schreibe der révérende mère jeden Sonntag, der mère Clémence jeden Montag, und so die ganze Woche durch an jede mère. Es ist mir am wohlsten, wenn ich fortwährend mein Herz ausschütte.

Neulich bei Tisch fragte Papa, wie lang ich denn noch meine Klosterfrisur trage, und er wolle mich einmal in einem hübschen hellen Kleide sehen. „Das kommt alles mit der Zeit," sagte Mama. Jetzt, dachte ich, muß es heraus, und nahm all meinen Mut zusammen und erklärte: „Es ist nicht nötig, mir ein helles Kleid anzuschaffen, ich werde im Frühjahr ins Kloster gehen." „Aber doch nicht für immer?" rief Tantele aus. „Ja, für immer." Nun weinten wir alle, mit Ausnahme von Papa. Er sagte: „Wenn Du ins Kloster gehen willst, habe ich nichts dagegen. Vor einem Jahr aber ist nicht die Rede davon, und in diesem Jahr machst Du alles mit, was Deinem Alter zukommt." Hierauf verbat er sich für die Zukunft jede Heulerei bei Tisch.

Abends.

Denke Dir, Papa machte gleich ernst; ich konnte nicht weiter schreiben heute mor-

gen, ich mußte mit den Eltern spazieren gehen, und zwar auf die Parade. Es sind da sehr viele Menschen auf dem Schloßplatz, die einander fortwährend grüßen. Dazu Musik. Papa hielt mich schnell beim ersten Kompliment am Arm fest und sagte: „Halb so tief.“ Ich sah die Leute nicht an, aber die Musik gefiel mir sehr; es kam mir plötzlich so viel Leichtigkeit, ich weiß nicht, in die Seele oder in die Beine. Aber dann war mir wieder angst, ob das nicht Gefühle weltlicher Art waren.

Plötzlich sagte Mama: „Hast Du den jungen Leutnant gesehen, der eben gegrüßt hat?“ Ich sagte: „Nein.“ Sie erzählte mir, daß an meiner ersten heiligen Kommunion im Kloster die Frau Superiorin mir diesen Leutnant gebracht habe, in der Meinung, es sei Papa. Jetzt fiel mir alles wieder ein. Er hatte schwarze Haare, sah ganz jung aus und war der Bruder einer Mitschülerin, die gleich mir die erste heilige Kommunion machte. Wir kamen aus der Kirche ins Sprechzimmer, wo uns die Eltern und Angehörigen erwarteten. Da kam die révérende mère mit Josephinens Bruder zu mir und sagte: „Hermine, votre papa.“ Worauf ich antwortete: „Non, ce n'est pas papa.“

An dieser Parade war übrigens nichts Schlimmes, aber sonst, denke Dir, ich soll ins Theater, in die Tanzstunde — und meine Jugendfreundinnen, die so ganz andere Grundsätze haben als ich! — Ach, wenn ich Dich nicht hätte! Mama findet es unglaublich lieb von Dir, daß Du trotz Deines Bräutigams immer Zeit findest, mir zu schreiben. Weißt Du noch, wie Du am heiligen Abend als Engel des Friedens mit silbernen Flügeln auf der Estrade in der ersten Klasse saßest und ich als Hirte in einem dicken Mantel mit dem Stock neben Dir auf der Erde hockte? Es war, während die anderen sich noch fertig ankleideten. Da nahmen wir uns vor, einander ewig treu zu bleiben, und daß ich eines Tages zu Dir nach Bingen kommen müsse. Und nun soll es in Erfüllung gehen. Ist das nicht wunderbar? Ich darf nach Bingen zu Deiner Hochzeit. Alsdann nach dieser Freude sage ich der Welt Lebewohl. Deine Minz.

3.

Karlsruhe, 12. Dezember 18 . .

Guten Morgen, Lisbeth, ich sage Dir, so viel erlebt hab' ich wieder, weiß gar nicht wo anfangen. Erstens und vor allen Dingen: die Tanzstunde hat angefangen. Hurra, und ich hab' mein Herz *nicht* verloren! Keine Spur! Kein Bißchen! Gott sei Lob und Dank!

Eines Abends, nachdem wir Mädchen eingetanzt waren, ging die Tür auf, und die Herren spazierten herein, hintereinander, und jeder wurde vorgestellt und verneigte sich. Wie mir das Herz klopfte! Bei jedem dachte ich: ist's der? Nachdem sie aber alle ihre Verbeugungen gemacht hatten, wußte ich's, keiner ist's, und mir war vögelewohl. Weisch, so wie im Kloster, wenn man sich vor Ausgelassenheit ans Reck hängt oder durch den Garten saust, daß die Haar' fliegen.

Jetzt tanz' ich ganz vergnügt. Ich hab' sogar einen Verehrer. Tantele ist glückselig. Er ist eine gute Partie! Den ganzen Tag predigt sie mir, ich soll recht nett gegen ihn sein. Tantele ist ein wenig altmodisch und möchte mich modest und graziös haben. Aber sowie ich das Wort graziös hör', werd' ich rasend. Der Tanzstundlehrer hat mir gesagt, ich sei die beste Tänzerin. Das ist kein Wunder, es liegt in der Familie. Papa und Tantele waren ebenfalls die besten Tänzer ihrer Zeit.

Mama ist so froh, daß ich vergnügt bin und die Herren sich gern mit mir unterhalten. Ich glaube, sie hat gefürchtet, ich rede nichts. Ich hab' ihr auch den Gefallen getan und mir die Haare schneiden lassen. Alle jungen Mädchen in der Tanzstunde tragen einen Titus, nur ich hatte noch so brave Zöpfele, Papas Greuel. Jetzt bin ich ganz anders, denn ich wehre mich auch nicht mehr gegen hübsche Kleider. Hermann, der alle Sonntag aus dem Kadettenhaus kommt, sagte gestern: „Gottlob, jetzt siehst Du doch nicht mehr wie ein Christenlehrmädele aus.“ Es freut mich selber, daß ich jetzt nett bin. Glaubst Du, daß das meiner Seele schadet?

Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß auch die Nähschule angefangen hat. Weißt Du, mit allen denen, die mit mir in der Tanzstunde sind und früher mit mir in der Schule waren. Sie sind alle sehr hübsch und furchtbar weltlich. Von nichts als von den Herren wird gesprochen oder von Kleidern. Ich frage mich manchmal, ob sie niemals Kämpfe haben, und neulich beim

Digitized by Google

Nachhausegehen stellte ich diese Frage an Pauline.

„Kämpfe," sagte sie, „ja, mit Mama, wenn sie mir kein neues Kleid kaufen will." Ich habe auch Cäcilie gefragt. Sie steht mir am nächsten. Schon als ganz kleine Kinder sind wir zusammengekommen, und in der Schulzeit haben wir alles mögliche miteinander angestellt. Also ich habe sie gefragt, ob sie auch Kämpfe habe. „Jawohl," sagte sie, „ich möchte alle Touren mit meinem Tanzstundsverehrer tanzen, und Mama hat es mir verboten."

Du siehst, die alle können mich nicht verstehen. Es ist schon so weit gekommen, daß sie alle laut schreien, wenn ich nur vom Kloster anfange, und ich habe von einer von ihnen erfahren, daß sie mich alle abgeschmackt finden samt meinen ewigen Klostergeschichten.

Da ist mein Tanzstundsverehrer doch ein anderer, der hört mir immer ganz freundlich zu.

Ach Gott, Lisbeth, es ist so schön von Dir, daß Du mich nie langweilig findest. Und wenn Du die Dinge, die ich Dir anvertraue, nicht so arg findest, ist mir das eine wahre Wohltat. Ich bin manchmal so unglücklich, so gezerrt. Ich leide darunter, daß ich meine armen Eltern immerfort mit meinen Grundsätzen ärgere. Hast Du auch ein Büchle mit Grundsätzen? Mes résolutions. Acht eng beschriebene Seiten. Wenn ich hineinschaue, muß ich leider immer bemerken, daß ich nach allen Richtungen hin gefehlt habe. Hauptsächlich in der Sanftmut. Wenn man aber auch immer um sein Seelenheil kämpfen muß und lauter Dinge tun soll, die mit den résolutions nicht stimmen wollen. Zum Beispiel findet es Papa übertrieben, daß ich alle acht Tage beichten will und darum am Samstag nachmittag für nichts anderes zu haben bin. „Immer diese Beichterei," sagte er, „was hast Du denn zu beichten?" Ich sagte: „Acht Sünden." „Dann laß sie bleiben und hör auf, in den Beichtstuhl zu laufen," sagte Papa. Wenn unsere mères solche Worte hörten! Und da ist gar nichts zu machen, ich kann Papa nicht bekehren, er würde mich jagen.

Mama hat viel mehr Verständnis, aber heute sagte sie mir: „Du kannst Doch nicht immer alles nur Deinen Klosterfrauen recht machen wollen, Du mußt doch auch ein wenig an Deine Eltern denken."

Das hat mich ganz erschüttert. Kannst Du Dir einen fürchterlicheren Zustand vorstellen, als wenn niemand mit einem zufrieden ist? Manchmal in meinem Innern muß ich mille bombes et granats sagen und möchte aus der Haut fahren. Die mit mir im Kloster waren, Elisabeth, Karoline und Marie, machen merkwürdigerweise nicht den dritten Teil von dem durch, was ich durchmache. Marie ist schon ganz weltlich geworden, die beiden anderen sind sehr fromm und brav geblieben. Sie machen sogar noch die tiefen Komplimente, die ich abgelegt habe.

Richtig, das muß ich Dir noch sagen. Ich begegne manchmal auf der Straße jenem Leutnant aus dem Kloster. Er grüßt mich und lächelt dazu, was mich immer in eine fürchterliche Verlegenheit bringt.

Aber denke nicht, daß ich immer unglücklich bin, oft vergesse ich mich und bin ganz die Alte. Und auf wie vieles frei' ich mich! Zu Weihnachten wünsche ich mir: o Lisbeth, Lisbeth — meinen ersten Besuch im Kloster — Ich muß gerad schreien, wenn ich nur daran denk' — Und dann Deine Hochzeit im Frühjahr —

Gut' Nacht, gut' Nacht, à jamais

Deine Minz.

4.

Karlsruhe, 18. Dezember 18..

Eben erhalte ich Deinen lieben, lieben Brief. Ich probierte gerade eine Krinoline. Was, Du bildest Dir ein, Du habest mich lieber als ich Dich? Nicht um eines Flohes Größe. Brauchst Du mich vielleicht, muß ich Dir helfen, raten, beistehen? Drum war mir's so wohl im Kloster, da hatte ich zehn mères und zwei Dutzend Freundinnen. Was habe ich jetzt wieder hinter mir, die Bataillen nehmen kein Ende. Die Geheimrätin Vogel kam, eine Freundin von Tantele, und lud uns zu einer Abendgesellschaft für Samstag ein. Kaum war sie fort, sagte Papa: „Komm mir nur nicht wieder mit Deiner Beichterei." Ich sagte: „Aber ich war doch noch nie in einer Abendgesellschaft —" „Da fangst Du eben heute damit an," hieß es.

Nun war mein gutes, liebes Mamale so eifrig, mir ein hübsches Kleid auszusuchen. Sie und Tantele sprachen von

Digitized by Google

Nordseestrand. Gemälde von Prof. Hans Herrmann.

nichts anderem. Dann kam der Samstag, und Mama lag zu Bett an Kopfweh. Da wollte Papa auch nicht ausgehen, und ich ging allein mit Tantele. Ein mille fleurs-Kleidchen hatt' ich an, hellgrün. Vorher las ich in meinen résolutions immerfort die Stelle: „Ich werde keine Menschenfurcht haben und mich niemals meiner Religion schämen, sondern offenkundig meine Tischgebete verrichten, und mit besonderer Freude vor Andersgläubigen. Sollte es mich etwas kosten, denke ich an die ersten Christen."

Ach Lisbeth, auf dem ganzen Weg zur Geheimrätin Vogel sagte ich mir das vor, alle Heiligen rief ich zu Hilfe, unzählige Aves betete ich — meine Menschenfurcht wollte nicht weichen. Ich hatte Lust, auf und davon in die Nacht hinein zu laufen. Kurz, ich kann Dir gar nicht sagen, wie voll Menschenfurcht ich war.

Ich weiß nicht mehr, was im Anfang in der Gesellschaft geschah, ich glaube, es wurde Klavier gespielt. Dann führte mich ein schwarzer Herr, ein Referendär, zu Tisch, und es war mir, als würde ich gehenkt. Alles saß, nur ich stand noch, schlug mein Kreuz und betete. Ich bemerkte lauter glotzende Augen um mich her. Mit entsetzlicher Krampfhaftigkeit suchte ich an die ersten Christen zu denken, dabei aber sah ich Tantele in fürchterlicher Verlegenheit dasitzen, und unten am Tisch wurde gekichert. Als ich fertig war mit meinem Gebet, lachte alles. Da ergriff mich ein heiliger Zorn und ich sagte: „Lachen Sie nur, in der Ewigkeit werden Sie weinen." „Simplicitas," sagte der Herr neben mir, der mich zu Tisch geführt hatte. Die Geheimerätin Vogel lachte fürchterlich, und ihre Schwester, Fräulein Ernestine, verließ ihren Platz, umarmte mich plötzlich und sagte voll Rührung: „Hat sie nicht Ähnlichkeit mit Werthers Lotte?" „Ist das eine Verwandte?" fragte ich. „O sancta simplicitas," sagte jener schwarze Herr abermals, worauf alles von neuem in Lachen ausbrach.

„Du kennst nicht Goethes Werther?" rief Fräulein Ernestine aus. „Du mußt Goethes Werther lesen, mein Kind." Ich sagte: „Ich werde nie etwas von Goethe lesen, denn er ist ein Freigeist." Der Referendär fuhr laut lachend von seinem Stuhl in die Höhe und setzte sich wieder. Tantele sah wie geknickt aus, und ich nahm mir vor: ‚Nun sag' ich lieber kein Wort mehr,' und fing an zu essen, besonders vom Dessert. Ich weiß nicht, war es der Böse in mir, aber ich nahm mir fest vor: ‚Nach Tisch wird nicht gebetet.' Meinem Tischherrn gab ich auf alles, was er sagte, kaum eine Antwort. Tantele, die das merkte, blinzelte mir immerfort zu. Endlich, als er sagte: „Ich komme Ihnen, scheint es, recht böse vor?" gab ich ihm zur Antwort: „Ja, wie ein schwarzer Rabe." „Das ist ja entsetzlich," sagte er und lachte abermals. „Sie wünschen mich wohl ins Pfefferland?" „Ungefähr," sagte ich ernst.

Nach dem Abendessen wurde zu meinem großen Entsetzen getanzt. Ich bitt' Dich, im Advent! Ich setzte mich tief gekränkt zu Tantele. Alle Herren wollten mit mir tanzen. Ich blieb fest. Dann wurden Gesellschaftsspiele gemacht. Man mußte einen Menschen oder eine Sache erraten. Auch ich kam an die Reihe. Als ich fragte: Ein Mann? Nein. Eine Frau? Ja. Jung? Ja. Hier anwesend? Ja. Da wußte ich's plötzlich, machte einen Knicks und sagte: Simplizitas. Da klatschten sie alle in die Hände und lachten und schrien: Hoch! Hoch! Fräulein Ernestine drückte mich wieder ans Herz, und der Referendär kam plötzlich mit der Torte, kniete vor mir nieder, und ich mußte das Herz mitten herausnehmen, was ich dann auch aß. Und Tantele sah plötzlich vergnügt aus, und ich war auch vergnügt. So endete diese Gesellschaft. Papa dankte Gott, daß er nicht dabei gewesen war.

Das muß ich Dir noch erzählen. Unter anderm fragte mich Fräulein Ernestine, ob mein Herz noch frei sei? Ich sagte: „Nein, es gehört dem lieben Gott und wird nie einem Menschen gehören." Da brach sie in Tränen aus und deklamierte mit zitteriger Stimme:

O lieb so lang du lieben kannst,
O lieb so lang du lieben magst,
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo du an Gräbern stehst und klagst —

So ungefähr war's, was sie deklamierte. Und so altmodisch wie sie aussieht, mit ihrem verpfuschten Herzausschnitt und den großen Haarschnecken an den Ohren.

Es war mir so interessant, wie mir Tantele später in ihrem Zimmer allerlei Silhouetten zeigte von sich und ihren Freun-

Digitized by Google

dinnen, der Geheimerätin Vogel und der Fräulein Erneſtine, wie ſie noch jung waren. Köſtlich, ſage ich Dir: Tantele war am ſchönſten, ſo graziös; die Frau Geheimerätin gerad ſo eckig wie jetzt, und die arme Fräulein Erneſtine hatte ſchon mit achtzehn Jahren ein Geſicht wie ein Mops. Trotzdem hatte ſie eine große, unglückliche Liebe. Damals — es iſt natürlich furchtbar lange her — war Karlsruhe noch ganz klein. Abends ging man ohne Hut Arm in Arm in den Gaſſen ſpazieren und ſah auch ungeniert in der Nachtjacke zum Fenſter hinaus.

Da ging einmal Tantele mit der großen berühmten Schauſpielerin, der Frau Haitzinger, durch die Waldſtraße. Tantele und die ganze Stadt ſchwärmte damals für die Frau Haitzinger. Sie ſahen die Erneſtine in der Nachtjacke am Fenſter ſitzen, wie ſie den Mond anguckte und bitterlich weinte. „Erneſtine," ſagte die Frau Haitzinger, „grām Dich nicht, ich hab' gehört, er ſoll ein ganz roher Kerl ſein, am End' hätt' er Dich geſchlagen." „Ich weiß nicht," ſagte Fräulein Erneſtine, „ob mich das ſo angegriffen hätt', als daß er mich jetzt ſitzen läßt."

Überhaupt wußte damals immer die ganze Stadt alles, auch von Exzellenzens, die in der Waldſtraße wohnten und kein Geld und nur Schulden hatten. Darum konnten ſie keinen Diener halten. Wenn nun Seine Exzellenz ins Theater fuhr, ſo rief die Exzellenzin in die Küche hinaus: „Kathrin, zieh' Sie d' Hoſe an, der Pappe muß nach Hof!" Und die arme Kathrin mußte in die Livree ſchlüpfen und auf den Bock klettern und Seine Exzellenz nach Hof fahren. Das wußte die ganze Stadt und freute ſich drauf, und die Kutſcher wußten es auch, und die Kathrin kam immer dick verſchwollen vor Heulen nach Haus.

Ob Tantele geliebt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat ſie viel getanzt. Dann hat ſie ihren Vater gepflegt, der über achtzig Jahre alt geworden iſt. Als er ſtarb, war ſie fünfzig und zog zu den Eltern und hat ihnen geholfen, uns Kinder erziehen. Das war für Mama ein Glück, die immer ſehr zart war.

„Lieb's, herzig's Herminle," hat Tantele neulich zu mir geſagt, „ich bitt' Dich um alles in der Welt, heirate, denn es gibt kein traurigeres Los als das einer alten Jungfer." „Warum haſt Du denn nicht geheiratet?" fragte ich. „Ich hatte Pflichten," ſagte ſie. „Papa hat mich wohl einmal gefragt: Denkſt Du denn nicht ans Heiraten, Thereſe? Aber ich habe ihm geantwortet: Wo könnte ich glücklicher ſein als bei Ihnen, Papale?" Ach, wie untertänig war man damals ſeinen Eltern gegenüber! Ich glaube, man hat ſich vor lauter Reſpekt niemals erlaubt, übermütig zu ſein. Da bin ich aber froh, daß ich damals nicht auf der Welt war.

Tanteles heißeſter Wunſch iſt, daß ich mich für meinen Tanzſtundsherrn intereſſiere. Sie vergißt immer, daß ich ja ins Kloſter will. In der ganzen Familie wird ſo getan, als ſei das nur eine dumme Idee geweſen. Man ſpricht ſogar ſchon von den Bällen im nächſten Jahr. Gott weiß! Ich mach' die Augen zu und freu' mich auf Weihnachten. Die Eltern wiſſen ſchon von meinem Herzenswunſch, und es hat den Anſchein — ich darf — ich darf in mein geliebtes Kloſter. Dort ſollen ſie mich dann wieder in Ordnung bringen. Jetzt will ich mich einmal eine Weile nicht plagen und nicht beſinnen.

Schreibt Dir auf der Welt jemand längere Briefe? Du, es gibt Leute, die ſagen, wenn man verheiratet ſei, werde man ganz anders und wolle nichts mehr von ſeinen Freundinnen wiſſen. Denkſt Du, ich habe Angſt? Nicht einen Fingerhut voll. Halt mir eine Rede auf die Weihnacht, ſei ein wenig grob oder lach mich aus — denn ſiehſt Du — der große Saal mit den zwei langen Tiſchen und den vier ſtrahlenden Bäumen und all die glückſeligen Kinder und dazwiſchen nos mères und, und — kurzum, Du weiſch, 's zundelt wieder arg in der Herzgegend. — Wer nur das verflammte Heimweh erfunden hat!

Deine Minz.

5.

20. Januar.

Was mit mir iſt? Warum ich nicht ſchreib'? Iſt's denn ſchon ſo lang her? Wie's im Kloſter war, was ſie ſagten? Ach, Du lieber Gott, ſchön war's, wunderſchön. —

Alſo von vorne anfangen und nicht 's Kleinſte vergeſſen. Mit dem Zug 7^{40} fuhr ich ab. Ich war ſchon um ſechs Uhr fix und fertig und brachte wieder die ganze Familie durch meine Aufregung in Ver-

Digitized by Google

zweiflung. Und dann, Gottlob, ich war allein in einem Coupé und konnte nach Herzensluſt aufſpringen, ſeufzen, lachen, und manchmal machte ich Fäuſte vor Freude. Endlich kam ich an und lief wie wahnſinnig durch die enge Gaſſe, in die das Kloſter ſchaut. Ich heulte beim erſten grünen Fenſterladen, den ich ſah. Ich läutete an der Pforte — und dann — Gott, Gott! ich war ganz faſſungslos. Jemand brachte mir ein Brauſepulver. Alle mères um mich herum, und wie die Kinder ſchrien: Hermine, Hermine est là! Wie der Menſch nur ſo viel Glück aushalten kann! Der ganze Korridor war voll Sonnenſchein. Eine wundervolle Winterſonne hat mir der liebe Gott angeſteckt. Das erſte war, daß ich meine Schublade herauszog und ſie mit beiden Armen ans Herz drückte. Dann hing ich mich ans Reck und zog meine Krinoline aus, um wieder ganz Penſionärin zu ſein. Alsdann kam die große Beichte. Es war ein ſchönes Durcheinander. Zu den Füßen der révérende mère ſaß ich auf einem Schemel. Ich weinte fürchterlich, ich ſagte ihr, es ſei zu ſchwer, es den Eltern und dem Kloſter zugleich recht zu machen. Und daß mir die Eltern einen Theaterplatz genommen und ich von nun an hinein müſſe. Alles erzählte ich, und daß ſie mich Simplizitas nennen ſeit jenem Gebet vor dem Abendeſſen. Kurz, ich erklärte, ich möchte lieber gleich ins Kloſter gehen, da es mir zu ſchwer ſei, weiter zu leben wie bisher, wenn niemand mit mir zufrieden ſei. Ich geſtand offen, ich könne nicht mehr öffentlich beten in einer Geſellſchaft, es gehe über meine Kraft. Und denke Dir, Gott ſei Dank, es iſt mir erlaubt, in Zukunft leiſe für mich zu beten, wenn ich in Geſellſchaft bin. Auch ſoll ich das Theater beſuchen, weil die Eltern es wünſchen, aber nicht oft und mit großer Auswahl. Meine Hauptaufgabe ſei vor allen Dingen, eine gute Tochter zu ſein, an andres dürfe ich vor der Hand nicht denken. Jetzt hätte ich noch Heimweh nach dem Kloſter, nach der glücklichen Zeit meiner Kindheit. Erſt ſpäter, wenn dieſes Heimweh vorbei ſei, wäre ich imſtande zu wählen zwiſchen der Welt und dem Kloſter. Ach Gott, ſo leicht wurde mir, ſo leicht. Sie iſt eine Heilige. Niemand hat, ſeit ich vom Kloſter fort bin, ſo gütig zu mir geſprochen.

Dann war es ganz das gleiche mit mère Clemence, auch ſie gab mir tauſend gute Ratſchläge, ebenſo mère Dominica, mère Ignace.

Während der recréation ſchlich ich mich hinauf auf den Korridor. Ich hatte eine ſolche Sehnſucht nach Stille. Die Kinder waren im Garten. Ich bildete mir ein, ich ſei nie fort geweſen und ginge da herum wie früher. Ich trat in die große Klaſſe, ſah alles, jedes Taburett, mit Liebe an und hielt mich lange vor dem großen Schrank auf. Aber wieder konnte ich nicht herausbringen, was alles drin war, denn vor meinen Augen lag's wie ein Schleier. Nun ging ich langſam den Korridor entlang, guckte in die zweite Klaſſe — ach, alles ſo vertraut! und blieb dann vor der Tür der communautée ſtehen. Ich nahm die Türklinke in die Hand und ſtellte mir vor, wie ich dieſe dann ſo oft berühren würde und daß ich dann vielleicht mère Marguerite bin. Aber in demſelben Moment erfaßte mich ein großer Schmerz. Mamas Tränen fielen mir ein, und ein entſetzlicher Gedanke erfaßte mich: wie ſollte ich denn glücklich ſein können, wenn Mama unglücklich war?

Dann kamen die Kinder herauf geſtürmt, umringten mich, und ich durfte in der Klaſſe neben mère Dominica ſitzen; und vor meiner Abreiſe war ich noch lange mit mère Clemence zuſammen. Sie iſt voll Sorge um mich, hauptſächlich wegen des Theaters. Sie ſagte beim Abſchied: „Wenn ich doch erſt ruhig um mein Kind ſein könnte!"

Ich begreife gar nicht, warum ſie immer dieſe Angſt um mich hat; Du, Lisbeth?

Aber diesmal kam ich doch anders nach Haus als das erſtemal. Weißt Du, damals konnte ich mich nicht einmal vor Herzweh über meine Eltern freuen, und jetzt freute ich mich ſo, wie Mama und Tantele an der Bahn ſtanden.

Seither bin ich ſo vergnügt, ſo erleichtert, ich weiß nicht, was das iſt. Ich ſoll es ja den Eltern recht machen, und ſo füge ich mich in manches, wogegen ich mich früher geſträubt habe. Z. B. ich ſage kein Wort mehr, wenn am Samstag irgend etwas unternommen werden ſoll, und neulich, denke Dir, bin ich mit Papa ſogar im Theater geweſen. In der Afrikanerin. Es hat mir gar nichts gemacht. Ich habe es gleich ins

Digitized by Google

Kloſter geſchrieben. Im Anfang hatte ich fürchterliches Herzklopfen, aber dann habe ich alles vergeſſen, und ich war ganz entzückt, wenn ich auch nicht alles verſtanden habe.

Unter den Offizieren in den vorderen Reihen im Parkett ſah ich plötzlich Leutnant Rot. Und denke Dir, er ſah mich mit dem Opernglas an. So etwas iſt doch unerhört. Und der ſchwarze Rabe, jener Referendär, der mich bei der Geheimerätin Vogel ſo blamierte, ſaß in unſerer Loge.

Weißt Du, was er zu mir ſagte? „Guten Abend, Fräulein Simplizitas.“ Da habe ich ihm geantwortet: „Dieſe Zeiten ſind vorbei.“ „Oho!“ ſagte er. Worauf ich antwortete: „Jawohl.“

In der Nähſtunde ſticke ich jetzt Dein Brauttaſchentuch. Ich mache Dich aber darauf aufmerkſam, daß es nur für die Tränen iſt. Eigentlich hätte ich es für mich behalten und Dich damit überraſchen ſollen. Aber ich kann es nicht. Ich bin jetzt ſehr vergnügt in der Nähſchule und auch in der Tanzſtunde. Neulich war Kotillon, da hat mein Verehrer und noch ein anderer Herr eine Bärenmaske aufgehabt, und in einem Tragkorb hatten ſie eine Menge Bonbons. Ich holte mir immer. Mit Bonbons iſt er mir ſehr angenehm.

Ich kann es gar nicht erwarten, Lisbeth, bis ich endlich Deine Eltern und Geſchwiſter kennen lerne. Und dann, nach Eurer Hochzeitsreiſe, das mußt Du mir feſt verſprechen, kommt Ihr einmal zu mir. Hermann iſt köſtlich. Wenn Beſuch da iſt und er kommt herein, ſtößt mich Papa immer an und murmelt: „'s fehlt nur die Zitron'.“ So feierlich verneigt er ſich, mit einem Geſicht wie einer, der kondoliert. Aber wenn wir Händel haben, iſt er immer der Anſtändigere, ich bin viel zorniger. Meine Schulfreundinnen ſagen, er ſei ſo förmlich, als habe er früher nie mit ihnen geſpielt. Das hat er von Mama; Mama iſt auch ſo zurückhaltend, beinahe ſcheu, aber nie noch habe ich ein böſes Wörtle von ihr über irgendeinen Menſchen gehört. Mit Papa und Tantele wirſt Du Dich ſchneller daheim fühlen.

Du ſagſt, ich ſoll nur ja eine Arbeit mit nach Bingen bringen, Deine Mutter könne nicht ſehen, wenn ein junges Mädchen nichts tut. Jeſſes, und ich tu' ſo gern nichts. Handarbeiten ſind mir ein Greuel. 'rum rennen und Briefe ſchreiben, das iſt mir das liebſte. Wenn ich mit Mama ausgehe, haben wir einen Pakt geſchloſſen. Ich bleibe mit ihr vor den Kleiderläden ſtehen, dafür muß ſie mit mir vor den Bilderläden ſtehen bleiben. Kleider ſind mir ganz egal, dafür ſorgt Mama. Und Tantele auch noch. Großer Gott, wenn nur das Probieren nicht wär'!

So, nun weißt Du wieder alles. Biſch zufrieden? Ich wollt Dir's geraten haben. Du ſchreibſt faſt nie über vier Seiten, aber ich murre nicht, weil Du Braut biſt und weil Du keine Ratſchläge von mir brauchſt. Sage mir in Deinem nächſten, ob Du's für eine Sünde hältſt, daß ich ſo gern auf der Gaſſ' bin und ſo ungern ſtill ſitz'. Immer hat's geheißen, wie ich noch klein war, ich hab' kein Sitzleder. Und Du weißt, welche Verſuchung der Korridor im Kloſter für mich war. Es iſt ſo angenehm, wenn ich weiß, daß das, was ich gern tue, keine Sünde iſt. Ich liebe Dich. Ich umarme Dich! Ich bin ewiglich

Deine Minz.

6.

6. Februar 18..

Lisbeth, pour l'amour du ciel, wie mère Hortenſe ſagt, ich bin ja ſo begeiſtert, ich kann Dir ja gar nicht ſagen — weißt Du, ſo was Herrliches — Heut iſt außerdem mein Geburtstag, und die Geheimerätin Vogel ſpeiſt mit uns — Weißt Du, daß mère Clémence recht hatte — weißt Du, daß ich ganz hingeriſſen bin — Ich habe einen ganz zerknirſchten Brief ins Kloſter geſchrieben. Aber, es hilft nichts, ich bin doch hingeriſſen. Großer Gott, wenn ſie eine Ahnung hätten, ich wäre eine Verlorene in ihren Augen. Denke Dir, mère Clémence, die mir ſchreibt, ich ſolle niemals aus eigenem Antrieb ins Theater gehen — und nun — Ja ſo, ich habe Dir ja noch gar nicht geſagt: Alſo in Minna von Barnhelm war ich. Mit Papa. Er hat mir geſagt, es ſei ein durchaus braves Stück, ich könne ruhig ſein. Aber auf dem ganzen Weg ins Theater hat er geſcholten, daß ich nichts von Minna von Barnhelm wußte. Was ich denn für Literaturſtunden gehabt hätte, ich ſei ja von der Unwiſſenheit eines neugeborenen Kindes.

Digitized by Google

Ich rechtfertigte mein Kloſter, indem ich Papa ſagte, daß wir in der Literaturſtunde ſehr oft den Dialog von Tellheim und der Dame in Trauer geleſen haben (weiſch noch, wie langweilig?).

Nun aber, ich ſage Dir, Frau Lange — Frau Lange als Minna von Barnhelm! Wie eine Königin! Und doch ſo lieb und herzig — Ich vergaß die Welt, ich vergaß das Kloſter — alles vergaß ich — Papa ſtieß mich manchmal an, beſonders als ich laut heulte beim Pudel — Weißt Du, der Juſt, der war gerad zum Freſſen — ich kann Dir nicht ſagen, wie der Juſt war, man muß es geſehen haben. Ach und der Wachtmeiſter, der goldig' Wachtmeiſter! So 'was Biederes — Ich hab' die Franziska begriffen. Weißt Du, die war ſo lieb, ſo kräftig, ſo herzig! Ich kann Dir gar nicht ſagen, alle haben mich begeiſtert, auch der Tellheim. Aber obenan ſteht Frau Lange. Dann kommt der Juſt, Herr Lange, dann die Franziska, Frau Schönfeld, aber zugleich mit ihr Herr Boulliot als Wachtmeiſter.

Es war ein Applaus, geradewegs hinreißend — Und ſo moraliſch — Wenn Du verheiratet biſt und nach Frankfurt kommſt, geh nur gleich in die Minna von Barnhelm. Ich muß heute immerfort ſagen: Herr Wachtmeiſter, braucht Er keine Frau Wachtmeiſterin? und lauter ſo Sachen — Indem ich ſchreibe, hab' ich Muſik in allen Gliedern. Eben ſchellt's gräßlich; wenn's ſo gräßlich ſchellt, das iſt immer die Geheimerätin Vogel.

* * *

O Lisbeth, ich ſage Dir, die Geheimerätin und Papa! Einzig! Weißt Du, was er ſagte? „Wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß, hätt' mir das Mädel nicht in die Minna von Barnhelm dürfen. Seit geſtern hör' ich kein anderes Wort als: Frau Lange, Frau Lange!" „Gerad ſo ging mir's mit der Haitzinger," ſagte die Geheimrätin, „mei Haitzinger, mei Haitzinger! Die als Franziska — 's ganz' Theater hat gejubelt. Ich behaupt', mit unſerer Haitzinger iſch der Humor aus unſerer Stadt fortgezogen. 's hat halt nur *eine* Haitzinger gegeben."

„Bitte," fiel ihr Papa ins Wort, „es gibt auch nur eine Louiſe Neumann; ihr Lorle, als ſie ſpäter bei uns gaſtierte, war das non plus ultra." „Nun ja," gab die Geheimerätin zu, „die Neumann war vortrefflich, aber —" „Viel mehr," warf Papa ein, „ſie war die Anmut in Perſon. Ich ſtand damals an der Spitze ihrer Verehrer, ich war noch unverheiratet. Ich ſpeiſte im Deutſchen Hof. Da waren zwei Tiſche, an dem einem ſaßen die Verehrer der Hernani, am andern die der Neumann." Papa lachte. „Wir haßten uns förmlich. Einmal war großer Skandal, als ich eintrat, da fing ich unter der Tür an zu ſingen:

In dieſen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht.

Und alles löſte ſich in Gelächter auf." „Ach Papa, Du biſt ja gerad wie ich!" rief ich glückſelig aus. Die Geheimerätin nickte: „Ja, lieber Oberauditor, Sie dürfen gar nichts ſagen, Sie waren ein Mordsſchwärmer." „Wenn ich nur ans Goßmännle denke," warf Mama ein. Jetzt lachte die Geheimerätin, ach wie lachte ſie. Papa machte ihr eine Fauſt. „Unterſtehen Sie ſich." „Doch, doch, 's wird erzählt; ganz närriſch war er, Dein Papa, wie 's Goßmännle vor ein paar Jahren hier gaſtiert hat." „Wir waren's alle," ſagte Mama, „nicht wahr, Tantele, an jenem Abend nach der Grille — weißt Du noch?" Tantele nickte. „Ich ſchlief die ganze Nacht nicht." „Und dann, o und dann?" fragte ich. „Dann habe ich mir einen Spaß gemacht," ſagte die Geheimerätin, „und eine Photographie vom Goßmännle gekauft; eine Nichte hat mir müſſen den Brief dazu ſchreiben, ſo als käme er vom Goßmännle. Mein liebenswürdiger Verehrer, lautete die Überſchrift —"

„Ich hab' gleich den Braten gerochen," ſagte Papa.

„Eine Weile ſchwankten wir aber doch," meinte Mama. „Das iſt das Bildchen, das in Papas Zimmer hängt," rief ich aus. „Papa. Papa, jetzt zank' Du mich wieder, wenn ich von der Frau Lange ſprech', oder von der révérende mère oder mère" — „Clémence," fiel mir Papa ins Wort, „ſchenk uns die Litanei — Sie aber, Geheimerätin, Sie haben mir was Schönes eingebrockt — trotzdem" — Papa erhob ſein Glas: „Die treue Hausfreundin ſoll leben!"

Digitized by Google

„Herminle," sagte die Geheimerätin, „siehst Du, so war er immer. Als ganz junger Mann — er ist zwölf Jahr jünger als ich — es gab keinen Ball — damals tanzte man bis tief in die vierzig — Dein Papa hat mich immer geholt — und nota bene. ich war keine leichte Tänzerin." „Die Unterhaltung war's beste," gab Papa zu, „im Tanzen blieb Therese die Unerreichte, das muß ihr sogar der Bruder zugestehen." Tantele wurde rot. Die Geheimrätin aber rief: „Herminle, Du hättest Deine drei Tanten in ihrer Jugend sehen sollen! Wie Du auf die Welt gekommen bist, bin ich an Deiner Wiege gestanden und habe Dir gewünscht: Erstens die Schönheit Deiner Tante Caton, zweitens den Geist Deiner Tante Anna und drittens die Grazie der Tante Therese." „Es ist aber gar nichts in Erfüllung gegangen," sagte Papa. „Bis aufs Tanzen," warf ich ein. „Und dumm ist sie auch nicht," sagte die Geheimerätin. „Herminle, Herminle, sieh Dich vor und heirat nicht in den Tag hinein. Ich war zweimal verheiratet und kann Dir sagen, es ist ein Unternehmen, und Schiller hat ganz recht, wenn er sagt: ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet!' — Der Gedanke, meinem ersten Mann im Paradies zu begegnen, hat mir schon oft 's Sterben verleidet." „Sie können ganz ruhig sein, Frau Geheimerätin," sagte ich, „ich werde mich nie verheiraten." „O Kind, Du weißt nicht, was Du sagst," fiel mir Tantele in die Rede, „ein lediges Frauenzimmer ist überall zu viel. Ich hab' es ja so gut getroffen bei Euch, aber nicht allen geht es so." „Das ist wahr," sagte die Geheimrätin, „zum Beispiel meine arme Erneſtine hat's recht bös bei mir getroffen. Zuerst war sie meinen beiden Seligen eine Last, und jetzt händeln wir den ganzen Tag. Trotzdem bleibe ich dabei: eine unglückliche Ehe ist noch ärger."

So endigte dieses Mittagessen. Nicht wahr, wundervoll?

Aber nun, siehst Du, nun freu' ich mich aufs nächste Theater und soll doch niemals aus eigenem Antrieb ins Theater gehen. Was soll ich nur machen? Nicht mehr die Wahrheit sagen — aber das geht doch nicht — Schnell, schnell — setze Dich hin und schreib mir, was ich tun soll, und der Himmel erleuchte Deine Seele. Amen.

7.

1. März 18..

Du Liebe, Du Gute, Du Einzige! Trotz Deiner Aussteuer und nahen Verheiratung sorgst Du so schwesterlich für meinen Seelenfrieden! Ich kann Dir nur sagen: Gott vergelt's!

Ich habe mère Clémence geschrieben, daß ich jede Woche einmal ins Theater gehe. Sie findet das sehr viel, und ich schrieb einfach: Die Eltern wünschen es. Dies ist durchaus wahr. Aber ich sagte nicht, daß ich es auch wünsche, ersehne, und mich wie ein Narr auf meinen Theatertag freue. Und ich sage auch nichts von den Stücken, in die ich gehe. Es nagt mir am Gewissen, das kann ich Dir sagen, aber ich habe mir vorgenommen, bei meinem nächsten Besuch im Kloster alles zu beichten. Sieh mal, ich kenn' ja die Stücke gar nicht. Neulich bin ich ganz ruhig in die Räuber gegangen. Von Schiller ist ja immer gut gesprochen worden im Kloster. Das Stück hat mich furchtbar erschüttert. Ich wußte mir vor Schmerz um den alten Vater gar nicht zu helfen. Herr Lange war ein Teufel. In der Nacht fuhr ich immer aus dem Schlaf und glaubte die hohle Stimme aus dem Gefängnis zu hören. Jemand in der Loge sagte zu mir: „Aber Sie armes Fräulein, Sie weinen sich ja halb tot" — Geh nur nie in die Räuber, Lisbeth, 's bringt einen halb um. Ich konnte nicht das geringste zur Nacht essen.

Jetzt kommt eine große Kaffeevisite, alle durcheinander, die Weltlichen und die Klösterlichen — zwanzig Stück. Es gibt eine wundervolle Merinkentorte. — Fortsetzung folgt.

* * *

Heute ist schon der vierte. In diesen Tagen habe ich Entsetzliches erlebt. O Lisbeth, wie traurig ist das Leben! Wie weh kann es einem tun! Ich will mich fassen und in Ordnung erzählen. Das ist noch das Schrecklichste, daß mir der Schmerz nicht einmal von den Weltlichen kam.

Also man legte in meinem kleinen Schlafzimmer ab. Elisabeth kam zuerst. Sie ist mir von denen, die mit uns im Kloster waren, die liebste und stand mir am nächsten. Auf einmal bleibt sie vor meinem Schreibtisch stehen und sagt: „Was, Du hast Frau Lange zwischen dem Jesu-

Digitized by Google

kind und dem heiligen Johannes hängen.“ „Warum denn nicht?“ sage ich. „Eine Schauspielerin,“ rief sie aus. „Aber eine sehr edle,“ sagte ich, „hast Du sie denn nie gesehen?“ „Du weißt doch,“ gab sie mir zur Antwort, „ich gehe nie ins Theater.“ Dann kamen die anderen, und bald saß die ganze Gesellschaft beisammen, und wir waren lustig und vergnügt. Auf einmal fragt mich Pauline: „Wie haben Dir denn die Räuber gefallen?“ Noch bevor ich eine Antwort geben konnte, schrien alle die vom Kloster: „Was, was, Du warst in den Räubern!“ Und Elisabeth sagte: „Das ist entsetzlich!“ Jetzt lachten die von der Tanzstunde, und böse Sticheleien flogen hin und her. „Betschwestern!“ sagten die einen, „Weltkinder!“ die anderen. Glücklicherweise kam die Merinkentorte und erregte die allgemeine Bewunderung. Alle, sogar Elisabeth, wurden sanfter. Aber sie ging sehr früh fort, und ihr Gesicht hatte einen furchtbar ernsten Ausdruck. Jetzt aber kommt die Hauptsache: Ach Lisbeth, heute früh bekam ich den ersten wirklich strengen Brief von mère Clémence. Sie habe gehört, ich hätte das Bild einer Schauspielerin zwischen dem Jesuknaben und dem heiligen Johannes hängen. Was aber noch ärger sei, ich sei in den Räubern gewesen. Vier Seiten voll Vorwürfe, man sieht meine Seele schon halb verloren. ‚Ist das unser Kind,‘ heißt es, ‚auf das wir so große Hoffnungen setzten?‘ —

Du kannst Dir denken, Lisbeth, wie mir zumute ist. Natürlich sage ich den Eltern nichts von diesem Briefe. Ach, ich muß mich ganz entsetzlich verstellen, damit sie von meinem Schmerz nichts merken. In meiner Verzweiflung hab' ich ein Gedicht gemacht, was mir das Herz sehr erleichterte. Hier schreibe ich es Dir ab.

Mein erster Schmerz.

Wo ich gute Herzen finde, schließ' ich mich so gerne an,
Traue, liebe, möcht' beglücken, möcht' erfreuen wie ich kann.
Aber einmal, als ich wieder so ohn' Argwohn hab' vertraut,
Hat man schlecht darob gesprochen, mich getäuscht, wo ich geglaubt.
Das hat tief in mich geschnitten, wie ein Abgrund lag's vor mir.
Daß so böse sind die Menschen, konnt' ich's doch nicht glauben schier.
Nein, komm wieder, lieb Vertrauen, ohne dich, wo blieb der Mut?
Alle, alle andern Menschen, o gewiß, die sind noch gut.

Elisabeth sah ich nicht seither. Sie kam sonst fast jeden Tag ein Stündchen. Als Mama fragte: „Was ist denn mit Deinem Engel Elisabeth?“ fuhr es mir heraus: „Ich mag sie nicht mehr leiden, sie klatscht alles im Kloster.“ Da sagte Mama: „Es wird Dir mit allen so gehen, die Du für Engel hältst. Eines Tages sind's Menschen. Aber das waren sie immer, und Du hast gar kein Recht, Dich darüber zu ärgern.“ „Ja, aber Mama,“ rief ich aus, „soll ich am End' gar Elisabeth nachlaufen, nach dem, was sie getan hat?“ „Nein,“ sagte Mama, „aber wenn sie kommt, sei freundlich.“ Harte Nuß, aber ich will's tun.

Du, und gestern abend in der Tanzstunde hat mich mein Verehrer plötzlich gefragt, wie ich übers Heiraten denke. Ich habe ihm gesagt, daß ich vorderhand überhaupt keine Zeit hätte, ans Heiraten zu denken. Du begreifst doch, gelt, wie vieles mir jetzt wichtiger ist? Ich will auch erst von Dir erfahren, ob's Verheiratetsein überhaupt schön ist. Lieber Himmel, wie geht's doch drunter und drüber in mir! Ich kann gar nicht mehr so recht mit Bestimmtheit sagen: ich geh' ins Kloster. Das Leben ist so interessant. Auch möchte ich, bevor ich mich fürs Kloster entscheide, so gern Frau Lange kennen lernen. Denke Dir, wenn sie mit ihrer schönen Stimme einmal etwas zu mir sagte! —

So, jetzt ist mir's wieder ganz leicht, und als ich zu schreiben anfing, lagen einige Zentner auf meiner Seele. Wie gut ist's doch, daß ich ein so liebes Beichtschwesterle an Dir habe. Du wirst mir nie etwas bös auslegen; das weiß ich.

Deine Minz.

8.

3. April 18..

Heute ist Sonntag mit Hermanns Freund und einem ungeheuern Apfelkuchen. Es muß alles ungeheuer sein, wenn die Kadetten kommen.

Ich muß Dir einen schönen Traum erzählen. Ich saß des Abends lange im Halbdunkeln droben bei Tantele, und sie erzählte

Digitized by Google

von Tante Anna. Immer gelernt hatte sie und dann ein Institut gegründet in Rastatt. Und wie nun alles wundervoll war, die Kinder sie unbeschreiblich liebten und Tantele den Haushalt führte — alles lange vor meinem Dasein — legt sich Tante Anna hin und stirbt. Im Bett, vor dem Einschlafen, dachte ich voll Sehnsucht an sie, und dann träumte mir, jemand kam und rief: „Komm schnell herüber ins Institut, Deine Tante Anna ist jetzt Vorsteherin." Mein Erstaunen war unbeschreiblich. Ich flog. Im Institut standen eine Menge Lehrerinnen in einem Zimmer, und als ich fragte: „Wo ist denn meine Tante Anna?" sagten sie: „Sie wird gleich kommen." Mit einem Male stieg ein Schreibtisch langsam aus der Erde, an dem Tante Anna saß, wie auf dem Bild, in dem blauen Kleid, die Ärmel oben eingefaßt und bauschig herunterfallend, und dem weißen, breiten, mit einer Spitze besetzten Kragen. Sie sah mich lächelnd an mit ihren so lieben blauen Augen. Da erfaßte mich ein unbeschreibliches Glück, ich flog ihr an den Hals, hielt sie fest und sagte ihr unter Tränen ins Ohr: „Aber rechnen kann ich nicht" — darauf hörte ich wie aus der Ferne ein silbernes Auflachen und erwachte. Es war mir so leid, wie gerne hätte ich noch weiter geträumt. Ach wie oft träumt mir so wunderschön, ich bin dann ganz glücklich und das Leben kommt mir unendlich kahl vor, wenn ich aufwache.

Elisabeth kommt wieder; sie muß meinen, daß sie recht getan und daß es überhaupt ihre Pflicht sei, mir aufzupassen. Sie sieht sich bei uns immer mit so großen Anzeigaugen um, und ich glaube, es ist ihr leid, daß sie nicht alle Augenblick wie im Kloster sagen kann: Vous avez une mauvaise note. Sie wird eine der ekligsten Klosterfrauen werden, die es gibt, und ich bin froh, daß sie sich ein andres erwählt hat als das unsrige. Es sind vier Schwestern mit einer Mutter. Diese reibt immer etwas mit einem Handtuch ab, wenn man hinkommt, entweder eine Tasse oder ein Glas oder ein Porzellanfigürchen. Zwei Söhne sind schon Mönche, und die Töchter wollen auch alle ins Kloster. Ich gehe sehr gern des Nachmittags hin, wenn sie Kaffee trinken. Das ist dann so: Zuerst verschwindet die Mutter, dann eine Tochter, dann noch eine, bis nur noch Elisabeth da ist. Plötzlich kommt die Mutter wieder und riecht nach Kaffee, dann verschwindet auch Elisabeth, und nach einer kleinen Weile tauchen sie nacheinander alle wieder auf.

Aber weißt Du, man muß gerecht sein. Es sind sehr brave, fleißige Mädchen und sie tragen ihre Mutter auf Händen. Sie gönnen nur niemand etwas.

Das ist gerade das Gegenteil bei Pauline. Dort ist man immer willkommen. Gleich heißt's: Setz Dich an den Tisch. Und sie haben immer gute Sachen. Aber denke Dir, neulich kam Paulinens Papa herein, und zu meinem großen Erstaunen sagten sich ihre Eltern sehr unfreundliche Sachen. Ich war so erschrocken, ich wagte kaum zu atmen — Eltern, die sich unfreundliche Sachen sagen — so etwas hätte ich nie gedacht.

Bei uns geht es gut, nur Dine ist krank. Das tut uns allen so leid. So eine brave, liebe, gescheite Katze gibt's gar nicht wieder. Plötzlich zog sie sich auf den Speicher zurück. Denke Dir, wo sie immer, ihr ganzes Leben mit uns in den Zimmern war! Jetzt ist sie nicht mehr vom Speicher herunter zu bringen. Dort sitzt sie auf einem Balken, wir bringen ihr zu fressen und besuchen sie oft. Auch Hermann schleicht hinauf des Sonntags. Man redet dann mit der Dine wie mit einem Menschen, und sie klagt einem ihr Leid. Sobald Mama einmal einen Nachmittag eingeladen ist, wird Papa heimlich die Dina umbringen lassen.

Am 7. April, an unserm dreiteiligen Namensfest — Papa, Hermann und ich — bekommen wir immer eine Sandtorte von der Geheimerätin Vogel. Mama und Tantele haben es furchtbar wichtig, ich wette, ich bekomme ein schönes Kleid für Deine Hochzeit. Ach und 's Tantele, jetzt liegt sie mir immer in den Ohren, ich möchte mich doch bei Deiner Hochzeit verlieben. Gerade so hat sie mir's früher mit dem Lernen gemacht.

So, nun schreib' ich Dir eine Zeitlang nicht mehr. Du sollst Dich jetzt ohne Störung auf Deinen neuen Lebensberuf vorbereiten. Daß ich schon acht Tage vor Deiner Hochzeit nach Bingen kommen darf, um noch eine Zeitlang mit Dir zu sein, ist einzig lieb von Dir. Mama hätte es nicht

Digitized by Google

Milchmarkt in Amsterdam.

Gemälde von Prof. Hans Herrmann.

Digitized by Google

zugegeben, wenn Du sie nicht so sehr darum gebeten hättest. Also ich bring' ein paar Handarbeiten mit, wegen Deiner Mutter. Jesses, wie freu' ich mich! C'est énorme! Muß Dir auch viel, viel von Frau Lange erzählen. Ich sah sie wieder und wieder, und in jeder Rolle war sie himmlisch.

Ja, das muß ich Dir noch erzählen. Neulich Abend schellt's wieder fürchterlich. Wer ist's? Die Geheimerätin mit ihrem Mädchen, das zwei Bilder trägt: „Kinder," sagt die Geheimerätin ganz außer Atem, „ich bring' Euch mein Vermächtnis, es sind die zwei Markgrafen, haltet sie in Ehren, bei mir haben sie keinen Platz mehr, ich muß ausziehen. Gut' Nacht." Fort war sie.

Aber jetzt endlich leb wohl. Wie wunderschön, wenn man sagen kann: auf Wiedersehen. Deine Minz.

9.

Bingen, den 12. Mai 18..

Wie vermisse ich Dich, liebe, liebe Lisbeth! Als ich vom Tisch weg lief, um nach Dir zu sehen, weg warst Du. Ich wollte heulen, aber die andern sagten, bei einer Hochzeit lache man. Es war ja auch himmlisch, so alle wieder beisammen zu sehn, die alten Klosterkinder — weißt Du noch, an der Bahn, als wir Maria, die die letzte war, abholten, das Geschrei, die Glückseligkeit! Lenchen wurde ganz verlegen und sagte: „So kommt doch fort, seht Ihr denn nicht, wie die Leute über Euch lachen." —

Morgens trinke ich aus Deiner Tasse Kaffee, und wir sind immerfort eingeladen und machen prachtvolle Ausflüge am Rheinufer hin, oder fahren über zum andern Ufer. O Gott, der Rhein! Wie schön ist die Welt! Ich geh' nicht ins Kloster! Ich geh' nicht ins Kloster! Bloß weil die Welt so schön ist, darum bleib' ich in der Welt! Gott hat sie ja erschaffen! Ich kann morgens nicht schnell genug aus dem Bett herauskommen, so freu' ich mich. Da geht dann schon der Herr Doktor nebenan mit der Pfeife und im Schlafrock vor dem Haus auf und ab, und wenn er mich sieht, nennt er mich „'s Schwäbche". Wie verehre ich Deinen Vater mit seinem lieben Lächeln. Er ist zu herzig gegen uns Mädels, und wie Deine Mutter für uns sorgt und Dein liebes Lenchen! Und weißt Du, wie köstlich dieses Zusammensein mit Maria, Else, Anna und Wilhelmine. Wir finden uns gar nicht verändert und schwätzen und singen die alten Klosterlieder und sind von unbändiger Glückseligkeit. Montag nach der Hochzeit waren wir in Mariental, was Herzigeres hab' ich nie gesehen. — Gestern, das war himmlisch, eine so wässerige Partie habe ich in meinem Leben noch nicht gemacht. Zuerst war's ganz schön, wir fuhren im Nachen nach Schloß Rheinstein. Wie ein Traum war's — von den Fenstern der Burg dieser Blick über den Rhein — was hast Du für eine Heimat! Daß man's da nur in den Zimmern aushält, wenn's draußen so herrlich ist! Dann gingen wir über den Berg zum Schweizerhäuschen, wo wir uns tüchtig labten. Auf dem Weg zum heilig Kreuz brach das Wetter los. Mit Kübeln hat's gegossen, und plötzlich entstanden Flüsse, über die wir hinweg springen mußten und oft hineinpatschten. Dazu der gelbe Lehmboden. Wir waren schmutzig bis an die Knie, und lustig, sag' ich Dir, und bis auf die Haut naß. Deine Eltern standen unter der Tür, als wir anmarschierten, und waren voll Angst. Wir mußten uns natürlich von Kopf bis zu den Füßen umkleiden und sind alle am Leben geblieben.

Heut regnet's, und wir sitzen bei der Arbeit. Sobald aber Deine Mutter draußen ist, zieh ich schnell ein Büchle 'raus und les' den andern was vor. Ich hab' Frühlingsphantasien geschrieben vor lauter Glück über die Herrlichkeit der Welt. Morgen kommt die Trennung.

Du lieber Gott, da fällt mir ein, verliebt hab' ich mich wieder nicht; hab's ganz vergessen über all dem Plaisier. Kommt's heut nicht, kommt's morgen. Mir pressiert's nit. Also am Schluß der Hochzeitsreise kehrt Ihr in Karlsruhe ein. Das ist ausgemacht. Darauf freut sich wie nit gescheit

Deine Minz.

10.

30. Mai 18..

Weißt Du, liebe, verheiratete Lisbeth, was furchtbar merkwürdig ist: ich habe nie ein Abenteuer. Einmal hätte ich fast eins haben können, es ist aber nichts daraus geworden. Es war, wie ich allein von Bingen heimreiste. In Mainz mußte ich aussteigen und auf den Zug warten. Ich setzte mich auf eine Bank vor dem Wartesaal. Vor

Digitized by Google

mir ging ein junger Mann auf und ab; immer kürzer wurden seine Schritte, immer enger umkreiste er mich. Dabei sah er mich entsetzlich durchdringend an. Ich dachte voll Schrecken: Was tu' ich, wenn er mich anredet? Was muß man in einem solchen Falle tun? Ich hatte keine Ahnung. Auf nichts ist man doch vorbereitet im Leben. Jetzt stand er hart vor mir: „Mein Fräulein," sagte er. In demselben Augenblick öffnete sich die Tür des Wartezimmers, und zwei barmherzige Schwestern spazierten heraus. Sie kamen auf die Bank zu, und die eine setzte sich rechts von mir und die andere links. Der junge Mann verschwand, und ich stieg mit den Schwestern in ein Coupé. Wir unterhielten uns sehr gut; wenige Stationen vor Karlsruhe stiegen sie aus. Die Ältere, zu der die andre ‚Frau Oberin' sagte, küßte mich rechts und links auf die Wange und sagte: „Gott segne Sie, mein Kind." Das war mein Abenteuer.

Nachträglich muß ich Dir noch sagen, wie gut mir's bei Deinen Eltern gefallen hat, wie ungemein herzig ich Deine Großeltern finde und überhaupt dies liebe gastliche Haus am Rhein. Ach und daß Ihr Hühner im Hof habt — und wie schön, wenn Lenchen den großen Hahn zankte: „Ei Holländer, was fällt Dir denn ein?" Und Bello, und der schöne Garten, der zum Berg hinauf steigt! Ich seh' immer Deinen Vater, wie er unter seinen Blumenbeeten steht und mit dem Finger droht: „Da hat mir die Mutter wieder ein paar Radieschen unter meine Aurikel geschmuggelt — Ei ei ei — Wenn sie nur ihre Gemüschen aubringen kann —"

Es war eine köstliche Zeit, ich komme mir so reich vor inwendig nach all dem Lieben und Schönen, das ich erleben durfte. Und daß Ihr hier waret und nun auch meine Eltern kennt und 's Tantele und Hermann, wie freut mich das! Mama hat Dich tief ins Herz geschlossen. Ihr habt ja auch immer miteinander zu tuscheln gehabt. Tantele sagte immerzu: „Ein herziges Pärle, ein herziges Pärle!" Verzeih, daß ich mich jetzt noch freue, daß Dein Mann eine Geschäftsreise machte und Du die zwei Tage bei mir bleiben durftest. Es hat mich furchtbar interessiert, was Du mir über meine Eltern schreibst, daß Dir die Wahl weh tut zwischen der Güte und Rechtlichkeit der Mama und dem Humor von Papa. Und daß Dir auch Tantele und Hermann und alle sympathisch waren. So, so ordentlich und reinlich ist es bei uns, daran habe ich nie gedacht. Und Mama und Tantele sehen so fein und gar nicht spießig in ihren Hausanzügen aus? Alles das ist mir neu. Was Dich befremdet hat, daß man bei uns nie zusammensitzt und plaudert, sondern nach den Mahlzeiten auseinandergeht, das fällt mir jetzt auch erst auf. Das ist bei Euch anders. Es ist vielleicht schöner, wie es bei Euch ist, wo immer alles im Eßzimmer beisammen sitzt. Aber es ist auch schön, wenn jeder machen kann, was er will.

Nun, wie ist's Verheiratetsein? Sag mir's genau. Wenn ich mir vorstelle, ich müßte jetzt immer an einen Haushalt denken —

Dagegen denke ich immerfort ans Theater. Neulich hab' ich's gebeichtet. Gottlob, mein Beichtvater ist vernünftig. Du weißt, es ist der Herr Oberstiftungsrat. Hab' ich Dir erzählt, wie ich einmal als Kind in der Religionsstunde nichts wußte und sagte: „Gerad das Sätzle ist mir nicht in den Kopf gegangen." „Ich glaube, der ganze Katechismus ist voll von Sätzle, die Dir nicht in den Kopf gehen," sagte er, „jetzt bleibst Du heute einmal von zwölf bis eins in der Klasse und lernst diese Sätzle." Also ich bin allein und alles ist still. Die Klassentür ist zugeschlossen. Ich nehm' meine Schultasche, mach 's Fenster auf, werf' die Schultasche hinunter, setze mich auf das Gesimse und will mich gerad hinunterschwingen, wer kommt um die Ecke — der Herr Oberstiftungsrat. „Potztausend," sagt er, „wart, ich helf' Dir —" drunten bin ich. „Mach, daß Du heim kommst," ruft er mir nach. Du siehst, das ist der richtige Beichtvater für mich.

Das wollt' ich Dir auch sagen, in der Nähstunde wird's jetzt immer netter — bis auf die Hemden, die ich nähen muß — Nivelnaten sind etwas Entsetzliches — Aber wir sprechen jetzt hauptsächlich vom Theater. Ach und das ist so schön. Mit denen vom Kloster kann man ja nie vom Theater sprechen, da muß ich mich hüten. Aber die in der Nähschule sind jetzt ganz glücklich, daß ich nicht mehr da sitze wie eine Heilige. Es sei entsetzlich gewesen. — Ach Lisbeth, die Stelle aus unserm Abendgebet:

Digitized by Google

Was nützt es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an ſeiner Seele aber Schaden leidet — fällt mir oft ſiedend heiß ein. Denn es iſt doch eigentlich kein gutes Zeichen, daß die Weltlichen mich auf einmal nett finden. Wie denkſt Du über dieſen Fall, ſoll ich mich beunruhigen? In ewiger Ratloſigkeit

Deine Minz.

11.

20. Juni 18..

Lisbeth, Lisbeth, was muß ich Dir erzählen! Wundervolles — Gott im Himmel droben, wie ſchwer iſt's doch, wenn man alles auf einmal ſagen möchte und ſoll in Ordnung erzählen. Ich fahr' immerfort aus der Haut 'raus und wieder 'rein vor Ungeduld. Alſo: Ich ſah Frau Lange als Konſtanze in König Johann — himmliſch — als Eboli in Don Carlos und dann als Iphigenie — unbeſchreiblich — Ihre Iphigenie ſchlug dem Faß den Boden aus. Es mußte etwas geſchehen. Ich vertraute mich Marie. Ihr Vater iſt im Schloß angeſtellt. Ich kaufte einen wunderſchönen Strauß, und nachmittags vor fünf gingen wir an ein Fenſter des Theaterganges, von wo aus man die Künſtlerinnen aus dem Wagen ſteigen ſieht, wenn ſie zu tun haben. Vorher hab' ich dem Theaterdiener den Strauß gegeben und ihm geſagt, er ſolle ihn Frau Lange beim Ausſteigen überreichen mit einem ſchönen Gruß von einem jungen Mädchen — Nun ſtanden wir oben am Fenſter. Ach, Du glaubſt nicht! Endlich kam der Wagen. Der Theaterdiener öffnete den Schlag, den Strauß auf dem Rücken. Erſt ſtieg Frau Baldenecker aus, dann Frau Schönfeld, 's Boſtle und endlich Frau Lange. Da hielt er ihr den Strauß hin. „Von wem?" fragte ſie. Und der Elende deutete mit dem Daumen herauf zu unſerem Fenſter. Wir fielen vor Schreck platt auf den Boden. Dann aber war ich unendlich glücklich. Es war etwas geſchehen, mein Herz hatte Luſt! Luſt! Luſt!

Lisbeth, jetzt ſetz Dich, ſonſt fallſt Du um — Eines Tages komm' ich von der Nähſchul' heim. „Weißt Du, wer da war?" fragte Mama. „Frau Lange, um ſich für einen Strauß zu bedanken, und ich hab' kein Wort davon gewußt." Mache Dir einen Begriff von meinem Zuſtand. Was ſollte ich ſagen? Ich ſagte nichts. Iſt das nicht rührend von den Eltern, ich wurde kein Bißchen geſcholten. Wenn aber auch Papa etwas geſagt hätte!

„Übermorgen um zwölf," ſagte Mama, „darfſt Du ſie beſuchen."

Es war an einem Donnerstag. Steſanienſtraße 9. Ich ſchellte. Und nachdem ich geſchellt hatte, überkam mich plötzlich eine furchtbare Luſt davon zu laufen. Ich unterdrückte dieſes dumme Gefühl und trat ein. Von dem Salon, in dem ich ſtand, ſah ich nichts. Plötzlich erſchien ſie, und ich hörte zum erſtenmal ihre liebe Stimme im gewöhnlichen Leben. Sie lächelte ungeheuer lieb, und plötzlich war ich gar nicht mehr blöde, ſondern erzählte ihr vom Kloſter. Denke Dir, ſie iſt auch in einem Kloſter erzogen. Ganz ſchlicht trägt ſie's Haar und hat ſo ſchöne dunkle Augen. Und ſo einfach wie ſie iſt, ſo ganz einfach und kann doch wie eine Königin ſein. Ihre Stimme iſt wie Muſik, wie eine tiefe, ſchöne Glocke. Sie fragte mich, ob ich liebe Freundinnen habe. Ich ſagte: „Eine Menge, meine beſte aber iſt Lisbeth, die vorigen Monat Hochzeit hatte. Da war ich dabei." „Sie iſt gewiß noch ſehr jung?" fragte Frau Lange. „Achtzehn Jahre." „Das iſt zu früh. Wie alt ſind Sie?" „Siebzehn." „Siebzehn Jahre," rief ſie aus, „Sie dürfen noch nicht ans Heiraten denken, mein Kind." Ich ſagte ihr, vorderhand habe ich an weit Wichtigeres zu denken.

Wenn ich aufſtehen wollte, mußte ich immer wieder ſitzen bleiben, und die ſo unendlich intereſſante Unterhaltung ging weiter.

„Kommen Sie recht bald wieder," ſagte Frau Lange.

Nach ungefähr vier Tagen wollte ich wieder hin. „Was fällt Dir ein," ſagte Mama, „vor acht Tagen iſt keine Rede davon."

Ich wählte wieder den Donnerstag. Da hatten wir im Kloſter des Nachmittags immer frei, und darum liebe ich dieſen Tag noch aus Gewohnheit. Auf dem Hinweg, in der Steſanienſtraße, iſt ſo ein ſchmaler Weg zwiſchen zwei Häuſern. Der führt in einen Garten. Ich ging in das Gärtnerhaus, klopfte an eine Tür, trat ein und ſagte: „Guten Tag, haben Sie Roſenknöſple?" Da ſitzt ein Herr an einem Schreibtiſch, wendet ſich um und ſagt: „Sie

Digitized by Google

sind ja selbst ein Rosenknösple.“ Da sah ich, ich war an die falsche Türe geraten und lief davon. Die Rosenknösple hab' ich aber doch noch bekommen, denn der Gärtner begegnete mir im Flur. Ich möchte immer mit Blumen zu ihr kommen.

Ach Lisbeth, in meinen résolutions heißt's: „Ich werde mich nie an eine Kreatur hängen. Gott soll meine einzige Liebe sein in alle Ewigkeit.“ Wo hätt' ich gedacht, als ich im Kloster mein Heftchen mit diesen résolutions schrieb, daß es einmal so schwer sein würde, allem nachzukommen?

Weißt Du, was Frau Lange zu mir gesagt hat? Sie wolle mich ein wenig anders machen, wirklicher, so dürfe man nicht in seinen Illusionen dahin leben. Ja, Lisbeth, was meinst Du, wenn ich anders bin, da wirst Du gucken. Ich bin so gespannt. Ich nahm einen Anrenn' und schrieb alles ins Kloster. Aber weißt Du, von der ganzen Straußgeschichte habe ich nichts gesagt, nur daß ich Frau Lange jetzt kenne, daß sie auch in einem Kloster war, daß ich sie sehr verehre. Und in meinen résolutions heißt's: „Ich werde immer ganz offen gegen meine chères mères sein, nicht das geringste werde ich ihnen verschweigen.“ Ach, dieses kleine blaue Heftle!

Und weiter heißt's: „Ich werde niemals an den frivolen Vergnügungen dieser Welt teilnehmen.“ Was ist denn aber frivol? Das Theater oder die Unterhaltungen in der Nähschule, wo meistens von Herren gesprochen wird? Sag' mir doch, wie Du hierüber denkst. Du hast jetzt Zeit. Wenn Dein Mann im Geschäft ist, kannst Du den ganzen Tag Briefe schreiben.

Du, denke Dir, wir gehen im Juli nach Baden-Baden. Mama, Tantele und ich. Ich freu' mich schrecklich. Es soll wundervoll sein. Und weißt Du, ich träume von einem Abstecher ins Kloster. Ach ja, ach ja, trotz aller weltlichen Anwandlungen, an meiner Liebe hat sich nichts geändert. Die mères wiedersehen, alles wiedersehen, ist immer das gleiche unaussprechliche Glück.

Deine Minz.

(Fortsetzung folgt.)

Dein Bild.

Weißt Du, wie lieb Dein Bild mir war?
Es hing an meiner Wand.
Ging ich vorbei, so sah's mich an
Mit Deinen Augen, liebster Mann ...
Doch als Du mir die Treue brachst,
Da hab' ich es verbrannt.

Kennst Du den kleinen Spiegel noch,
Der mir vom Gürtel hing?
Wir sahn so oft zu zweit hinein:
Er schien für unser Glück zu klein ...
Und weil Du mich vergessen hast,
Zerbrach das falsche Ding.

Nun hab' ich alles gut zerstört. —
Ein andres Bild bleibt doch:
Ich hab' Dich heut im Traum gesehn
Ganz fern von mir vorübergehn ...
Und weil ich Dich so sehr geliebt,
Wollt' ich, ich träumte noch.

Lüning.

Digitized by Google

Stilleben. Gemalde von Prof. Hans Herrmann.

Digitized by Google

Historische deutsche Wirtshäuser.

Von P. Grabein.

Seit alters her steckt dem deutschen Mann der Hang zu „kontemplativer Trinkung“ im Blute, und seit grauen Zeiten hat man daher im deutschen Vaterland anheimelnde Stätten geschaffen, wo es sich behaglich beim Gläschen sitzen läßt, wo eine gemütliche, trauliche Stimmung aus dem umgebenden Raum überfließt auf den Gast. Und das Schicksal, das mit so manchem ehrwürdigen Denkmal vergangener Tage fühllos umgesprungen ist, hat es in dieser Beziehung merkwürdig gut gemeint mit dem Deutschen; es ist, als ob es eine zarte Rücksicht auf diese seine Neigung genommen hätte, so überraschend groß ist die Zahl der alten Wirtshäuser, die uns noch erhalten sind.

Besonders ist es der Süden unseres Vaterlandes, wo wir solche finden, und das ist wohl begreiflich. Hat doch hier gerade im Mittelalter das Kulturleben in höchster Blüte gestanden und auch auf diesem Gebiete seine Spuren hinterlassen. Ein allbekannter, poesieverklärter Name mag da den Anfang machen, wenn freilich der Ort auch nicht mehr innerhalb der Reichsgrenzen liegt. Aber urdeutsch ist es doch, das „Batzenhäusl“ in Bozen, der Stadt des deutschesten aller Minnesänger, Walthers von der Vogelweide; treu und fest steht es seit Jahrhunderten hier auf der Grenzwacht wider das Welschtum, zugleich eine rechte Hochburg mannhaft-fester und froher deutscher Art.

Das Batzenhäusl in Bozen. Gemälde von Anna Rothe.

Man kann sich auch kaum einen anheimelnderen, zum behaglichen Verweilen mehr einladenden Ort denken als das „Batzenhäusl“. Mitten in einer schon ganz italienischen Umgebung winkt diese reizvolle, intime Zecherklause den von Norden herzuwandernden Deutschen freundlich zu sich, ihm in der Fremde eine Heimat bietend. Urtraulich sind die einzelnen Räume, alle im altdeutschen Stil eingerichtet, mit den Butzenfenstern, die nur ein gedämpftes Licht einfallen lassen, mit den vielen dämmrigen, lockenden Zechwinkeln. Seinen besonderen Reiz empfängt das Haus aber durch die Gaben allbekannter Künstler, die hier seit Jahrzehnten treue Gäste sind und ihrer Begeisterung für den roten Magdalener durch zahlreiche Spenden wertvoller Bilder, Skulpturen, Skizzen, Zeichnungen usw. beredten Ausdruck verliehen haben.

Da finden wir Kunstwerke von Defregger, Grützner, Uhde, Herm. Kaulbach, A. Seitz, A. Braitz, L. Voltz u. v. a.; den Malern haben sich mit interessanten Einzeichnungen ins Fremdenbuch die Dichter gesellt, so z. B. Paul Heyse, Hans Hoffmann (der mit seinem köstlichen Bozener „Weinmärchen“ dem Batzenhäusl ja ein literarisches Denkmal gesetzt hat), Hans von Hopfen, Hartleben, Ganghofer, Martin Greif, Anna Ritter und Max Halbe. Ihnen allen sind vom Wirt Ehrensitze oder Ehren-

Inneres des Batzenhäusl in Bozen.

becher gewidmet worden, ebenso wie andern berühmten Gästen, so Rudolf Virchow und einer größern Zahl von Fürstlichkeiten, die im „Batzenhäusl" eingekehrt sind, unter den letzteren auch der tapfere Battenberger Alexander Fürst von Bulgarien.

An dieser trauten Stätte voll von Erinnerungen und künstlerischem Schmuck schlürft der Zecher nun die edelsten Weine des Etschlandes, außer dem vielgepriesenen Magdalener und dem Terlaner, das Drachenblut, den Malvasier, Kretzer und Bernstein. Was Wunder, wenn da die Augen bald jugendlich aufleuchten, und bald, nach echt deutscher Art, das deutsche Studenten- und Volkslied erklingt! Da rückt man die Tische flugs zusammen, und ein Band herzlich-froher Gemeinschaft, deutschen Stammesgefühls schlingt sich um Reichsdeutsche aus Nord und Süd, Ost und West, und Tiroler und Österreicher! Wahrlich, Paul Heyse hat recht mit dem, was er rühmend dem „Batzenhäusl" ins Fremdenbuch geschrieben hat:

„Das Bozner Batzenhäusl,
Das sei mein Standquartier.
Ist kein alltäglich Beisel,
Manch Wackren trifft Du hier.

Professor'n, Künstler, Dichter,
Geheimeräte gar.
Ein mannigfach Gelichter,
Das mehrt sich Jahr für Jahr.

So möge der und jener
Sich hier des Lebens freu'n,
Bei jungem Magdalener
Und firnem Walther-wein."

Von Bozen nach Norden hinauf, der uralten Völkerstraße über den Brenner folgend, kommen wir hinein ins Bayernland, nach München. Hie Bozen, hie München — hie Wein, hie Bier! so lauten die beiderseitigen Parolen, und demgemäß lenken wir den Schritt in der bajuvarischen Hauptstadt, dem Troß aller zureisenden Fremdlinge folgend, hin zum Hofbräu. Auch hier ist geweihter Boden, eine Art uraltes Lokalheiligtum der Münchener. Freilich der stolze Palast, den wir heutzutage dort sehen, ist ein im Jahre 1896/7 ausgeführter Um- und Neubau der alten Baulichkeiten; aber diese haben ein ehrwürdiges Alter. Anno 1589 hatte sich Herzog Wilhelm V. von Bayern das Bräuhaus hier angelegt, zunächst für den Bedarf seines Hofes; allmählich hat sich dann daraus ein öffentlicher Ausschank entwickelt. Echt Münchener Volksleben spielt sich heutzutage im Hofbräu ab, zumal in den unteren Räumen und im Hof. Da kann man im rauchgebräunten, dämmrigen Saal mit seinen tief eingebauten Nischen voll Rembrandtschem Halbdunkel oder in den Arkaden des Hofes draußen so manches Münchner Original entdecken. Das Charakteristischste aber, eben nur in Bayern mit seiner alles nivellierenden Biergemütlichkeit denkbar, ist wohl der Ministerstammtisch in einem dieser Parterreräume, wo nebenan Droschkenkutscher und Dienstmänner ihre Maß trinken.

Das Bayerland ist überhaupt reich an alten Wirtshäusern, ganz besonders seine ehemaligen Reichsstädte, wo einstmals ja ein höchst entwickelter Handel und Verkehr das Aufblühen solcher Stätten besonders begünstigte. So finden wir denn in Nürnberg, um nur zwei von der großen Zahl hier zu nennen, das „Bratwurstglöckle" und ihm gerade gegenüber das „Goldene Posthorn".

Wer in Nürnberg war, kennt auch unfehlbar das „Bratwurstglöckle“, das an der Moritzkapelle (bei der Sebalduskirche) angebaute Wirtshäuslein mit seinen zwei gemütlichen Gastzimmerchen, jedes gerade so groß wie etwa ein Omnibuswagen. Schon in die Zeit vor 1487 fällt sein Entstehen, damals war es eine sogenannte Garküche, wie es deren mehrere in Nürnberg gab. Da es die Metzel-Gerechtsame hatte, so wird es vermutlich schon in jenen Zeiten die guten Bratwürstel den Gästen dargeboten haben, die ihm Ruhm und Namen eingetragen haben. Daß das alte Häuschen ehedem das Beinhaus des Friedhofs der Sebalduskirche gewesen sei, ist dagegen eine ebenso unbegründete Sage wie die Überlieferung, daß Albrecht Dürer und andere berühmte Männer Nürnbergs in jener Zeit Stammgäste des Bratwurstglöckle gewesen sein sollen. So ist denn auch der dort den Gästen gezeigte Doppelbecher, aus dem angeblich Dürer und seine Frau bei guter Laune gemeinschaftlich tranken, den sie aber bei Gewitterstimmung getrennt benutzten, natürlich nicht historisch.

Das „Goldene Posthorn“, wie schon bemerkt gerade dem Glöckle gegenüber gelegen, erfreut sich gleich hohen Alters. Es stammt aus der Zeit vor 1498, von wo die erste Urkunde datiert, es darf sich somit rühmen, wohl die älteste, urkundlich beglaubigte deutsche Weinkneipe zu sein. Das eben erwähnte interessante Dokument, eine Urkunde über den Verkauf des Posthorns, bildet das erste Glied einer langen Reihe ähnlicher vergilbter Schriftstücke, die sich durch die Jahrhunderte hindurch im Besitz des Hauses erhalten haben und heute, verwahrt in einem Glasschränkchen, einen ehrwürdigen Schmuck des vorderen Gastzimmers bilden. Kein zweites Wirtshaus dürfte wohl auch wie das „Post-

Das Münchener Hofbräuhaus.

Das Bratwurſtglöckl in Nürnberg.

horn“ in der Lage ſein, die ganze ſtattliche Reihe der „Ahnen“ des gegenwärtigen Beſitzers ſeit faſt einem halben Jahrtauſend ununterbrochen nachzuweiſen; es iſt alſo eine Kneipe echt ariſtokratiſcher Art. Fehlte ihr noch etwas zu ihrem Ruhme, ſo hat kein geringer als der Meiſterſinger von Nürnberg, Hans Sachs, dieſem Mangel abgeholfen, indem er ſie literariſch verherrlicht hat. In ſeinem Schwank, dem „Krämerskorb“ (geſchrieben 1554) wird des „Gulden Horns“ dreimal Erwähnung getan, allerdings als eines Lokals, wo beim Becher zugleich lebhaft geſpielt wurde. Es iſt wohl anzunehmen, daß der wackere Meiſter ſolche Behauptung nicht auf leeres Gerede hin aufgeſtellt haben, ſondern ſich manchmal beim Trunk im „Goldnen Poſthorn“ ſelbſt vom Treiben dort überzeugt haben wird; ebenſo werden ſicherlich Meiſter Albrecht Dürer, der ja ganz in der Nachbarſchaft ſein Haus hatte, und die Künſtler der gegenüberliegenden Sebalduskirche, Peter Viſcher und Adam Krafft, hier manchen Schoppen nach getaner Arbeit getrunken haben.

Das „Goldene Poſthorn“ hat ſich ſeitdem durch ſchlechte und gute Zeiten in Blüte und Anſehen bis auf unſre Tage erhalten,

Inneres des Nürnberger Bratwurſtglöckl.

und auch jetzt noch darf es sich einer großen Zahl berühmter Besucher erfreuen, wie seine Fremdenbücher beweisen. Ganz besonders hat sich der verstorbene Staatssekretär v. Stephan im Posthorn heimisch gefühlt, ebenso wie die Dichter Emanuel Geibel und Allmers. Die Verse, die der greise Marschensänger hier am 27. und 28. November des Jahres 1895 ins Fremdenbuch eingetragen hat, lauten:

Hausurkunden des Goldenen Posthorns in Nürnberg.

„Jegliche Lust verwelkt und verblüht,
Doch nimmer die Freud am Menschengemüt"

und:

„Jahrhunderte hat hier gezecht
In deutschem Wein Geschlecht auf Geschlecht,
Drum ehrt auch Ihr den geweihten Ort
Und gleich den Vätern zechet fort.
Ehrt Ihr den Ort mit solchem Brauch,
Ehrt Ihr zugleich die Väter auch!"

Der jetzige Inhaber des altehrwürdigen Hauses, Herr Hans Näpflein, hat mit feinem Blick und liebevoller Mühe den reichen künstlerischen und historisch-denkwürdigen Schmuck des Lokals wesentlich vermehrt und zugleich dessen architektonische Innen-Ausgestaltung erneut, besonders mit der Einrichtung des reizenden, festlichen Salons des ersten Stocks im Biedermeierstil. Mit ihm wetteifert seine liebenswürdige Gattin Frau Margarete, eine rassige Schönheit, die schon manch Künstlerauge zum Nachbilden begeistert hat, den Gästen ihr Haus zu einem wahren Heim zu machen. Kein Kellnerfrack stört hier dem Zecher die behagliche Stimmung, die Wirtsleute bedienen den Gast in Person.

Auch die alte freie Reichsstadt Regensburg ist reich an historischen Wirtshäusern; ja sie birgt in ihren Mauern das einstmals berühmteste Hotel Deutschlands, das „Goldene Kreuz", die „Kaiser- und Fürstenherberge" seit alters her. Leider hat das altehrwürdige Haus mit dem 15. Juni vorigen Jahres seine Bestimmung als Hotel verloren, aber noch existiert die Restaurationswirtschaft in seinen Hofräumen. Angemessen seiner einstigen stolzen Vergangenheit ist Aussehen und Herkunft des Hauses. Mit seinem massigen Aufbau, der ernsten Gliederung der Fassade, den wehrhaften Zinnen und dem trutzigen Turm gleicht es, anstatt einem Gasthause, dem wohlbefestigten Stadtschloß eines alten Patriziergeschlechts. Ein solches ist es denn auch ursprünglich gewesen,

Das Goldene Posthorn in Nurnberg

nämlich der im XIV. Jahrhundert entstandene Sitz des edlen Geschlechts der Weltenberger. Seit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts diente das Haus bereits als Herberge, aber eben als eine solche allervornehmsten Stils. 1531 logierte hier nachweislich der erste gekrönte Gast, König Ferdinand I., und seitdem ist es bis auf die letzten Jahre unserer Zeit ununterbrochen das Absteigequartier fürstlicher Herrschaften gewesen.

Einen Glanzpunkt dieser ruhmreichen Hausgeschichte bildete die häufige und lange Anwesenheit des allmächtigen Beherrschers der Alten und der Neuen Welt, Kaisers Karl V., der hier während verschiedener, weltgeschichtlich bedeutender Reichstage sein Hoflager hielt, nämlich in den Jahren 1532, 1541 und 1546. In diesem Jahre spielte sich auch, und zwar gerade in den Mauern des „Goldenen Kreuzes," jene berühmte Liebesepisode zwischen dem gealterten Kaiser und der schönen Barbara Blombergh ab, und im „Goldenen Kreuz" war es wiederum, wo diese seinem Sohne, dem nachmals so gewaltigen Kriegshelden Don Juan d'Austria, dem Sieger in der Türkenschlacht von Lepanto, das Leben schenkte. Ein Relief-Medaillonbild und eine Versinschrift an der Fassade des Hauses erinnern noch heute den Beschauer daran.

Gastzimmer im Weißen Hahn in Regensburg.

Jahrhunderte hat das „Goldene Kreuz" sich so seines Glanzes erfreuen dürfen, wie gesagt noch bis in die allerletzten Jahre hinein. Allein von 1819 bis 1886 hat das Haus an 500 fürstliche Gäste beherbergt. Einige denkwürdige Auszüge aus dem Fremdenbuche seien hier gemacht: 1823: Le Comte de St. Leu (König von Holland) et son fils Louis Napoléon (der nachmalige Kaiser) de Corsica allant à Marienbad. — 1842 (bei Gelegenheit der Einweihung der Walhalla bei Regensburg) Ludwig I. von Bayern mit fünf andern königlichen Herrschaften. — 1857 weilten hier Erzherzog Maximilian von Österreich, der unglückliche spätere Kaiser von Mexiko, und seine junge Gemahlin Charlotte auf ihrer Hochzeitsreise. — 1863: 19. Juli, König Wilhelm I. und Herr v. Bismarck, auf der Reise nach Gastein. — 1865 (20—23. Juli) König Wilhelm I. inkognito als Graf v. Zollern. — 1867: Kaiser Franz Joseph. (Während des Aufenthalts empfing der Monarch grade hier die Nachricht von der Ermordung seines Bruders in Mexiko.)

Ein sehr originelles altes Wirtshaus besitzt Regensburg ferner im „Weißen Hahn". Es ist früher ein — Gotteshaus gewesen; noch jetzt lassen die hohen Spitzbogen und Fenster das erkennen. Schon an die dreihundert Jahr dient der Raum aber seinem weltlichen Zwecke (wie übrigens noch eine zweite ehemalige Kapelle der Stadt, der jetzige „Thomaskeller"); an die frühere Bestimmung gemahnt noch folgender Spruch an der Wand:

„Wo eben Du Dein Glas geleert,
Ward „Unser Herr" dereinst verehrt.
Drum denk ans Sprüchlein: „Trink und iß,
Den lieben Gott mir nit vergiß!" —

„Zu Augsburg im ‚Goldnen Stern'" — wer kennt nicht das alte Lied? Und doch ist stark enttäuscht, wer heutzutage wirklich vor dem altberühmten Wirtshaus steht — einem kleinen, ganz unansehnlichen Häuschen, an dem nichts irgendwie Charakteristisches ist. Nur im Innern erinnern zwei Bilder an die einstige Bedeutung des Hauses, das um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein Treffpunkt für die Künstler der damaligen Kunstakademie in Augsburg und daher auch für die Fremden war.

Dagegen besitzt Augsburg in seiner „Weiberschule“ noch heute eine sehenswerte, historische Kneipe; ein reizvoll geschnittener Erker schmückt die hübsche alte Fassade des Hauses, das schon seit 450 Jahren steht. Auch die Wirtschaft ist alt, seit 1651 eine solche mit Weinausschank. Der originelle Name wird damit erklärt, daß in jener frühen Zeit auch die Frauen der Bürger gern dem süßen Wein aus Bozen zusprachen und es daher manchmal dort so lebhaft zuging wie in einer „Juden“ recte „Weiberschule“! Die jetzt von Herrn Lamberger, dem freundlichen Wirt, geführte, anheimelnde kleine Wirtschaft mit ihrer altertümlichen Trinkstube beherbergt ein wertvolles Andenken, eine photographische Abbildung einer leider im Original verlorenen Zeichnung des einst berühmten Direktors der Augsburger Kunstakademie Esaias Nilson, die eine Zechergesellschaft um 1786 bei Kerzenschein in der Weiberschule darstellt.

Gasthaus zum Riesen in Miltenberg, seit sieben Jahrhunderten im Betrieb. Der obige Bau stammt aus dem XVI./XVII. Jahrhundert.

Auch noch in Bayern, in Unterfranken, liegt das altertümliche Städtchen Miltenberg, in ihm der altbekannte Gasthof „Zum Riesen“, der den Ruhm hat, das älteste deutsche Wirtshaus überhaupt zu sein, das seit dem XII. Jahrhundert ununterbrochen bis zum heutigen Tage besteht. Allerdings ist das gegenwärtige Gebäude der Wirtschaft ein Neubau aus dem Jahre 1590, aber ein solcher edelsten Geschmacks der damaligen Zeit und heutzutage ja nun auch schon von ehrwürdigem Alter. Zahlreich sind die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den „Riesen“ knüpfen, und um so reicher, als auch dieser ehedem eine Fürstenherberge war. 1158 und 1168 logierte hier der Staufenkaiser Friedrich I., 1316 Ludwig der Bayer mit großem Gefolge. Auch Kaiser Karl IV. war acht Tage lang (1368) ein Gast des Hauses. 1518 übernachtete Martin Luther hier auf seiner Reise nach Heidelberg. Während des Dreißigjährigen Kriegs sah der „Riese“ manchmal auch unerbetene Gäste, so nacheinander die Feldherrn Tilly, König Gustav Adolf und Wallenstein, sowie die Generale Pappenheim, Piccolomini, Gallas, Graf Mansfeld, Holk und viele andere von geschichtlichem Namen. 1711 noch logierte Kaiser Karl VI. auf seiner Krönungsreise im „Riesen“, und während des Kriegsjahres 1866, im Mainfeldzuge, haben, am 8. und 9. August dort Prinz Albrecht von Preußen, der jetzige Prinzregent von Braunschweig, und Graf Moltke Quartier genommen. Getreu der alten guten Tradition hat Herr P. Hülbig, der jetzige Besitzer des „Riesen“, das Haus im Innern sehr anheimelnd ausgestattet.

Wie der Süden Deutschlands ist auch das Rheinland reich an alten historischen Wirtshäusern. Das älteste von ihnen

Der Gasthof zur Lilie im Jahre 1692. Daguerreotypie nach einer Zeichnung.

dürfte die „Lilie“ in St. Goar sein, denn sie wird schon in einer Streitsache zwischen den Grafen von Nassau und Katzenellenbogen im Jahre 1346 erwähnt. Die alte Wirtschaft stellt sich jetzt freilich als ganz modernes, höchst komfortables Hotel dar, unsere Abbildung zeigt indessen noch, nach einer Daguerreotypie, die alte „Lilie“, wie sie mit dem Bau von 1692 sich ausnahm, der Ende der sechziger Jahre einem Brande zum Opfer fiel. Dies alte Haus hat manchen berühmten Gast beherbergt und war einst weit und breit bekannt am ganzen Rhein als die Stätte, wo die eigenartigen Sitzungen des „Hansa-, Bursche- oder Halsbandordens zu St. Goar“ stattfanden. Dieser merkwürdige Orden bestand Jahrhunderte hindurch als eine Art Wohltätigkeitsverein in Anlehnung an die Gilde der dortigen Kauf- und Handelsleute. Ohne Zweifel rührt er aus der Zeit der Hansa her. Der Sage nach soll er indessen schon von Karl dem Großen gestiftet sein. Es hatte mit ihm folgende Bewandtnis:

Jeder durch St. Goar Durchreisende mußte sich in den Orden aufnehmen lassen. In zahlreicher Gesellschaft wurde er von den Gildemitgliedern an das Zollhaus von St. Goar geführt, dort legte man ihm ein messingnes Halsband um, und die gewählten Taufpaten befragten ihn, ob er mit Wasser oder Wein „getauft“ sein wolle. Im ersten Fall wurde ihm ein Eimer Wasser über den Kopf gestürzt, im letzteren begab sich die ganze Gesellschaft, nachdem der Täufling eine Beisteuer für die Armen entrichtet hatte, in die „Lilie“. Dort wurde dem Täufling eine messingne Krone aufgesetzt, der Lilienwirt brachte den großen Hansebecher (angeblich auch eine Stiftung Karls des Großen) mit gutem Rheinwein herbei und es wurden dem Fremdling alsdann die „Ordensgesetze“ vorgelesen, wonach dem „Gehänseten“ gnädigst die Fischerei auf dem Lurleifelsen, und die Jagd im Rheinstrudel verstattet wurde. Danach mußten Täufling und Paten den großen Becher auf das Wohl Karls des Großen, des Landesherrn und der anwesenden Gesellschaft austrinken. Dann folgte eine abermalige Steuer für die Armen und schließlich die Eintragung des neuen Hansebruders in das Ordensbuch.

Die ursprüngliche ernsthafte Bedeutung

Das Hotel Lilie in seiner heutigen Gestalt.

Die Krone in Aßmannshausen.

dieses Ordens erhellt aus dem landesherrlich ihm verliehenen Privileg, daß kein Handelsmann, vor Eintritt in den Orden, die Messen von St. Goar beziehen durfte. Später aber wurde die Sache mehr ein Scherz, dem sich Durchreisende aller Stände, ja selbst die neu nach St. Goar kommenden Beamten und Offiziere der nahen Festung Rheinfels mitsamt ihrem Kommandanten unterzogen; ja zahlreiche Fürstlichkeiten, sogar Kaiser Karl V., ließen sich in den Orden aufnehmen, dem u. a. auch der wackere Götz von Berlichingen und Sickingen angehörten.

Ein nicht minder berühmtes Wirtshaus war und ist noch heute die Krone in Aßmannshausen. Jahrhunderte hindurch schon besteht das freundlich einladende Haus zwischen Rebhügeln und Waldbergen am rauschenden Rheinstrome. So, wie es sich jetzt dem Blicke zeigt, wurde es im Jahre 1703 errichtet. Wen alles es an historischen Persönlichkeiten im Laufe der Jahrhunderte beherbergt hat, davon meldet leider kein Fremdenbuch mehr, denn das hat ein vornehmer Liebhaber aus Albion Anno 1859 mitgehen heißen. Aber trotzdem rankt sich üppig das Immergrün der Erinnerung um das alte Haus. Eine Herberge und Heimat der Dichter und Künstler ist es auch in den letzten Menschenaltern gewesen, und die Namen Freiligrath, Geibel, Wilhelm Jordan, Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Roquette, Scheffel haben ihm einen Hauch von Unsterblichkeit verliehen. Der begeisterte Sänger deutscher Freiheit und Einheit, Ferdinand Freiligrath, hat hier 1844 in den Frühlingstagen längere Zeit gelebt, im traulichen Stübchen, das heute zu einem kleinen Museum mit der Büste des Dichters eingerichtet worden ist. Hier hat er sein begeisterungsflammendes „Glaubensbekenntnis“ abgeschlossen.

Emanuel Geibel hat der „Krone“ folgendes herrliche Gedicht gewidmet, dessen Niederschrift dort noch heute hinter Glas und Rahmen hängt:

„Nun geht's auf dampfbeschwingtem Schiffe
Zu Tal vom Fels der Lorelei,
Besonnte Weiler, schwarze Riffe,
Zerfall'ne Warten fliehn vorbei.

Es grüßen Kirchen, grüßen Schlösser,
Bezaubernd wechseln Berg und Tal,
Des Stromes dunkelgrün Gewässer
Wird flutend Gold im Abendstrahl.

Das Freiligrathzimmer in der Krone zu Aßmannshausen.

Aus allen Gärten Blütendüfte,
Von allen Türmen Glockenspiel,
In Rosenglut getaucht die Lüfte,
O schöne Fahrt zum schönsten Ziel!

An Bord die Musikantenbande
Hebt an ein Lied vom Rhein und Wein,
Das Echo ruft vom Klippenstrande
Und Schaum und Räder brausen drein.

O Sang und Klang aus heller Kehle,
O Frühling, wie berauscht ihr mich.
Ein Jauchzen geht durch meine Seele:
Du schönes Weib, ich grüße Dich!"

Endlich sei noch auf Scheffels Beziehungen zur Krone in seinen Gaudeamus- und Kommersbuchliedern kurz hingewiesen:

„Der Pfarr' zu Aßmannshausen
sprach:
Die Welt steckt tief in Sünden;
Doch, wo der Meister Josephus steckt,
Weiß keiner mehr zu künden —"

Der Ritter in Heidelberg.

Die Sänger sind der „Krone" bis auf unsere Tage treu geblieben. Einer ihrer Getreuesten war Emil Rittershaus, aber auch Peter Rosegger, Rudolf Baumbach, Julius Wolff, Ernst Scherenberg, Joseph Lauff und so manche andere haben dem altberühmten Wirtshaus für edlen Trank ihren Dankbarkeitstribut in Versen entrichtet.

Nun weiter stromauf den stolzen Rheinstrom, bis der Neckar seine Fluten ihm zuführt und von seinem Arm umschlungen Alt-Heidelberg sich birgt, „die feine". Hier ist uns eine Perle der Renaissancebaukunst im Gasthaus „zum Ritter" erhalten, einem der wenigen Bauten, die 1693 dem Wüten des französischen Mordbrenners, des Marschalls de Lorges, entgangen sind. In seiner herrlichen Fassade — die jetzt durch Restaurierungsarbeiten dauernd geschützt werden soll — zeigt er deutlich die Nachbildung des unvergleichlichen Ott Heinrich-Baues droben auf dem Schlosse. Auch das Innere birgt reiche Sehenswürdigkeiten, namentlich der Vorplatz im zweiten Obergeschoß mit dem herrlichen Kamin, den wundervollen Skulpturen der Portale und den schönen Wandmalereien.

Auf der Grenzlinie zwischen Deutschlands Süd und Nord, nahe der Bahnstation Lichtenfels, ragt auf steilem, kahlen Bergrücken ein verlassen Kirchlein mit dürftiger Klause, darinnen ein frommer Einsiedler seines Amtes waltet — der Staffelstein ist's. Wem klingt da nicht alsbald der köstliche Marschrhythmus des weltbekannten Scheffellieds vom „heil'gen Veit" in den Ohren? Wen packt nicht flugs die Lust, auch als „räudig Schäflein" waldaufwärts zum Siedler zu traben und unter lautem Hoiho in seinen Keller zu brechen mit lechzender Kehle nach sonnenheißer Bergfahrt! Denn einen trefflichen Trank, goldfunkelnden Frankenwein, birgt der kühle Keller des Eremiten, den er mit Salz und Brot nach altem gutem Brauch den Pilgern vorsetzt zur Atzung nach frommer Wallfahrt zum benachbarten Kloster der vierzehn heiligen Nothelfer. Für diesen Zweck ist ursprünglich dem frommen Mann die Schänkbefugnis erteilt worden. Jetzt freilich sind es wohl meistens aber nur räudige Schäflein, zechfrohe Studenten aus Würzburg oder Jena oder sonstige unbußfertige Kinder der Welt, die zu St. Veit gewallfahrtet kom-

Kirche und Klause mit Wirtschaft auf dem Staffelstein

men. Und das hat mit seinem Singen der böse Scheffel getan.

Jena! Nicht weit mehr ist's von hier zu dem alten lieben Nest an der Saale, der weitberühmten Hochburg akademischer Freiheit. An den grünen Thüringer Waldbergen entlang, dem blinkenden Saalstrom folgend, führt die Straße, die so mancher Studio schon gezogen ist. Ein Wunder wär's, wenn Jena hier fehlen sollte unter den Städten, die mit altberühmten Wirtshäusern aufzuwarten haben. Am Markte dort erhebt sich ein malerisches, graues Haus, zwischen zwei spitzen Giebeln ein wohlgeborgener Turm — das alte Rathaus, und mitten in seinem Erdgeschoß die ebenso alte Rats-Wein-Akzise vulgo „Zeise", wie sie der Volksmund abkürzend getauft hat. Da drinnen schlürft seit Jahrhunderten der jen'sche Student seinen Wein, den berüchtigten Crêo und Crollo, die edle Kreszenz der Naumburger Berge, oder wenn's kurz nach dem Ersten ist, wohl auch einen guten Rheinwein oder Rotspon. Im Sommer aber besorgt er nach altem jenschen Brauch dies fröhliche Geschäft lieber auf dem freien Marktplatz, auf den Tisch und Stühle gesetzt werden, wie dies unsere Frühschoppen-Aufnahme zeigt.

Zum akademischen Vorortbereich Jenas gehört auch die allbekannte Rudelsburg, auch sie „an der Saale hellem Strande" gelegen, auf hochragenden, steil zum Strom abstürzenden Felsen. Seit den siebziger Jahren ist die altersgraue Feste mit ihren gemütlichen Wirtschaftsräumen ein allbeliebtes Ausflugsziel von Besuchern aus nah und fern geworden, namentlich der Studenten von Jena, Halle und Leipzig. Wundervoll ist ja auch der Blick aus den tiefen Fensternischen heraus ins fruchtbar grüne Saaltal drunten, oder von den Zinnen des alten Bergfrieds weithin über die dunkelblauen Wellen des Thüringer Berglandes. Besonders gut sitzen aber ist hier in linden Sommernächten, wenn ein süßes Duften vom üppigen Strauchgewucher in dem morschen Gemäuer herweht, wenn der leise Nachthauch von alten Zeiten wispert und drunten im nachtdunklen Tal das Mondsilber im Strom glitzert. Dann klingen die Gläser begeistert aneinander, und aus jungen und alten Kehlen tönt das wehmütige Lied „Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale", das einst ein alter Student erinnerungsüberwältigt hier oben gedichtet hat. Und zur Wahrheit wird das Wort eines andern bekannten Sangs: „Die Rudelsburg, das ist ein Ort zum Schwärmen und zum Trinken!"

Studio in Rudelsburg.

Haben wir bis jetzt lauter Stätten kennen gelernt oberhalb der Erde, wo der Zecher sich des „rosigen Lichts“ erfreuen durfte, wenn es auch freilich häufig nur stimmungsvoll gedämpft durch Butzenscheiben fiel, so gebührt uns auch, nun zu den Unterirdischen hinabzusteigen ins Reich der Schwarzalben, die es auch unter den Geistern des Weins gibt. Es ist vielleicht kein Zufall, daß wir den Kellerlokalen gerade im nördlichen Deutschland begegnen. Zur eigentlich „kontemplativen Trinkung“, die weniger auf ein leicht-frohes Schwärmen als auf ein sinnvolles, gemütliches Versenken in sich und die Welt abzielt, ist ohne Zweifel der Keller der gegebene Ort, der mit

Studenten-Frühschoppen vor der Zelle in Jena.

seiner traulich-gedrängten Enge, dem geheimnisvollen Halbdunkel oder dem gemütlichen Lampenschein die Seele in ein behagliches Dämmern einspinnt. Und das liegt uns Norddeutschen näher als das froh-laute Aussichherausgehen, wie es der Süden und der Westen unsres Vaterlandes kennt.

Das klassische Lokal dieser Art ist der Ort, den unser größter Dichtergenius in seinem größten Werk unsterblich gemacht hat: Auerbachs Keller in Leipzig. Mitten aus dem lebensvollen Treiben der besuchtesten Straße der verkehrsreichen Stadt, der „Grimmaischen“, führt uns ein dunkler, enger Stiegeneingang hinab in die geheimnisvollen Kellergewölbe, in denen uns der Geist der Faustsage umwittert; dieselbe Treppe, auf der dereinst Anno 1525 der berühmte Schwarzkünstler Dr. Johannes Faustus mit dem Stücksaß herausgeritten ist. Gehen wir durch das erste Gewölbe, das sechs ältere, schon stark gedunkelte Darstellungen aus der Faustsage schmücken, hindurch, so sehen wir uns in dem hinteren Keller dem historischen Faß gegenüber. Sechs Bilder, Fresken nach Entwürfen von Professor Retzsch, stellen hier Szenen aus Goethes Faust dar, erläutert durch Zitate aus dem Werk. Wenn der Zecher grauen Zeiten voll Wunders und Spuk nachsinnt, wenn vor seinem inneren Auge die lärmende Kumpanei Froschs, Siebels, Altmayers und Branders am weinübergossenen Kneiptisch erscheint, aus dem Halbdunkel die dämonisch grinsende Fratze des Mephistopheles fahl herausleuchtet, so lockt es ihn, noch weiter im Reich der Schatten nachzuspüren. Er folgt dem kundigen Führer, der mit dem Licht voranschreitet, vorbei am alten Zauberfaß, in schmalen langen dunklen Gängen noch tiefer in die Erde hinein. Endlich sieht er, im flackernden Lichtschein, sich in einem Gewölbe, an dessen einer Wand ein Herdfundament und ein eingestürzter Schlot sichtbar ist — die Hexenküche. Unheimlich ist der Raum. Aus dumpfseuchter Moderluft weht einen der erschauernde Hauch einer finstern Zeit an, wo mensch-

licher Aberwitz Geister zu bannen und Gold zu machen sich unterfing, wo Scheiterhaufen und Schwert grausam die unglückseligen Opfer töricht-blinden Hexenwahns hinrafften. Vielleicht stehen wir hier in der heimlichen Werkstatt eines solchen Goldmachers und Alchimisten. Wer will es sagen? — Aber fort von hier, wieder hinauf, unter Menschen, in eine freundlichere, Zeit!

Die Gastwirtschaft auf der Rudelsburg.

Was im deutschen Süden dereinst die freien Reichsstädte für das Kulturleben bedeuteten, im Norden taten es die Vororte der Hansa, und so sind denn seit alters her die Ratskeller Hamburgs, Bremens und Lübecks weithin berühmt.

Der Hamburger Ratskeller ist nunmehr freilich in einem völlig neuen Hause zu finden, in dem prachtvollen Renaissancepalast, den sich die freie Stadt in den achtziger Jahren für ihre Verwaltungsbehörden errichtet hat. Aber dennoch erinnert mancher Bildschmuck an die große, ruhmvolle Vergangenheit der alten Hansastadt, so gleich im Eingang von der Großen Johannisstraße her die Bachusstatue, die einst den berühmten alten Ratskeller schmückte. Besonders aber rufen die prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern in der weiten Halle „Zur bunten Kuh“ geschichtliche Erinnerungen in uns wach.

Die Stadt Bremen hat ihren Ratskeller in der Hauptsache in seiner alten, historischen Gestalt erhalten, seit bald einem

Blick vom Kreipitzsch auf die Rudelsburg und Umgebung.

Blick in Auerbachs Keller, sog. Faust-Keller, mit dem großen Faß und den mittelalterlichen Wandbildern.

halben Jahrtausend. 1407 wurde das Rathaus und mit ihm der Keller erbaut, und ununterbrochen hat er seitdem seinem Zweck gedient. Auch ihm ist von Dichterhand der Kranz der Unsterblichkeit gespendet, und so empfangen denn gleich den Eintretenden in der Haupthalle drei Wandbilder Fitgers, die uns wohlbekannte Gestalten aus Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller" vorführen. Dann kommt man in den Echosaal, eines jener Flüstergewölbe, das auch den leisesten Schall am Gewölbe entlang von Pfeiler zu Pfeiler trägt. Hier befand sich einst, im letzten Drittel des Raumes, damals durch eine Mauer abgeschlossen, die berühmte Rose, und hier hat Hauff mit manch anderem weinseligen Zecher geträumt und geschwärmt, umduftet vom blumigen Hauch edelsten Firneweins. Eine Büste ehrt an dieser Stelle das Gedächtnis des allzufrüh abberufenen Dichters. Auch hier wieder schmücken Bilder Fitgers, die ewig-junge

Inneres aus dem Ratskeller zu Hamburg. Verlag von Strumper & Co. in Hamburg.

Portal vom Bremer Rathaus, rechts daneben Eingang zum Rathauskeller.

das nun den Beschluß machen soll.

Auch der Lübecker Ratskeller ist ehrwürdigen Alters; er besteht schon solange wie das Rathaus in seinen ältesten Teilen, reicht also bis ins XIII. Jahrhundert zurück. Seine alten, mächtigen Pfeiler und Gewölbe haben den Zeiten getrotzt; doch ist natürlich der jetzige künstlerische Schmuck der Räume moderner Art, der zumeist die Wappen und Namen alter hanseatischer Seehelden und Städte darstellt.

Auch der Lübecker Ratskeller hat eine „Rose", ein mächtiges altes Stückfaß, von dem einst Geibel geschwärmt und das er in dem Gedicht „Septembernacht" besungen hat:

und schöne Rose und Roland, der Ries', dessen Standbild ja ein uraltes Bremer Wahrzeichen ist, die Wand. Von den weiteren Räumen des sehr ausgedehnten Kellers ist der berühmteste, das ‚Sanktuarium' sozusagen, der „Apostelkeller", wo in zwölf gewaltigen alten Stückfässern die kostbarsten Firneweine lagern, deren Name das Herz des Zechers höher schlagen macht und die den Stolz, den Weltruhm des Bremer Ratskellers bedingen. Da lagern in dämmrigem Schein Rüdesheimer von 1666, 1727 und 1748, Hochheimer von 1726 und Johannisberger von 1783. Glücklicher Sterblicher, dem vergönnt ist, von diesem Göttertrunk andachtsvoll zu schlürfen! Von den Aposteln führt eine Tür hinüber zur „Rose", dem ehrwürdigen, poesieverklärten, alten Stückfaß, das einst den 1615er Rüdesheimer beherbergte, der Hauff so begeisterte. Doch auch jetzt birgt die Rose einen Wunderhort, den ältesten Wein des Kellers — den Rüdesheimer von 1653.

Im Fluge nun noch hinüber zu der dritten und letzten der drei altberühmten Hansastädte, gen Lübeck,

Kaminecke aus dem Brautgemach im Ratskeller zu Lübeck. Nach einer Photographie von Joh. Nöhring in Lübeck.

„Zu Lübeck im Ratskeller saßen spät
Wir Freunde noch beim Wein und tranken“ usw.

Lübeck kann sich aber noch einer zweiten, noch weit charakteristischeren, ja in ihrer Art ganz einzigen, alten Kneipe rühmen, des Schiffer hauses, eines Denkmals aus der Zeit, wo der rote lübische Adler stolz wehend als das Panier der Seeherrschaft über die Meere flog. Vor mehr als 500 Jahren haben ehrbare Kaufleute, Schiffsherren und Schiffsleute dort eine Gilde gebildet, die „Schiffergesellschaft“ und sich später (1533) das Haus gebaut, das wir heut noch mitsamt seiner inneren Einrichtung wohlerhalten sehen. Da finden wir noch, in dem altersbraunen, schön getäfelten Saale, mit den bezeichnenden Wappen geschmückt, die hochlehnigen Gestühle der Ostseefahrer, die mit ihren Schiffen weithin bis Riga, Reval, Nowgorod und Stockholm fuhren, und der Westseefahrer, die den Handel mit Bergen, dem nordischen Hauptkontor der Hansa, unterhielten. Neben alten Schiffsmodellen und anderen Emblemen der Seefahrt schmücken den Raum zahlreiche Bilder, Ölgemälde aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, die biblische Episoden in der originellen, naiven Auffassung jener Zeit darstellen. An dem großen Fenster nach der Breitenstraße zu steht eine Büste, die Emanuel Geibels, des großen Sohnes Lübecks. Mit Vorliebe hat er gerade hier in dem alten Seemannsheim gesessen, das von den ruhmvollen Glanztagen seiner Vaterstadt zeugt.

Stammtisch der Schiffergesellschaft in Lübeck.

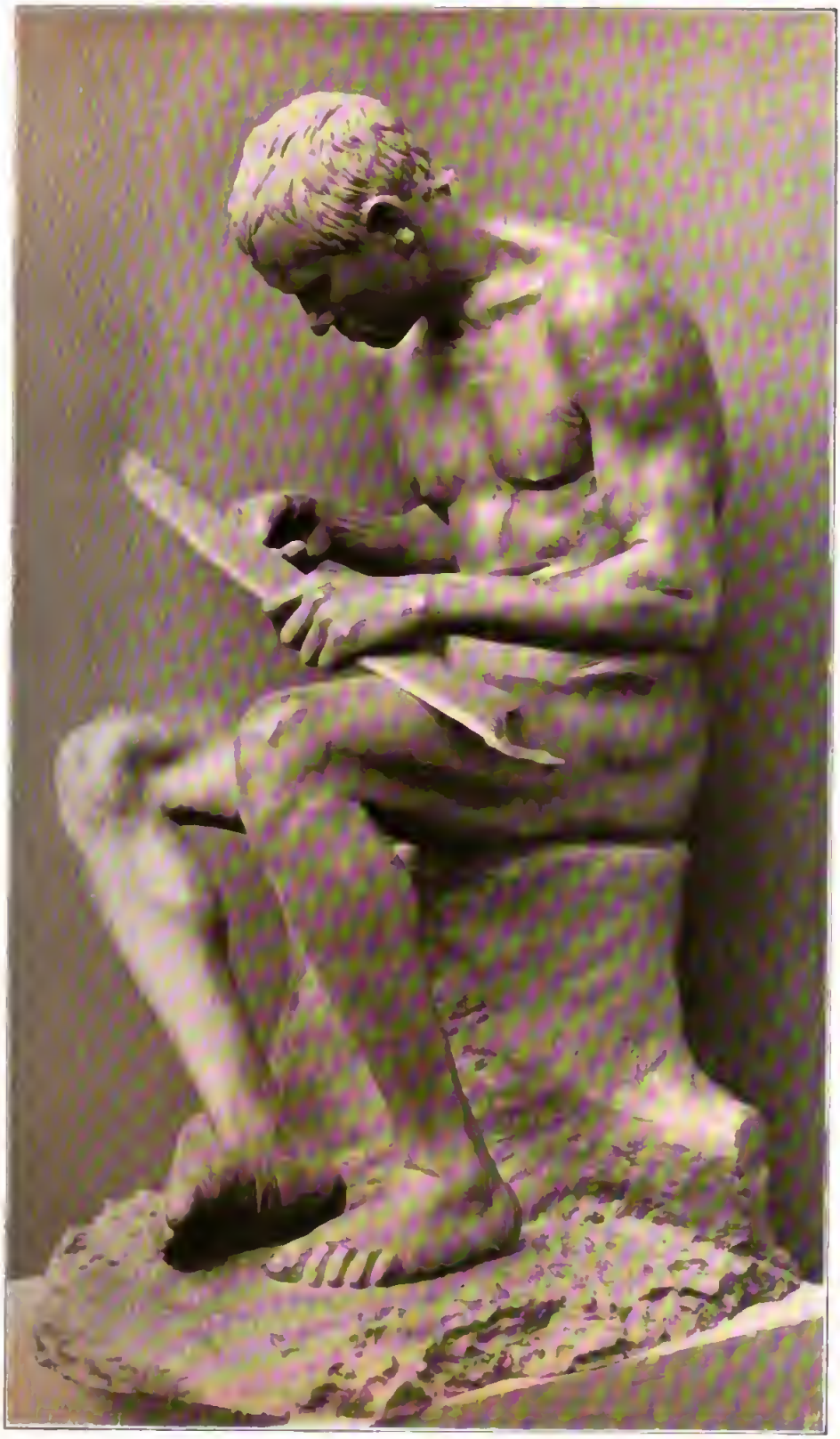
Mein Page.

Mein schlanker Page springt herbei,
Dich, Königin, zu grüßen.
Sein Kleid trägt eitel Narretei,
Sein Narrenhut der Glöcklein drei
Und zweie an den Füßen.

Und neigst Du dann in süßer Huld
Das Haupt, läßt er Dich wissen:
Den König plagt die Ungeduld
Nach Euch und — ach, ich bin nicht schuld!
Nach Euch und Euern Küssen.

Ein König bin ich frei und groß,
Zwar ohne Kron und Gage;
Mein Kampflied ist mir Waffentroß,
Mein Trinklied Bruder und Genoß,
Mein Minnelied der Page.

Ewald Gerhard Seeliger.



Dengler. Bronze von August Hudler.

Digitized by Google

Heidelberger Romantik vor hundert Jahren.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Die für heutige Gebildete anziehendste Periode der berühmten Neckarstadt ist eine andere als die der schloßbauenden Kurfürsten. Diese mag es für die allgemeine geschichtliche Betrachtung sein, aber menschlich bleibt sie in Vergangenheit abgeschlossen und fremd. Wenn wir, so wie wir da sind, in ihr leben müßten, wir würden nicht hineinpassen und wenig davon haben. Die Hellebardiere Seiner Kurfürstlichen Gnaden würden uns übel aus dem Schloßgarten weisen, und wenn wir, etwa als Einer von Adel oder als Doktor der gelahrten Hochschule, unterweilen Zutritt hätten am seidenwattierten Hofe auf dem Jettenbühl: die noch so tüchtigen und vorsätzlichen Kurfürsten, die in ihr Tagebuch schreiben konnten „Gestern wieder voll gewest", wären nicht unser Fall.

Wohin jedoch der Heutige die ganz lebendige und unmittelbare Beziehung noch hat, das ist die Zeit der Wiederentdeckung Heidelbergs um 1803 herum. Die Menschen von damals reden unsere Sprache, ihre Seelen und Herzen empfinden die Dinge wie wir; was seitdem gewechselt hat, das sind Techniken und Kleinigkeiten. Ja jene, die vor hundert Jahren lebten, sie wollen uns zuweilen ganz unheimlich nahe erscheinen wie Revenants, wir starren in ihre Züge: Hilf Himmel, wie ähnlich Euch wir sind! Was unsere Tage charakterisiert, jüngste und jüngere: das Ungeklärtsein, der Mangel an ruhevoller Klassizität, das viele und vieles Wollen und immer viel mehr Wollen als Können, und wiederum das ungeordnete Kräftevergeuden, die Überfüllung mit Talenten, das Hoffen, Triumphieren und Verzweifeln in Werten, die werden sollen, das Ungeduldige, Unstete, Exzentrische, Sensible, Eitle, der Wirrwarr von Aufklärung und Mystik, Modernität und Kathotizismus, Anarchismus und Verfeinerung, der ausgebreitete Femininismus im bewegten Leben und die eigene drängende, heftige Betätigung der Frauen, die unbeherrschte Identität der Persönlichkeit und ihrer Produktion — von alledem ist beiden Jahrhundertübergängen so vieles ganz gleich zu eigen, dem unseren wie dem der Schleget und Brentano.

Inmitten dieser leidenschaftlichen Unruhe erobernd und jung sich fühlender Geister vor hundert Jahren liegt wie eine Insel frohen Rastens und wie ein Zaubergarten der Schönheit die Stadt und Landschaft von Heidelberg. Das, was oberflächlicher Betrachtung an der Romantik gerne als das Wesentliche erscheint: empfindungsvoller Landschaftsinn mit starker Hingezogenheit zu den Denkmälern und Ruinen des Gewesenen, Verfallenen, eben dies führt uns an die Berghänge des Neckar. Von den drei Residenzen der neuen Richtung ist Heidelberg, wobei man das viel mißbrauchte Wort eben benutzen muß, die eigentlich „romantische". Berlin mit seiner sogar großartigen, aber, um mit Gottfried Keller zu reden, immer nur „blässlichen" Umgebung kommt noch für keine ästhetische Naturbetrachtung in Frage; die großen Seen und Flußwiesen, die Kiefern und Birken, die märkischen Burgen und Städte sind unentdeckt, harren noch ihrer Alexis und Fontane. Und Jena, trotz Kunitz- und Lobedaburg, trotz der Saalewiesen mit den abendumdämmerten Ellern und Weiden, wo ein Erschauern Goethes den Erlkönig empfindet, muß ein armes, sinniges Thüringermädel bleiben neben der prangenden Natur und Geschichtlichkeit von Heidelberg. Von ihm, vom Schloß und Neckar geht die neuere Landschaftsentdeckung der Deutschen aus, unlöslich zunächst verbunden mit vorzeitträumender Poesie von alten Städtchen und von hohen Burgsitzen, von verklungener Ritteraventüre und Fürsteuherrlichkeit.

Zuvor aber mußte Heidelberg selber erst entdeckt werden. Dem XVIII. Jahrhundert war es tot. Eine aufgegebene, zerstörte Residenz, deren Kurfürst zwischen den Quadraten von Mannheim saß, später nach München übersiedelte. Eine materiell und geistig hinschwindende Hochschule, ein enges Städtlein, dessen Name der Rokokogesellschaft von Schwetzingen oder Nymphenburg nur noch mit Spießbürgerklang in die selbstbeschäftigten Ohren fiel. Dann kommt das Finden, Matthisson dichtet in den Trümmern des Schlosses seine berühmte Elegie an die Vergänglichkeit. Aber, wie er dazu schreibt: „In den Ruinen eines alten Bergschlosses", dessen Namen niemand, kaum er selber fragt. Bezeichnend genug ist das Gedicht auch ohne jede nähere Vorstellung von Heidelberger Geschichte.

Aber mit Matthisson stehen wir nun an der Schwelle, schauen der Aufweckung des Dorn-

röschens Heidelberg zu. Die Disposition der Poesie für diesen vollen Akkord von Einsamkeit und Größe, Melancholie und Lieblichkeit ist da; jetzt bedarf nur, daß sie den Namen nennt, damit alle ihn dann immer haben. Im Jahrzehnt nach Matthisson spricht ihn Hölderlin aus; bis heute ist kein herrlicheres, größeres Bild von Heidelberg geschaut und gedichtet worden, als von ihm.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, soviel ich seh.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Steinerne blühten herab, bis wo im heitern Tal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Es ist dieselbe Zeit, da das vertiefende Nehmen und Erläutern Goethes sich der Bilderscheinung von Heidelberg bemächtigt. Die Stadt ist ihm von älter vertraut, in der Lilizeit hat er stürmische Gemütsbewegungen dort durchgemacht, „Dichtung und Wahrheit" schließt im House der Demoiselle Delf. Aber nun, im August 1797, sieht er Heidelberg, verweilt hier absichtlich und ausreichend auf seiner Reise in die Schweiz, wandert systematisch umher, beschreibt umständlich und gewissenhaft, macht sich klar und bringt tiefer noch, so wie man ein neuentdecktes kostbares Mineral beschreibt oder ein aufgefundenes Kunstwerk, von dem plötzlich alle reden. Früher hatte er eigentlich kaum gesehen; er sagt es mit seiner ruhevollen Zuverlässigkeit, indem er 1797 davon spricht, wie dieses Heidelberg etwas vollendet Kompositionelles habe, „etwas Ideales, das man sich erst deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben".

Sechs Jahre weiter, und der Sturmgang der Geschichte ordnet die Trümmer des Kurpfälzer Wesens zu neuem Leben. Die Pfalz hört auf, als Nebenland von Bayern zu existieren, die linken Teile nimmt Frankreich, das rechtsrheinische Gebiet kommt mit Heidelberg an Karl Friedrich von Baden. Den milden, allsürsorglichen Fürsten, dem jedes Bereichertwerden zur Pflicht wird. Wohlfahrt und Hilfe kündet seine neue Regierung für Stadt und Land, nicht durch Worte, sondern Tat; die tiefverstaubte Hochschule des alten spätgotischen Ruprecht will er als die nunmehrige Universität Badens, das noch keine besitzt, zur bestgepflegten und modernsten Deutschlands erheben. So beginnen diese opferfreudigen Berufungen durch den kleinen süddeutschen Staat, die vor keiner anerkannten Zelebrität den Mut sinken lassen, beginnt das Hinüberströmen des lebendigsten Studententeils von den übrigen Hochschulen nach Heidelberg. Der seit den Vorahnungen der Romantik verkündete Namensklang Heidelberg ist hell und freudig in der ganzen deutschen Welt geworden, bis nach Rußland und Livland rüsten Studierende und vornehme Weltvaganten zur Fahrt. Bis in die Bibliothek nach Paris verspürt es Jakob Grimm, der dort über Handschriften sitzt, „wie mächtig dieses Heidelberg aufgehen will".

Wundersame Frühlingstage, dieses Einrücken der Norddeutschen, der berühmten Leute in die rebenumgrünte, bergumfriedete kleine Bäcken- und Weinwirtstadt. Eine Quartiernahme inmitten arger Ungewohnheit des Milieus, das man aber leicht als liebenswürdig und anpaßlich erkennt, inmitten der seltsamen Kontraste, die man doch auch selber hineinträgt und mitbringt. Noch steht der alte konfessionell-katholische Teil der Pfälzer Universität aufrecht, und neben der evangelischen die katholische Theologensakultät. Ihr schlägt erst, nachdem Baden durch den Anfall des Breisgau eine zweite alte Universität als Erbschaft zu tragen bekommen hat, das Stündlein der Verlegung. Ihre Professoren biedere, einfache Herren, deren Lebensführung nach der Seite der Ansprüche hin in einem wohlversehenen Keller und gut eingeleiteten Verdauungschläfchen mit gefalteten Händen gipfelt, so daß dem guten Schnappinger, der treuherzig von diesen Nachmittagsfreuden erzählt und seinem gar köstlichen Lehnstuhl, worin er an gar nichts denke, einer der bösen Neuberufenen mit höflichster Interessiertheit erwidert: „Nicht wahr, lieber Kollege, sie haben in diesen Stunden Ihre Dogmatik geschrieben?" Aber Einer ist darunter, der gegenüber den als „hergelaufen" verspotteten Neuen wenn nicht sonst, so doch bei den lieben Frauen seinen Rang behauptet. Das ist der Professor Dereser im Mönchsgewand der Karmeliter, mit dem vergeistigt asketischen Gesicht, ein schlimmer Rattenfänger mit seiner angelesenen Weltbildung, seiner schillernden Toleranz und seinem von Herder genommenen Ideenspiel.

Die neuen Professoren zumeist Norddeutsche, alle wohlerworbenen Ansehens, Männer von Bedeutung. Ein Teil von ihnen auch kultivierte Menschen, und deren Haupt, durch seine ästhe-

tische Bildung und ruhige, redliche Persönlichkeitsmacht hinausragend, der Jurist Thibaut aus Westfalen. Der „geborene Prorektor“ und in die Geschichte des geistigen Lebens eingezeichnet als der Führer einer philosophischen, zu nationaler Rechtsbildung ermutigenden Richtung in der Wissenschaft, gegenüber Savignys das Historische anschauender und betonender Schule. Wenn sich die Heidelberger Professoren hinlänglich deutlich in zwei Gruppen teilen, in die zur Romantik hinüberneigenden und die Klassizisten, so steht im Lager der letzteren als Streitrufer Joh. Heinrich Voß aus Mecklenburg. Der allbekannte Übersetzer und Dichter detailfroh ländlicher Schilderungen oder an pastoraler Gastronomie nicht sparender Idyllen, der nun die derbe Fehde aufnehmen wird gegen alles, was, sei es im mittelalterlich-katholischen Beigeschmack, sei es in den allerneuesten, nichtantiken Kunstformen, im Sonett, den Ottaverimen usw., den Stempel der Romantik trägt.

Und wiederum entbehren Klassizisten und Romantiker einer Vermittlung nicht. Sie stellt sich dar in dem aus Marburg stammenden Professor Friedrich Creuzer. Dem Philologen, dessen Lehrgegenstände Kunst und Mythologie der Griechen sind, und der in einer, Goethe nicht unverwandten Richtung Antike und Romantik, beide in sich zu beherbergen, sie durch den allgemeinen Sinn des Schönen zu vereinigen und, überaus im Geiste der Zeit, durch die „Idee“ zusammenzuhalten strebt. Aber nichts Goethisches, nur eine feinere Selbstverzettelung wird. Die höhere Einheit, die ihm immer vorschwebt von der aus antiker und romantisch-moderner Welt gewonnenen Kulturbefruchtung, Schönheit, Idee, sie bleibt — und in verhängnisvoller Weise auch für andere — nur ein irreführendes Spiel. So stellt es sich ehrlich dar, aus unserer bequemen Ferne her; damals tritt er, und traten die, denen er zu geben suchte, erst in die ahnungsvollen neuen Tempelhallen ein, und jene Zwiespältigkeit, wenn sie überhaupt bemerkt wird, hat ihren Reiz dahin, daß man sie hier wird aufheben, versöhnen sehen. — Wie er zu der Jugend spricht, das ist nach objektiven Berichten weder fließend noch gewählt, er hat auch schließlich auf das Lehramt gänzlich verzichtet. Aber jetzt steht er mitten im Erfolge, denn zu allen Zeiten sind es bestimmte Fächer, die den Zulauf zu ihren Lehrern sichern und schließlich diese selber zu dem zwingen, was sie sind. Etwas Echtes von geistigem Höhenwandel ist doch um Creuzer her und teilt sich mit; noch strebt, trotz Romantik, die ganze Jugend der Schönheitswelt der Griechen zu, er kann im großen Pondektensaal lesen, wo sonst die Semesterscharen der auf ihren Lehrkurs eingeschworenen Juristen sitzen, und zählt zu den Zierden der Universität.

So erblüht nun diese Hochschule, die vor kurzem ein hoffnungsloser Kranker gewesen war, wie so viele andere alte Universitäten, denen die Napoleonische Zeit den Gnadenstoß versetzte. Das seit 50 Jahren bestehende Göttingen sieht seinen Rang entschwinden, eine sozial und nach Bildung ungewöhnlich gut zusammengesetzte Jugend aus dem Adel und den verfeinerten Bürgerfamilien ganz Deutschlands strömt nun nach Heidelberg. Und es beginnt die Zeit, daß unabhängige Geistes- und Literaturfreunde ihren Sitz in Heidelberg nehmen, Romantiker sowohl wie Kosmopoliten. Diese alle haben die Stadt und das Schloß geschaut, wie sie heute für immer entschwunden, dem Villen- und Grundstückgeschäft der modernen Pensionopylis, der Talausfüllung und Bergbekleidung mit Häuser- und Mauermassen, der nützlichen und unnützlichen Neuentfaltung hier, Restaurierung dort erlegen sind und nach mechanischen Gesetzen wohl hoben erliegen müssen. Das eng noch unter den Berg geschartе Städtlein mit seinen farbenruhigen Dächern, seinen Türmen und Toren, seiner machtvoll wiederum leicht geschwungenen Brücke, mit seinem einheitlich wunderschönen roten Sandsteinmaterial, das alles Gebaute und Gepflasterte in die Farbe der Bergwond zurückleitet, wieder einordnet in die Natur. Die ruhigen Pfade drüben am Fluß, wo sich wenige, gerade nur hübsch hingestreute Häuser mit ihren Gärten in den Berg hineinrahmen. Den grünen Mantel aus Wald und Wiesenmatte um das Schloß her bis an seinen Fuß hinunter, das unverkleinerte Thronen dieser alten Kurfürstengröße über der geschichtlichen Stadt. Und die nur schüchtern erst angetastete Wildnis um die Ruinen her. So sah es Eichendorff, der Student, der von Heidelberg die Stimmungsbilder seiner Poesie mitnahm in die norddeutsche Heimat: die verschlafen rinnenden Brunnen, die sandsteinern bröckelnden Wappen und Trümmer, die von den Bergen sanft herniedersteigende Sommernacht, die Gärten, die überm Gestein in dämmernden Lauben verwildern; silbern vom Neckar aufzitternd und von Königstuhl zu Gaisberg im milden Geheimnislicht gebreitet erschaute auch Tieck seine „mondbeglänzte Zaubernacht“.

Tieck hat Heidelberg nur als Besucher dortiger Freunde gesehen. Ihr privates Andringen an die philosophische Fakultät, den als Führer der Romantik geltenden Mann nach Heidelberg zu ziehen, mußte bei dem Mangel akademischer Antezedentien des Berliner Schriftstellers auf taubes Erdreich fallen. Was in der Geschichte der jungen germanistisch-romantischen Wissenschaft den Frühanteil Heidelbergs sichert: die zu Arbeiten Tiecks parallel gehende Beschäftigung mit dem Volksgute älterer deutscher Dichtung, ist auch nur neben der Universität her erfolgt, nämlich durch Clemens Brentano und Achim von Arnim.

Brentano ist der Wandervogel, den wir für Heidelberg nicht einfangen, aber auch nicht von ihm lösen können. Ähnlich wie heutzutage mancher in der Nähe wohnende, reichlich begeisterte „alte Herr“ einer Studentenverbindung, so ist dieser echte fahrende Schüler und Vollblutromantiker, ohne in Heidelberg zu wohnen, von 1804 ab meistens da, und in den örtlichen Begebenheiten tritt immer wieder sein Name auf.

Er zieht auch seinen Herzensfreund Achim von Arnim herbei; 1805 siedelt Arnim über. Ein seltsam verschiedenes und wiederum dankbar sich ergänzendes Dioskurenpaar: der vornehme Norddeutsche mit dem klaren, ritterlichen Wesen und Gesicht, mit der Zuversicht und heiteren Kraft seiner ganzen Erscheinung; und der sprunghafte, im Ton polternde, gesellschaftlich um nichts

bekümmerte Frankfurter aus italienisch-deutschem, katholisch-protestantischem Blutgemisch, der aber weiß, was er an dem Freunde hat und ihn seinen „jungen Eckart" nennt. In der unverwüstlichen Wirtschaft „zum faulen Pelz" unter dem Schloßberg, da hausen die zwei in einem gemieteten großen Saal. Kaum mit Möbeln; ihre Wanduhr blinkt an der Heiliggeistkirche, zu der das Auge über die Dächer schweift, ihre Fresken und Tapeten bildet die Sommerschönheit des Schlosses und der Berge, die zu allen Fenstern hereinschaut. Umher ein lustiges Heidelberger Wesen von Kegelkugelpoltern und Vogelgesang, jungen Wäscherinnen, die am rasigen Schloßberg ihre Linnen aufhängen und verliebte Volkslieder singen; nachts, wenn's — spät! — still wird in Heidelbergs fröhlichen Gassen, das ferne Rauschen vom Neckar her, und, wie Arnim aus den ersten Wochen schreibt, die Tage verschlingt der schöne Himmel in Trägheit.

Hier im Hauptquartiere des Faulen Pelz richtet dann Brentano seinen Zirkel ein, wo man sich weidlich lustig macht über die gute Form der Professorenwelt, ihre gleichförmigen Abendgesellschaften, die mehr und minder „ästhetischen" Tees. Wer mag, der ist willkommen in der großen Bohèmebude, Studenten, die neben der von den Philologen gedeuteten Antike noch für anderes Sinn haben, angeregte junge Heidelberger, wie der Buchhändler und Verleger Zimmer („Mohr und Zimmer"). Dann liest Brentano Shakespeare vor oder singt zur Laute seine zigeunerisch in alle Weiten ausschwärmenden Lieder, seine geheimnistiefen Klänge von der bleichen Lorelay und von dünkelsten Stimmen im Menschengeschick.

Und dieses letztere ist alles eher als Phrase. Zu dem bewußten Gefallen der Romantik an Willkür gehört ja das Aufsuchen des nervös Erreglichen, das seelische und moralische Sfumato, worin man ungewöhnliche und poetische Werte zu erleben meint, von äußerlicher Libertinage der Lebensführung durch alle Verfeinerungen und Differenzierungen hindurch bis schließlich in die Mystik hinein. Von der Kraft gesünderer Zeiten oder klarerer Menschen, dem Bewegenden und heimlich Begehrenden tapfer zu Leibe zu gehen, sich nicht treiben zu lassen von ihm, nicht es zu erleiden, sondern es zu zwingen, ist nichts dabei. In dem Gesagten liegt die eigentlichste Gefahr der Romantik enthalten, das leicht nicht Gebende, nicht Erhöhende und Befreiende, sondern Schwächende und Verstrickende ihres Wesens. Und so mag man auf sie selber, auf eine Mehrzahl ihrer Gestalten den Epilog aus dem ergreifenden Eichendorffschen Gedichte von den zwei Gesellen und ihren Schicksalen wenden:

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt.
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in die Runde
Und über die Wasser weht's kalt ...

Die erbarmungslose Prosa der Literaturgeschichte zählt die einzelnen Fälle auf. — „Nichts Menschliches" soll fern bleiben, alles gedenken in einer entfesselten Zeit diese ihre neuen Kinder zu gewinnen und zu durchleben; nur eines erleben und gewinnnen sie nicht: den Aufstieg, die Segnung, die aus den Leiden kommt. „Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden" ... Wann hätte je ein Romantiker den Nexus erschaut, der hinter diesen lapidaren Zeilen liegt, wann mit derartigen Fragen der Verantwortung, die aufs Ganze gehen, sich selber geschüttelt, anstatt nach Ausreden und Zufluchten zu greifen? Aber drum auch: wie schnell verschwinden sie alle, sind zu Ende und verbraucht, längst, während der große alte Goethe aufrecht steht. Müde, blasiert, in Weltschmerz phrasierend, Kostgänger und Konvertiten des Beichtstuhls geworden: „duselnd und frömmelnd leben sie den Adhud", wie Grillparzer die Ruine Friedrich Schlegels sieht. Und was Grillparzer mit derber Schilderung hinzufügt: wie die Nerven des Mannes immer noch krankhaft auf jede entfernte Berührung des Themas Weib reagieren, das gilt zwar dem so fromm gewordenen Verfasser der Lucinde mit besonderem Nachdruck des Unbehagens, doch gilt es nicht von ihm allein. Die Eichendorffschen Stimmen vom Grunde, welche so manchem Romantiker locken und lügen, es sind im konkreten Teil immer die Frauenbeziehungen, die Disponiertheit für irreguläre, ja unwahrscheinliche, durch alle Umstände, namentlich auch durch die beiderseitigen Altersverhältnisse auf den Kopf gestellte Herzensaffären, für eine Liebe, die alles mögliche, nur niemals das wundersame Getröstet- und Beruhigtsein enthalten kann. Aber um solche Verhältnisse dämmert und strahlt für diese Menschen etwas Besonderes, eine Art Kultus der Zeit gilt ihnen. Auch in dem Städtchen Heidelberg.

Dem Anschein nach sind ja andere Zeitalter viel verliebter, z. B. das kurz zuvor guillotinierte XVIII. Jahrhundert. Aber in diesem bleibt, selbst wenn die äußere Moral wenig bewacht wird, ein inneres Maaß noch immer gewahrt, der ganze Mensch wird nicht so mitgenommen. Die Liebe im Geschmack Louis quinze ist wesentlich eine Sache der gesellschaftlichen Eitelkeit, der guten Form und des Esprit; man kann dabei den Degen in den Leib bekommen oder in einer Bastille verschwinden, das gehört dazu, man muß auch damit elegant fertig zu werden wissen. Im großen und ganzen ist die Liebe dieser Zeit, so sehr sie das äußere Kulturbild und die Memoiren anfüllt, Amorettenspiel des Fassadenschmucks. Man könnte die Persönlichkeits- und Geistesgeschichte bis an Ludwig XVI. schreiben, ohne daß das Wort Liebe notwendig darin vorkommen müßte. Aber mit dem Ausgang des XVIII., dem Beginn des XIX. Jahrhunderts bezieht Dame Amour das Innere des Hauses und thront als Herrin im Salon. Daran ist nun abermals Goethe nicht schuld; die Wirkung seiner ehrlichen Problemstellungen und ihrer vollzognen Lösungen, Befreiungen, hätte viel eher die sein dürfen, welche die Neuauflage des Werther reichlich deutlich im Motto unter dem Kupfer ausspricht: Sey ein Mann und folge mir nicht nach.

Wenn in der Zeit um 1800 herum bei den Deutschen der Liebeskonflikt, wie nie zuvor, zum Angelpunkt des Romans und anderer Dichtung

zu werden beginnt, so liegt die Hauptursache darin, daß jetzt von der Frau und den Beziehungen zu ihr viel mehr zu sagen ist, als bisher. Die Frau des ancien régime, sei sie noch so witzig, klug, amüsant, sei sie ein Teufel oder eine liebe, arglose Seele, sie ist ein Nichts, außer als Objekt des Mannes; ihr Dasein vollzieht sich in der oberflächlichen Wechselwirkung mit seinem Geschlecht. Das hat seitdem die Revolution geändert. Das Wort von den Menschenrechten hat auch in den Frauen gezündet, ein Wissen von den selbsteigenen, wertvollen Frauenerscheinungen der Renaissance kehrt wieder, das neue Weib will ihr Leben leben, nicht bloß das des Mannes erfreuen oder durch Intrigen verwirren; sie will Persönlichkeit, Kämpferin sein, die alten Schranken niederbrechen, womit man sie in die Kammer, in den Strickwinkel, in den Salon eingepfercht hatte. Gleichsam wie die mit Schild und Lanze gewaffneten, auf eigenwillige Gefahr ausreitenden Heldinnen des Ariost, so ziehen diese neuen Frauen seit 1790 hinaus in eine nicht mehr örtlich, geistig, sittlich durch die alten Formen beengte Welt. Um in der Erfahrungslosigkeit jäher Freiheit das eigene Dasein zu suchen, zu erkämpfen oder — um dafür zu verbluten.

Denn das ist die Ironie in den Dingen: die stolzen und überlegenen Frauen ziehen nun erst recht unter die Männer hinaus, stellen diese zum Kampf oder Spiel. Die Rückfrage „Was auch sonst?“ soll hier beiseite bleiben, das Problem, weshalb diese junge Emanzipation auch nur wieder in das Kapitel von der Liebe zurückgeleiten muß. Statt dessen sei einfach das kulturgeschichtliche Faktum verzeichnet, daß die Beziehungen von Mann und Weib durch die größere Freiheitlichkeit bemerkenswert heftiger, leidenschaftlicher, tragischer werden, daß sie aufwühlender und verderblicher mit den seelischen Kräften umgehen, als die noch so pikanten Liaisons der galanten Jahrhunderte. Von beiden Geschlechtern her ist nun der Mensch als solcher dabei. Mit den äußeren Lebensbindungen zwar oft sehr wenig. Aber desto erschöpfender wird er mit dem Ganzen seines Inhalts, seines Geistes, seiner Individualität einbezogen, mitverlangt. Das charakteristische Neue ist wesentlich ein psychologisches; die Attacke auf die überlieferte bürgerliche Form und Moral erfolgt mehr praktisch, sonst wird sie bezeichnend nebensächlich behandelt.

Über dem geistig damals angeregten Deutschland liegen die Atmosphäre des Lucindenbuches, die beflissene Ablehnung jedes Anscheins von Philistrosität, die Angst, um alles nicht prüde zu heißen, die Lust eines ungewöhnlichen Erlebens, Bloßlegens und Analysierens gewagter Liebeszustände. Zu sympathischen Seelenbünden gesellen sich derbere und ganz unbekümmerte, möglichst die Öffentlichkeit suchende Verhältnisse, und sie heften sich mit Vorliebe, wie Algen an die Muschel, an die Namen bekannter und bedeutender Männer.

Solcher Paare im romantischen Zeitstil sieht auch die Neckarstadt etliche. Von denen, die keine literarische Merktafel festgehalten hat, bis zu eines Goethe neuen Heidelberger Besuchen (1814 und 1815) und dem poesieumschwebten Namen Mariannens von Willemer hinauf. Und natürlich ist unser Clemens Brentano dabei. Er hat sich in Jena, in den Jahren seines jungen Godwi-Romans, seines tollsten und verwegensten, mit Sofie Mereau geb. Schubert gefunden. Einer jener zahlreichen, durch Romane und Lyrik sich betätigenden neuen Frauen, die das Einströmen des weiblichen Elements in die Literatur bezeichnen. Im Jahre 1802 wird diese Frau, die siebzehn Jahre älter als Brentano ist, von dem jenaischen Professor geschieden, folgt ihrem Geliebten und wird 1803 seine Frau. Natürlich gibt das keinen Ehebund in unserem Sinn. Zeitweilig hält auch sie sich in Heidelberg auf, steht eigenartig genug neben dem ihr angetrauten jungen Bohémien, dem Stubenkameraden Achims von Arnim; und niemandem von den Heidelberger Briefschreibern und Professoren fällt es ein, sie Frau Brentano zu nennen, sondern sie ist „die Mereau“.

Andere, zarter hingetuschte Heidelberger Bildchen neben diesen, mehr Jeanpaulisch als Brentanisch oder gar Lucindisch. So jener Privatdozent, der später ein bekannter Philosoph werden wird, und die junge Professorsfrau, die die gutmütig interessierte Anteilnahme der Heidelberger tagtäglich nach Mittag über die alte Brücke wandeln sieht, Hand in Hand gefaßt wie Kinder, um drüben bei einer gesüßten Tasse Kaffee sanft und glücklich zu sein. Aber wiederum das Schicksal zweier Menschen, das auf die verwirrteste und leidvollste Art dem Zeitstil entspricht — wenn auch kein im landläufigen Sinne grobes Verschulden dabei ist —, führt uns nach Heidelberg. Das ist die bis heute nicht vergessene, durch Romane und Ausschmückungen — zu denen auch Bettina Brentanos Buch gehört — immer wieder im Gedächtnis aufgefrischte, neuerdings durch veröffentlichte Dokumente endgültig klargelegte Herzens- oder Seelenverbindung des Professors Creuzer und der edlen, weichen und phantasievollen Dichterin Karoline von Günderode. Die ihn im August 1804 auf dem Schloßaltan, bei einem Besuch von Frankfurt aus, zufällig kennen lernt und sich im Juli 1806, wenn nicht seinetwegen, so wegen ihres um ihn aus allen Wirklichkeiten hinweggedachten, ihr selber verlorenen Daseins tötet, als er, der längst Ermattete, der Qualen und Kämpfe endgültig hat ledig werden wollen.

Ein die Erinnerung überwiegend nur bedrückendes Paar: auf der einen Seite Friedrich Creuzer, der Gatte der dreizehn Jahre älteren Sofie Leske, der Mutter seiner ehemaligen Hauslehrerzöglinge, der gelehrte und angesehene, aber geistig und seelisch nicht ausgeklärte, dabei unansehnliche, häßliche, ungepflegte Mensch, und auf der anderen Seite die vierundzwanzigjährige schöne, jungfräuliche, vornehme Dichterin. Sie sucht nicht erst seit 1804 die weibliche Anlehnung an fremde Kraft, welche sie erheben, ihr das Große und Bedeutende geben soll, wovon die Gebundenheit ihrer Psyche und Dichterkraft ihre beglückende Erlösung erhofft. Das Verhängnis wird eingeleitet durch ein bedenkenloses und unbezwingliches Greifen von Creuzer nach der Freundlichen, die er geistig angezogen verspürt von dem „be-

rühmten Manne", in dem sie den Künder hellenischer Schönheit sieht. Eine Periode seiner Sehnsucht in konvulsivischen Schmerzen und Wirren und ein baldiges klein und kleiner Werden in ihnen. Eine Kurve, die zügellos aufschnellt und sich abflauend senkt, mit neuen Unruhen und Wiedererhebungen, die aber nicht mehr aus ihm selber eigentlich angestoßen werden. Und in die gleiche Zeitspanne fügt sich der ganz andere Weg, den Karoline geht. Sie hat sich von dem bedeutenden Manne interessiert gefühlt, zumal sie einen solchen sucht. Aber sie vermeint anfänglich doch alles eher, als daß nun er dieser Befreier sei. Ohne die Voraussetzungen eines echten Liebens oder Liebenkönnens von ihr zu ihm sieht sie sich von seinen heißen Worten, dann Briefen gesucht und bedrängt. Sie ist bewegt, beunruhigt genug. Zunächst nur von Pflicht des richtigen Handelns. Andererseits von Mitleid, von Verhängnis schuldlosen Schuldseins tief ergriffen, mit Schonung abwehrend, besonnen sich versagend, mit Almosen beschwichtigend, findet sie sich allmählich doch an ihn gekettet. Ja, zu gewissem Grade wird sie duldend in seine vorübergehenden Planungen einer ehelichen oder ähnlichen Verbindung hineingezogen, nachdem sie ihm die briefliche Verbindung zugestanden hat und da sie ihn überhaupt nicht ganz verlieren möchte. Was nun hieraus wird, ist viel Resignation der einstigen Träume, aber auch die aus den Bescheidungen hervorwachsende Zuversicht, wenigstens in diesem Umfange einer Seelenfreundschaft, einer Fernverbindung mit einem geistigen Führer, den fehlenden Inhalt ihres Lebens fest gewonnen zu haben. So vermag aus ihr eine schmale, blasse Knospe von Hingabe aufzublühen; um dieselbe Zeit, wo die vorschnellen Blütenblätter seiner unbeherrschten Leidenschaft längst der Tagwind der Wirklichkeiten verweht hat. Karoline von Günderode hat sich arm gemacht für ihn, um wenigstens den Kultus eines Bundes zu besitzen, der nicht von dieser Welt ist und aller menschlichen Ermutigung entbehrt. Und daß auch dieses ins Mystisch-Priesterliche erhöhte Scherflein einer Liebe, daß die gläubige Konstruktion einer Freundschaft, die aus Armut an irdischen Erfüllungen reicher denn alle anderen sich dünkt, daß der weltabsagende Traum einer Seelenzusammengehörigkeit in der „Idee", im Ewigen und Lebensentrückten, ihr zuletzt zerrinnt, daran muß die schwärmende Dichterin, die das Ganze des Weibes in ihre Askese hinübergeleitet hat, zugrunde gehen. Man müßte viel mehr erzählen, um diese Umrisse zu füllen. Aber schon sie lassen erkennen, daß es wiederum der Charakteristika der Romantik, ihrer Willkür, ihrer Überhöhung des Unwirklichen, ihrer Selbstsuggestionen, ihrer Hinneigung ins Phantastisch-Mystische bedarf zum Werden und zum tragischen Ausgang eines solchen Bundes. Die Damen hundert Jahre früher denken keinen Moment daran, an einem mutblitzenden Kavalier zu sterben, der heute abend beteuerungsvoll im verschwiegenen Boudoir zu ihren Füßen liegt und der übermorgen beim Ausmarsch der Armee zum spanischen Erbfolgekrieg sie bis auf den Namen vergessen haben wird. Aber diese Reine und Edle, die ohne eigene moralische Schuld der Romantik Leiden und Kosten trägt, ihrer drangvollen Phantasieerhebung ins Unbestimmte, ihrer Ausschaltung der harten, aber wohltätig festen alten bürgerlichen Hegungen und Begrenzungen — die wird sich aus Anlaß eines Prof. Creuzer den Dolch ins junge Herz stoßen, unter den abendlich dämmernden Weiden am Rheinufer von Winkel, wo sie die briefliche Nachricht seines Verzichts auf den Seelenbund empfängt.

Es hatte, vor jener Begegnung mit Creuzer auf dem Schloßaltan, eine Zeit gegeben, wo Karoline Günderodes Herz leidenschaftlicher klopfte, als in der Resignation einer verehrenden Priesterin, wo der feurige Spielmann Clemens Brentano ahnungsvollere Liebe in ihrer Mädchenseele erweckte. Aber ihre grundtiefe Reinheit, ihre stillwirkende Besonnenheit, die bei allem doch auch durch das Verhältnis zu Creuzer geht, hatte sie vor jenes unsteten Jünglings ungestümer Persönlichkeit viel glücklicher bewahrt, gerade, weil sie ihr Herz bezaubert und willig empfand, weil ihr Herz sie mahnte, auf ihrer Hut zu sein. Brentano verlor sie, indem er sie hastig an sich ketten wollte. Er scheiterte an derselben verborgenen Kraft, an der auch die ersten Sturmbriefe Creuzers mit dem schmerzlichsten Gefühl des Nichtangenommenen, Verstoßenen rütteln. Ganz überwunden hatte Brentano sie nicht. Und da die echten Kennzeichen der jeanpaulischen und romantischen Zeit sich auch durch die weitgehende Öffentlichkeit erfüllen, womit Creuzers Liebe in Heidelberg zum Gegenstand der Mitberatung für Professoren, Bekannte und reichlich viel Frauen gemacht wurde, so mengen, abgesehen von Empfindung, Kritik oder Teilnahme der Mereau, auch wechselvolle Ärgergefühle Clemens Brentanos, wieder erwachende Galanterie, ja die überflüssigsten und nutzlosesten Wiederannäherungen von ihm sich eigenartig in das geliebte Haschen Creuzers nach Aussprache und Anlehnung mit hinein. —

Zu dem Freundespaare im Heidelberger Hauptquartier der Deutschromantik, zu Brentano und Arnim, gesellt sich für die gleiche Zeit der dritte geistig Zugehörige herbei, Josef Görres von Koblenz, den jene beiden veranlassen, nach Heidelberg überzusiedeln, in der Meinung, daß sie alle drei dort schließlich bleiben werden. Das ist der ehemalige flammende Publizist der Revolution und des gallischen Radikalismus, welcher soeben durch die deutsche Romantik und Mittelalterssehnsucht hindurch den Übergang zu dem rückläufigen Katholizismus seiner letzten Jahrzehnte vollzieht. Um sich eine äußere Grundlage und Stellung zu schaffen, hält Görres private Vorlesungen in Heidelberg. Zuerst physiologische, was er als gelernter Mediziner versteht, dann, um darüber etwas Solideres zu lernen, wie das ja auch sonst oft gemacht wird, ästhetische und germanistische Vorträge. Unter gewaltigem Zulauf der Studenten; alle Unordnung und Einförmigkeit dieser Vorlesungen — denn immer erst aus dem sicheren Überblick, nie aus dem bemühten Zusammensuchen kann der gebende und packende Vortrag werden — vergessen sie gern über dem Stoffinhalt des Gehörten und über dem Zwang dieser Persönlichkeit, ihren wunderbaren Augen, ihrem innerlichen Lodern, den aus der Allgemein-

Digitized by Google

heit ihres Wesens zuckenden Blitzen. Aber das alles ist kein Weg, Professor zu werden, und 1808 bescheidet sich Görres, auf sein stilleres Amt an der Koblenzer Sekundärschule zurückzukehren. Die romantische „Zeitschrift für Einsiedler", welche von den drei Freunden gemeinschaftlich unternommen wurde, ist nur einige Monate lang als solche erschienrn; Arnim hat sie noch als „Tröst-einsamkeit" fortgeführt, immer mit der Richtung auf die großen alten deutschen Stoffe.

In just denselben Jahren, da ganz Deutschland voll Napoleonischer Einquartierung lag, haben diese altdeutschen Dichtungen begonnen, in ihrer Fülle und Schönheit aus den Handschriftbibliotheken wieder emporzusteigen, und nicht das geringste Teil mitgewirkt, den Geist von 1813 heranzubilden. Die tauliche Heidelberger Trägheit, wovon Arnim vorhin spricht, ist doch nur ein Stadium der Ankunft, des Hineinlebens; dann weckt diese weiche Schönheit nur den desto schwellender treibenden Sinn nach Ihrgerechtwerden und Tat. Eine Fülle von Planungen flutet in Brentano und Arnim, spricht sich mit den Freunden aus. Sie wollen Parzival, Titurel, die Nibelungen edieren oder bearbeiten, vor allen Dingen aber wollen sie sammeln und festhalten, was irgend deutsches Volksgut und als solches mündlich zu erhaschen und zu retten ist, und daraus entsteht „Des Knaben Wunderhorn".

1805 erlassen sie ihren Aufruf, stöbern von da ab bei Trödtern und Büchereien nach fliegenden Blättern, Newen schönen Liedern, alten Drucken umher, vagieren über Land und ziehen auf Rheinfahrt, horchen alte Frauen, Soldaten und junge Dirnen aus. Die drei Bände, die 1806 bis 1808 bei Mohr und Zimmer erschienen sind, sind ihr rechtes Ergebnis der Heidelberger Jahre. Eine Arbeit voller Dichterwillkür und philologischer Ketzerei. Aber genau so, wie rs ist, ist das Wunderhorn zum Volksbuch geworden, zum gar nicht aus unserer Literatur herauszutösenden poetischen Brevier der Eichendorff, Uhland, Kerner, Mörike, Heine und bis über Geibel hinaus. Dagegen wie selten holt aus der Bibliothek sich ein Student oder junger Dichter Uhlands akademisch tadellose „Alte hoch- und niederdeutsche Volkstieder", obwohl sie ein prächtiges Buch und im einzelnen voller Perlen sind! — Von den Volksliedern sollte es dann zu den Märchen gehen. Die beiden Grimm hatten solche zu sammeln begonnen; aus seinem selbstlos liebevollen Sinn schreibt Jakob an Wilhelm: „Der Clemens kann die Sammlung von den Kindermärchen herzensgerne haben"; aber es kommt nicht dazu. Überhaupt bricht 1808 der Heidelberger Bund seine Zelte im Faulen Pelz ab und geht auseinander, ohne sich darum zu verlieren. Arnim wird Bettinas Gatte, der Schwester des Clemens. Und sie ist es, die von der freiwillig aus dem Leben geschiedenen Frankfurterin und Freundin, nach ihrer Art mit unbekümmerter Phantasie vermengt und mit reichlich viel Zutat über sich, Bettina, selber, das Buch „Die Günderode" erzählt hat, das bis vor kurzem die Auffassungen und die Wiedererzählungen jener alten Heidelberger Geschehnisse, teils erklärend, teils nach Seite Karolinens hin auch wieder unabsichtlich herabmindernd, bestimmt hat.

Das Schweißtuch der Veronika.

Ballade von Lulu von Strauß und Torney.

Du warfest selber den ersten Brand,
Und die Gasse stand rot in Flammen,
Du rissest selber mit dreister Hand
Dir Raub und Plunder zusammen,
Und ein Weib hat schreiend das nackte Kind
Auf Knien emporgehoben,
Als ihr dißchen Armut in Rauch und Wind
In tausend Fetzen zerstoben!
Sie sah Dein helles, Dein Knabengesicht
Und hing Dir schwer an den Armen —
Hans Witt, Du verstandest die Zunge nicht,
Doch die Augen schrieen: Erbarmen!
Du stießest sie weg, Du fuhrest sie an:
„Zurück! Dein Bettel muß brennen!"

Einen deutschen Knecht und Frundbergs Mann,
Was schiert den Weiberflennen!
Lustig! Glocken und Hörner schrein
Und die großen Kartaunen drummen, —
Da müssen die Stimmen schon stilte sein,
Die wie Mücken ins Ohr Dir summen:

Und wenn Dich heut Deine Mutter säh,
Deine Mutter säh,
Hans Witt, was täte das Herz ihr weh!

— — — — — — — — — —

Scheint da am Himmel das Abendrot,
Oder der Brand der Gassen?
Die pfäffische Metze Rom ist tot,

Man ſoll pfallieren laſſen!
Und die ſie ſtießen vom güldnen Stuhl,
Das ſind die deutſchen Knechte, —
Das Sündendadel, der Höllenpfuhl
Soll drennen ſieben Nächte!
Der Landsknecht herr über Stadt und Strom,
Über Kirchenſäckel und Kaſten —
Luſtig gelebt wie der Papſt in Rom,
Juchhei, wer hilft ihm faſten?
Das Glück läuft ſchnelle, greif zu, nimm's wahr!
Hans Witt, was willſt Du haben?
Iſt manches, was des Pfaffen war,
Beſſer für junge Knaben!
Zu Haus die Mädchen ſind kühl wie Schnee
Und blond mit glatten Stirnen —
Viel ſchöner hier in Trastevere
Die heißen braunen Dirnen!
Du haſt die eine zu Dir aufs Knie
An den ſchwarzen Zöpfen geriſſen,
Und haſt gelacht, als ſie rang und ſchrie
Und biß und ſchlug beim Küſſen!
Was hat Dir unter dem Koller nur
Mit eins gepocht und geſchlagen,
Was war's, das heiß in die Stirn Dir fuhr,
Als hörteſt Du fernher ſagen:

Und wenn Dich heut Deine Liebſte ſäh,
Deine Liebſte ſäh,
Hans Witt, was täte das Herz ihr weh!
— — — — — — — — — —

Dunkle Säle, verſtörte Pracht,
Ein Hof mit marmornen Säulen,
Grell von Fackeln und wirr die Nacht,
Und laut von ſtampfenden Gäulen.
Stählern Blinken im Feuerſchein,
Und friſche Narben und Schmarren,
Und deutſche Kehlen und welſcher Wein,
Und Streiten, Lärm und Gitarren!
Der tollſte Schreier im Schwarm Hans Witt,
Der prahlt, als ging es ums Leben,
Der brüllt am Faſſe den Rundreim mit,
Daß die Mauern ſchüttern und beben!
Luſtig, Brüder, der Knöchel rollt,
Kein Säckel bleibt ledig heute!
Es geht um römiſches Pfaffengold,
Um fette Kloſterbeute!
Her mit Ketten und Roſenkranz,
Mit Meßrock, Kreuzen und Ringen!
Nun ſoll der heilige Mummenſchanz
In alle Winde ſpringen!
Wie gleißt der güldene Herrgott fein!
Den grüßt ein heiſeres Johlen —
Und ſitzt der Teufel im Schelmenbein,
Mag der den Herrgott holen!
Was gilt's, Geſellen, zum nächſten Satz?
Hier dieſen ſchiechten Lappen?
Den fettſten Biſſen vom Beuteſchatz,
Glück zu, wer will ihn ſchnappen?
Drei Sack voll Ablaß gehn mit drein
Und zwei voll Pfaffenſegen!
Der Lappen hat in ſilbernem Schrein
In Petri Dom gelegen!
Aus hölzernem Becher rollt es raſch
Und klappert über die Steine —
Hans Witt da drüben, der warf den Paſch,
Hallo, der Preis iſt ſeine!
Er packt und ſchwenkt ihn im Feuerſchein:
„Zum Kuckuck fahre der Plunder!"
In ſchale Lachen von Schmutz und Wein
Fliegt er gloſtend wie Zunder —
Was wird Deine Stirne ſo blaß, Hans Witt,
Unter den wirren Locken?
Was drängſt Du Dich rückwärts Schritt um Schritt
Und ſtammelſt jäh erſchrocken:

Und wenn Dich heute Dein Herrgott ſäh,
Dein Herrgott ſäh, —
Was täte ſein heiliges Herz ihm weh!
— — — — — — — — — —

Und ſiehe — in Qualm und Fackellicht
Ein fahl vergilbtes Linnen,
Und auf dem Linnen ein Angeſicht,
Vor dem iſt kein Entrinnen —
Rot die Stirne, der Dornenkranz,
Ein Tropfen an jedem Dorne,
Brechende Augen ohne Glanz
Blicken in Gram und Zorne —
Und blicken Dich an — und Du kehrſt Dich um
Und lachſt aus heiſerer Kehle —
Und Du fühlſt den Blick und wirſt jählings ſtumm:
Gott gnade Deiner Seele!
„Wir han ein Fähnlein, iſt rot wie Blut —
„Duck Dich, Bauer, wir kommen —
„Das kennen Pfaffen und Jungfern gut!
„Duck Dich, Bauer, wir kommen!"
Sie pochten den Takt mit Fauſt und Krug
Und brüllten den Rundreim trunken.
In den roten Falerner ſchlug
Ein Regen von Ruß und Funken,
Vom Kreiſchen der Dirnen ſcholl das Haus
Und war voll Johlen und Fluchen —
Und einer ſtrich in die Nacht hinaus,
Der ging ſeine Seele ſuchen ...

Einkehr. Gemälde von Prof. E. Harburger.
(Aus Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W.)

Wilhelm Hächers letzte Lehrstunde.

Von Anna Sommer.

Sonst pflegte Direktor Sindermann bei Neuanstellungen an seinem Gymnasium die genauesten Erkundigungen einzuziehen und schenkte hierbei der Persönlichkeit des neuen Lehrers fast mehr Aufmerksamkeit noch als seinen philologischen Fähigkeiten. Im Falle Doktor Wilhelm Hächer hatte er sich außerordentlich rasch entschließen müssen, da man die fehlende Lehrkraft jetzt acht Tage nach Beginn des Schuljahres nicht entbehren konnte.

Die Lücke im Lehrkörper des Gymnasiums war durch Doktor Rathgens Selbstmord entstanden. Dies Ereignis — der junge Mensch war eben erst gekommen, hatte zwei Tage unterrichtet und sich dann erschossen — hatte den Direktor seelisch sehr mitgenommen, da der junge Rathgens ein Neffe seines liebsten Studienfreundes gewesen und auf dessen Bitte und Empfehlung diese Anstellung als wissenschaftlicher Hilfslehrer bekommen hatte. Zu diesen Aufregungen war die vermehrte Arbeit gekommen, die den Direktor verhindert hatte, sich eingehend nach Doktor Wilhelm Hächer zu erkundigen, der eben vor ihm saß, um sich vorzustellen.

Eine schmächtige, blasse Figur war es, die, ängstlich auf der Sofakante schwebend, sich den prüfenden Augen des Direktors zeigte. Blondes, grobes Haar, das mit Anstrengung und unter Anwendung von Fett oder Wasser mühsam über einen flachen Schädel gekämmt war, der quer herüber eine Senkung zeigte. Ein ziemlich hohe, von zahllosen Falten durchquerte Stirn, in die die blonden Augenbrauen hinaufgezogen waren, und darunter blasse, graue Augen. Die Iris an einer Stelle durchschnitten. Hinter Brillengläsern lagen sie und hatten einen qualvollen, ängstlichen Ausdruck.

Sindermann sah in sie hinein, während er die unglückliche Geschichte des jungen Rathgens in kurzen Worten erzählte. Über die beklemmenden Ahnungen, die sich beim Anblick dieses Ersatzmannes ihm aufdrängten, drohte er den Faden seines Berichtes zu verlieren, deshalb sah er nun vor sich hin auf die Schreibtischplatte, wo ein kleiner Zettel lag, der einige Notizen enthielt über das, was er in dieser Unterredung notwendig zu berühren hatte. Er besprach Punkt für Punkt und wandte sich endlich Hächer mit den Worten zu: „Ich hoffe also, Sie werden sich rasch einleben, die Kollegen und ich werden Ihnen dabei, so weit wir können, gern behilflich sein. Morgen früh wollen Sie sich, bitte, halb zehn im Lehrerzimmer einfinden, ich werde Sie dann dem Kollegium, sowie auch Ihrer Klasse vorstellen."

Hächer, der den Ausführungen des Direktors nur mit halber Aufmerksamkeit gefolgt war, sprang auf.

„Vergessen Sie Ihren Hut nicht." Sindermann wies auf den zwischen Sitz und Sofalehne eingeklemmten Chapeau claque. Auch eine wunderliche Art, einen Hut abzulegen.

Der Direktor konnte nicht den Zweck ahnen, den Hächer hierbei im Auge gehabt. Diese Unglückshüte pflegten nämlich unter den Fingern des Mathematikers in den allerungeeignetesten Momenten mit lautem Knall aufzuspringen, und um einer derartigen Verlegenheit vorzubeugen, hatte Hächer ihn so unschädlich gemacht. Jetzt ergriff er rasch sein Eigentum und preßte es unter den Arm.

„Ich empfehle mich, Herr Direktor."

Mit beinah rätselhafter Geschwindigkeit war er gleich darauf hinter der Tür verschwunden. Sorgend und zweifelnd schüttelte Sindermann den Kopf. Wie sollte das mit der Tertia werden. Der war sicher nicht imstande, sich Respekt zu verschaffen. Dann kreuzte ein anderer Gedanke seinen Sinn.

„Ich wollte ihm ja wegen der Wohnung Bescheid sagen.“

Er öffnete rasch die Tür und rief auf den schmalen, dunklen Korridor hinaus, der auf die enge Treppe mündete.

„Herr Doktor, bitte, noch auf einen Augenblick.“

Nicht von unten herauf, wo der Direktor ihn schon vermutete, antwortete Hächer, sondern aus der Ecke hinter der halbgeöffneten Studierzimmertür.

„Ich bin hier, Herr Direktor.“ Bei diesen Worten kam seine flache Figur hinter der Tür hervor. „Ich suche meinen Überzieher, hier hatte ich ihn abgelegt,“ seine Hand wies auf einen Stuhl in der dämmerigen Ecke, „und nun ist er fort.“ In hilfloser Bestürzung sah er den Direktor an. „Ich kann ihn gar nicht verloren haben, ich hatte ihn übergezogen, dann ist es doch unmöglich.“

Dieser im Ton schüchterner Verteidigung gemachte Zusatz reizte seinen Vorgesetzten, und er sagte, ungeduldig dem andern das Wort abschneidend: „Ihren Überzieher wird das Mädchen mit nach unten genommen haben. Ich wollte Ihnen noch sagen: Ziehen Sie doch in die Wohnung Ihres Vorgängers zu Frau Kapitän Jürs. Dort wohnen Sie gut und nicht zu teuer. Auf diese Weise kämen Sie gleich in Ordnung mit allem. Frau Jürs hat überdies darum gebeten, Sie werden dort also so halb und halb erwartet.“

„Ich danke sehr, das werde ich tun.“ Eine rasche Verbeugung folgte den Worten, dann entfernte er sich eiligst, unruhig, ob wirklich der Überzieher sich unten vorfinden würde.

„Doktor Hächer, Herrgott in aller Welt noch'n mal,“ rief ihm sein Direktor in offner Ungeduld nach, „wissen Sie denn, wo die Frau Jürs wohnt?“

Bescheiden aber bestimmt lehnte Hächer diese Zumutung ab.

„Ja, aber das müssen Sie doch wissen!“

Hächer sann zerstreut nach. Warum mußte er das wissen?

Sindermann kam aus dem Zimmer zurück, wo er sich noch einmal von der Richtigkeit der Adresse überzeugt hatte.

„Wie wollten Sie sich sonst dorthin finden! Es ist in Küsterfähre 7. Lassen Sie sich vom Kustos einen seiner Jungen mitgeben, der wird Ihnen den Weg zeigen. Auf Wiedersehn morgen und um halb zehn, bitte.“

„Halb zehn,“ wiederholte Hächer rasch und wartete diesmal, bis die Tür sich geschlossen. Aber dann eilte er in innerer Aufregung die Treppe hinunter und spähte von den letzten Stufen sorgenvoll über die weißgetünchten Wände. Da vorne hingen Mäntel, wenn doch seiner dabei wäre! Er mußte dabei sein, verloren konnte er ihn nicht haben, denn wenn man ihn übergezogen hat —

Gott sei Dank, da hing er. Hächer empfand es wie ein Glück und schlüpfte mit beinah zärtlichen Gefühlen für den Mantel in ihn hinein. Als er dann über die Straße ging, ohne sich über das nächste Ziel seiner Wanderung klar zu sein, suchte er, wie so oft schon, festzustellen, woran es liegen könne, daß ihm immer die Sachen abhanden kamen.

Natürlich lag es an seiner Vergeßlichkeit, aber diese Vergeßlichkeit mußte doch ihren Grund haben; am wahrscheinlichsten schien ihm die Annahme, daß sein Hirn zu klein sei, um neben den Zahlen irgend etwas anderes zu beherrschen, und daher versuchte er dem Absolutismus der Zahlen zuweilen Einhalt zu tun, denn: „Man kann es erzwingen, wenn man systematisch vorgeht,“ sagte er sich jedesmal, wenn er sich auf einem schmalen, fingerlangen Papierstreifchen mit roter Tinte — er benutzte gar keine andere — eine neue Tageseinteilung schrieb. In seinen unleserlichen Schriftzeichen trug er dort fahrplanmäßig ein, was er zu jeder Stunde und Minute des Tages vorzunehmen habe. War er damit fertig, so überlas er es, den Zettel dicht vor die kurzsichtigen Augen haltend, und war erstaunt, was er auf diese Weise würde leisten können. Es war ihm bisher nur noch nie gelungen, auch nur für die Dauer eines einzigen Tages daran festzuhalten. Gleichgültig, ob er mit kalten Abwaschungen oder mit Freiübungen begann, immer wieder fand er sich, im Bett hockend, auf den hochgezogenen Knien, die sich spitzig unter der Bettdecke abzeichneten, ein Blatt Papier, dort weiterrechnend, wo er am Abend vorher aufgehört hatte.

Mitten drin konnte er dann zusammenschrecken, mit der mageren, knochigen Hand

an die Stirn fahren und in sich hineinlauschen. Es hatte vor vier Jahren einmal jemand zu ihm gesagt, bei gänzlich einseitiger Beschäftigung nutze sich das Gehirn ungeheuer rasch ab, es würde wie ein verbrauchtes Uhrwerk, dessen Räder lahm und dessen Zähne abgewetzt sind, „dann surrt alles sinn- und zwecklos durcheinander, immer schneller und schneller, mit einemmal steht es still — und der Mensch ist verrückt."

So hatte der gesagt, und obwohl Hächer sehr gut wußte, daß dies nur vergleichsweise, bildlich gesprochen war, glaubte er doch zuweilen schon das Surren in seinem Hirn zu hören. Dann irrten seine grauen Augen angstvoll umher, um durch irgendeinen Gegenstand seine Gedanken abzulenken. In solchen Augenblicken schien ihm die Stille seines Zimmers das Allergefährlichste, er suchte im Lärm der Straßen Zerstreuung. Bei allem, was sich dort seinen Augen bot, fragte er sich ängstlich: ‚Was kann ich mir dabei denken?' Wenn aber statt irgendeines Gedankens wieder und immer wieder nur eine Zahl sich ihm aufdrängte, so kämpfte er wie gegen einen greifbaren Feind dagegen an. Er ballte die Faust, biß die Zähne aufeinander, so daß sein Gesicht einen völlig verzerrten Ausdruck bekam, und machte urplötzlich kehrt, wobei er, um die Zahlen loszuwerden, den Kopf in den Nacken schüttelte, als ob sie ihm vor den Ohren säßen.

Niemand wußte den Grund dieses Gebarens, und man war auf ganz andere Vermutungen gekommen, die von seinen immer wechselnden Schülern gewöhnlich rasch genug in die Worte: „Es ist hier oben nicht richtig" zusammengefaßt wurden. Die Erwachsenen sprachen es nicht aus, aber sie dachten ähnliches. Das Schlimme hierbei war, daß Hächer zuweilen aus ihren Mienen las, was sie über ihn dachten. Und das hatte ihm den Mut genommen, zu irgendeinem über seine Qualen zu sprechen.

Fuhr ein Straßenbahnwagen an ihm vorüber, so sah er anstatt der einzelnen Gestalten nur die Zahl, zu der sie sich für ihn gruppierten, wie die Augen auf Dominosteinen oder auf Kartenblättern. Benutzte er nun gar selber die Bahn, so steckte er das Billett hastig in die Tasche, um der Versuchung zu entgehen, die seiner Rechenleidenschaft in Gestalt der vielstelligen Billettnummer drohte. Seine Finger begannen dann zuckende Bewegung nach der Tasche zu machen, bis sie endlich doch mit schnellem Griff das zerknitterte Papierchen hervorzogen, es glätteten und dicht vor seine Augen brachten. Je länger die Zahl war, um so zufriedener sah Hächer für einen Augenblick aus. In kleinen, zierlichen, roten Ziffern, so wie er sie zu schreiben pflegte, marschierten hübsch, der Größe nach geordnet, die Primfaktoren der Zahl an seinen Augen vorüber, keiner fehlte! — Oder doch? — Nun verflog der blasse Freudenschein, der wie Wintersonne auf Hächers Gesicht gelegen; und der gewohnte ängstlich gespannte Ausdruck breitete sich wieder wie ein Schatten drüber aus. Waren es auch wirklich alle Primfaktoren? Er wußte ganz genau, daß er sich nie irrte bei seinen Zahlen, und trotzdem ließ er sich von diesen Zweifeln narren, die ihn zuletzt dazu brachten, den winzigen, scharf gespitzten Bleistift aus der Tasche zu nehmen und damit auf dem Rand des Billetts oder auf seinen Manschetten sich selber den Beweis zu bringen, daß keiner der Primfaktoren gefehlt hatte.

Er mied eine Zeit hindurch ganz und gar Straßenbahnen, um nicht in Versuchung zu kommen. Damit war aber wenig für ihn gewonnen, auf den die Versuchungen überall zu lauern schienen. Sah er auf das Pflaster des Fahrdamms, so stellten die Steinzeilen sich wie in Parade vor ihm auf und der Flügelmann meldete: „Dreißig in einer Zeile."

„Gut, dreißig in jeder Zeile, was geht's mich an!" wehrte Hächer sich dagegen, gleichzeitig aber grübelte er emsig durch seine Gedanken, Zahlen, die sich vervielfältigten, teilten und dann in sauberen Ziffern sich vor ihn hinstellten: genau so und so viel Pflastersteine würde man für eine Straße von der und der Länge und Breite gebrauchen.

Für diese Qual gab es keine Erlösung, nur selten einmal war er körperlich müde genug, um frei von den Zahlen zu werden, und dann, wenn das wirklich eintrat, ließen ihn die anderen Sorgen nicht ruhen. Jede einzelne von ihnen war gewiß leicht genug, ein verlorenes Heft, ein verpaßter Zug nahmen selbst in seinen alles in vergrößertem, bedrohlicherem Maßstabe sehen-

den Augen keine ungeheuren Dimensionen an, aber die Menge brachte die Last, die ihn drückte. Auch hier schien ein Entrinnen oder zeitweilige Erleichterung so gut wie ausgeschlossen. Erledigte sich eine dieser kleinen Sorgen, so brachte die nächste Stunde sicher eine neue, nebenbei das Einzige, was sich an diesen Dingen berechnen ließ, alle vorbeugenden Versuche waren längst von ihm als immer erfolglos aufgegeben worden. Diese Resignation kleidete sich keineswegs in gelassene Gleichgültigkeit und galt nur der Unmöglichkeit, diese Bosheit des Zufalls Regeln zu unterwerfen, die ihm eine Handhabe geboten hätten, Herr über sie zu werden.

Die Freude über den nicht verlorenen Überzieher und die Gedanken, die sich hieran geknüpft, hatten ihn die Wohnungsangelegenheit völlig vergessen lassen. Er ging immer geradeaus, ohne auf die Umgebung zu achten, wie die Fremden, die sonst in die Stadt kamen, es zu tun pflegten. Ihm erzählten weder die schlicht vornehmen Patrizierhäuser vom Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts, noch die aufgetreppten hochgiebeligen Predigerhäuser, die um den Matthäikirchhof lagen, an dem er jetzt vorbeikam, etwas von ihrer Vergangenheit wie den anderen Fremden. Diese anderen lagen auch nicht in so unausgesetztem Kampfe mit dem täglichen Leben und hatten Muße, aus ihren geordneten Verhältnissen heraus, wie aus einem Fenster in die Welt zu sehen und sie zu bewundern. Dazu konnte Hächer nie kommen, und daher sah er mit leidenschaftlicher Bewunderung zu den Leuten auf, die so gelassen und ruhig durchs Leben kamen, als rollten sie in einem weich gepolsterten Wagen dahin, zu dessen Haltbarkeit sie unerschütterliches Vertrauen hätten, während er sich auf nichts verlassen konnte. Die Ereignisse, so schien es ihm, rollten wie Wellen unter ihm fort, hoben ihn und ließen ihn wieder fallen, und er suchte dabei vergebens nach einem festen Halt.

Er war viel umhergekommen, anfangs als Hilfslehrer, und jetzt als Oberlehrer änderte sich darin auch nichts. Dies war die sechste Schule, der er zugeschickt wurde, wie lange würden sie ihn hier behalten? Bei dieser Frage kam ihm der Gedanke an die neue Klasse, der er morgen vorgestellt werden sollte, und die alte Angst kam wieder. In einem Punkte begriff er seinen verstorbenen Vater sehr gut, der hatte dem Schulleben den Rücken gekehrt. Die Folgen hiervon waren unheilvoll genug gewesen, denn die komplizierten Berechnungen und Experimente, die er als theoretische Vorarbeiten zu Erfindungen ausgab, erwiesen sich immer als Zeitvergeudung, sobald sie dem praktisch geschulten Urteil eines Sachverständigen vorgelegt wurden. Seine Frau starb noch ein paar Jahre später. Sie waren nur reich an Entbehrungen gewesen, nicht an Gütern, wie Hächer sen. ihr versprochen hatte; seinem Sohn fiel die Sorge zu, für ihn zu sorgen. Nun war der Alte seit zwei Jahren tot, und Wilhelm Hächer stand allein in der Welt.

Vielleicht konnte er hier bleiben in dieser Stadt, wohin ihn der Zufall geworfen. Stillstehend warf er einen Blick um sich, um sozusagen der Stadt, die eine derartige Bedeutung für ihn gewinnen konnte, ins Gesicht zu sehen. Die Häuser hatte er hinter sich gelassen, war durch das alte Tor über die Brücke, die gleich dahinter über den Fluß führte, in eine Allee gekommen, ohne es zu bemerken. Jetzt ließ er die Augen umherwandern. Zu beiden Seiten der Baumreihe lagen große, freie Plätze, von winterlichem, braungrünem Gras bedeckt. Jenseits waren Villen in weiten Gärten, noch nicht von den großen Bäumen und Gebüschgruppen verdeckt, da sich noch nirgends eine Spur von Grün zeigte. Nach der entgegengesetzten Seite hin konnte Hächer, über eine anlagenartige Anpflanzung ein Stück vom Hafen sehen, Masten und Schiffsschornsteine, Rauchfahnen, deren ausflatterndes Ende sich in der feuchten Regenluft verlor, Dampfkräne, die hin- und herschwangen und Laststücke so leicht durch die Luft führten, als seien es Federkissen. Die Sirenen der Fabriken begannen zu pfeifen, und ein langsam flußaufwärts kommender Dampfer fiel dumpf aufheulend ein. Das Bild sowohl wie die Töne waren ihm unbekannt, eine Hafenstadt hatte er nie gesehen. Wenn er hier blieb, so kam vielleicht die Zeit, wo ihm das Treiben da unten vertraut sein würde, wo er die Schiffe kennen und ihr Reiseziel, die Waren, die sie brachten und die sie ausführten, das alles konnte ihm Bekanntes werden. Auch diese Allee, die so weit hinaus zu führen schien; man sah nicht ihr Ende und das reizte ihn weiter-

zugehen, als ob er jetzt gleich noch feststellen müsse, wo die Doppelreihe alter Linden aufhöre. Dabei gelobte er sich, daß diese Stadt die Endstation seiner Laufbahn sein sollte. Dies war ein neuer Anfang, eine neue Seite, niemand wußte hier, was auf den vorhergehenden stand; es konnte jetzt noch so werden mit ihm, wie mit den anderen Leuten, denen der Faden glatt von der Spindel lief, ohne fortwährend zu reißen wie bei ihm. Vor allem sollte nun endlich eine rationelle Tageseinteilung auch mit aller Bestimmtheit durchgeführt werden. Als er diesen Vorsatz gefaßt hatte, sah er auf die Uhr: der Anfang sollte gleich gemacht werden. Er kehrte um und ging nun rascher, obwohl der Wind ihm stark entgegenblies, und arbeitete im Kopfe schon den neuen Stundenplan für den Tag aus. Keine Abwaschung morgens, auch nicht die Freiübungen, er unterließ doch beides nach dem zweiten Tage, ein Morgenspaziergang war ebenso gesund, und der würde ihn auch davon abhalten, sich sofort wieder in die Rechnerei zu stürzen, wobei es ihm geschehen war, daß er den Schulanfang versäumt hatte. Derartige Unregelmäßigkeiten durften nicht mehr vorkommen. Vor allem mußte er im Gedächtnis behalten, daß Fensterbänke und Tische nicht beschrieben werden durften, was er ja leider immer wieder vergaß. Mit Beschämung erinnerte er sich der aufgeregten Szene, die ihm seine letzte Hauswirtin gemacht, weil er seine Exempel mit roter Tinte auf sein Fensterbrett geschrieben. Während ihrer empörten Rede hatten die Zahlen ihn so hämisch angestarrt, wie triumphierend über ihre Macht. Hier wollte er noch einmal versuchen, ihre Macht zu brechen und Herr über sie zu werden.

Auf der Brücke dicht vorm Stadttor, wo die nackten Sandsteingötter auf ihren Postamenten Wache hielten und aussahen, als genierten sie sich vor sich selber und wüßten nicht, was sie zwischen diesen ernsthaften, eiligen Menschen sollten, von denen keiner mehr sie ansah, packte ihn der Wind noch tüchtiger als vorhin unter den Linden. Hächer hielt mit beiden Händen den Überzieher über der Brust zusammen; an seinen Hut dachte er nicht, und so geschah es, daß der nächste Windstoß ihm den Hut entführte.

Hächer schrie auf: „Nein, aber nein!“ und streckte beide Arme dem Hut nach, so daß der Wind nun auch bequem in den Überzieher fahren konnte und ihn wie einen Ballon aufblies. Die spärlichen blonden Haare flatterten auf dem flachen Schädel, und der Hut tanzte unten auf den schwarzen krausen Flußwellen.

Hächer sah ihm verzweifelt und laut hinterherrufend nach.

„Je mein guter Herr, der is futsch, da können Sie lang hintean schrein, das hilft nichs. Mich is hier auch mal ein über Bord gegangen.“

„Ohne Hut, ohne Hut,“ jammerte Hächer, den Mann, der sich zu ihm gesellt, nicht ansehend, „wenn das herauskommt.“

„Sie sünd woll 'n verheiraten Mann?“ fragte der andere in versteckter Schadenfreude.

„Nein.“ Hächer sah auf, völlige Ratlosigkeit stand auf seinem Gesicht. „Ich hatte ihn ganz fest aufgesetzt, ganz fest; aber natürlich ein Band zum anknöpfen hätte er haben müssen, dann hätte er nicht fortfliegen können,“ fügte er in bitterer Selbstanklage hinzu und sah unsäglich traurig seinem Hut nach, den die Wellen schon weit über die Brücke hinausgeführt hatten.

„Je bei ßu machen is da nichs, da is kein' Hilfe nich an. Un stehn Sie hier man nich lang rum, davon krieg'n Sie bloß Reumertismus in Kopf. Un denn überhaupt,“ der Alte zuckte die Achsel, „wenn Sie'n ledigen Mann sünd, geht das je keiner was an, wonem Sie mit Ihr'n Hut abgeblieben sünd. Gehn Sie man hin und kaufen sich 'n annern. Adschüs.“

Mit diesem Ratschlag wandte der Mann sich ab, spuckte im weiten Bogen über das Brückengeländer und griff grüßend an seine alte Schirmmütze.

Hächer legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn damit zurück.

„Lieber Mann, ich möchte Sie um einen großen Gefallen bitten!“

„Mir? Je was soll das denn sein, mein gute Herr?“

„Würden Sie nicht hingehen können und mir einen neuen Hut kaufen?“

„Warum nich, wenn Sie mich den Geld daßu geben; das is Sie woll genierlich in bloßen Kopf längs Straße zu gehn?“

„Ja, das ist es,“ nickte Hächer, froh, daß der Mann begriff, „es könnte mich

meine ganze Stellung kosten," setzte er für sich hinzu, sprach es aber ebenfalls laut aus.

„Sünd Sie ans Gericht?"

„Nein, ich bin Lehrer," erwiderte Hächer kurz; die Angst machte ihn nun vorsichtig. „Wollen Sie mir den Hut besorgen?"

„Je gern. Sie sünd woll'n Fremden?"

„Ja, aber gehn Sie jetzt, bitte, und holen mir den Hut."

„Herregottes nee, ich sag' je immerßu, daß ich das tun will, Sie geb'n mich je kein Geld."

„Wieviel kostet er?" fragte Hächer und griff hastig in die Tasche.

„Je was denken Sie woll?" meinte der Mann und sah abwägend Hächer an, der mit den Augen im Portemonnaie suchte. „Is woll all, as sie sünd, 'n Taler oder fünf Märk for bestimmt," fügte er zögernd, Hächers Gesicht nicht aus den Augen lassend, hinzu.

„Hier sind fünf Mark, damit Sie nicht zu kurz kommen, aber es braucht nur ein einfacher Hut zu sein, verstehn Sie, oder eine Mütze, wie Sie tragen, die sitzt fester auf dem Kopf."

„Woll'n Sie mein' büschen haben, bis ich mit dem Hut komm'? Je das tun Sie man, Sie verkühlen sich sonst je den Kopf, ich lauf' so ßu Stadt; nee mich schad' das nichs."

Hächer nahm das Anerbieten dankbar an, so brauchte er nicht barhäuptig dazustehen. Die Mütze sank so tief über seinen Kopf herab, daß der feuchtkalte Rand seine Ohren berührte.

„Nehmen Sie den Hut nicht zu groß," rief er dem Davongehenden nach.

„Nee, da sein Sie man nich bang vor, nich ßu groß un nich ßu klein," er winkte, wie es Hächer schien, ihm ganz herablassend zu. Unter dem Torbogen blieb er stehen und sah sich um, rief auch etwas, das Hächer aber nicht verstand. Der Mann rief aber: „Holl Di fuchtig, min Jung," und als er sich zum zweitenmal umwandte: „De Hot, de kleed Di got," dann setzte er sich in Trab und verschwand in der kleinen Straße, die rechtwinkelig auf die Torstraße zulief.

Auch als das letzte Eckchen vom Rock seines neuen Bekannten um die Torecke verschwunden war, hielt Hächer noch immer die Augen fest auf jenen Punkt gerichtet, als ob er dadurch die Rückkehr des anderen beschleunigen könne.

Während er so regungslos dastand, die Hand an der Mütze, die Beine gespreizt, um dem Winde gegenüber mehr Sicherheit zu haben, der ihm die Kleider um die dürren Glieder schlug, glich er wirklich einer Vogelscheuche, besonders durch die Mütze, die von dem Kopf nur ein kleines Dreieck freiließ.

Er selber ahnte nichts von der Komik, die sein Anblick bot, und hätte sie auch nicht begriffen, wenn die Minerva auf dem Postament ihm ihren Spiegel vorgehalten hätte. Aller Sinn fürs Komische ging ihm ab, vielleicht weil er sein Leben lang die komische Figur für die anderen gewesen war.

Solch neckender Schulterschlag des Zufalls, wie dieser jetzt, traf ihn wie ein Keulenschlag. Warum geschah das? Und warum immer nur ihm? Da gingen andere über die Brücke, die Hände in den Taschen, als ob sie in ihrer Stube auf und ab spazierten, und trotzdem flog ihnen der Hut nicht vom Kopf. Er dagegen konnte diese Mütze keinen Augenblick sich selber überlassen, denn obwohl er sie mit der Hand festhielt, machte der Wind doch von Zeit zu Zeit den Versuch, mit einem plötzlichen Stoß, sie ihm zu entreißen.

Allmählich begann ihn zu frieren; besonders die Hand, die die Mütze hielt, ward ganz steif vor Kälte. Das Postament von der Minerva bot wenig Schutz, da faßte er den Entschluß, unter dem breiten Torbogen zu warten, dort mußte es besser sein. Hier empfing ihn der Wind von vorn, so daß sein Überzieher, an dem einige Knöpfe fehlten, wie Fahnentuch hinter ihm herwehte. Die Hand blieb aber auch bei diesem heimtückischen Überfall an der Mütze. An die Torwand gelehnt, wartete er weiter, frierend und in Sorge um eine Unterkunft. Die Frage nach einer Wohnung war ihm eingefallen bei dem Gedanken, daß er sich für Nässe und Kälte im warmen Zimmer hinterher schadlos halten könne; aber er hatte ja noch gar keins. Schwer drückte nun die Erinnerung an die letzten Worte des Direktors auf ihm: der hatte von einer Wohnung gesprochen, der Wohnung des Kollegen, der sich erschossen. Hächer sann nach, aber weder die Geschichte von dem unglücklichen Kollegen, noch der Straßennamen wollte ihm einfallen.

„Ich dachte an meinen Überzieher," sagte er in Gedanken an die Szene im Treppenhaus des Direktors, „man kann nur an eine Sache zurzeit denken!"

Vielleicht wußte der Mann Rat, dem war doch auch der Einfall mit dem neuen Hut gekommen, und hatte er erst einen Hut, so konnte die Wohnungsfrage leicht erledigt werden, schlimmstenfalls mußte er in ein Hotel gehen. Nur den Hut brauchte er notwendig, mit dieser Mütze konnte er nicht in die Stadt gehen. Wie lang der auch ausblieb! Vielleicht war aber der nächste Hutladen weit von hier, so entschuldigte er den Mann gleich darauf.

Er ging bis zu dem der Stadt zu gelegenen Ende des Tores und sah in die kleine Straße hinunter. Von da unten mußte er kommen, da, wo die Stadtmauer das runde Knie machte. So wie er vorhin aufs Tor gestarrt, so faßte er nun das Ende der kurzen, engen Straße ins Auge; bald auf den schmalen Fußweg an der Stadtmauer, bald auf das Eckhaus sehend. Mit einem mächtig breiten, schrägen Halbpfeiler, der sich nach oben hin bald in der Hausmauer verlor, stand es da wie einer, der den einen Fuß vorsetzt, um einem Anprall besser begegnen zu können. Nach und nach ließ er in seiner Aufmerksamkeit nach, der Wind blies nicht so heftig mehr, vielleicht machte ihn das ruhiger. Er besah sich die Straße. Nur auf der einen Seite lagen kleine Wohnbuden, auf der andern war die Stadtmauer mit dem runden Turm, und neben dem Tor ein einziges hochaufgetrepptes Haus mit breiten Beischlägen. Niemand saß dort um diese Zeit des Jahres, es ging ja nicht einmal einer über die Straße, Hächer war der einzige. Er dachte vielleicht unten von der Ecke aus den Mann sehen zu können, und ging an der Seite, wo die Häuser standen, die Straße hinunter. Als er ihn auch hier nicht entdecken konnte, obwohl er nun eine ziemlich lange Straße überblickte, kehrte er rasch wieder um, damit er ihn, wenn er durch die Torstraße zurückäme, nicht verfehlen könne. So lief er ein paarmal die Straße auf und ab, wagte sich jedoch gar nicht mehr bis zum Ende der Straße, weil es nun dämmerig ward und man auf einige Entfernung hin schlecht mehr unterscheiden konnte, und lief zuletzt immer nur vor einer der kleinen Wohnbuden hin und her. Hierbei fiel sein Schatten stets zwei Frauen auf die Arbeit, mit der sie hinter dem Fenster saßen. Nach einem Weilchen öffnete sich die Fensterklappe und eine feste, energische Frauenstimme fragte, was er da auf und ab zu laufen habe.

Hächer prallte vor Schreck zurück und ging von dem schmalen Bürgersteig auf den Fahrdamm ...

„Ich warte auf meinen Hut," antwortete er, weil ihm das auf diese Frage hin zunächst einfiel; dann fügte er eine Entschuldigung, die halb auch eine Erklärung war, hinzu, ohne ganz damit fertig zu werden, denn nun zeigte sich neben der älteren Frau ein junger Kopf mit zwei neugierigen grauen Augen.

„Woneben soll der denn herkommen?" fragte die Junge gespannt.

„Ein Mann holt ihn mir."

Darauf wollte die Junge noch etwas hinausrufen, aber das: „Swig still, Deern" schnitt es ab. Ehe die Fensterklappe geschlossen wurde, sagte die Frau zu ihm: „Denn wärten Sie man ßu, aber nich hier vor meine Tür. Von dies alt Auf- und Abgelauf wird ein je schwinlig."

Wupp schloß sich die Klappe, und Hächer mußte sich zum Weitergehen entschließen, da die Frau ihn jetzt auch noch mit einem stoßenden Kopfnicken und ungeduldigem Blick dazu aufforderte.

Schade, sehr schade. Wenn die etwas freundlicher gewesen wäre, hätte er sich entschließen können, sie nach der Wohnung zu fragen, am Ende hätte sie es gewußt, denn in einer kleinen Stadt erfährt man wohl, wenn sich jemand erschießt. Um niemand mehr durch sein Hin- und Herwandern zu belästigen, ging er auf die andere Seite hinüber. Die Mauer und der alte Turm würden nicht schwindlig davon werden. Auf und ab, auf und ab ging er, und obwohl er leise auftrat, so hörte man es doch, denn der Wind kam nur noch in vereinzelten Stößen und klapperte mit Dachziegeln, und die Wetterfahne auf dem Torhaus knarrte.

Drüben bog sich zwischen der Gardine und den Blumentöpfen gelegentlich der junge Kopf hervor. Der graue ward dann ebenfalls sichtbar, dann verschwand aber der blonde. Das Spiel hätte Hächer an die Wetterhäuschen erinnern können, wo auch

immer nur ein Figürchen zurzeit in der Tür erscheint, aber solche Vergleiche kamen ihm nie. Als er ein paarmal an dem dicken Turm vorübergegangen, in den in unregelmäßigen Abständen ein paar Fenster eingeschnitten waren, vergaß er den Hut und den Mann, und an das junge Mädchen drüben dachte er schon gar nicht. Es war, als ob die großen, breiten Ziegel, die man heute gar nicht mehr macht, es gewußt hätten, daß dies einer war, dem es sich aufdrängen mußte, welch eine gewaltige Ziegelanzahl in diesen meterdicken Mauern stecke, so groß, daß man eine lange, lange Straße von solch papierdünn gebauten Häusern, wie sie drüben standen, damit hätte aufbauen können. Die Ziegel rückten sich vor Hächers Augen in Positur, jede Kolonne rief ihm ihre Anzahl zu; die in den Fensternischen sagten, wie dick die Mauer sei, und dann begann es in Hächers Hirn zu furren, zu kribbeln, und gleich darauf marschierten die Ziffern vor ihm auf, jede der Nullen mit einem niedlichen Schwänzchen oben, wie Hächer sie zu machen pflegte.

Er erschrak und wandte sich um. Von nun ab hielt er das Gesicht ängstlich der anderen Straßenseite zugekehrt, freilich ohne den gewünschten Erfolg, denn auch hier schien ihm alles, was bis dahin friedlich und stumm auf die Straße gesehen, in Aufruhr geraten zu sein. Die Dachziegel, die vielscheibigen Fenster drängten sich ihm nur noch in ihrer Stückzahl auf oder gaben geometrische Figuren ab. Um den Zahlen zu entfliehen, ging er unter den Torweg und dann zur Brücke und sah mit weitaufgerissenen Augen ins Wasser hinunter. Es drängte in kurzen Wellen eilig unter der Brücke fort, als sei es in der Hast an sein Ziel zu kommen. Mit matten, bald wieder erlahmenden Stößen fuhr der Wind umher und versuchte in müder Neckerei den Mann auf der Brücke noch einmal zu erschrecken. Aber Hächer war auf seiner Hut, die Hand hielt die Mütze fest, und der Windstoß erinnerte ihn nur an den Zweck seines Wartens, den er im Grübeln über diese trostlose Zahlenplage vergessen hatte. Wo blieb der Mann? Vielleicht kam er gar nicht zurück. Dieser Gedanke, der nicht aus ihm zu kommen schien, sondern so plötzlich kam, als habe ein anderer ihn ausgesprochen, erschreckte Hächer bis ins Innerste; aber dann fühlte er die Mütze zwischen seinen Fingern und ward wieder ruhig: der Mann mußte ja kommen, diese Mütze war das Unterpfand dafür. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Hutladen sehr weit entfernt von hier, vielleicht bekam der Mann im ersten Geschäft auch nicht das Passende. Nein, nein, kommen würde er, und sicher auch bald, denn es war nun schon lange her, seitdem er fortgegangen war. Und wenn er kam, dann konnte er sicher auch bei der Wohnungssuche helfen. Der Mann hatte den Eindruck gemacht, als wenn er immer guten Rat zu geben habe.

Die Vorstellung, in einigen Stunden im warmen Zimmer zu sitzen, hatte etwas ungemein Tröstliches für Hächer, den in seinem dünnen schwarzen Anzug und dem leichten Überzieher fror.

Die Laternen wurden angezündet. Hächer sah dem Mann, der dies besorgte, aufmerksam zu und folgte seinem Zickzackgang über den Fahrdamm zuerst mit den Augen und kam dann selber langsam nach.

In den kleinen Wohnbuden an der Stadtmauer brannten jetzt auch die Lichter, und das Äußere der Häuser stand in zusammenhängender unregelmäßiger Silhouette gegen den niedrigen, stillen Abendhimmel. Der Wind ruhte ganz und ließ den Wolken, die er umhergepeitscht hatte den ganzen Tag, freies Spiel, sich in seinem, emsig rieselnden Regen niederzulassen.

Hächer schlug den Rockkragen hoch und ging an der Mauerseite auf und ab, und war er oben an der Ecke der Torstraße angekommen, so blieb er stehen und spähte nach dem Mann aus, soweit die Dämmerung und der Regennebel, gegen die die Laternen bisher vergebens mit ihren rotgelben Strahlen ankämpften, es ihm erlaubten.

Noch immer nicht! Warum nun dies wieder? Es war doch heute schon genug für einen Tag gewesen, wahrlich übergenug. Er mochte gar nicht an all die Schrecknisse der Reise zurückdenken, das häufige Umsteigen, wobei man immer Gefahr lief, etwas liegen zu lassen. Nein, die Reise sollte nicht mitrechnen, das war etwas Außergewöhnliches, aber dann der Schreck mit dem Überzieher bei dem Direktor, diese gräßliche Geschichte mit dem Hut und die fatale Tatsache, daß er die Adresse vergessen,

Digitized by Google

Mittagsbrüten. Gemälde von Karl Vinnen.

die ihm der Direktor gegeben, das waren doch Sachen, von denen eine genügte, einen Menschen um seine Ruhe zu bringen. Weshalb mußte auch noch dies quälende Warten hinzukommen? Er sah auf, als ob in dem Grau, das noch wie ein schwaches Echo des Taglichtes den Himmel durchzog, die Antwort auf seine Frage zu finden sei. Leise fielen ihm die Regentropfen aufs Gesicht, er hielt ihnen still und empfand nach und nach eine wohltuende Ruhe über sich kommen. Als er wieder auf die Straße sah, nicht mehr erwartungsvoll und unruhig wie vorhin, sondern mit einer gewissen Befriedigung, waren ihm die Stille der kleinen Gasse, der graue Himmel, der leise rauschende Regen und sein Warten hier in völlig fremder Umgebung, wie eine Pause in seinem Leben. Er kam sich so geschützt vor in diesem Augenblick; dort oben in der Torstraße da hätte ihn wieder irgend etwas befallen können, hier in der Stille, im Dunkel, im Regen nicht, und das war gut.

Seine schmale, flache Brust dehnte sich unter dem tiefen Atemzuge, mit dem er die feuchte Luft einzog, als sei sie mit Blütenduft angefüllt. Ihm war dies mehr als aller Balsamduft, dieses Geborgensein vor den Zufällen, die ihn an jedem Tag und zu jeder Stunde verfolgten und doch völlig unberechenbar waren. Hier fühlte er sich sicher vor ihnen, und noch einmal seufzte er vor Befriedigung tief auf.

„Warten Sie immer noch auf Ihren Hut?" Von dem Ton dieser halblaut gesprochenen Worte fuhr Hächer wie von einem unvermuteten Trompetenstoß zusammen.

„Gott, was Sie sich verfehren! Ich mein' man, ob Sie noch immer auf Ihren Hut warten? Das haben Sie erstlich doch mein Mutter gesagt," diesen letzten Satz begleitete ein erklärender Blick nach dem Fenster hinüber, von dem Hächer vorhin fortgewiesen worden war. „Is der Mann noch nich retuhr?"

„Nein," antwortete Hächer. Ihre Stimme, die die Stille unterbrochen, hatte ihm förmlich weh getan.

Die Pause war vorüber, das Leben und die Verlegenheit, in der er sich augenblicklich befand, drängten sich ihm durch diese Frage wieder auf. Er ging die Straße hinauf, um nach dem Mann auszusehen, das Mädchen blieb neben ihm und fragte: „Dauert büschen lang, nich?"

„Sehr lange," nickte Hächer. Wenn sie das auch fand, hatte er dem Mann doch kein Unrecht getan mit seiner Ungeduld.

Unter den Torweg und auf die Brücke ging er wieder, vielleicht daß der Mann vorbei gegangen war, ohne daß er ihn von der kleinen Straße aus bemerkt hatte.

Das Mädchen musterte seine Erscheinung eingehend und ganz offenkundig.

„Was hab'n Sie bloß für'n komische Mütze auf! Die kleid Ihn'n nich," bemerkte sie, „deshalb lassen sich nu auch woll 'n Hut holen, nich?"

Diese Auslegung seines Mißgeschickes hatte für Hächer, der nie seine äußere Erscheinung studierte, etwas sehr Befremdliches. Da sie ihm aber angenehmer war, als der wahre Sachverhalt, so antwortete er hierauf nichts. Die Augen dieser neuen Bekannten erinnerten ihn an die Jungen in der Schule, und wie immer, wenn ihn etwas einschüchterte, rückte er an der Brille und hüstelte dazu.

„Müssen woll mal Ihre Fensters abwischen, sonst können Sie je nichs mehr sehen."

Er begriff, daß damit die Brillengläser gemeint waren, und befolgte wirklich diesen Rat.

„Warten Sie mal," sie hüpfte zu ihm auf den Bürgersteig, „ich will mein' Regenschirm aufmachen, sons' nüz das Abwischen je nichs, wenn sie doch gleich wieder naß wer'n.

Mit einem ganz vergnüglich klingenden Knall öffnete sich der Schirm; während sie ihn über Hächer hielt, schmiegte sie sich leicht an seine Seite, um gleichfalls geschützt zu sein, obwohl sie sich bis dahin nichts aus dem Regen gemacht zu haben schien.

Hächer putzte mit Eifer und ließ die Blicke nicht von seinen reibenden Fingern gleiten. Die Nähe des Mädchens verursachte ihm schreckliches Unbehagen.

„Danke." Die Brille saß wieder, er hoffte, daß das Mädchen nun auch den Schirm herunterlassen und fortgehn würde.

„Bitte," kam es prompt und noch dazu lachend zurück. Dabei traf ihn ein kleiner Ellbogenstoß, auf den er mit einem ärgerlichen Blick antwortete. Was wollte dies Mädchen von ihm und weswegen lachte sie ihn aus?

Mit einemmal brach ein Lachen unter dem Schirm hervor, dem man es anmerkte, daß es lange schon zurückgehalten war. Unheimlich lustig und laut klang es durch die dunkle Stille. Ehe Hächer, den der Schreck starr machte, irgendeinen Gedanken fassen konnte, wie in aller Welt es nur wieder zu ersticken sei, damit nicht die Leute aus den Häuschen gelaufen kämen, um zu sehen, was es so unbändig Komisches hier an der Stadtmauer gäbe, hatte sich seine Beschützerin schon selber den Mund zugehalten, rasch seine Hand gefaßt, daß es ganz warm seine naßkalten Finger durchrieselte, und zog ihn laufend mit sich, quer über den Fahrdamm die Straße hinunter. Als sie um die Ecke waren, machte sie Halt und gab seine Hand frei. An die Hauswand gepreßt, schob sie sich mit dem Rücken bis zur Mauerecke vor und horchte angestrengt mit zuckenden zusammengeschobenen Augenbrauen. Das alles sah er im Schein der Laterne, die mit einem eisernen Arm in der Hausmauer befestigt war. Er wollte etwas sagen, sich gegen das gewaltsame Vorgehen empören, aber sie wies ihn mit einem heftigen Kopfschütteln und mit beschwörenden Blicken, denen sie ein Quentchen schelmischer Zärtlichkeit beimischte, zur Ruhe.

Da schwang sich der Ton einer scharfen, hellen Türglocke durch die Luft, und eine Frauenstimme rief in befehlendem Ton: „Henny, — Henny!"

Henny war das Mädchen, Hächer begriff das, aber nicht, weswegen sie nun aufgeregt seinen Arm umkrampfte und mit den Augen vergnüglich funkelte.

„Henny — Henny!" Bei dem letzten Ruf schlug der Ton über, grenzenlosen Ärger verratend.

„Antworten Sie doch," drängte Hächer und schüttelte ihre Hand von seinem Arm.

„Nee, jo nich," erwiderte sie sehr bestimmt, „denn muß ich gleich rein. Passen Sie man auf, nu ruft sie nochmal, un denn is gut."

Henny wartete und nickte sehr zufrieden, als wirklich der Ruf jetzt wieder ertönte, dieses Mal schwächer und als ob die Ruferin selber nicht mehr glaubte, daß eine Antwort darauf erfolgen würde.

„Sehn Sie, hab' ich je gesagt. Da geht sie rein." Das Klingeln der zufallenden Tür klang gedämpft zu ihnen. „Nu kommen Sie man wieder mit, oder wollen wir hier büschen längs Mauer gehn?" Sie zeigte mit dem Kinn die Richtung, denn ihre Hände waren mit dem Regenschirm beschäftigt, den sie für die Flucht eben heruntergespannt hatte.

„Ich muß doch auf meinen Hut warten," versetzte Hächer heftig.

„Herrejemineh, das können wir ja auch, oder," sie kam ihm wieder näher mit dem Schirm, lehnte sich an seinen Arm und sah ihn lachend an, „soll ich nich mitwarten?"

„O doch bitte sehr," murmelte Hächer. Das wunderliche Unbehagen überfiel ihn wieder und nahm ihm alle Haltung, die er diesem einfachen jungen Ding gegenüber sonst leidlich gefunden hätte.

„Is je auch besser, sons' wern Sie je so naß, Herr — —, vorgestellt haben Sie sich überhaupt noch nich," unterbrach sie und sah ihn erwartungsvoll an.

Das war sicher nicht nötig, nicht im geringsten meinte er dazu verpflichtet zu sein, aber dieser feste, forschende Blick ließ ihn in seiner Überzeugung schwanken.

Etwas widerwillig nahm er die Mütze ab und nannte seinen Namen. Er tat es zum erstenmal mit gewissem Selbstbewußtsein, denn diesem Mädchen gegenüber empfand er trotz ihrer lebhaften, energischen Art eine gewisse Überlegenheit.

„Und ich heiß' Henny Vetter," sagte sie schnell und fragte dann neugierig: „'n richtigen Dokter? So sehn Sie aber warraftig nicht aus!"

Es fiel ihm gleich darauf ein, daß er hierauf sie hätte fragen können, wie denn Doktoren auszusehen hätten, ehe er aber mit diesem Gedanken fertig war, hatte sie eine andre Frage bei der Hand.

„Wohnen Sie denn hier in Jemarn?" Und trotz seiner innern Überzeugung, daß sie gar kein Recht zu dieser Frage habe, mußte er ihr antworten, ihre selbstverständliche Art zwang ihn dazu. Zuerst gab er ihr widerwillig Bescheid, aber dann siegte das Bedürfnis, sich über die Lage, in der er sich befand, auszusprechen. Dieser Lockung gab er stets nach, in der Hoffnung, an den andern eine Stütze zu finden, nur gerade seinen eigenen Kollegen gegenüber hatte er zu schweigen gelernt. Ihre merkwürdige Art,

ihn ins Auge zu fassen, wenn er sein Mißgeschick erzählte, hatte ihn abgeschreckt, sie hielten ihn am Ende für geistesgestört. Und das war er nicht, obwohl es kein Wunder gewesen wäre, denn bei den steten Aufregungen konnte schon einer den Verstand verlieren.

„Wenn nur der Mann bald zurückäme, ich muß doch vor der Nacht noch eine Wohnung haben," schloß er seine Erklärungen.

„'ne Wohnung? Hab'n Sie denn überhaup kein?"

Hächer hatte nicht erwähnt, daß er mittags erst angekommen sei.

„Nein, das ist es ja eben."

„Kein Wohnung? Das is je komisch, wo hab'n Sie denn über Nach' geschlafen?"

„Da wo ich sonst wohnte, ich bin doch heute hier erst angekommen, meine Sachen sind noch alle am Bahnhof," erwiderte er schroff, weil sie so lächelnd gefragt hatte, als wüßte er nicht mehr, was er sage.

„Na, na! Was tun Sie eigentlich hier bei uns an die Mauer?"

„Ich warte auf den Mann, der mir den Hut kauft," sagte er ungeduldig, weil er es ihr schon so oft erklärt hatte.

Henny nickte: „Je, das hab'n Sie all'n paarmal gesagt, das is aber allens so komisch. Kein' Wohnung haben Sie nich un' sind gar nich aus Jemarn un' heut erst angekommen un' nu stehen Se all zwei Stunn un warten auf Ihren Hut. Is das 'n Bekannten von Sie, der da auf ab is?"

Wenn es hell gewesen wäre, hätte das junge Mädchen sehn können, daß ein Zug von verlegner Unruhe bei dieser Frage auf sein Gesicht trat, aber sie hatten nun die Laterne im Rücken, seine Gesichtszüge waren also unerkennbar. Seine Stimme klang leidlich fest, als er antwortete: „Nein, es ist ein Mann, den ich gar nicht kenne." Ihr war er doch keine Rechenschaft schuldig, weshalb er sie aber trotzdem gab, hätte er nicht zu sagen gewußt.

„Sie kennen ihm gar nich?" Den Kopf vorstreckend rief sie das aus und blieb stehn, er ebenfalls.

„Nein; er war dabei, als mein Hut fortflog, und da habe ich ihn gebeten, mir einen neuen zu kaufen. Ich weiß nicht, worüber Sie sich wundern." Er wußte es wohl, dachte aber, es sei besser seine Unvorsichtigkeit oder Leichtgläubigkeit zu verleugnen und hoffte inbrünstig, der Mann möchte kommen, um ihn zu rechtfertigen. „Ohne Kopfbedeckung hätte ich gar nicht in die Stadt gehn können, das durfte ich meiner Stellung wegen nicht."

„Na un' die Mütze, die Ihn'n so schön kleid't?" frug sie neugierig weiter und glitt hüpfend bald mit dem einen bald mit dem andern Fuß vom Bordstein herab.

„Die hat der Mann mir geliehen, damit ich mir den Kopf nicht erkälten sollte." Es war alles sehr einfach, man brauchte es nur einsehen zu wollen.

Weiterhüpfend sah sie ihn lächelnd an, der seinen Blick unruhig von ihr fortwandte, um ihn im nächsten Augenblick doch wieder zurückirren zu lassen. „Sag'n Sie mal, Herr Doktor," den Titel betonte sie verlegen und keck zugleich und tippte ihn dabei mutwillig mit einem der Schirmstäbe auf die Mütze, „hab'n Sie ihn auch Geld gegeben zu dem neuen Hut?"

„Gewiß, fünf Mark."

„Na denn geht je nix verkehrt," lachte sie heraus, sich aber wohl hütend zu laut zu werden; sie standen ja nur zwanzig Schritt von ihrer Wohnung entfernt. Sie gab das Hüpfen auf und kam wieder dicht an ihn heran: „Soll ich Ihn' mal was sagen? Sie könn' hier bis morgen früh stehen und lauern, der Mann kommt nich retuhr."

Dann überließ sie sich von neuem dem Lachen, das sie durch und durch schüttelte. Sie mußte sich an die Hausmauer lehnen und wiegte sich hin und her; wenn ihr Blick auf ihn fiel, so schien ihre Heiterkeit von neuem angefacht zu werden.

Hächer wollte anfangs zornig werden, aber dieses Lachen, — er kannte es von Mitschülern, Studiengenossen, später hatte er es von seinen Kollegen, zuweilen auch von der jeweiligen Hauswirtin hören müssen, — hatte etwas so Niederschmetterndes, daß der Ärger erstickt wurde durch verzweifeltes Schamgefühl. Beinah hatte er die Empfindung, als habe während der ganzen Zeit schon jemand gekichert und mit dem Lachen gerungen, das nun zum Ausbruch kam, denn es war wohl so wie sie sagte: der Mann kam nicht wieder. Von Anfang an hatte der nicht diese Absicht gehabt und nur über den Narr gelacht, wie das Mädchen jetzt. Inzwischen hatte er wirklich hier

stundenlang gewartet, in Wind und Regen, hatte es dunkel werden lassen und noch immer geduldig gewartet, beinahe ohne den Schatten eines Argwohns zu hegen.

Seine Finger tasteten nach der Mütze; dieses Pfand versuchte er als mildernden Umstand den bitteren, beißenden Selbstvorwürfen entgegenzuhalten, ohne sein Selbsturteil damit abschwächen zu können: er war unverbesserlich unpraktisch und fahrlässig dem täglichen Leben gegenüber. Aber weshalb war nur er so? Warum begriffen alle anderen das Leben besser? Weswegen benahmen Kinder und dies einfache Mädchen sich so sicher diesen täglichen Ereignissen, diesem Dornengestrüpp von hindernden Zufällen gegenüber, die sich vor ihnen auseinanderzuteilen schienen wie die Märchenhecken, während sie ihn mit jedem einzelnen Dorn festhielten?

„Ach, lachen Sie doch nicht," brach es aus ihm heraus, und diese echte Verzweiflung dämpfte wirklich ihre Heiterkeit etwas. — Sie trocknete sich mit dem Taschentuch die Tränen, sog ein paarmal die Luft kräftig ein und biß dann doch wieder in das zusammengeballte Taschentuch, weil sie die Geschichte zu komisch fand und besonders, weil sie einem Doktor passiert war, der doch mehr wissen mußte, als sie alle zusammen hier an der Mauer, Mutter nicht ausgeschlossen, obwohl die eigentlich alles wußte. Und wenn sie denn nicht lachen sollte — zu begreifen war es ja, daß er es nicht gern hörte —, so war es das beste, nach Hause zu gehen und Mutter alles zu erzählen, zum Schelten wollte sie sie gar nicht erst kommen lassen.

„Schüt, Herr Doktor." Sie trat vom Fußsteig auf den Fahrdamm herunter, um an ihm vorbei zu kommen.

„Nein, nein, gehen Sie nicht fort." Er hielt sie am Arm fest und gab es auf, in der Stimme noch irgendwelche Zurückweisung oder Überlegenheit zu heucheln. Seine ganze Hilflosigkeit bekannte er mit dem Ton dieser Worte, und der feste, sich nicht lockernde Griff seiner Hand drückte sie fast noch deutlicher aus.

„Nich?" fragte sie und blieb vor ihm stehen, nur zum Schein schüttelte sie abwehrend den Arm. „Eben kuckten Sie aber so sühnsch, daß ich meint', Sie wär'n mich gern los."

„Nein, nein."

„Sie sind mir also nich bös?"

„Nein," erwiderte Hächer von ihr fortblickend. Er sollte ihr wohl eigentlich dafür böse sein, daß sie ihn ausgelacht hatte, ein anderer an seiner Stelle hätte sicherlich sie zurechtgewiesen, aber er brauchte sie, daher durfte er es nicht, hatte auch nicht einmal den Wunsch dazu.

„Was woll'n Sie denn nu machen?" fragte das Mädchen. „Hier stehn bleiben, komt nichs bei raus, denn das mal so gewiß, daß der Mensch Ihn' den Hut nich bringt."

„Ich glaube es nun auch nicht mehr," gestand Hächer zögernd und sah noch einmal zur Straßenecke hinauf. „Ist hier ein Hutladen in der Nähe?"

„Nee, in der ganzen Torstraße nich, Peschow ist woll der nächste, un der wohnt Ecke Böttchergrube." Sie sann einen Augenblick nach, wobei sie den Kopf bald nach der einen, bald der andern Seite wandte; als sie mit ihren Gedanken fertig war, legte sie ihm die Hand auf den Arm: „Nu will ich Ihn' mal was sagen. Wir gehn hier unter längs, da is es dunkel, un denn 'n Köppensteg hoch, da geht auch kein, un denn eben über die Straße wohnt Peschow all. Woll'n Sie das?"

Er bezeigte nur aus Dankbarkeit Eifer für diesen Plan, denn im stillen schien es ihm augenblicklich ebenso ausgeschlossen, je wieder zu einem Hut zu gelangen, wie jemals mit seinem Leben in Ordnung zu kommen. Die frierenden Hände in den Taschen, ging er neben ihr her, und als ihm dann einfiel, daß er morgen früh im Lehrerzimmer vor den Kollegen und dann vor der Klasse stehen sollte, graute ihm unaussprechlich vor dem Ende der Nacht, die mit so wohltuendem Dunkel jetzt die Straßen zudeckte. Jenseits der Mauer, an der sie entlang schritten, war es ganz schwarz, nur zuweilen löste die Laternen von der gegenüberliegenden Seite mit ihren kurzen, schwachen Strahlen eine niedrige Baumkrone aus dem Dunkel, wenn sie sich dicht an die Mauer geschmiegt hatte. Die Laternen drüben standen in so weiten Abständen, daß sie wohl den Weg bezeichneten, ihn keineswegs aber vollständig erhellten; aber gerade das war Hächer lieb, und er ging immer langsamer und sah mit neidischen Blicken auf die Fenster, hinter

denen es hell war. Überall wohnten seiner Idee nach Menschen, die geborgen waren vor den Tücken des Zufalls und alle hatten Licht und Wärme. Wo er wohl heute nacht schlafen würde?

Henny hatte sich auch eine Weile schweigsam verhalten und sich damit begnügt, ihn jetzt ohne Mutwillen mit dem Schirm gegen den Regen zu schützen. Seitdem er sie festgehalten und gezeigt, daß er sie brauchte, war ihr gar nicht mehr lächerlich zumute. Er war ein Doktor, einer von den Feinen, aber trotzdem mußte sie ihm nun helfen; wenn sie ihm den Schirm nicht überhielt, wurde er ganz naß, wenn sie nicht mit ihm ging, verirrte er sich, wenn sie ihn nicht angeredet hätte, stände er noch und wartete auf den Menschen mit dem Hut, und all dieser Gründe wegen war sie ganz stolz und hatte vergessen, daß sie ihn nur aus Neugier und Übermut angeredet hatte. So ganz zu verstummen war indessen doch zu sehr gegen ihre Gewohnheit und gegen ihr Naturell, daß sie nach einer Weile erklärte, nun müsse er den Schirm tragen, ihr Arm täte schon weh.

„Schick sich überhaup, daß der Herr ihn trägt," behauptete sie und versuchte, ihn durch einen lächelnden Seitenblick zu einer Erwiderung zu bringen.

Hastig griff er nach dem Schirm, hielt ihn dann aber so, daß seine Beschützerin wirklich nur die Traufe bekam, weswegen sie sich mit Recht beklagte, und dann kurz entschlossen sich bei ihm einhakte. Bei diesem Wetter ginge es sich überhaupt viel besser so, fügte sie hinzu und fragte, den Kopf rechts auf die Schulter legend und ihn ansehend: „Is nu nich besser so?"

„Viel besser," versicherte er, trotzdem es ihm wieder so unbehaglich ward, seitdem sie ihren Arm durch seinen geschoben und ihre Schulter seinen Oberarm berührte. Er lächelte sogar, weil sie lächelte, nur damit sie zufrieden mit ihm sein sollte und bei ihm bliebe.

„Eignlich habn Sie ganz hübsche Augen!" antwortete sie auf dies Lächeln. „Bloß 'ne Brille müssen Sie nich tragen, Pengsneh sieht viel schneidiger aus, habn Sie kein?"

„Nein."

„Gott, das schad je nichs, deswegend," sie hob sich im Gehen auf die Zehenspitzen und näherte unter dem triefenden Schirm ihr Gesicht dem seinen, ein zuckendes Lachen um den Mund, „mag ich Ihn'n doch leiden."

Wie ein heißer Strahl ging ihm der Blick in die Augen und machte ihn warm und verwirrt. Die Worte klangen ihm im Ohr, er wiederholte sie sich in Gedanken und fand, daß sie trotz des falschen Deutsch sehr gut klängen. Daher wiederholte er sie immer von neuem, für sich nur; nach außen hin blieb er stumm und sah unter dem Schirm fort in die formlose Dunkelheit hinter der Mauer.

Henny meinte, er glaube ihr nicht, weil er darauf gar nicht antwortete.

„Wirklich, ich mocht Ihn'n gleich, als Sie bei uns auf un ab gingen, un als Mutter Ihnen so anfuhr, konnt' ich mir ornlich ärgern, un davon hatt' ich je auch kein Ruh mehr, bis ich raus kommen konnt un das wieder gut machen. Was sahn Sie mir aber fühnsch an zuerst! Schad nichs, nu sind Sie mir je woll nich mehr bös?"

„Nein, ganz gewiß nicht."

Ja, dieser Versicherung glaubte sie. Es war ihm auch wirklich Ernst damit. Wie hätte er ihr, die ihm wenigstens für kurze Zeit im Kampf gegen die Widerwärtigkeit des Lebens beistehen wollte, nicht gut sein sollen; außerdem bewunderte er ihre sichere Art so sehr, daß der Rest von Selbstbewußtsein und Stolz, den er ihr gegenüber vorhin noch empfunden hatte, sich ganz verloren hatte.

„Ihnen geschehen wohl nie solche Sachen?" fragte er.

„Was für Sachen?"

„So etwas, wie mit dem Hut zum Beispiel."

„Ochott, das kann jeden passieren," beruhigte sie ihn, „mir is auch mal ein ins Wasser geflogen, als ich noch nach Schule ging."

„Also auch! Was taten Sie da?"

„Nix, ich ging zu Haus un kricht Ausschelt von mein Mutter, un dann war's gut. So, nu sind wir all da, hier gleich ume Ecke is der Laden."

Sie bogen in eine etwas heller erleuchtete Straße ein und kamen an einem Hutladenfenster vorüber.

„Sie kommen doch mit mir hinein."

„Ja gewiß, ich komm' mit," nickte sie.

Sie lief vor ihm die drei Stufen zum

Hauseingang hinauf und machte, oben angelangt, den Schirm schnell ein paarmal auf und zu, um das Wasser herauszuspritzen, Hächer und einem Vorübergehenden gerade ins Gesicht, der sich mit einem unwilligen Blick umsah und dann plötzlich stehen blieb, um das Paar näher anzusehen.

Das Mädchen lachte in halber Verlegenheit und machte sich mit dem Schirmverschluß zu tun, während Hächer eine Entschuldigung zusammenstammelte, wobei er die Mütze lüftete. Mitten drin stockte er, weil er seinen Direktor in dem Herrn erkannte.

„Das sind Sie?" Sindermann sah ihn erstaunt an.

„Ja, Herr Direktor," denn er konnte es nicht ableugnen, was er der gräßlichen Mütze wegen gern getan hätte. Er nahm sie ab und hielt sie auf dem Rücken. Von all den Menschen, die in dieser Stadt wohnten, kannte er nur den Direktor bis jetzt, und gerade dieser einzige Mensch mußte ihm begegnen! Dieser Härte und Boshaftigkeit des Zufalls sann er nach, während er auf den Direktor hinunter sah.

„Haben Sie die Wohnung bekommen?" fragte Sindermann. Ein Seitenblick ging über die Begleiterin seines neuen Oberlehrers hin, die am Türpfosten lehnte und über den Untenstehenden fortsah; nur ihr heißes Gesicht und die eingezogene Oberlippe verrieten ihr Unbehagen.

„Die Wohnung," antwortete Hächer leichthin, er wollte keine Unsicherheit zeigen, „nein, zuerst habe ich mir die Stadt angesehen und dann flog mir auf der Brücke, auf der Brücke vorm Tor, der Hut ins Wasser und," hier unterbrach er sich und warf einen prüfenden Blick auf seinen Vorgesetzten, es war doch am besten, er erzählte die ganze Geschichte, daß er den Mann getroffen und daß er vergeblich gewartet, vielleicht begriff der Direktor, wie schrecklich seine Lage gewesen.

„Und diese — junge Dame?" Der Direktor wandte sich hierbei nicht an Hächer, sondern an das Mädchen selbst, von der bisher in dieser trostlos lächerlichen Geschichte des Oberlehrers noch nichts vorkam und die doch offenbar auch damit zu tun hatte.

„Ich wollt' ihm bloß helfen, daß er nu endlich 'n Hut krichte un da nich mehr in Regen 'rumstehn brauchte," erklärte sie, „un weiter nichs."

„So?" Der Direktor zog das Wort lang hin und sah von einem zum andern.

Argwohn gewohnt, faßte Henny dies Wort anders auf, als es gemeint war. Das schwache Respektgefühl, das sie Leuten mit Titeln gegenüber empfand, war keine Fessel für ihren aufsteigenden Ärger.

„Sie brauchen gar nich: so! zu sagen, von mir war das bloße Freundlichkeit, nichs weiter," bei den letzten Worten spannte sie ihren Schirm mit heftigem Stoß auf und sprang über die Stufen herunter an dem Direktor vorüber auf die Straße; ohne ihn oder Hächer anzusehen, ging sie die Straße hinauf, den Schirm tief über den Rücken senkend, als ob sie sich dadurch den Blicken der beiden entziehen wollte.

„O!" Hächer sah ihr erschrocken und traurig nach. „Sie war sehr freundlich zu mir," sagte er halb vorwurfsvoll.

„Glaub' ich Ihnen gern, aber so etwas geht doch nicht, Herr Doktor. Sie untergraben sich von vornherein allen Respekt bei den Kollegen sowie bei den Jungen. Wir Lehrer sind mehr als jeder andere dazu gezwungen, auch in unserem Privatleben keine Angriffspunkte für eine abfällige Kritik zu bieten. Das müssen Sie sich zum Grundsatz machen, Herr Doktor, und nun werde ich Sie bei dem Hutkauf unterstützen und Sie dann zu Frau Kapitän Jürs begleiten. Sie müssen endlich unter Dach und Fach kommen."

Der Direktor stand während dieser leise gesprochenen eindringlichen Mahnung neben Hächer in der Haustür. Trotz der trostlosen Aussichten für die Tertia überwog den Ärger in diesem Augenblick das Mitleid mit dem Abgrund von Hilflosigkeit und Unverständnis, der ihn aus des Mathematikers kleinen Augen ansah. Er schob Hächer in den Laden und brachte rasch die Hutangelegenheit in Ordnung.

„Wo haben Sie Ihr Gepäck?" fragte Sindermann, als sie wieder draußen standen.

„Auf dem Bahnhof," antwortete Hächer mit müder Stimme. Er dachte daran, daß sie, die gut zu ihm gewesen und ihm geholfen, nur Undank zum Lohn gehabt, und daß sein Direktor, sein neuer Direktor, gleich heute am ersten Tag dies ausgesprochen hatte: „Sie untergraben sich allen

Respekt.“ In lahmer Verzweiflung, in hilfloser Beschämung, wenn er an das Mädchen dachte, ging er neben dem Direktor, der ihn durch schmale Querstraßen über den dunklen Kirchplatz und zuletzt durch eine steil abfallende Straße zum Bahnhofe führte. Er hörte, was der Direktor nun noch einmal eindringlich und ausführlicher als vorhin von den Anforderungen sagte, die an den Philologen gestellt würden, und er hörte es auch nicht, weil sich das Bild von dem Mädchen immer dazwischen drängte. „Deswegend mag ich Ihn'n doch leiden.“ Ja, das war falsches Deutsch, aber er würde es trotzdem gern noch einmal hören und noch einmal ihren Arm auf seinem fühlen, den Druck ihrer runden Schulter wieder spüren. Was er kaum empfunden, als es wirklich war, fühlte er nun, wo er im Regen ohne den Schutz ihres Schirms, ohne den Trost ihres sorglosen Lachens und ihrer beruhigenden Worte neben seinem Direktor ging. Wieder sorgte und handelte ein anderer für ihn; dieses Mal aber war es nur Beschämung für ihn, kein Trost.

In dem Regennebel tauchten die Laternen des Bahnhofsgebäudes auf. Kurz vor der Halle blieb Sindermann stehen und faßte das, was er sich während des ganzen Weges bemüht hatte, seinem Untergebenen zu begründen und zu erklären, noch einmal zusammen. „Daher: Form wahren in unseren Anschauungen, in der äußern Erscheinung und in unserm Privatverkehr. Der Lehrer darf einer gewissen weltgewandten Art nicht entbehren, er darf vor allem nie, nie, Kollege, lächerlich wirken.“

„Nein, das darf er nicht,“ gab Hächer bedrückt zu, wohl fühlend, daß dies eine ganz persönlich auf ihn gemünzte Mahnung sei. Wenn es in seiner Macht läge, so hätte noch keiner über ihn gelacht. Aber wußte er, was den andern lächerlich erschien und was nicht? Irgend etwas schien immer an ihm oder in seinen Worten zu sein, das sie zum Lachen reizte. Keine Angriffspunkte der Kritik bieten! Hächer ging in stummer Polemik, zu einer andern fand er heut abend nicht mehr den Mut, neben seinem Direktor über den langen, beinah dunklen Bahnsteig und bot einen Augenblick darauf von neuem in kläglicher Weise der Kritik des Beamten Gelegenheit, dessen Schutz er sein Gepäck anvertraut hatte. In allen Taschen suchte er nach dem Quittungsschein, dabei alles zutage fördernd, was seine Taschen enthielten. Endlich fand sich der Schein im Portemonnaie, nachdem er es zum drittenmal durchsucht hatte. Erleichternd lächelnd, reichte er den Zettel hin und sah unsicher auf den Direktor.

Da stand der und wandte jetzt den Blick ab, der bisher in offenkundigstem Unwillen auf ihm geruht hatte, aber Unwille, Ungeduld und Ärger standen so deutlich auf dem Gesicht, Hächer las es ohne Mühe, die Schrift kannte er ja, so oft war sie ihm vorgekommen. Ihm schien es in diesem Augenblick, als ob es unendlich leicht sei, unwillig und ärgerlich mit anderen zu werden; keinem fiel es wohl ein, daß es eine Marter war, immer wieder wie am Pranger zu stehen, nein, daran dachte keiner. Nur das Mädchen hatte gesagt: „So was kann jedem passieren“, und ihn damit in die Reihen der anderen gezogen, ihn nicht allein gelassen, und dafür hatte er ihr so gedankt.

Als sie mit dem Gepäck in einem schweren, klappernden Wagen am Hafen entlang fuhren, achtete Hächer gar nicht auf das Schweigen seines Direktors, so lastete es auf ihm, daß er sie ohne Dank, ohne jedes Wort hatte gehen lassen. Er hätte gern dem Kutscher zugerufen, in die kleine Straße an der Mauer zu fahren. Wenn er dann aber auf das Gesicht sah, das neben ihm durch die regentriefenden Scheiben auf die vorübergleitende Straße sah, wagte er es nicht; daß er den Mut nicht finden konnte, drückte ihn noch tiefer herunter.

Bald hielt der Wagen, freilich nur, so weit er diesen Zustand auf der steil abfallenden Straße innehalten konnte. Langsam rutschte er nach hinten, denn am Rollen verhinderte ihn die Bremse, und die Pferde hatten einen schweren Stand, das Gewicht des Wagens zog sie rückwärts, mit angespannten Muskeln mußten sie sich in die Sielen legen und scharrend mit den Hufen Widerstand auf dem Pflaster suchen. Der Kutscher trieb daher zur Eile an, lud den Koffer und die kleinen unordentlichen Gepäckstücke ab und knallte noch einmal mit der Peitsche, während Hächer den Fahrpreis aus seiner Börse zusammensuchte, und der Direktor den Glockenzug oben an der Haustür in Bewegung setzte.

Digitized by Google

Man kam, der Schatten hinter den erleuchteten Fenstern rechts vom Hauseingang verriet es, drinnen rief auch jemand, und dann öffnete ein altes Mädchen in Tracht die Haustür, und hinter ihr stand eine ältere Frau mit schwarzem Scheitel, der im Licht der Türlampe aufleuchtete.

„Ich bringe Ihnen den neuen Mieter, Frau Jürs," Sindermann wandte sich nach Hächer um, „ist das Zimmer noch frei? Der Herr konnte nicht früher kommen."

„Jawohl, Herr Direktor, es ist alles in Ordnung, die Sachen können gleich heraufkommen. Ich dachte nu all, der Herr käm' gar nicht mehr."

„Ja, ja," antwortete hierauf Sindermann und sah zu, wie der Kutscher die Sachen über die Haustreppe trug. Was sollte er jetzt in Gegenwart Hächers und der anderen beiden weiter sagen, und auch sonst, selbst wenn er allein mit der Kapitänsfrau gewesen, er hätte es doch wohl unterlassen, eine Erklärung, die gleichzeitig eine Entschuldigung für diesen späten Überfall bedeutet hätte, anzubringen. Es stand nun doch schon in ihm fest, Hächer nur solange, als unumgänglich nötig war, zu ertragen, um ihn dann nach Ablauf des halben Jahres fortzuloben, genau wie die Leute in Hagen ihn hierher gelobt hatten. Der geringfügige Vorfall auf dem Bahnhof hätte diesen Entschluß nicht verursacht, wenn er als Einzelfall dagestanden, so aber und gerade wie eine ungewollte Antwort auf die eindringlichen Auseinandersetzungen, die eben vorausgegangen waren, ward er der Tropfen, der das Maß der Geduld zum Überlaufen brachte. Dieser Mensch war unmöglich als Lehrer, Kreuz genug, ihn bis zum Herbst in der Schule leiden zu müssen.

„Sie sind also endlich unter Dach, für alles weitere wird Frau Jürs, denk' ich, sorgen;" er zwang sich zu einem jovialen Blick auf die Hausfrau und ging dann mit einem kurzen Gruß für Hächer seiner Wege, in dem Bewußtsein, Menschenpflicht erfüllt zu haben und für den heutigen Abend einigermaßen über Tun und Verbleiben Hächers beruhigt sein zu dürfen.

Der hatte ihm mit einem Gefühl der Erleichterung nachgesehen und folgte nun Frau Jürs in den ersten Stock, einigermaßen froh, binnen weniger Minuten allein sein zu dürfen im Hellen, im Trocknen; danach verlangte ihm jetzt am meisten, da ihn bei jeder Bewegung, die er machte, das feuchte Zeug kalt zusammenschauern ließ.

Oben brannte schon die Lampe, und das alte Mädchen war damit beschäftigt, die blauen Rouleaux herabzuziehen, als die Jürs und Hächer eintraten.

„Wenn es Ihnen man nich unangenehm is," sagte die Hausfrau, mit den Augen nach dem Ofen zeigend, „wir haben heut nachmittag bischen eingelegt, weil der Wind hier so auf den Fenster stand. Nur 'n paar Soden Torf, nich viel." Bei den letzten Worten war sie zum Ofen hinüber gegangen und ließ die Hände prüfend über die braunblaugkasierten Kacheln gleiten.

„Ach, Feuer im Ofen!" ganz verklärt war sein Gesichtsausdruck bei diesen Worten. „Mir ist sehr kalt, der Regen und der Wind —" murmelte er noch, legte dann auch die Hände an die Kacheln und ließ sich mit sichtlichem Behagen von der Wärme durchrieseln.

Seine Wirtin trat ein paar Schritte vom Ofen zurück und fragte, ob Herr Direktor von dem Zimmerpreis gesprochen und ob Herr „Dokter" Kaffee wolle oder Tee. Beides könne er gleich gut haben, und wie es mit dem Abendbrot sei, das hätten die anderen Herren auch immer genommen. Während sie das alles fragte und mit den Händen bald über die weiße Serviette auf dem Tisch fuhr, bald mit der Fußspitze den dünnen Teppich unter einem Stuhlbein hervorzog, betrachtete sie ihn doch ganz genau und kam dabei zu demselben Resultat, wie Hächers junge Beschützerin von der Stadtmauer; wie ein Herr „Dokter" sah der nicht aus, und so dünn und schmächtig wie ein großer Junge. Wie das wohl in der Schule ward.

„Könnte ich nicht auch mittags bei Ihnen essen?" fragte Hächer, und die Jürs, die ihrer Beobachtungen halber nicht recht auf das achtete, was sie selber frug, wiederholte seine Worte etwas überrascht, aber ganz erfreut.

„Ja, warum sollten Sie das nich können, Herr Dokter, wenn Sie man zufrieden sind mit Hausmannskost? Sonst —" sie faltete die Hände über ihrer seidenen Schürze und richtete sich in den Schultern auf, „ich koch', was man so sagt, 'n ganzen guten Löffel Essen."

Kinderbildnis. Gemälde von Fritz Burger.

„Und ich könnte dann mit Ihnen zusammen essen?“

„Soll mir lieb sein, Herr Dokter,“ die Jürs nickte mit geschlossenen Augen, „ich bin ja auch man allein, und Herr Dokter is das am End' von zu Hause her gewohnt, nich?“

Hächer rückte an seiner Brille.

„Ich habe gar nichts mehr, kein zu Hause, mein' ich, keine Eltern, Geschwister auch nicht,“ hierbei machte er eine kurze, fahrige Handbewegung.

„O! So!“ Nun kam er ihr noch mehr wie ein großer Junge vor, und weil er ihr leid tat und kein anderer Trost ihr einfiel, sagte sie aufmunternd: „Denn kann ich Herr Dokter je bloß wünschen, daß er bald eine niedliche junge Frau kriegt, was für mich natürlich nich gut wäre, weil ich denn doch mein Zimmer wieder leer hab'. Herr Dokter hat am Ende schon 'ne Braut?“

„Nein.“

„Na, is ja auch noch Zeit,“ sagte sie befriedigt, „aber nun schick' ich erst bischen Abendbrot herauf, auch was Heißes dazu, Glühwein oder Eierbier, wenn Herr Dokter das mag?“

„Danke, sehr freundlich.“ Hächer verneigte sich zustimmend und wiederholte die Worte und die Verbeugung, bis die Jürs hinter der Tür verschwunden war. Dann blieb er stehen und hing einem Gedanken nach, der so neu für ihn war, obwohl er, wie er sich nun selbst gestehen mußte, nah genug gelegen. Eine niedliche kleine Frau! So stand er, bis seine Augen den Korb mit den Büchern streiften und ihm einfiel, daß er auspacken müsse, um sich für morgen auf die Stunde vorzubereiten. Bei diesem Gedanken wetterleuchtete die Furcht vor den Jungen von neuem in ihm auf; das warme, helle Zimmer, das in Aussicht stehende Abendbrot und schließlich auch dieser ganz neue Gedanke für seine Zukunft waren indes stärker als die Furcht vor der Klasse.

Trotzdem wollte er die Vorbereitung für die Stunde nicht unterlassen und knotete den Strick von dem Schloßkorb, in dem die Bücher waren. Zu oberst lagen ein paar Kleidungsstücke, etwas Wäsche und ein Paar Stiefel, um die, ob zum Schutz oder aus irgendeinem anderen Grunde, ein graues Jackett gewickelt war, bei dessen Anblick sich Hächer daran erinnerte, daß er noch immer in dem guten schwarzen Rock war, den er er doch lieber schonen sollte. Er zog nun gleich das zerknitterte graue Jackett an, häufte Kleider, Wäsche und Stiefel zusammen mit dem Gehrock auf die Sofalehne und zog zwischen den Büchern eins hervor, das er zu der Präparation brauchte.

Bevor er anfing, stellte er die Stühle, soviel er im Zimmer finden konnte, die zwei Korbstühle von den Fenstern auch, in zwei Reihen hintereinander auf. Eigentlich war dies der Anfang der Präparation, denn die Stühle, die die Klasse andeuteten, waren die Hauptsache, auf diese Weise meinte er sich in der schweren Kunst, den Schülern gegenüber Haltung und Sicherheit zu bewahren, am besten üben zu können. Als er soweit alles bereit fand, sah er sich suchend im Zimmer um und erkannte in der Klappe des Sekretärs einen ganz brauchbaren Ersatz für die Wandtafel. Er griff in die Taschen seines Jacketts, ließ die Finger alles durchsuchen und freute sich über das Stückchen Kreide, als es gefunden war, mit einem stillen, kleinen Lächeln. Auf dem polierten Holz des Sekretärs gab die Kreide freilich nur schwach an, aber es genügte, der Kreis und nun die Tangenten waren doch erkennbar. Zuerst erklärte er. In glatten, sicher ineinandergreifenden Sätzen machte er das Exempel klar, dann wandte er sich halb um, so daß er im Profil zwischen Stühlen und Sekretär stand, und fragte, immer einen Stuhl in Höhe der Rückenlehne fixierend, das Vorgetragene ab; die präzisen, kurzen Antworten gab er selber in etwas leiserem Ton, während er bei den Fragen so laut sprach, als ob er einen Chor von Jungenstimmen zu übertönen habe. Dabei überhörte er das Klopfen an der Tür, das nun zum drittenmal erklang. Gleich darauf stand die Jürs auf der Schwelle und hinter ihr kam das alte Mädchen, vor deren Gesicht dünne Dampfwolken aufstiegen, einer hohen Porzellankanne entstammend, die sie mit anderen Sachen vor sich auf dem Teebrett trug.

„Das Abendbrot, Herr Dokter,“ entschuldigte sich Frau Jürs, „und dann wollte ich mal wegen des Betts hören.“ Dieser Zusatz kam zögernd, sie sah auf die Stuhlreihen und auf den Sekretär. Das Mädchen blieb auch stehen: „Meine Güte!“

Und Hächer schrak zusammen, wie viel-

leicht Mondsüchtige zusammenfahren, wenn man sie anruft. Die Worte des Direktors: „Form wahren, keinen Anlaß zur Lächerlichkeit bieten," kamen ihm in den Sinn, und er hatte das bestimmte Gefühl, daß er etwas getan, was keineswegs dieser Forderung entsprach. Das bewiesen ihm die beiden Frauen mit der Art, wie sie ihn und die Stühle ansahen.

„Das geschieht zur Präparation." Er machte wieder die fahrige Handbewegung. „Es fällt mir immer noch schwer, vor der Klasse zu sprechen, und daher stell' ich mir die Stühle so hin. Ich setze sie natürlich später alle wieder an ihren Platz zurück," fügte er beschwichtigend hinzu.

„Setz es man auf den Tisch, Christine, mit dem Bett wart', bis ich Dir Bescheid sag'."

Das Mädchen verschwand, und Frau Jürs nahm das Staubtuch aus dem Wandkorb mit der Perlborte:

„Das mit den Stühlen, Herr Dokter, is ja nich schlimm, warum nich, wenn Sie meinen, daß es dann besser geht, aber mit Kreide auf meinen Mahagoni-Sekretär, das kann ich würklich nich leiden." Sie rieb, während sie sprach, kräftig über die Platte. „Sehen Sie mal, das gibt Schrammen." Den Kopf auf die Seite legend, sah sie an der Seite entlang und verfolgte mit den runden Fingern die Schrammen.

Die Kreide brannte wie glühende Kohle zwischen Hächers Fingern: „O, o, wie ich das bedauere," sagte er ganz verzweifelt, „ich weiß nicht, wie es kam, ich dachte an die Wandtafel in der Schule und, um es besser erklären zu können, habe ich's wohl aufgezeichnet."

„Ja, dann geb' ich Ihnen doch lieber 'ne Schiefertafel dafür, Herr Dokter. Ach, das eine Mal schad't am Ende noch nich so viel." Seine Bestürzung, die verwirrte Entschuldigung besänftigten Frau Jürs wieder. „Wir gehn da morgen gleich mal mit Politur drüber, und nun lassen Sie auch das Eierbier nich kalt werden." Sie legte das Tuch in den Wandkorb zurück und setzte die Lampe mehr zur Seite, um dem Teebrett mit dem Abendbrot darauf Platz zu machen.

Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Häufchen auf der Sofalehne zu.

„Ich schick' Ihnen Christine, oder lassen Sie es auch man so liegen, wir plätten es morgen gleich bischen über und kramen es dann draußen in den Schrank. Bei den Büchern kann sie Ihnen auch an die Hand gehn, heißt, wenn Herr Dokter sie dabei gebrauchen kann?"

Sie vergaß seiner „Courlosigkeit" gegenüber, wie sie Hächers Art bezeichnete, immer wieder die formellere Redeweise, die sie für angemessen hielt. Hächer merkte es nicht, er wußte kaum von Prätentionen für seine eigene Person, und in diesem Augenblick, wo wieder ein anderer so sichere Anordnungen über seine Angelegenheit traf, achtete er erst recht nicht darauf.

„Ich wäre sehr dankbar für die Hilfe," antwortete er auf die letzte Frage, „leider weiß ich selber nie, was zuerst geschehen muß und wie es wohl am besten zu machen ist."

„Das dacht' ich mir all;" ihr Blick ging über die Stühle und die halbausgepackten Koffer.

„Das dachten Sie schon?" Langsam drehte er das Glas auf dem Brett. „Sieht man es mir denn so an?"

„Ja, ansehn wohl beinah auch, aber sonst komm' ich da auf, weil man für gewöhnlich doch erst auspackt und einkramt, und denn erst mit so was ansängt." Sie nickte zu den Stühlen hinüber und sah ihn dann an, ob er ihre Offenheit auch nicht übel genommen.

Beinah sah es vielleicht so aus, denn er antwortete nichts darauf, nahm nur langsam einen Schluck von dem Eierbier und schüttelte, in die Lampe starrend, den Kopf.

„Das lern' ich niemals," kam es endlich heraus.

„Warum nich? Herr Doktor is ja noch so jung, und später hilft die Frau auch bischen mit denken."

„Die Frau?" Er bog den Kopf, um an der Lampenkuppel vorübersehn zu können.

„Ihre Frau, mein' ich."

„Meine Frau?" wiederholte er zweifelnd. „Denken Sie, daß ich dazu kommen werde?"

„Wenn einer das will, is das wohl leich zu, und überhaup ein Herr! Das kann bald genug mal sein! Aber nu mal vonwegen das Bett," brach sie das Thema ab, „'ne schöne dicke Wolldecke auf die Matratze und ein Oberbett wäre wohl das beste? Unterbett kann zu warm werden?"

„Ja danke, danke," antwortete Hächer zerstreut.

‚Verstanden hat er es wohl nich,' dachte die Jürs daher im Hinuntergehn; es würde aber wohl so gut sein, und gut sollte er es haben, ebenso wie die andern Zimmerherrn, wenn es auch ganz sicher war, daß sie den nicht an der Stadtschule behalten konnten. Mit Kreide auf dem Mahagonisekretär und dann die „Verrücktigkeit" mit den Stühlen!

„Die Wolldecke mit den roten Streifen auf die Matratze, Christine, und denn 'n Oberbett," rief sie dem Mädchen in der Küche zu; sein Recht sollte er haben, solange er bei ihr wohnte.

Der saß inzwischen oben und vergaß Essen und Trinken und Furcht vor der Schule über das eine Wort, was seine Wirtin gesagt und das er, nachdem sie gegangen, ganz laut wiederholt hatte: „Und später hilft die Frau mit denken."

So hatte er das Heiraten nie angesehn. Das konnte seine Rettung werden, für ihn allein war das Leben zu schwer. Ohne weiteres gestand er sich das zu, nach den Erfahrungen des Nachmittags, aber wenn die Frau half, wenn sie die Zeit einteilte und dann ihn auch erinnerte an das, was geschehen mußte, so konnten Friede und Ordnung in sein Leben kommen. Sonderbar, daß er es nie von dieser Seite gesehen, wenn er für sich selber ans Heiraten gedacht hatte! Nur die Erinnerung an die Ehe seiner Eltern war ihm gekommen und Alleinbleiben dann als das einzige Mittel erschienen, um sich in seinen eigenen vier Wänden den Frieden zu sichern.

Aber Ehen konnten anders sein. In diesen Worten: „Die Frau hilft denken," lag ein Zauber, der Licht und Erlösung brachte. Und was er von dieser möglichen Zukunft erträumte, war so etwas wie das tatkräftige Eingreifen des Mädchens bei der Hutangelegenheit und wie die anordnenden, fürsorglichen Worte der Jürs. Einzelheiten aus dem Gespräch mit dem Mädchen fielen ihm ein, vor allen wieder die Worte: „Deswegend mag ich Ihn'n doch leiden."

Er versuchte sie auszusprechen, aber dann klangen sie nicht, nur wenn er daran dachte, hörte er wieder den Ton, in dem sie sie gesagt hatte, und so dachte er unaufhörlich daran und ließ sich von diesen Worten trösten und wärmen. Ganz vergessend, daß sie sich nur auf die Brille bezogen hatten, dehnte er ihre verzeihende Kraft auf alles aus, was er als unbrauchbar und schwach, häßlich und schwerfällig in sich empfand; so schwer es auch in die Wage fiel, dies andere überwog: „Deswegend mag ich Ihn'n doch leiden."

Zuletzt klangen sie ihm nicht mehr falsch, aber wenn er sie richtig deutsch sagen wollte, verloren sie alle Macht. Was schadete es auch, ob sie, grammatikalisch genommen, unrichtig, wenn sie sonst doch das Beste und Schönste waren, was er je gehört hatte.

Und was schadete es, daß Henny an der Mauer in der kleinen Bude wohnte und eine Mutter hatte, die Plätterin war?

Nichts, gar nichts! Er mußte aufstehn, so stark wuchs der Mut in ihm mit einemmal. Beim Hin- und Hergehen stieß er einmal an einen der Stühle; die Stunden, der Direktor morgen fielen ihm ein, aber die Furcht fand keinen Raum neben dem Mut in ihm, er stieß sogar mit dem Fuß gegen den Stuhl und lachte: das konnte ihn nicht mehr schrecken, die Ketten hatte er zerbrochen.

Nichts mahnte ihn, daß er schon früher in stillen Nachtstunden zuweilen in solch traumwandlerischen Mutanfällen Ketten und Fesseln gebrochen, die er angesichts des hellen, starken Tages gleich wieder aufgenommen hatte.

Einmal klopfte es: „Frau Kapitän ließe bitten, ob Herr Doktor wohl das Ab- und Oblaufen nachlassen könnte, es höre sich unten so schlecht an."

Ja sicher könne er das, und es täte ihm sehr leid, Frau Kapitän gestört zu haben.

Er konnte aber das Stillsitzen doch nicht ertragen, und wenn er die Stiefel auszog, so hörte man ihn unten ja auch nicht.

Nun lief er auf Strümpfen weiter zwischen den Stühlen und den unausgepackten Koffern. Die Jürs begleitete die dumpfe, leise Erschütterung, die jeder seiner hastigen, langen Schritte hervorrief, mit Kopfschütteln, aber etwas war ja immer vermacht damit. Der eine tat dies und der andere das und der letzte hatte sich erschossen, dagegen war dies doch nicht der Rede wert, obwohl es kein Ende nahm.

Frau Jürs erlebte es an dem Abend auch nicht mehr, sie schlief schon lange, während Hächer noch immer hin- und herging,

ob er mit diesem Wandern schneller zum Ziel kommen könne. Endlich ward er müde. Er zog das eine Rouleau auf und öffnete das Fenster. Die Küstersähre lag still und dunkel da, außer den Straßenlaternen kein Licht mehr, nur unten im Fluß hingen die Reflexe der Schiffslichter wie umgekehrte Fackeln im Wasser. Katzen kamen wie Schatten aus den dunklen Häusern, die ihre Giebel hoch aufreckten, und verschwanden ebenso spurlos wieder. Da war kein Ton zu hören, nur ganz fern, fast wie außerhalb der Welt, rollte ein Zug.

Die Luft war kalt und feucht, Hächer sog sie ein, als wäre draußen die laueste Frühlingsnacht, und er hörte Stimmen aus dem Dunkel, aus dem völligen Schweigen und glaubte den prophetischen Worten, die sie sprachen, obwohl er sie oft schon gehört und sich nie etwas davon erfüllt hatte. Er glaubte es trotzdem, daß diese Stadt sein Ziel sei, dem er höherer Bestimmung nach hatte zustreben müssen: daß sie seine Heimat werden würde.

Mit diesem tröstlichen Gedanken legte er sich ins Bett, das Christine ihm so zurechtgemacht, wie ihre Herrin gesagt. Aber trotz der Wolldecke unterm Laken, trotz des leichten weichen Daunendeckbettes fror ihn. Er begann mit den Zähnen zu klappern, dabei schlotterten ihm alle Glieder. Alles Einwickeln, Unterstopfen half nicht, der Wind fand trotzdem Ritzchen, breit wie Haar, und blies ihn mit nadelspitzem, eisigem Hauch an. Nicht der Wind. Nein, er war ja im Zimmer, in seinem Zimmer bei der Kapitänswitwe.

Noch einmal zog er das Deckbett fest mit Händen und Füßen um sich und schloß wieder die Augen. Die stachen und brannten, weil er so lange im Wind gestanden auf der Brücke. Huh! wie das blies, eiskalt, der Überzieher war zu dünn, es blies hindurch. Eisig war's. Kein Wunder, daß die Laternen so klapperten und die Dachziegel auch. Ach, das schmerzte, wenn der Wind so klapperte! O, o! Alles riß ihm der Wind vom Leib, und rattelte dann mit seinen Knochen wie mit den Ziegeln, aaah! Die Mütze klebte am Haar fest, jedes einzelne tat weh. Da merkte er, es war gar nicht der Wind jetzt, es war der Direktor, der ihn am Haar zerrte: „Wo haben Sie Ihren Hut?" Nein, nein, deshalb brauchte er doch nicht auch ins Wasser. „Nein, neiiin." Er stürzte, ganz tief und dann lag er auf dem Rücken im Fluß, das Wasser spülte heiß über ihn fort, auch über die Augen, kleine kurze Wellen, die ihn streichelten. Es war gut so, nur wenn der Wind aufs Wasser blies, dann schauerte es kalt über ihn hin, aber die Wellen kamen wieder wundervoll heiß wie — wie das Eierbier. Es war ja auch Henny, die es ihm brachte: „Deswegend mag ich Ihn'n doch leiden." Ja es war sehr gut so, wenn sie es auch ganz falsch sagte. „Nur den Schirm tiefer halten, noch tiefer, sonst bläst der Wind drunter durch, oooo tiefer." Darüber lachte sie wieder, so laut noch dazu. „Nicht, nicht!" der Direktor konnte es doch hören und sie dann auch in der Klasse sehen.

„Nein, nein," schrie er verzweifelt auf und setzte sich hoch im Bett auf, als die Jürs mit dem Licht ins Zimmer kam.

„Was is bloß los, Herr Dokter?"

„Nur Stühle, ja weiter niemand, weiter nichts, Herr — —" was er weiter noch sagte, verlor sich in undeutlichem Gemurmel. Er war wieder zurückgesunken.

„Mein Gott, Herr Dokter, was is?"

Keine Antwort. Die heißen Wasser flossen wieder über ihn hin.

„Je, wundern müssen sich Herr Dokter wirklich nich, wenn ich so mitten in der Nacht — ich dacht' auch, es wär' Ihnen was angekommen!"

Sie wartete.

„Am Ende bloß schlecht geträumt, war aber doch nich ein- und zweimal, es ging doch in einemzu, das Schreien?"

Halb Frage, halb Selbstgespräch, was es war, blieb auch das unbeantwortet. Die Jürs wollte wieder hinausgehen, aber da begann das Winseln und Stöhnen von neuem. Sie hob das Licht und sah, daß er um sich schlug. Als das Licht seine Augen traf, schnellte er auf und starrte die Frau an, erkannte sie auch und fragte, als ob es Tag sei und er am Schreibtisch säße: „Was wünschen Sie?"

Und nun merkte sie, was ihm war, obwohl sie die glitzernden Augen und das heiße Gesicht nur einen Moment gesehn hatte, denn Hächer sank so rasch und wie ein Brett wieder auf das Kissen zurück.

Das Licht zuckte im schwachen Luftstrom, der durch die halbgeöffnete Tür drang, und

die Schatten oben an der Decke schwankten mit, bald leckte die Helligkeit ein Stück aus dem Dunkel heraus, bald wuchs es wieder zusammen. Und nun kroch der Schatten von Hächers Nase bis über seine Stirn hinauf, so daß nur das bißchen Untergesicht beleuchtet blieb, denn die Jürs hatte die Hand mit dem Licht gesenkt. Die Arme am Leib herunter sinken lassen, so, gerade so war ihr zumute bei dieser Aufklärung von den Angstrufen ihres Mieters. Wenn sie das gewußt hätte, als der Direktor noch so spät mit ihm ankam! Nee, wenn sie das gewußt hätte! Eben erst das gräßliche Malheur mit dem andern jungen Mensch und nu dieser gleich wieder so! Hohes Fieber. Keiner sollte das wohl besser kennen als sie, was hatte Jürs zuletzt für Fieber gehabt, immer in die vierziger Grade.

Nachdem sie das Licht auf den Spiegelschrank zwischen den beiden Fenstern gestellt, kam sie ans Bett und legte die Hand auf seine Stirn und dann auf seine magere Brust, die bei jedem Atemzug zwischen dem Hemd hervorsah.

Vierzig! Neundreißig sonst für bestimmt, da wollte sie die Hand für ins Feuer legen. Umschlag mußt' er ja für allen Dingen haben, weiter war da woll den Augenblick nichs bei zu machen. — Ja, wenn es nu doch mal so kommen sollte, denn war es ja noch gut für den armen Menschen, daß sie was von Krankseln und Pflegen verstand.

„Man ßu gut," seufzte sie halblaut, während das Wasser aus dem Handtuch über ihre festen, runden Finger in die Waschschüssel rann. Sie strich die Hände flüchtig am andern Handtuch trocken und legte ihm dann vorsichtig und doch es mit den Handflächen feststreichend, das kalte Tuch auf die Stirn.

Er fuhr zusammen und wollte danach greifen, aber sie wehrte seine Hand ab.

„Sie ist so kalt."

„Ja, Herr Dokter, das muß, kalt is gut."

„Kommt er bald?"

„Wer?"

Es hatt' doch beinah geklungen, als wär' er bei Besinnung un nu doch nich. Nee, dazu war es auch zu hoch das Fieber.

Er machte immer wieder den Versuch das Tuch abzureißen und sprach dabei von einer Mütze. Endlich schlug er ihre Hand fort, die es immer wieder zurecht rückte, und zog das nasse Tuch unters Deckbett.

„— — lächerlich."

„Herr Dokter, das muß."

„Sieht lächerlich aus, es geht nicht. Die Knaben sehen es, nein, nein!"

Alles immer so, als wenn er ganz bei sich wär', un denn wieder andern Kram dazwischen!

Die Jürs schüttelte den Kopf und ließ die Arme sinken. Das Tuch hielt er fest an die Brust gedrückt und schüttelte sich dabei vor Frost. Das ging so nicht weiter. Erst mal 'n andern Umschlag, das Handtuch war am End' büschen schwer un denn, — ja denn vielleicht doch zu Grammann schicken, bis morgen früh warten konnt' zu lange dauern. — Un vor'n paar Stunden noch Eierbier getrunken un da auf'n Stuhl gesessen!!

Sorgenvoll ging die Jürs über die knarrenden Dielen des Vorplatzes, die Treppe zum Boden hinauf, der Lichtschein verlor sich, es ward wieder dunkel in Hächers Zimmer.

Das kalte Tuch lag ihm schwer auf der Brust, Schauer liefen über ihn hin. Wieder der eisige, messerscharfe Wind.

Er wachte auf und begriff, daß er im Bett lag. Aber draußen wartete der Mann mit der Mütze, mit dem Hut, also mußte er hinaus. Mit seinen unsichern, dünnen Beinen hastete er aus dem Bett, machte ein paar Schritte auf dem kalten Fußboden und blieb dann bebend stehen.

„Bitterkalt, huuh! Henny!"

Auf dem Boden, hart neben dem Bettpfosten niedergeschlagen, fand ihn die Jürs, als sie wieder ins Zimmer kam. Zuerst versuchte sie ihn allein wieder ins Bett zu heben, aber er war ja wie ein Stein, nicht von der Stelle zu kriegen, trotzdem es aussah wie 'ne Handvoll was da lag.

„Christine, mach daß Du 'runter kommst, er is aus'n Bett gefallen."

Verschlafen und verdrossen klang die Antwort.

Bis das Mädchen kam, und das dauerte eine Weile, machte die Jürs mit Kopfkissen und Deckbett, so gut es ging, ihm auf dem Boden ein Lager. Der Versuch, ihm den Bettvorleger unter den Körper zu schieben, mißlang.

Das grelle blendende Licht der kleinen

Küchenlampe, mit der das Mädchen eintrat, rief ihn wieder ins Bewußtsein. Sich aufrichtend rief er sie an: „Henny, kommt er nicht? Nein, das ist nicht Henny — —“

„Nee, Henny is dat nich.“

„Herr Dokter sollt sich nu man wieder zu Bett legen, hier auf'n Fußboden holen Sie sich bloß noch mehr.“

Die Jürs versuchte ihn zu heben. Er half ihr, stellte sich auf die Füße, und das Deckbett sank herab. Dann, als ob der Boden sich unter ihm drehe, wankte er und fiel gegen die Jürs. Jetzt sprang Christine mit hinzu und packte ihn mit beiden Händen. Was sie von seiner Krankheit dachte, stand klar auf ihrem vom Schlaf noch roten Gesicht, und als sie ihn aufs Bett gelegt, sagte sie ihre Meinung.

„Wunner is es nich, allein von den Waschkumme voll Eierbier, was ich ihn noch kochen mußt, konnt' er soweit zu kommen, aber das mußt je, mußt je.“

„Ja, das mußt! Un nu bleib Du man davon un mach, daß Du nach Dokter Grammann hinkommst.“

„Medam?!“

„Mach Stine, un wenn es is, wie Du meinst, kannst dreist von mir 'n schwarzen Sonntagskleid verlangen,“ sie drängte sie zur Tür hinaus und wartete dann auf dem Stuhl neben seinem Bett auf den Arzt.

Über der Stuhllehne hingen die nassen Strümpfe. Durch das Kleiderzeug hindurch hatte sie gefühlt und ließ sie jetzt kopfschüttelnd durch die Finger gleiten.

Quatschnaß un denn damit noch Stundenlang so auf'm Fußboden rumgelaufen, denn sollt woll so was kommen.

Es kam nun aber auch noch der Husten. Gleich der erste Anfall war so heftig, daß sie Hächer stützen mußte, bis er wie glimmendes Holz in sich zusammensank. Bei jedem seiner kurzen, pfeifenden Atemzüge klaffte das Hemd auf der Brust auseinander. Kein einziger Knopf war dran zu finden, da steckte sie es ihm mit ihrer Tuchnadel zusammen. Sie zog auch das Deckbett weiter über seine Schultern, weil ihn wieder zu frieren schien.

Und dann wartete sie auf den Arzt. Und als er endlich kam und den Kranken untersucht, befühlt und beklopft hatte, der dabei unablässig redete, aufschrie und sich an den Kopf griff, kam kein Trost, keine Beruhigung. Es stand ganz so schlimm um ihn, wie sie gefürchtet, schlimmer noch. Da war ja niemand, auf dessen Gefühle der Arzt Rücksicht zu nehmen brauchte, er konnte sich ganz so über den Fall äußern, wie er ihn gefunden.

„Ja, Sie haben kein Glück mit Ihren Mietern,“ schloß er seine kurze Auseinandersetzung, „es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser schmächtige Körper es nicht aushält, und völlig ausgeschlossen, wenn Sie ihn ins Krankenhaus transportieren. Na ja, das wollen Sie auch nicht, obwohl verdenken könnt' man's Ihnen nicht, nachdem was Sie eben erst gehabt haben. Aber eine Schwester muß her zur Pflege, ja das geht nicht anders, Frau Jürs. Und dann, — wenn Sie die Adresse wissen, die Angehörigen müssen gleich benachrichtigt werden.“

„Hat keinen Menschen nich, Herr Dokter! Wenn das aber so is mit ihm, denn muß Direktor Sindermann wohl Bescheid haben, das is noch der einzige, der was von ihm kennt.“

„Ja,“ Doktor Grammann überlegte einen Augenblick, „ja, lassen Sie ihn wenigstens morgen früh gleich holen, jetzt mitten in der Nacht lieber nicht, helfen kann er dem Kranken ja nichts. Morgen früh komm' ich auch wieder. Die Opiumtropfen lassen Sie gleich holen. Für die Schwester sorge ich. Gute Nacht oder auch gute Wacht,“ sagte er mit halbem Lächeln und ging.

Gleich nach ihm klingelte die Haustür noch einmal, und wieder blieb die Jürs mit dem Kranken allein, während Christine zur Apotheke lief. Sie lief wirklich:

„Duuk ünner, duuk ünner, de Welt is di gramm,
Du kannst nich mehr trecken, du müßt nu dorvan.“

So summte es in ihrem Kopf, seitdem sie gehört, wie es mit dem Zimmerherrn stand. Sie lief, um's wieder gut zu machen, was sie vorhin von ihm gedacht und gesagt.

„Duuk ünner, duuk ünner, de Welt is di gramm.“

Wie sie laufen konnte!

„Du kannst nich mehr trecken, du müßt nu dorvan.“

Ja, die Welt war ihm gram gewesen. Davon konnte das Mädchen nichts wissen, es war aber so: „De Welt is di gramm.“ Jetzt war sie es ihm nicht mehr, sie konnte ihm nichts mehr anhaben mit ihren Martern und Qualen, es blieb alles draußen, außerhalb der Welt seiner Phantasie, in

der es glühte und bunt und hell war, und er selber so leichtherzig und mutig, daß er drüber lachen mußte. Alles so einfach, so einfach!

Die Opiumtropfen brachten ihm etwas Ruhe. Er streckte sich behaglich unter das Deckbett, und die Jürs freute sich über das Lächeln, das einmal über das Gesicht hinhuschte.

Wenn man das Fieber nachließ und es mit dem Kopf nicht schlimm ward, konnt's ja doch noch sein. Kann keiner wissen, was kommt und was soll.

Zunächst kam der Morgen mit einer Klarheit zu den dunklen Toren der Stadt herein, als könnte der Tag, den er verkündete, nur Gutes bringen. In den kahlen Rotdornkronen auf dem Matthäikirchhof schlug eine Amsel, und die roten Ziegel des alten Gildehauses leuchteten so warm in der Morgensonne, daß es dem Direktor, der auf seinem Weg zu der Jürs dort vorüber kam, auch nicht in den Sinn wollte, was ihm das Mädchen bestellt hatte. Aber Grammann hatte gesagt, daß sein Kommen notwendig sei, und so wahr es doch wohl war, trotz Frühlingsluft und Morgensonne, trotz der Amsel — die erste, die er in diesem Jahr hörte — und trotz der Schar Spatzen, die sich über die Brotkrumen hermachten und die der Bäckerjunge immer wieder aufscheuchte und ihr Gepiepse nachahmend, neckend „dat's mien, dat's mien" rief; trotz allem jungen, kräftigen Tagwerden und Leben — wahr, daß bei der Jürs wieder so etwas auf ihn wartete, wie neulich, als sie ihn hatte rufen lassen.

Die Sonne stand noch nicht hoch genug, und auf beiden Seiten der Straße lag noch Schatten, als er nun vom Berg in die Küsterfähre einbog. Nur unten am Fluß lag Sonnenschein, auf den Schuppen, auf den Schiffen, auf den Holzlagern jenseits der Lahe und auf dem weißen Rumpf des Kopenhagener Dampfers, den sie gerade mit Trossen heranholten.

Daß man sich den freundlichen Morgen so verdüstern lassen mußte!

Die Türglocke meldete seinen Eintritt so hell und eifrig, als gäb' es nichts zu schonen, nichts zu hüten vor Aufregung und Schreck. Aber dann kam das Mädchen aus der Küche und wies ihn nach oben und flüsterte mit ihrer harten Stimme, und obwohl der Direktor gar nicht verstand, was sie sagte, so fühlte er: es war so, trotz — nun trotz Frühlingsmorgen und blauem Himmel, und er ging nun ohne weiteres Zögern hinauf.

Oben war es doch anders, als er erwartet hatte, nicht so wie neulich, wo es einem unerbittlich entgegengestarrt: „Aus und zu End'." Nein, so war es nicht, trotz der verweinten Augen der Jürs.

„Na, lieber Kollege, was machen Sie für Sachen! Das haben Sie sich natürlich bei der Warterei gestern geholt," und dann sah er die Stuhlreihen, sie standen jetzt ganz in der Nähe des Bettes, er wies drauf hin und sah die Jürs fragend an: „Wozu?"

Sie antwortete mit einem Achselzucken und nickte dann zur weiteren Erklärung zu Hächer hinüber, der da saß, als horche er auf etwas: „Er denkt, er is in der Schule, ich hab' sie ihm so hinstellen müssen, er wollt' partuh aus'm Bett; un bald hat er das mit den Jungens un bald red' er mit einer un ruft immer: Henny, Henny! un dann spricht er mit Herr Direktor. Das geht nu seit fünf wieder in einer Tour. Nee, er hört nichs, zum wenigstens nichs, was wir reden, das sind all Phantasien."

Trotzdem versuchte Sindermann noch einmal, ob ihn der Kranke nicht erkenne.

„Doktor Hächer?!"

„Ja, Herr Direktor!" Es kam so unerwartet klar und deutlich, daß die andern beiden ihn erstaunt anstarrten.

„Also Sie erkennen mich doch?"

„— — bitte, einen Augenblick nur, gleich, gleich wird er's sagen —" er horchte, Verlegenheit, Angst und dann etwas, fast wie ein Lachen kam es heraus, und jetzt heller Triumph — „sehen Sie, ganz richtig begriffen, die Tangente des Kreises — — nein, es ist niemand weiter da — —"

„Ja, es geht gut, Kollege, sehr gut," der Direktor legte ihm die Hand auf die Schulter, „aber machen Sie nun Schluß."

Vielleicht beruhigte ihn das.

Der Kranke sah auf die Stühle und horchte wieder. „Ruhe, absolute — Ruhe," rief er hell hinaus und horchte mit verklärtem Gesicht in die Stille. Keiner muckste sich, keiner lachte, nur Henny, „— — sehr gute Ordnung."

„Ja, sehr gut, Kollege, ruhen Sie jetzt nur aus."

„Herr Direktor?“

„Ja —“ Merkwürdig, wie klar er ihn ansah. „Ja, Herr Doktor?“

Hächer richtete sich auf und lächelte listig: „Sie ist meine Frau.“

„So? — Ja, Ihre Frau.“

„— Henny,“ bat er eindringlich, und noch einmal: „Henny!“

Dann kam eine Ruhepause. Der Kranke war erschöpft und schloß die Augen. Sindermann sah auf das eingefallene, kleine Gesicht unter der hohen Stirn, in dem der Ausdruck unaufhörlich wechselte, so rasch wie die Wahnvorstellungen, die durch das arme Hirn rasten, in dem es ihm gestern schon so trostlos verwirrt geschienen. Dazwischen kam der Husten kurz und hart und immer mühsamer, bis es ihn fast erstickte und die Jürs ihn im Rücken stützen mußte.

„Schrecklich,“ murmelte Sindermann.

„Ja, ja,“ flüsterte die Jürs.

Doktor Grammann kam, besah den Auswurf und fühlte den Puls, zählte die Atemzüge und sagte gar nichts.

„Was meinen Sie?“ Sindermann trat mit ihm ans Fenster.

„Schlimm. Kennen Sie seine Familienverhältnisse?“

„Gar nichts weiß ich, sah' ihn gestern zum erstenmal! Kein Mensch hier, der zu ihm gehört — —“ Das Mädchen von gestern abend kam ihm in den Sinn und Hächers Worte „— sie war sehr freundlich zu mir.“

„Da war ein Mädchen mit ihm zusammen —“

„Wissen Sie, wo sie wohnt?“

Sindermann schüttelte den Kopf. „Irgendwo an der Mauer beim Kaisertor, aber ich weiß nicht, wie es heißt. Wie soll man es finden, sonst —!“ — Ja, sonst hätte er es holen mögen. Hächers traurige Augen und dies „sie war sehr freundlich zu mir,“ hatten nun eine ganz andere Bedeutung. Es war alles recht gewesen und nur in der Ordnung, was er ihm als Direktor gesagt hatte; aber jetzt bohrte es doch in ihm, daß er dem armen, verhetzten Menschen diese letzte Freude vergällt und verkürzt hatte.

„— — sie war sehr freundlich zu mir,“ aber er, sein Direktor, war nicht freundlich gewesen.

Der Doktor trat zu dem Kranken, der sich wieder aufzurichten suchte. Die Arme glitten ab, er fand keinen Stützpunkt, Grammann legte die Finger um das Handgelenk.

„Scht,“ machte der Kranke, „scht, ein bißchen lauter, — — keiner — lacht!“

Nichts rührte sich im Zimmer. Hächers Uhr auf dem Betttisch pickte.

Nach einer kleinen Weile beugte Doktor Grammann sich herab und legte das Ohr auf Hächers Brust. Er horchte lange, und als er sich aufrichtete, war ein Zug von Verlegenheit auf seinem Gesicht, vielleicht weil auch er sich hatte überraschen lassen.

„Schneller gekommen, als ich erwartet.“ Weder Sindermann noch die Jürs hörten oder verstanden, was er sagte.

Mit Nachdruck und Ernst sagte er deshalb noch einmal: „Das Ende ist schneller gekommen, als ich erwartet.“

„Was?“

„Das Ende?“

„Das Herz muß krank gewesen sein, sonst wäre es so rapide doch nicht gegangen.“ Er bewegte die Hände, wiegte langsam den Kopf und wandte sich zögernd vom Bett ab.

Die Jürs schluchzte. Sindermann wiederholte Hächers letzte Worte leise: „Keiner lacht — das erste Mal vielleicht, daß er's erreicht hat.“

Frühlingstage.

Löst sich der eine aus schimmerndem Reigen,
Wenn die goldschwere Schleppe im Abend verloht:
Nur eine Spanne von Dunkel und Schweigen,
Und der nächste kommt siegend im Morgenrot.

Selige Schauer streifen die Lande,
Tage des Frühlings jubeln heran,
Heilige Tage im Festtaggewande
Ketten die Hände und reihen sich an.

O ihr heiligen Tage! Wir knien .. wir heben
Bewegt und in Andacht unser Gesicht,
Alles Schattende schwindet aus unserm Leben
Und wir hören nur Glocken .. und sehen nur Licht ..

v. Goetzen.

Landschaft. Gemälde von Kaspar David Friedrich.
(Aus der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung.)

Auf die beiden höchsten Berge der Alpen.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Mit eigenen Aufnahmen des Verfassers.)

Monte Rosa (4638 m).

Eigentlich sollte der Tag gar nicht dem Monte Rosa gelten, sondern dem Matterhorn. Aber wie wir: der Graf, der Doktor und ich in Zermatt ankamen, schaute die Riesenpyramide so strahlend weiß aus, daß wir sofort wußten: heute ist es nichts. Bei solchem Neuschnee geht nur auf das Matterhorn, wer auf sein Leben nicht den geringsten Wert legt. Also etwas anderes. Der Entschluß war schnell gefaßt, wir einigten uns auf den Monte Rosa. Den zweithöchsten Gipfel der Alpen muß man gemacht haben, und er ist es auch wirklich wert — aber das werden wir erst sehen.

Zuerst genossen wir noch die Freuden des Tales in Gestalt des Luncheon im Hotel Zermatt. Doch wir waren schon bei Tisch „in Wichs", in Berganzug und Nagelschuhen. In Zermatt geht das, dort ist der Bergsteiger noch Herr. Lebt nicht alles von den Bergen? Man braucht nur das Straßenbild zu betrachten, alle Läden sprechen davon: da gibt es nichts als Eispickel, Seile, Rucksäcke, Konserven, Kochapparate, Schneebrillen, Strümpfe, Gamaschen. Dort sitzt ein Schuster im kleinen Laden und setzt hämmernd breitköpfige Nägel auf die Sohlen. Da werden Ansichtspostkarten und Photographien verkauft vom Weißhorn, der Dent Blanche, dem Monte Rosa, Dom, Täschhorn, Obergabelhorn, Zinalrothorn, Breithorn, Lyskamm, Matterhorn und wie die stolzen Viertausender Zermatts alle heißen. Alle Dinge, die man anderwärts auch zu kaufen bekommt, erhalten Beziehung zu den Bergen: Gewürz- und Vanille-Schokoladen haben den Milchschokoladen „für Hochtouren zum Rohessen" Platz gemacht. „Gala Peter" und die übrigen Namen mit „milk", „lait" schlagen alles. Dazu die Gruppen von Führern, die vor den Hotels stehen oder am „Mont Cervin" und „Monte Rosa" auf der Mauer sitzen mit ihren von Anstrengung vorzeitig gefurchten, von Schneesturm und Sonnenbrand gebräunten Gesichtern. Und alles Männliche in Kniehosen, berggewohnte Männer, aber auch rosige, aufgeschwemmte, die nur so tun.

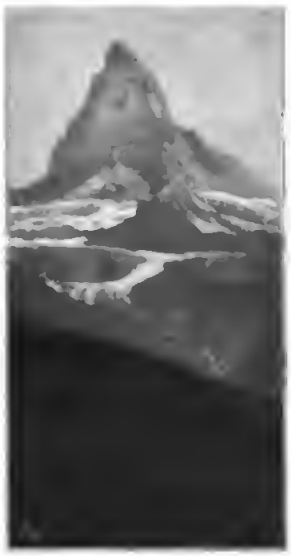


Abb. 1. Matterhorn vom Riffelberg.

Von Spaziergängen kommt Männlein wie Weiblein mit dem Eispickel zurück. Man fragt sich erstaunt, von welcher Tour die wohl schon vormittags heimkehren können, dann findet es sich, daß der Aufstieg über die Weidegründe zum Schwarzseehotel oder zum Riffelhaus offenbar den Pickel nötig macht.

„Das kommt vom Neuschnee; die haben den ganzen Fußweg Stufen schlagen müssen!" meinte der Doktor. Deshalb ließ ich die anderen den schwierigen Aufstieg über den Reitweg zum Riffelberg allein machen und benutzte mit meinem langjährigen, treuen Tiroler Führer Toni Bergmann aus Innichen die Gornergratbahn. Fels und Eis haben wir gern, die Talaufstiege weniger.

Am Gasthof Riffelberg erwarteten wir die anderen, verwegeneren Teilnehmer unserer Unternehmung, angesichts der herrlichsten, edelsten Berggestalt der Alpen, des Matterhorns (Abb. 1), das einsam, unnahbar, wie es schien, aus den Gletscherströmen in den Äther ragte. Von seinem Anblick rissen wir uns erst los, als die übrigen kamen, die seltsamerweise den Mattenaufstieg ganz aper (schneefrei) gefunden hatten. Das Mitnehmen der Pickel seitens der Vormittagsbummler war also offenbar nur der Ausfluß alpiner Vorsicht gewesen. —

Bis jetzt hatten wir unser Ziel für

morgen, den Monte Rosa, noch nicht erblickt. Doch bald rollte sich auf unserem Wege zur Hütte das fast unvergleichliche Hochgebirgsbild auf, wie man es etwa vom Gornergrat aus genießt, dem der Bädeker einen seiner sparsam verteilten Doppelsterne zuspricht. (Abb. 2.) Die Blendung, die von den Firnmassen und Gletscherströmen hier ausgeht, ist so gewaltig, daß ein empfindliches Auge des Schutzes der Schneebrille bedarf. Eine Welt von Eis und Schnee blitzt uns entgegen, nur spärlich hier und da von Felsen dunklen Urgesteins durchsetzt. Grade vor uns erhebt sich das gewaltige, vielbestiegene (weil der leichteste der Hochgipfel) Breithorn. Dann kommen die schneeweißen Spitzen der Zwillinge, neben ihnen der Lyskamm, dessen Gipfelwächte (überhängender Firn) schon mehreren Partien das Leben gekostet hat, indem sie beim Betreten abbrach und mit den unglücklichen Bergsteigern auf den Gletscher hinabstürzte.

Ganz links erblicken wir den Monte Rosa-Stock mit seinen vielen einzelnen Gletscherterrassen und Gipfeln. Man sieht die höchste, die Dufourspitze (4638 m), die in den Alpen an Höhe nur noch vom Montblanc (4810 m) übertroffen wird. Unter allen Gipfeln zieht von links nach rechts unten der Gornergletscher hin, fast eben. Um zur Hütte zu gelangen, hatten wir ihn dort zu überschreiten, wo er mit dem Grenzgletscher zusammenströmt; das geschah bald darauf, und zwar unangeseilt, da er schneefrei war und wenig zerklüftet. Die paar Spalten, die ihn wie Gräben durchzogen, in denen rauschende Ströme zwischen den blau oder grün schimmernden Eisufern schossen, wurden leicht übersprungen.

Das Bild (Abb. 2) ist übrigens ein gutes Beispiel für die Verkürzung der Linien durch die Entfernung. Wie gewaltig ragt nicht das Breithorn empor, wie unscheinbar erscheint daneben der Monte Rosa — und doch ist die Dufourspitze soviel höher wie etwa der Kölner Dom dreimal aufeinandergestellt.

Als wir die Bétempshütte erreichten (Abb. 3) stand die Sonne schon tief. Die Hütte liegt auf dem „unteren Plattje", einer Felseninsel an der Randmoräne des Grenzgletschers. Auf Abbildung 2 gewahren wir unten am Monte Rosa-Stock zwei aus dem Eise ragende große Felsmassen. Die vom Betrachter aus rechts liegende ist es, auf der sich die Bétempshütte erhebt.

Wir fanden in dem einen Zimmer, das den Touristen zum Aufenthalt, Essen, Schlafen, kurz zu allem dient, während nebenan die Küche liegt und darüber der Schlafraum für die Führer, schon eine größere Gesellschaft beisammen. Schnell besetzten wir die einzigen schmalen Plätze im Stroh, die noch frei waren, indem wir sie mit den Rucksäcken belegten, denn hinter uns kamen noch einzelne schwarze Punkte über den Gornergletscher gekrochen. Dann gingen wir an die Arbeit, die eines jeden auf der Hütte wartet. Der Nichtbergsteiger wird verwundert fragen, was denn zu tun sei. Nun genug, auch wenn man nicht selbst kocht, wie es trotz der sogenannten „Bewirtschaftung" auf den Schweizer Hütten von vielen, der hohen Preise wegen, getan wird.

Betrachten wir einmal, wie es auf der Hütte zugeht: Einige sitzen am großen Tisch in der Mitte, um den zwei schmale Bänke stehen. Einer ist in die Siegfriedkarte des Gebietes vertieft, ein Führerloser, der morgen, auch in der Dunkelheit beim Laternenschein, genau unterrichtet sein muß. Er soll vorangehen, während sein Freund, auf Fels der bessere Mann der beiden, ihm folgen wird und daher die Erbswurst in das im Aluminiumkocher siedende Wasser schüttet.

Dort zieht einer, auf dem Brett hockend, das dem Strohlager den Abschluß gibt, die Nagelschuhe aus und stopft Stroh hinein, damit sie trocken und warm bleiben. Er stellt sie zu Füßen seines Lagerplatzes sorgfältig zurecht, um sie im Wirrwarr des nächtlichen Aufstehens sofort zu finden. Dann nimmt er aus dem Rucksack Hausschuhe, federleicht mit „Spagatsohle".

Neben ihm bereitet ein Engländer das Lager für die Nacht. Er geht jetzt schon schlafen. Rock und Weste zieht er aus, den weißwollenen Sweater an, dann baut er sich aus seinen Kleidungsstücken ein Kopfkissen, wechselt die Strümpfe, wickelt sich in die Decke, und nachdem er sich eine gestrickte Schneehaube über den Kopf gezogen, legt er sich aufs Ohr.

Der Wirtschafter kommt ab und zu, um etwas zu bringen, eine Suppe, Tee, Wein, irgend eine Konserve, die er gekocht hat. Führer erscheinen in der Tür, die Stiefel zu holen, die sie zur Tour einsetten wollen.

Digitized by Google

Die Stunde des Aufbruchs wird beredet, geheimnisvoll, denn im Grunde will jede Partie der anderen zuvorkommen. Dann treffen noch Verspätete ein, die bei den Führern unter dem Dach übernachten müssen, da unten kein Platz mehr ist, und allmählich wird es leer am großen Tisch. Dafür strecken sich mehr und mehr dunkle Gestalten ins Stroh.

Endlich wird es still, bloß noch das markerschütternde „Sägen", das Schnarchen irgendeines Menschen, den man trotz aller Mühe nicht herausfinden kann, zittert durch den Raum. Das Licht ist gelöscht, nur ein matter Schneeschein dämmert durch das Fenster.

Aber die Stille dauerte nicht lange, denn schon vor ein Uhr fing das Leben wieder an, und nun war es aus mit dem Schlaf, der uns kaum drei Stunden erquickt hatte. Das ganze Rumoren des Abends begann von neuem: Kochen, Frühstücken, Besprechen, dazu Stiefelanziehen und zwei neue Dinge: die Gamaschen werden angeknöpft oder um die Unterschenkel gewickelt. — Denn Wickelgamaschen, lange schmale Lodenstreifen, die man den französischen oder italienischen Alpenjägern abgelauscht, sind heute unter den Bergsteigern Mode — und die Laternen wurden angesteckt.

Wir hatten nicht den Ehrgeiz die „Trace", das heißt die Tritte in den Schnee zu treten oder Stufen zu schlagen (man sieht sie genau auf Abb. 5) und brachen daher als letzte Partie auf. So genossen wir das Schauspiel, das mir immer, so oft ich es erlebe, wie etwas Geheimnisvolles erscheint: die über den Gletscher langsam hinziehenden Lichter vor und über uns, bis der dämmernde Tag eines nach dem anderen verlöschen macht. Es hat auch etwas Seltsames, einen eigenen Reiz, beim unsicheren Schein einer Kerze, die, vom vordersten getragen, einer ganzen angeseilten Partie leuchten muß, über wackelnde Blöcke zu klettern, steile Firnwände zu ersteigen, über gähnende Schlünde und Spalten zu springen oder die auf schmalen Gletscherbrücken zu überschreiten. Kommt man dann bei Tageslicht den gleichen Weg zurück, so sagt man sich wohl: ‚Darüber sind wir so hingebummelt ohne es recht zu sehen? Und fünf Zentimeter zu weit rechts oder sieben zu weit links, und die Katastrophe war da!'

Abb. 2. Gletscher- und Gipfel-Panorama vom Wege zur Betempshütte.

Aber man muß zeitig aufbrechen, einmal wird sonst der Schnee zu weich, anderseits der Tag zu kurz. Die großen Schweizer Touren erfordern viel Zeit, die Höhenunterschiede sind gewaltig, und zum Monte Rosa beispielsweise hat man unter normalen Verhältnissen hin und zurück nach Zermatt 16 Stunden zu rechnen. Da man nun aber nie weiß, in welchem Zustande man den Berg antreffen wird oder wie sich das Wetter gestaltet, so ist es gut, zeitig aufzubrechen, um so mehr als die Tour für ganz besonders anstrengend gilt und für die kälteste der Zermatter Hochtouren. Ist nun der Schnee sehr weich, oder der Grat mit Neuschnee (dies war bei unserer Besteigung der Fall) bedeckt, so können noch ungezählte Stunden Arbeit dazukommen, so daß man erst bei Nacht die schützende Hütte wieder erreicht und ein zweitesmal übernachten muß.

Dazu hatten wir nun nicht die mindeste Lust, und wir schritten tüchtig aus, so daß wir nach knapp einer Stunde am gewaltigen Monte Rosa-Gletscher standen. Immer weiter ging es beim anbrechenden Tageslicht. Ab und zu gähnte eine Spalte unter uns in ihrer bläulich-grünlichen Pracht — mit einem weiten Schritt und neugierigen Blick in den Schlund waren wir hinüber. Die Hänge wurden steiler und die Tritte langsamer. Hier und da kam blankes Eis, und mit dem Pickel mußte nachgeholfen

Abb. 3. Die Bélempshütte (2802 m).

werden. In gewaltigen Eismassen stürzte uns zur Seite der Eisbruch herab — weiter, weiter. Nun sperrte uns eine Riesenspalte den Weg, deren oberes Ufer als blitzende Eiswand wohl zwanzig oder mehr Meter höher stand. Nach links wichen wir aus, steil aber bequem, denn die Partien vor uns hatten gut gearbeitet. Wir standen jetzt auf dem Sattel (4354 m), von dem aus der Raum der Dufourspitze als jähe Firnschneide emporführt.

Abb 4. Der Lyskamm (4538 m) vom Grat des Monte Rosa.

Fast fünf Stunden waren wir schon unterwegs, und alle fühlten das Bedürfnis eine Rast zu machen. So traversierten wir denn vorsichtig einer nach dem anderen in die Südwand hinaus, die, eine Schneeflucht mit übereisten Blöcken übersät, zum obersten Grenzgletscher hinab stürzt. Wie auf einem Balkone thronten wir

hier, den Blick in die tiefen Spalten dort unten, in denen jeder unauffindbar verschwände, der den langen Sturz hinab täte.

Aber blicken wir lieber hinauf. Gerade vor uns, auf der anderen Seite des Grenzgletschers, erhebt sich, von der jungen Sonne scharf beleuchtet, die langgestreckte Eismauer des Lyskamm (Abb. 4), die am 9. August 1890 über die uns zugekehrte Nordwand Norman-Neruda mit den Führern Christian Klucker aus Sils-Fex und Josef Reinstadler aus Sulden erzwungen hat. Reinstadler hat später zu dem bekannten Bergsteiger Dr. Tauscher von der Tour gesagt: „Schrecktscheres kann es nicht geben!" Sie ist auch, soviel mir bekannt, nicht wiederholt worden. Norman-Neruda aber ist seitdem eingegangen in die ewigen Gletschergründe des Bergsteigers: am 10. September 1898 ist er an der Fünffingerspitze in den Dolomiten verunglückt.

Abb. 5. Ein Stück des Kammes des Monte Rosa.

Nach dem Frühstück traversierten wir vorsichtig von unserem luftigen Plätzchen zum Kamme zurück, der sich bald zur bisher wohl größten Steilheit des ganzen Weges aufschwingt. Man sieht auf Abbildung 5 eine Partie mit einer Dame auf der Schneeschneide, dort wo sie noch verhältnismäßig wenig Neigungswinkel aufweist, während dieser nach oben immer mehr zunimmt. Der Nichtbergsteiger wird sich wundern über die Richtung, die die „Trace" nimmt. Warum läuft sie, mag er fragen, unten so nahe an dem Absturz nach rechts (Grenzgletscher), da doch hier gewiß ein Fehltritt böse Folgen haben muß? Nun die Photographie, wie leider im Hochgebirge so oft, täuscht uns hier ein wenig. Der Eishang links ist nämlich kaum besser, und so hält man sich eben auf der Gratschneide. Wo diese verlassen wird, wie man es auf der Abbildung mehrfach bemerkt, geschieht es wegen Wächtenbildung, die ganz oben, wo wir gegen den wolkenlosen Himmel noch zwei Partien entdecken, am deutlichsten zu erkennen ist.

Dort oben folgt nun der zerklüftete, eine oft nur ganz schmale, überfirnte und vereiste Felsschneide bildende Grat. Er bietet zwar dem erfahrenen Bergsteiger kein Hindernis, doch er erfordert entschieden große Vorsicht. Der Gang auf ihm, den ich an einer der bequemeren Stellen aufnehmen konnte (Abb. 6), ist wie alle Gratwanderung ein Hochgenuß. Zu beiden Seiten blickt man über jähe Eis- und Schneehänge tief, tief auf die Gletscher und in ihre Spalten hinab

wie in offene Gräber, die den hier oben wandelnden Menschen an seine Vergänglichkeit mahnen. Rechts und links gewahren wir eine der Spitzen des Monte Rosa-Stockes nach der anderen, so auf der Abbildung 6 links das Nordend (4612 m), das auf der weiteren Wanderung auch unter uns versinkt. Und sie ist nicht mehr lang bis zum Gipfel, über Scharten und Spitzen, Blöcke und Platten stehen wir bald vor dem letzten Aufbau, vor der Dufourspitze (Abb. 7).

Das letzte Stück von der kleinen Scharte aus, in der wir auf dem Bilde die im Schnee zurückgelassenen Pickel erblicken, mag bei aperem Fels leicht überwunden werden. Heute spiegelglatt und vereist, erfordert es sogar die Seilversicherung des Vorankletternden. Wir sehen ganz links einen schneeerfüllten Spalt kaminartig hinaufziehen. Man denke sich, daß dieser links frei in der Luft über dem Riesenabsturz zum Gletscher mündet, und es erscheint dann begreiflich, daß die Ersteigungsgeschichte des Monte Rosa uns zu berichten weiß, wie hier eine der Partien, die den ersten Steinmann auf den Berg setzen wollten, umgekehrt ist.

Abb. 6. Auf dem Grat des Monte Rosa.

Die erste Besteigung gelang am 31. Juli 1885 den Herren G. und S. Smyth mit Hudson, Birbeck und Stevenson und dem Führer Ulrich Lauener sowie drei anderen Zermatter Führern, nachdem fast 50 Jahre lang von der italienischen Seite aus Versuche unternommen worden waren, die allmählich auf die übrigen Hauptgipfel des Monte Rosa-Stocks führten, jedoch die höchste, die Dufourspitze, in den Ruf der Unersteigbarkeit gebracht hatten.

In Wirklichkeit ist eben die italienische Seite weit schwieriger, vor allem aber gefährlicher, denn über die Monte Rosa-Ostwand, eine Firn- und Eiswand, die fast in einer Flucht sich 3000 m über Macugnaga erhebt und eines der Schaustücke der Alpen ist, stürzen wohl täglich Lawinen und Eisblöcke herab. Ihr Hauptbett ist der Canale Marinelli, eine Eisrinne, die überschritten werden muß und dem Bergsteiger, dessen Namen sie trägt, im Jahre 1881 mit zwei Führern das Leben kostete.

Durch den Anblick der Südseite im rosigen Schimmer der Morgensonne, wie man sie vom Mailänder Dom, ja, wie behauptet wird, vom Golf von Genua aus erblickt, hat der Monte Rosa seinen Namen erhalten.

Als wir uns, vom Gipfel ein Stück in den verschneiten Felsen absteigend, um vor dem eisigen Sturm Schutz zu finden, an dem Südostabsturz in den Firn setzten, war leider von solch überwältigender Aussicht nichts zu entdecken. Wolkenmeere lagerten rundum. Nicht einmal der Tiefblick nach Macugnaga, der uns als besonders großartig geschildert worden, war frei. Vom Lago maggiore oder von der „Superga, von den Hallen des königlichen Palastes in Turin", die Studer in „Über Eis und Schnee" erwähnt, war nichts zu sehen. Ich habe einmal bei Schneesturm auf dem Gipfel des gewaltigen Monte Antelao in den Cadoraner Dolomiten gestanden. Von dort soll man bei günstigem Wetter die Adria spiegeln sehen, ja einer hat einmal die Lichter von Venedig erblickt, als er die lange Tour dort hinauf zu spät begonnen hatte und von der Dämmerung überrascht worden ist. Ich sah damals nichts als jagende Schneewolken, hörte nur den Sturm, der uns Hagelkörner ins Gesicht schüttete, sah den Aufruhr der Natur um unsere schmale, hohe

Felseninsel mitten im Meer der Dünste. Aber ich darf sagen, daß mir das gewaltiger, schöner, mehr schien, als die weiteste Fernsicht. So schön die Aussicht ist, Hand aufs Herz, deshalb gehen wir nicht hinauf, sondern um der großen Natur willen, um der Anstrengung willen, die wir unserem Körper abringen, um des Bewußtseins willen, weichliche, faule, feige Instinkte, die in jedem, auch im Besten schlummern, zu überwinden. Wir gehen hinauf, um den Alltagstreiben zu entfliehen, um reinere Luft zu atmen, chemisch rein und menschlich rein. Wir wollen alles unten lassen, was uns im Gedränge des Tages die Seele bedrückt, wir wollen uns stolz und hoch fühlen dürfen, wie die ewigen Gipfel, die zu verdienen uns wieder vergönnt gewesen ist. —

Abb. 7. Die Dufourspitze des Monte Rosa (4638 m).

Auch die nahe Aussicht von der Dufourspitze ist schön. Gerade vor uns lag der Grenzgipfel (Abb. 10), der bei den ersten Besteigungsversuchen vor unserm, dem höchsten, erreicht worden ist, von den Gebrüdern Schlagintweit. Sie sahen wohl die Dufourspitze, ihren Standpunkt, um, wie sie ganz richtig berechneten, etwa 7 m überragen, aber ihre Führer haben den Übergang über den Eisgrat, den wir im Bilde links erblicken, nicht gewagt. Ich habe, die Geschichte des Berges kennend, ihn mir genau angesehen und fand es selbstverständlich, daß er seitdem öfters überschritten worden ist. Die Begriffe über das, was man machen kann und was nicht, haben sich eben geändert.

Gerade uns gegenüber erblicken wir durch den Grenzsattel (Abb. 9 links unten) von uns getrennt, die Zumsteinspitze (4573 m) und die Signalkuppe (4561 m) auf der die kleine Capanna Margherita liegt, nach der Königinwitwe Margherita von Italien, der höchstgestellten Bergsteigerin, genannt. Sie hat ihre Hütte selbst eingeweiht. Ihre schönsten Stunden sind, wie sie geäußert, die auf den großen Höhen, in der Stille der Hochtäler, in der unendlichen Einsamkeit der gewaltigen Gletschergebiete ihres Landes, und zu unserem Berge zieht es sie besonders, die Königin, zum zweithöchsten Gipfel — zur Königin der Alpen.

Montblanc (4810 m).

König aber ist der Montblanc, und da wir wegen Schneesturm und Hagel, nachdem wir die Nacht auf der Matterhornhütte verbracht, vom Löwen von Zermatt abgeschlagen, zur Umkehr genötigt worden waren, so beschlossen wir, es in einem anderen Gebiete mit hoffentlich besserem Wetter zu versuchen, und entschieden uns für den Montblanc. Schnell wurde noch Abschied genommen, vor allem von einem Patienten, den die Monte Rosa-Unternehmung gefordert, dem ausgezeichneten Alpinisten Herrn Heinz von Ficker aus Innsbruck. Er, der führerlose Kaukasusmann, der moralische Bezwinger des jahrelang von besten englischen Bergsteigern mit ersten Schweizer Führern vergeblich belagerten Uschba (der Absturz seines Gefährten kurz unter dem Gipfel nötigte dazu, den Steinmann nun einer befreundeten Partie Führerloser zu überlassen) hatte sich auf unserer Tour am Monte Rosa ein paar Zehen erfroren.

Bald lag Zermatt hinter uns, der Genfer See tauchte auf, und uns glühten in der Luft

der Tiefe die vom Gletscherbrand geröteten Gesichter. Französische Laute umklangen uns, über die unsere Führer, Imboden aus Zermatt, Taugl aus Sulden, die Köpfe schüttelten, während Toni lachend sagte: „Zu dumm ist das. Was reden nur die Leut'? Nicht mal deutsch reden können die Esel!"

Spät abends kamen wir in Chamonix an, aßen schnell und bummelten dann im Ort herum, der auf den ersten Blick sein französisches Gepräge verrät: Modistinnen, Hutläden, Konditoreien, seidenrauschende Damen, Toilettenaufwand, kleine Pariser Stutzer, ohne Ausnahme mit Strohhut, fast alle sehr hell, für den genius loci zu hell angezogen, die als die Cour schneidende Nullen neben ihren hübscheren, größeren, geschnürten Gefährtinnen hinbummelten. Der Unterschied gegen Zermatt war auffallend: hier schienen der Automobilist, die geputzte Talschleiche, der frisierte Jochfink die Oberhand zu haben, obwohl auch hier alles auf die Berge hinwies. Vor allem auf den Montblanc. Der kehrte überall wieder. Er ist die ‚grande attraction'. Überall sieht man Bilder von ihm, von Gletschern, Séracs (Eistürmen oder Wänden in Gletschern), von den Grands Mulets, den beiden Observatoires Vallot und Jaussen. Sogar eine fürchterliche Geschmacklosigkeit war im Schaufenster eines der trotz später Stunde noch offenen Läden zu erblicken, die photographische Darstellung eines Unglücks am Montblanc: Eine Anzahl posierender Führer zieht einen eigens mit dem Kopf nach unten hingelegten „toten" Kollegen aus einer Gletscherspalte.

Abb. 8. Der Grenzgipfel (4631 m) von der Dufourspitze aus gesehen.

In einer Art von Schaubude waren alle Unglücksfälle vom Montblanc seit seiner ersten Besteigung zu sehen, auf schreienden Plakaten angekündigt. Ob man sie als lebende Bilder, etwa Pantomimen, oder als kinematographische Aufnahmen (auch das ist gemacht worden) oder nur als Gemälde erblicken sollte, erinnere ich mich nicht mehr. Stoff genug ist vorhanden, denn gerade der Montblanc hat viel Katastrophen zu verzeichnen. Doch welcher ernstere Berg hätte nicht einen oder den anderen Bergsteiger abgeschüttelt und auf zu schneller Fahrt zu Tale geschickt. Wollte man sich dadurch abschrecken lassen, so müßte man den Pickel sofort beiseite stellen.

Der Montblanc ist auf dem gewöhnlichen Wege kein technisch schwieriger Berg für den erfahrenen Bergsteiger. Einige Gletscherkenntnis, Schwindelfreiheit und Übung ist selbstverständlich. Sonst erfordert er nur ein gesundes Herz, gute Lungen, feste Knie und Ausdauer, denn der Höhenunterschied zwischen Chamonix und dem Gipfel beträgt 3800 m. Die wollen gemacht sein. Die normalen Zeiten sind bis zu den Grands Mulets, wo man zu übernachten pflegt, sechs bis sieben Stunden. Von da am anderen Tage sieben bis acht Stunden bis zum Gipfel, und nach Chamonix zurück acht Stunden. Wenn man nun noch zwei Stunden für den Aufenthalt am Gipfel und Rasten zählt, ist man den zweiten Tag immerhin 17 Stunden unterwegs, aus denen bei ungünstigen Schneeverhältnissen bequem mehrere Stunden mehr werden können.

Wir haben von der Hütte bis zum Gipfel trotz meines Photographierens, das viel Zeit kostet, nur $5^1/_2$ Stunden gebraucht

Abb. 9. Zumſteinſpitze (4563 m) und Signalkuppe oder Punta Gniſetti (4561 m) mit Capanna Margherita. Von der Dufourſpitze aus geſehen.

Das iſt nämlich das Reizvolle bei Chamonix, daß man den Rieſen, den König der Alpen, in unmittelbarer Nähe vor ſich hat und den Anſtieg zum großen Teil zu überſehen vermag. Auch der Gipfel iſt ſichtbar. Allerdings iſt die Verkürzung, in der man den Berg erblickt, derart, daß er keineswegs den überwältigenden Eindruck hervorruft, den man erwarten muß, wenn man ſich den Höhenunterſchied vergegenwärtigt. Immerhin aber iſt das Bild großartig genug.

Wir blieben lange ſtehen, um den Weg anzuſchauen, den wir morgen machen wollten. Doch die Führer erſchienen mit gepackten

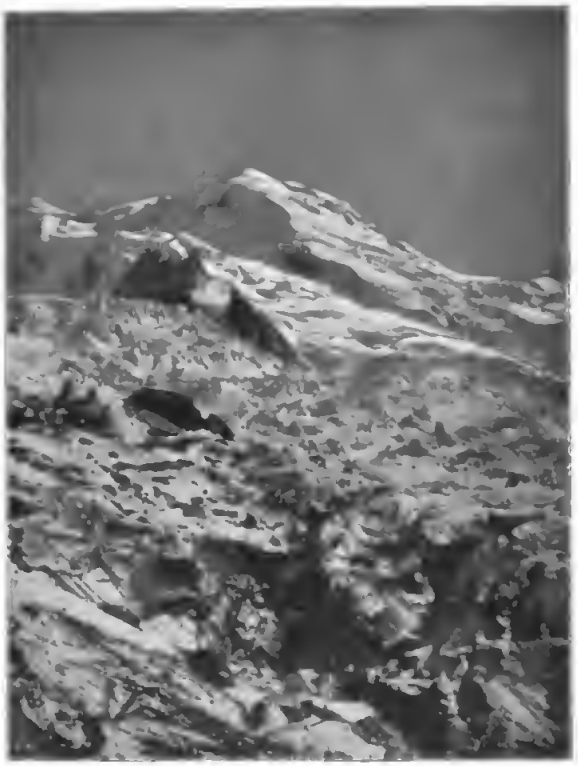


Abb. 10. Glacier des bossons.

und waren ſchon nachmittags wieder in Chamonix, aber einmal duldete die Bärenkälte keinen langen Aufenthalt, dann waren wir alle trainiert, gut aufgelegt, hatten ausgezeichnete Führer und konnten ſo zum ſtarren Entſetzen einiger Partien, die wir überholt hatten und denen wir nun beim Abſtieg begegneten, faſt überall „abfahren“, d. h. mit rückwärts eingeſtemmtem Pickel uns über die Schneewände hinunterſauſen laſſen. Freilich nur dort, wo keine Spalten gähnten.

Aber ich bin, wie ich ſehe, ſchon beim Abſtieg, und wir waren doch noch gar nicht oben! Alſo:

Am nächſten Morgen lachte ein ſtrahlend blauer Himmel ins Zimmer. Wir waren ſchnell auf und bummelten im Ort umher, um Einkäufe zu machen: Schokolade und Pfefferminz gegen den Durſt. Überall ſtanden große Fernrohre mit der Aufſchrift: „Ascension du Montblanc“ oder ähnlichem. Natürlich zahlten wir unſeren Obolus und guckten durch. Man ſah richtig an den „bosses du dromadaire“ auf dem Grat ein paar Männlein kriechen — kriechen, denn ſie ſchienen kaum vom Fleck zu kommen.

Rucksäcken und mahnten uns zum Aufbruch. Wir schulterten die „Schneefer“ und nahmen die Pickel zur Hand. Es war ein heißer Weg durch den Ort, dann durch den Wald am untersten Eisstrome des „glacier des bossons“ hin und als wir endlich am Pavillon de Pierre-Pointue angekommen waren hatte es uns manchen Schweißtropfen gekostet. Schon von hier ist die Aussicht hinunter nach Chamonix herrlich. Doch wir mußten weiter. Es ging um eine Felsecke, und nun bot sich uns ein blendend schönes Bild, der „glacier des bossons“ (Abb. 10) mit seinem schneeweißen, in der Sonne strahlenden Firn und dem bläulich oder grünlich schimmernden Eise. Wie ein Wasserfall fließt er herab, wild zerklüftet. Doch da er aper war, legten wir das Seil nicht an, sondern steuerten im Gänsemarsch dem Felsen zu, der, wie eine Insel aus der Eisflut ragend, die Hütte trägt und „Grands Mulets“ genannt wird.

Auf Abbildung 10 ist er deutlich zu sehen. Er liegt genau unter dem hohen Schneegipfel, der in der Mitte der Horizontlinie aufragt, dem Dôme du Gôuter (4331 m).

Die Wanderung durch das Spaltengewirr kostet über zwei Stunden. Manchmal springt man über die schauerlichen Schlünde, die sich auftun, manchmal schleicht man vorsichtig über eine schmale Schneebrücke, bemüht leise aufzutreten, damit sie nicht etwa breche. Im Zickzack geht es hin und her, mählich steigend, und immer rauscht es geheimnisvoll in den Tiefen. Gewaltige, einsturzdrohende Séracs stehen am Wege, zu den abenteuerlichsten Formen zusammengeschmolzen. Zweimal drohen tiefe, sehr tiefe Spalten, so breit, daß sie nicht zu übersetzen sind, uns den Weg zu sperren. Man könnte sie umgehen, doch das würde lange Zeit kosten. Da hat man denn Leitern darübergelegt, roh, einfach, und wie uns schien, nicht ganz zuverlässig gezimmert. Imboden ist auf Abbildung 11 eben im Begriff die eine zu übersetzen.

Abb. 11. Imboden aus Zermatt.

Dieser bekannte Zermatter Führer, einer der besten in der Schweiz, hat klare, feste Augen — hier sind sie von der Gletscherbrille verdeckt. Wer sie nicht trüge, würde gletscherblind.

Die Grands Mulets, wo wir die Nacht verbrachten — das heißt etwa die Hälfte, denn bei Sternen- und Laternenschein ging es fort — haben himmelhohe Preise, gewiß die fünf- bis zehnfachen einer Schutzhütte unseres lieben Deutsch-Österreichischen Alpen-Vereins in den Ostalpen. Im teuersten Hotel in Monte Carlo ist es billiger. Aber wer hierher kommt, weiß das im voraus, und die 130 Francs Rechnung, die wir hatten, seien verziehen wegen des Sonnenuntergangs, den wir hier erleben durften. Es war so überwältigend, daß wir sagten: „Und wenn's morgen schneit und wir die Tour aufgeben müßten, der Abend ist es wert, heraufgekommen zu sein.“ Vorher aber hatten sich der Doktor und Toni noch ein Privatvergnügen geleistet. Sie waren auf eine Felsnadel geklettert hinter der Hütte, die wir wegen der Formähnlichkeit mit dem bekannten Dolomitgipfel die Fünffingerspitze getauft hatten: „Aiguille des 5 doigts“ (Abb. 12). Über der Wand rechts kletterten sie hinauf. „Exponiert“ nennt man das. Toni steht breitbeinig. Der Doktor winkt mir mit dem Hut und schmettert einen echt Tiroler Juchzer über das französische „Hotel-Chalet“, auf ehrlich Deutsch „Hütte“.

In der Nacht ging es bei Laternenschein fort. Eine, wie uns deuchte, endlose Wanderung. Spalten, Eishänge, Séracs, alles huschte in der Finsternis an uns vorüber nicht ohne ein Stoßgebetlein von mir armen Bergsteiger: „Lieber Gott, nimm dem höchsten Berge Europas gnädig 1000 Meter ab. So Du aber nicht willst, wenigstens 500!“ Doch es half nichts, wir mußten das „petit plateau“ überwinden und dann das „grand plateau“. Die Laternen wurden gelöscht: Eis, Eis, Schnee, Schnee überall. Daß ich's nur ehrlich sage: eine mordslederne Schneetreterei. Ich glaube, wir

Abb. 12. Des Doktors und Tonis „Privatvergnügen".

empfanden alle so. Stunde auf Stunde verstrich, ohne Halt ging es weiter. Endlich kamen wir auf einen Sattel, die erste Abwechslung. Siehe da: das Observatoire Vallot und neben ihm das Refuge Vallot winkten (Abb. 13).

Wir gönnten uns eine kleine Rast und unserem Magen eine gelinde Stärkung. Aber wie gewöhnlich wollte der eigensinnige Kerl nicht viel davon wissen! Nun desto besser, dann verliert man keine Zeit. Und es ging noch einmal so frisch vorwärts, denn wir gewahrten unser Ziel: hurra der Gipfel! Er sah ganz nahe aus: die alte Täuschung, er war gewiß noch $1^1/_2$ Stunde entfernt. Man erblickt ihn auf der Abbildung 14 links mit der Gipfelwächte. Die Partie rechts befindet sich gerade auf der einen „bosse du dromadaire". Eine zweite noch weiter oben über den Felsen.

Der Tag war herrlich, aber trotz der vom Himmel strahlenden Sonne war es bitterkalt, und wir beeilten unsere Tritte. Auf und ab ging es immerfort: kaum hatten wir einen steilen Hang überwunden, so mußten wir wieder in eine Mulde hinab: doch alles endet hienieden, und bald lag der Gipfel vor uns. Zu beiden Seiten war der Blick gleich ergreifend. Rechts tief hinunter nach Italien, links nach Chamonix. Wir wurden erst jetzt uns der Höhe bewußt, die wir erreicht hatten, denn wo waren die anderen Gipfel? Viertausender meist, höher als der Ortler, und sie lagen uns tief zu Füßen. Das ist das Überwältigende am Montblanc. Er bietet dem Kletterer, ich spreche immer vom gewöhnlichen Wege, nichts, er stellt an den Gletschermann keine Anforderungen, im mittleren Teile ist er sogar einfach langweilig, hat man aber einmal die Grathöhe erreicht, so entschädigt er vollauf. Man ist allein, völlig allein. Alles ist versunken. Tief unter uns schwebten die Wolkenstreifen, lagen die übrigen Bergriesen.

Nun eilten wir an der langgestreckten Wächte des Gipfelgrates hin. Ein paar-

Abb. 13. Refuge Vallot (4362 m).

mal mußten wir doch stehen bleiben, war es das schnelle Steigen, war es etwa der Einfluß der verdünnten Luft? Früher legte man darauf ungeheueren Wert. Man hielt die Bergkrankheit fast für notwendig, und die ersten Besteiger haben sie alle gehabt, ja sind umgekehrt, „weil der Mensch in dieser Höhe nicht mehr atmen kann". Vielleicht waren sie bergkrank, weil sie glaubten, es sein zu müssen? Heute will man von einer eigentlichen Bergkrankheit wohl nichts mehr wissen: die große Anstrengung, Ermüdung, gestörte oder falsche Ernährung ist Erklärung genug.

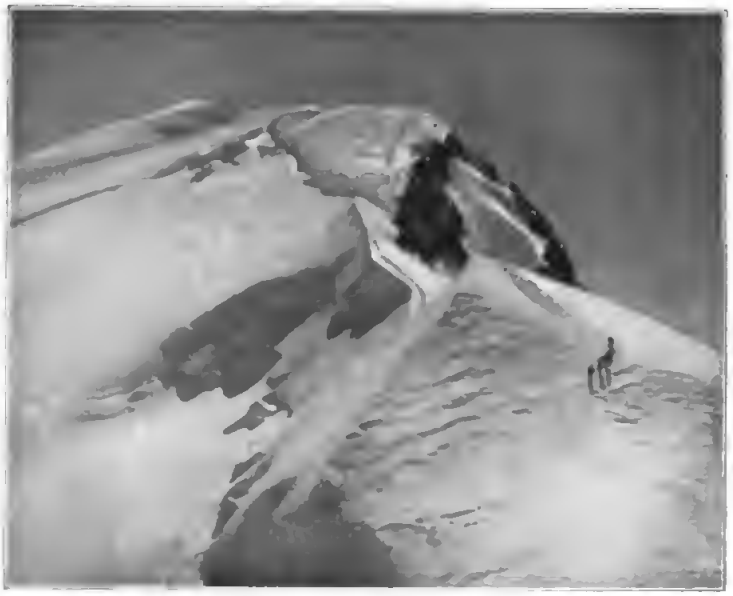


Abb. 14. Gipfel des Montblanc 4810 m mit einer der bosses du dromadaire.

Der Doktor machte ein Experiment. Auf dem Grate fühlte er mir und Toni den Puls: Toni 110, ich 120. Das ist für den Erwachsenen: Fieber. Wieviel davon auch auf den schnellen Anstieg zu setzen ist, die Einwirkung der Höhe ist ja oft nachgewiesen worden. Interessant ist es, daß Toni weniger Puls hatte als ich. Die Erklärung scheint einfach: ich hatte mich eben mehr anstrengen müssen, als dieser Mann, der einer der besten Tiroler Führer ist.

Auf dem höchsten Punkt des Grates steckten wir unsere Pickel in den Schnee und warfen das Seil ab. Ich sah nach Chamonix hinab, das dort unten in dämmriger Tiefe lag. Jetzt waren gewiß alle Fernrohre auf uns gerichtet: „Ascension du Montblanc", und der Mann rief eine vorübergehende, geschnürte, seidenrauschende Pariser Dame mit irgendeinem putzigen kleinen Kerl im rohseidenen Anzug, Strandschuhen, weißen Handschuhen und Einglas an: „Madame, à voir des personnes sur le Montblanc!" Bei diesem Gedanken kam die ganze berauschende Freude, die der Bergsteiger nach erreichtem Ziele empfindet, über mich, und meine Gedanken flogen von den armseligen Modeaffen, die wir im Tal gesehen,

Abb. 15. Observatoire Janssen auf dem Gipfel des Montblanc (4810 m).

Abb 16. Abſtieg einer Partie über den Gletſcher.

zu den jungen Führerloſen, den Kaukaſusleuten, mit denen wir vorgeſtern am Monte Roſa geweſen. Die einen vergeudeten Geld, Hirn, Herz, Nerven, ihre Jugend — ſoweit ſie je eine ſolche beſeſſen — indem ihre Blicke und ihr Intereſſe nur an einem Unterrocke hingen; die anderen aber erhielten Herz und Sinn, Körper und Geiſt, von geſellſchaftlicher Nichtigkeit, vom Wein, vom Spiel, von Weibern, vom Luxus abgewandt, friſch und jung zum Nutzen ihres Volkes und ihres Stammes. Wißt ihr nun, warum wir hinaufgehen auf die großen Höhen?

Aber trotz aller Gipfelfreude war es kalt. Am Obſervatoire Janſſen las ich ab: — 15 Grad. Dazu ein ſchneidender Wind. Ich kann wohl ſagen, daß es mich Überwindung koſtete, die Camera herauszunehmen und ein paar Aufnahmen zu machen: in der fernen Dauphiné die Meije, ein ſpäteres Ziel für uns, und drüben die Zermatter Berge — den Monte Roſa. Vor uns aber das Obſervatorium (Abb. 15). Es ſteht etwas unterhalb des höchſten Punktes. Ich weiß nicht, ob das Abſicht iſt, weil hier etwas mehr Platz iſt als auf dem Grat, oder ob der Berg ſich verändert hat. Das wäre durch Schneewehen, Sturm und Sonne wohl möglich. Wie wir ſehen, liegt die kleine Hütte tief vergraben im Schnee. Faſt wie bei einem Unterſeeboot ragt das Türmchen aus der Flut des Firnes. Das Obſervatoire ruht ganz auf Schnee und Eis. Man hat bis zu 12 m tief gegraben um Felsgrund zu finden — vergeblich. Es ſoll 300 000 Francs gekoſtet haben. Leider iſt es in recht ſchlechtem Zuſtande.

Hier auf dem Gipfel ſcheint es am Platz, der erſten Beſteiger zu denken. Horace-Benedict de Sauſſure, der in Chamonix ſein Denkmal hat, kam 1760 nach Chamonix. Er ſetzte Preiſe aus für Beſteigungen. Er lenkte die Aufmerkſamkeit auf den Montblanc. Aber erſt am 30. Juni 1786 gelang es einer Partie, bis zu den bosses du dromadaire zu kommen. Sie kehrte um, der Grat ſchien ihnen zu ſteil und zu ſchmal. Nur einer ließ ſich nicht abſchrecken. Er ging weiter und rekognoszierte den Weg — Jacques Balmat. Ihm gebührt die Ehre,

Abb. 17. Felſen der Grands Mulets mit dem glacier des bossons.

den Fuß zuerst auf den höchsten Berg Europas gesetzt zu haben, am 9. August 1786. —

Unser Abstieg war ein Rasen. Wie ich schon erzählte, wurde abgefahren soviel als möglich. Tiefer unten war freilich der Schnee so von der Sonne erweicht, daß wir bei jedem Tritt bis über die Knie einbrachen. Wer das kennt, weiß wie ermüdend es ist. Jeder sucht sich dann eine Spur für sich, um nicht so tief einzusinken. Man sieht es deutlich auf Abbildung 16.

Bald lagen die Grands Mulets hinter uns. Ich nahm photographisch von ihnen Abschied (Abb. 17). Interessant ist auf diesem Bilde, daß man die Leiter, auf der Imboden auf Abbildung 11 steht, deutlich erblicken kann. Sie befindet sich — ein schmaler Strich, fast senkrecht, ein wenig nach rechts geneigt — genau auf der Mitte der rechten Hälfte des Bildes.

Sobald der Gletscher etwas ebener gelagert war, wurde das Seil abgelegt. Wir brauchten es nicht, und man kommt schneller vorwärts. Immerhin ist auch hier der glacier des bossons zerklüftet und weist manch abenteuerliche Eisbildung auf wie z. B. den Sérac (Abb. 18), auf dem ich den Doktor, Toni und Imboden verewigt habe. Leider gibt die Photographie das herrliche Grün des Eises nicht wieder!

Wie wir in den Zeitungen lasen, ist am Tage nach unserer Tour eine ganze Partie am Montblanc durch den Einsturz eines Séraes tödlich verunglückt. Es ist, als ob das an unserem Berge so üblich sei; seiner Größe entsprechend begnügt er sich nicht mit einzelnen Opfern, sondern verschlingt ganze Gesellschaften. So zum letztenmal, wenn ich nicht irre, 1903, wo eine Partie von elf Personen auf seinen unendlichen Eisfeldern den Untergang gefunden haben muß — wenigstens sind sie nie wiedergekommen. Die Veranlassung ist mir nicht bekannt, sie wird wohl im Wetter gelegen haben. Das Massiv ist so gewaltig, die Gletscherbildung so riesig, die Schneefelder sind so unendlich, der Rückweg ist so weit, die Kältegrade sind so hoch, daß jene Bergsteiger, die dort oben ein Schneesturm überrascht, gewiß einen harten Kampf um eine glückliche Heimkehr werden kämpfen müssen. Vielleicht heißt der Felsen an den Grands Mulets nicht umsonst: „rocher de l'heureux retour".

Und dennoch lehrt ein Vorfall, wie im Hochgebirge die Gefahr auch dort drohen kann, wo wir sie nicht vermuten.

Wir hatten eben den Gletscher verlassen und bummelten sorglos über die Felshänge unter der Aiguille du Midi, als mit einemmal Toni, der immer die Augen offen hat, jenen Ruf ertönen ließ, den wir Bergsteiger alle kennen, oft gehört haben und der uns jedesmal doch in die Glieder fährt:

— „Achtung Stoan!"

Alles blickte auf. Von hoch oben kam ein Felsblock geschossen, den die Sonne, die Verwitterung, schmelzendes Eis oder irgendeine der vielen Möglichkeiten von den Wänden gerissen hatten. Rotierend schlug er hoch oben auf, sprang ab und stürzte auf uns zu. Jeder suchte sich so gut als möglich zu decken. Nur einem gelang es nicht, denn er stand frei in der von Steinen, Wasser, Eis glattgescheuerten Felsrinne. Und das Riesengeschoß sauste pfeifend wenige Zentimeter an seinem Kopfe vorbei. Alle Kugeln treffen nicht, sonst wären diese Zeilen nicht geschrieben worden.

Abb. 18. Sérac auf dem glacier des bossons.

Ein paar hundert Schritt davon begegneten wir Trägern, die Proviant zur Hütte brachten.

Der Graf warnte ſie, doch ſie zuckten die Achſeln:

— Nous avons fait un contract avec la montagne!

Haben wir den nicht alle gemacht, die wir dort oben unſere Seele reinbaden wollen von allem Dunſt und Schmutz der Tiefe?

Abb. 19. Die Partie.
Imboden. Dangl. Toni. Der Graf. Der Doktor.

Im Halbſchlaf.

Durch meine Fenſter ſpielt ein heitrer Tag.
Durch meine Fenſter mit zitterndem Flügelſchlag
Schwimmen auf weißem, flutendem Sonnenſchein
Drei bunte Falter in mein Gemach herein.

Waren mir früher nicht einmal drei Mädchen gut,
Die ſich ebenſo wiegten in Glanz und Glut?
Die auch ebenſo gingen, wie dieſe gehn,
Wenn die Augen der Dämmrung ins Fenſter ſehn?

Süß lachte eine, ſüßer die andre noch,
Aber am lieblichſten lachte die letzte doch!
Lacht ſie mir jetzt nicht im Ohre? Lache nur zu,
Kleiner Perlmutterfalter, mein Liebling Du!

Auf meine Wimpern legt ſich ein blauer Strich.
Zierliche Flügel heben und ſenken ſich.
Zierliche Flügel klappen ſich niederwärts —
Meine Augen ſind dunkel und hell mein Herz! — —

Georg Buſſe-Palma.

Friedrichsberg.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Erlebnisse während der Revolution in Kurland.

Von A. Freifrau von Drachenfels.

Schon während des Frühlings und des Sommers vorigen Jahres begann in Kurland die so reichlich ausgestreute Saat des revolutionären Sozialismus aufzugehen. Die Bewegung begann unter den Fabrikarbeitern der Städte und setzte sich bald auf das Land fort. Sie war wohl organisiert und richtete sich zunächst gegen die Geistlichen. Die Gottesdienste wurden durch auf Fahrrädern herbeigeeilte junge Leuten gestört, die Geistlichen verhöhnt, ja in einzelnen Fällen mißhandelt. Bei Gelegenheit einer solchen Szene wurde ein Baron Bistram vor der Kirchentür ermordet. Brandstiftungen kamen immer häufiger vor, revolutionäre Versammlungen endeten damit, daß in den Gemeindehäusern das Bild des Kaisers zerstört wurde.

Während die Wogen der revolutionären Bewegung immer höher gingen, blieb es im Tukkumschen Kreise, in dem wir zu Hause waren, verhältnismäßig ruhig. Mein Mann war seit fünfzehn Jahren Pächter des der kurländischen Ritterschaft gehörenden Gutes Friedrichsberg, und wir standen zu unseren Arbeitern im freundlichsten Verhältnis. Ebenso lagen die Dinge auf den uns benachbarten Gütern. Wir hatten außerdem das Glück, in der Person des Baron Rahden einen vorzüglichen Kreischef zu besitzen. Er war unermüdlich bemüht, entstehende Unruhen im Keim zu ersticken, und trat überall mit seiner Person für die bedrohte Ordnung ein. Trotzdem hatten wir alle das Gefühl, daß auch bei uns das revolutionäre Feuer weiter fraß.

Am 6. August wurde über Kurland der Kriegszustand verhängt und Generalleutnant von Böckmann zum stellvertretenden Generalgouverneur ernannt. Herr von Böckmann veröffentlichte sofort einen strengen Erlaß, der harte Strafen für alle Übertretungen der Gesetze androhte, und die Revolutionäre stellten für kurze Zeit ihre Tätigkeit ein, nahmen sie aber, als sie sahen, daß es bei Drohungen blieb, nur zu bald in verstärktem Maße wieder auf. Zahlreiche Feuersbrünste, die fast immer am Sonntagabend stattfanden und angelegt waren, erhellten die August- und Septembernächte.

Am 17. Oktober erschien das Manifest, das eine Verfassung verhieß und Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit usw. gewährte. Sofort fanden auch bei uns von fremden Revolutionären einberufene große Versammlungen statt, und bald schritten die aufgehetzten Massen dazu, die Gemeindebeamten abzusetzen und durch Revolutionäre zu ersetzen. Da weder die Polizei noch die anderen Beamten von der Regierung unterstützt wurden, griff die Bewegung immer weiter um sich und nahm immer verhängnisvollere Formen an.

Als ich am 17. November nach mehrwöchentlicher Abwesenheit auf unser Gut zurückkehrte, wurden wir mit einem Arbeiterstreik bedroht, falls wir uns den Beschlüssen der revolutionären Versammlungen nicht fügen wollten. Mehrere unserer Arbeiter kamen voller Angst heimlich zu meinem Manne und baten ihn um Rat. Man bedrohe sie mit dem Tode, falls sie nicht mittäten, erklärten sie; sie seien aber mit den Forderungen der Revolutionäre gar nicht einverstanden und wollten sich ihnen nicht anschließen. Mein

Lina Groeger. Gemälde von Fr. K. Groeger. (Aus der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin.)

Digitized by Google

Mann erwiderte darauf, daß er ihnen, wenn sie nicht den Mut hätten, den Drohungen zu widerstehen und offen Farbe zu bekennen, auch nicht helfen könne. Aber der Terror, den die Revolutionäre ausübten und die Angst der Gutgesinnten waren so übermächtig, daß das ganze Volk blindlings den Befehlen des sich „Lettisches sozialdemokratisches Komitee" nennenden Verbandes folgte. Wagte es hier und da einer sich dieser Sklaverei zu widersetzen, so wurde er durch Prügel willig gemacht oder erschossen.

Die Spannung hielt einige Tage hindurch an. Am Montag morgen, den 21., kam durchs Telephon die Nachricht, daß in der vergangenen Nacht in der Tuckumschen Umgegend auf mehreren Gütern allen Forstaufsehern von bewaffneten Männern mit geschwärzten Gesichtern, die zu sechs bis acht in ihre Wohnungen eindrangen, die Flinten abgenommen worden waren. Sofort wurde den Forstaufsehern der zu den Ritterschaftsgütern gehörenden großen Wälder der Befehl geschickt, ihre Gewehre in den ihnen zunächst gelegenen Gutshof oder in die Oberforstei zu bringen.

Während die Forstbeamten gegen Abend diesem Befehl nachkamen, drangen revolutionäre Banden in ihre Häuser und durchsuchten sie nach Waffen. Zwei Forstaufsehern, die nicht rechtzeitig benachrichtigt werden konnten, waren ihre Gewehre abgenommen worden.

Am Dienstag den 22. hieß es, daß sich eine große Bande von einigen hundert Mann in dem Waldkomplex, der die Oberforstei umgibt, gesammelt habe, die Wege bewache, damit keine Hilfe komme und die Oberforstei in der kommenden Nacht überfallen und alle Waffen rauben wolle. Es wurden Forstaufseher zum Schutz dorthin bestellt und außerdem fuhren der Arzt der Ritterschaftsgüter, unser sowohl als Arzt wie als Freund gleich sehr geachteter und geliebter Dr. Katterfeld, und unser Nachbar Baron Bistram mit seinem preußischen Jäger zur Hilfe dorthin. — Mein Mann war nicht wohl und konnte daher die Herrn nicht begleiten.

Dr. Adolf Katterfeld.

Am Abend erhielten wir einen Brief unseres Kreischefs, in dem er uns mitteilte, daß er kein Militär zu unserem Schutz erhalten könne; man hätte, auf privaten Rat des Generalgouverneurs hin, an vielen Orten beschlossen, daß die Deutschen auf dem Lande (Gutsbesitzer, Pächter, Pastoren, Ärzte usw.) sich an einzelnen festeren und leichter zu verteidigenden Punkten konzentrieren und sich dort zu halten suchen sollten. Wie lange — das wußte niemand zu sagen! Zugleich erhielten wir die Nachricht aus Tuckum, daß der Überfall nicht der Oberforstei, sondern uns drohe. Unser Gut liegt hart am Walde und ist daher einem Überfall besonders leicht ausgesetzt.

Seit dem Monat August hatten wir einen preußischen Bereiter, Hans Nehlsen, bei uns, der persönlicher Wächter, zuverlässiger Bote usw. sein sollte, „Jäger" genannt wurde und ein sehr gewandter, schneidiger Mensch war, der uns viele gute Dienste geleistet hat. Er und ein paar treugesinnte Männer unter unseren Dienstboten wachten mit uns die ganze Nacht über. Wir hörten eine Menge Wagen aus der Richtung der Oberforstei kommen, aber sie vermieden mit einem großen Umweg unseren Gutshof. Da der Erdboden gefroren war, konnte man das mit Sicherheit feststellen, denn in der stillen Nacht hörte man jeden Ton weithin. Die Insassen der Wagen gaben eine ganze Reihe von Schüssen ab, beschrieben aber einen großen Halbkreis um unser Gut, und der Lärm verhallte allmählich in der Richtung nach Tuckum hin.

In der Forstei hatte kein Überfall stattgefunden, wahrscheinlich infolge des verstärkten Selbstschutzes; aber unser Telephonnetz war um die Zentrale herum so gründlich zerstört, daß an eine baldige Reparatur nicht zu denken war.

Der Mittwoch früh aus der Oberforstei zurückkehrende Doktor Katterfeld kehrte bei uns ein und teilte meinem Mann mit, daß sämtliche Bewohner der Forstei gleich zu ihm übersiedeln und andere Nachbarn auch zu ihm oder in das nebenan liegende Pastorat kommen würden, in dem ein großes Knabeninternat war. An diesem waren mehrere Lehrer tätig, somit war dort eine Anzahl Herren zur Verteidigung bereit. Der Doktor redete meinem Mann sehr zu, daß wir uns auch dorthin begeben sollten; mein Mann aber zog es vor, zu Hause zu bleiben und sein Heim, wenn nötig, selbst zu verteidigen.

Ich flehte meinen Mann an, wenigstens unsere Kinder nicht der Gefahr auszusetzen, und wir beschlossen, sie und ihre Lehrerin sofort nach Mitau zu meiner Mutter zu schicken, wo sie verhältnismäßig sicher waren. Unsere 20jährige Tochter aber weigerte sich entschieden, uns zu verlassen, und so fuhren denn nur die drei jüngsten Kinder, im Alter von 10—14 Jahren, mit ihrer Lehrerin am Nachmittag nach Tuckum zur Bahn und von dort abends nach Mitau.

Da mein Mann fest entschlossen war, weder seine Waffen auszuliefern, noch seinen Hof zu verlassen, so stand uns ein erbitterter Kampf und möglicherweise der Tod vor Augen. Die Nachbarn aus der Oberforstei zogen an uns vorüber ins Doktorat, und einige von ihnen blieben ein paar Stunden bei uns zur Erholung. Wir hörten, daß auch unsere Nachbarn Bistram ihre

Kinder nach Mitau brächten, dann aber gleich wieder heimkehren wollten.

So verging der Mittwoch, und wir gingen abends todmüde zu Bett, nachdem sowohl im Hause wie um dasselbe Wachen aufgestellt worden waren, die Verdächtiges sofort melden sollten. — Von Schlaf war bei mir nicht viel die Rede; nachdem die größte Müdigkeit in einer bis höchstens ein paar Stunden verschlafen war, lag ich, von bangen Gedanken gequält, wach und wartete auf den Morgen, der gar nicht tagen wollte.

Am Donnerstag den 24. hörten wir, daß am Abend vorher eine Bande im benachbarten Rittergutsgut G. gewesen und dort dem Pächter Baron H. alle Waffen abgefordert hatte. Die Revolutionäre hatten ihre Gesichter mit Farbe bemalt oder mit Kohle geschwärzt, bedrohten die Bewohner während der ganzen Zeit mit Revolvern und zielten sogar auf die kleine 10jährige Tochter mit Flinten, um die Herausgabe aller Waffen zu erzwingen. Diese waren ihnen denn schließlich auch ausgeliefert worden, worauf sie weitergezogen und die Oberförstei durchsuchten.

Unser Nachbar Baron Bistram ließ uns durch einen Boten sagen, daß er auch nach Mitau gereist sei und uns rate, dasselbe zu tun — es sähe zu drohend aus, und Hilfe sei nicht zu erwarten; der Oberförster sei mit seiner alten Mutter auch nach Mitau gefahren, verschiedene Lehrer aus dem Pastorat mit der Pastorin und den Knaben nach Riga, es blieben daher zu wenige zur Verteidigung zurück. Mein Mann blieb aber fest und wollte nicht weichen.

Während der Nacht vom Donnerstag auf Freitag erwarteten wir nun mit Bestimmtheit die Bande. Es wurde uns von unseren Leuten gesagt, daß diese es nicht wagen würde, unseren Gutshof zu überfallen, weil sie wüßte, daß scharf gewacht würde und wir uns nicht ergeben, sondern verteidigen würden; auch sei das Gerücht verbreitet, daß wir Minen gelegt hätten, aber wir hörten während der Nacht doch, daß wir von Spionen umgeben waren. Wir hörten sie pfeifen, und wenn die Hunde anschlugen, laufen und stolpern. Gegen Morgen legten wir uns in Kleidern hin, wurden aber wegen verdächtiger Zeichen mehrmals geweckt.

Es waren in letzter Zeit soviel Überrumpelungen vorgekommen, daß wir in diesen Tagen die Waffen kaum aus den Händen legten; ich kann, wie ja viele Damen auf dem Lande, ganz gut schießen, führte schon längere Zeit einen Revolver bei mir und nahm nun auch eine Flinte zur Hand, bereit, um das Leben der Meinigen und um das eigene zu kämpfen; auch unsere Tochter, die eine leidenschaftliche Jägerin ist, trennte sich kaum von ihrer Flinte.

So verging unter abwechselndem Wachen und Schlummeen auch diese Nacht ohne besonderes Ereignis.

Dieses Warten, diese Anspannung aller Nerven, wobei von Schlaf und Essen kaum die Rede war, war auf die Dauer einfach nicht mehr zu ertragen; die Minuten wurden zu Stunden, die Stunden zu Tagen, die Nächte zu Jahren; ich hatte oft den Gedanken, ja den Wunsch, ‚wenn nur doch einmal das Ende da wäre; diese namenlose Angst um die Meinigen, diese beständige Erwartung des kommenden Kampfes ums Leben ist ja viel schlimmer als der Tod.' Aber dann packte mich wieder der Gedanke, unser Kind, das uns nicht hatte verlassen wollen, könnte lebend in die Hände des rohen Pöbels fallen, ohne daß wir es zu schützen vermöchten. Das waren für ein Mutterherz Qualen, wie sie die Hölle nicht peinigender haben kann, und ich dachte manchmal, ich käme um meinen Verstand.

Freitag den 27. früh schickte Dr. Katterfeld einen jungen Bekannten aus dem Pastorat zu uns, um nachzusehen, ob wir noch da wären und wie es uns ginge; dieser erzählte meinem Mann, daß der Oberförster das Doktorat verlassen und einen Teil der Waffen mitgenommen habe, wo der andere Teil geblieben sei, wisse der Doktor nicht. Um etwa 11 Uhr vormittags kam dann eine Nichte des Doktors in seinem Auftrage zu uns und sagte uns, daß eine Bande von etwa 30 Mann eben im Doktorat gewesen und dasselbe nach Waffen durchsucht habe; der Doktor habe nur eine ältere Flinte ausgeliefert. Die Fremden hätten alles nach den übrigen Waffen durchsucht, sich dabei sehr frech und unverschämt benommen, alle Sachen aus den Schränken und Kommoden herausgerissen und seien wütend gewesen, daß sie nichts mehr hätten finden können. Sie hätten dann, als Ersatz für den erwarteten größeren Waffenfund, 500 Rubel verlangt, die der Doktor natürlich nicht gehabt habe, und seien nun sehr empört ins nebenan liegende Pastorat gezogen, von wo sie dann sicher zu uns, die nur drei Werst (etwa drei Kilometer) entfernt wohnten, kommen würden.

Nun folgten für uns furchtbare Stunden! Ich hatte am Morgen den Gedanken gehabt, da die Telephonlinie von unserer Zentrale zur nächsten durch unsern Gutshof ging und die Zerstörung nur dicht bei unserer Zentrale stattgefunden hatte, unseren Draht mit dem Magistraldraht zu verbinden, um event. so mit der nächsten Zentrale sprechen zu können; das glückte auch wirklich, und nun konnte mein Mann sich mit dem 14 Werst von uns entfernten Schloß Neuenburg, wo Dragoner standen, in Verbindung setzen. Er bat um Militär, damit sofort dem Doktorat und Pastorat Hilfe geleistet und event. die Bande festgenommen werden konnte. Wir bekamen denn auch sehr bald die Nachricht, daß ein Offizier und acht Dragoner unterwegs seien und in etwa $1^1/_2$ Stunden bei uns sein würden. Wir atmeten auf! Da kam ein heimlicher Bote aus der Nachbarschaft des Doktorats und bat, man möchte sofort dorthin zu Hilfe eilen, das Doktorat scheine schwer bedrängt zu sein, denn man habe dort etwa 15 Schüsse fallen hören. Es war eine schreckliche Lage! Mein Mann konnte uns nicht ohne Schutz zurücklassen, indem er mit den paar Menschen, die uns zur Verfügung standen, fortging, anderseits war es ein unerträglicher Gedanke, den lieben, treuen, selbstlosen Freund, der selbst immer bereit war zu helfen, in dieser Gefahr ohne Hilfe zu lassen. Atemlos warteten wir auf die Dragoner! Da kam aus einem Nachbargut, etwa $4^1/_2$ Werst von uns, die Nachricht, daß die Dragoner eben umgekehrt seien; ein aus Tuckum kommender Ritt-

meister sei ihnen begegnet, sei sehr unzufrieden gewesen, daß gegen die Vorschrift weniger als zwölf Dragoner ausgeritten seien, und habe sie, trotz der Vorstellungen des Offiziers, nach Neuenburg zurückgeführt! Wir waren also um einer Vorschrift willen preisgegeben!

Wir wollten nun wenigstens wissen, wie es im Doktorat stand, und machten unsere Köchin willig, als angeblich Kranke hinzufahren und uns Nachricht zu bringen. Etwa eine halbe Stunde später brachte eine Bauersfrau aus der weiteren Umgebung des Doktorats die Nachricht, daß der Doktor erschossen worden sei. Wir glaubten anfangs nicht an diese Schreckensbotschaft, aber unsere zurückkehrende Köchin mußte sie leider bestätigen!

So war denn der Mann erschossen, der seit 15 Jahren soviel Hilfe und Trost an Krankenbetten gebracht hatte, der kluge, geschickte Arzt mit dem warmen Herzen, dem regen Interesse für alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft, er, der im russisch-japanischen Krieg als Chefarzt der „kurländischen fliegenden Kolonne des roten Kreuzes“ oft im Kugelregen gewesen und von dort unversehrt heimgekehrt war: er war an der Seite seiner Frau erschossen worden.

Mein Mann telephonierte die Tatsache sofort nach Neuenburg, und nach anfänglichem Zögern wurde endlich doch versprochen, daß sofort 16 Dragoner zu uns geschickt werden sollten, um event. noch der Bande habhaft zu werden. Nach weiteren qualvollen zwei und einhalb Stunden trafen dann endlich um halb neun Uhr abends 16 Dragoner unter Führung des liebenswürdigen Leutnants v. Helenius bei uns ein, um nach kurzer Pause, während der Menschen und Pferde sich etwas erholt und gestärkt hatten, zum Doktorat zu reiten. Mein Mann hatte nur den einen Gedanken, der unglücklichen Witwe irgendwie behilflich zu sein, und schloß sich den Reitern an.

Mehrere Dragoner wurden zu unserem Schutz zurückgelassen, und mein Mann, der Leutnant und zehn bis zwölf Dragoner machten sich auf den Weg. Mit Angst und Bangen sah ich ihn in die Nacht hinein fortreiten, wußte ich doch, daß sein energisches Vorgehen gegen die revolutionäre Bewegung ihm viele Feinde zugezogen hatte, die vor keiner Freveltat zurückscheuten.

Nach anderthalb Stunden kamen sie, Gott sei Dank, alle unversehrt zurück. Mein Mann erzählte, er sei der erste Mensch gewesen, der nach dem Tode des Doktors ins Doktorat hinein und heraus gekommen war, da die Bande oder ein Teil derselben, nachdem sie auch die benachbarte Post geplündert hatte, noch im dicht ans Doktorat grenzenden Walde sich aufhielt und niemand erlaubte, ins Doktorat zu gehen oder es zu verlassen, so daß die Doktorin niemandem hatte Nachricht geben können, obgleich acht Werst von dort, auf dem Gute Grendsen, ihre Geschwister lebten. Da in der Nacht nichts geschehen konnte, so waren mein Mann und die Dragoner heimgekehrt und wollten am anderen Morgen wieder hinreiten. Man hatte Dr. Katterfeld ermordet, weil den Revolutionären sein Einfluß auf die besonneneren Elemente unter den Bauern der Umgegend ein Dorn im Auge war. Er war ihnen auch auf mehreren Versammlungen unerschrocken entgegengetreten und hatte ihre Behauptungen und Vorspiegelungen erfolgreich widerlegt. Der mit seiner Ermordung Beauftragte hatte erklärt, er könne es nicht tun, aber es fand sich ein anderer, und der treffliche Mann fiel als Opfer der unsinnigen Revolution. Mein Mann hatte seine Leiche gesehen; still und friedlich hatte er dagelegen. Er hinterließ eine verzweifelnde Frau und zwei Knaben im Alter von acht und zehn Jahren.

Die Herren hatten sowohl auf ihrem Ritt wie auch beim Doktorat wiederholt die Signalpfiffe der im Walde versteckten Revolutionäre gehört. Auch in geringer Entfernung um unser Haus herum hörte man sie während der Nacht wiederholt pfeifen, am Waldrande sprechen, und bemerkte die Spione, die näher heranschlichen; aber da nun Militär bei uns war, so wagten sie sich nicht heran. Verließ uns aber das Militär, über dessen Inanspruchnahme sie immer in höchste Wut gerieten, wie überhaupt über jede Maßregel, die irgendwie ihre Pläne und Absichten störte, so fiel sofort die große Bande über uns her, und ein Blutbad war unvermeidlich, dem nicht nur wir, sondern auch die treu zu uns stehenden Dienstboten zum Opfer fallen mußten. Der Leutnant v. Helenius, ein Finnländer, der gebrochen Deutsch sprach, sagte uns, daß Baron Erich von der Recke, der kürzlich die Verwaltung von Neuenburg für seinen krankheitshalber in Davos weilenden Vetter Max von der Recke übernommen hatte, ihm aufgetragen hätte, uns dringend zuzureden, doch ja nicht länger auf unserem Gut zu bleiben, da die Lage zu gefährlich geworden sei, und nach Neuenburg zu kommen. Ich stellte es meinem Manne auch nochmals dringend vor, daß nicht nur wir, sondern auch unsere Dienstboten umgebracht werden würden, wenn wir noch länger blieben, und daß der letzte Augenblick gekommen sei, in dem wir noch einem Blutbad entgehen und fort könnten. Der guten Sache dienten wir durch unseren Tod gar nicht, im Gegenteil, wir schadeten ihr nur, indem wir den Triumph der Gegner erhöhten, und unsere treuen Dienstboten mit hineinzuziehen, wäre ein schweres Unrecht. Das bewog endlich meinen Mann nachzugeben und darein zu willigen, daß wir am nächsten Tage mit den Dragonern nach Neuenburg gingen.

Obgleich vier Dragoner in unserem Vorzimmer wachten und zehn draußen patrouillierten, ich also ganz sicher vor einem Überfall sein konnte, schlief ich doch fast gar nicht. Die Nervenanspannung war zu groß gewesen, der Gedanke, das geliebte Heim *so* verlassen zu müssen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, die Erwägungen, was mitzunehmen, was noch zu Hause zu tun und zu ordnen war, die Sorgen um die Lieben, die vielleicht in gleicher Gefahr waren, alles vereinigte sich und ließ mich nicht Schlaf und Ruhe finden.

Am folgenden Morgen standen wir zeitig auf und teilten unseren Dienstboten mit, daß es unserer Ansicht nach für sie besser wäre, wenn wir fortgingen; da noch nichts Positives geschehen, kein Schuß gefallen wäre oder dergleichen, so hielten wir sie für sicher, sonst würden wir sie nicht verlassen. Sie teilten unsere Ansicht, und

Schloß Neuenburg in Kurland.

ſo machten wir uns denn daran, alles einzupacken, was wir mitzunehmen gedachten. Mein Mann ritt wieder mit den Dragonern durch den Wald ins Doktorat, wo mittlerweile die Geſchwiſter der Doktorin eingetroffen waren, beſprach noch einiges und ſuchte dann die anliegenden Wälder nach Verdächtigen ab, aber vergebens; die Bande hatte ſich offenbar für die Zeit der Anweſenheit des Militärs zerſtreut.

Unſern preußiſchen Jäger nahmen wir natürlich mit; nicht nur weil die Letten, da ſie alle Ausländer, vor allem aber die Deutſchen, haſſen, ihm als erſten ans Leben gegangen wären, ſondern auch weil er ſich durch ſein ſchneidiges, manchmal etwas jugendlich ungeſtümes Auftreten bei ihnen beſonders unbeliebt gemacht hatte.

Etwa um zwölf Uhr kam unſer entfernter Nachbar Baron von der Recke-Durben mit fünf Koſaken angeritten; er hatte gehört, daß wir in Gefahr wären, kam uns zu Hilfe und wollte uns mit ſich nach Durben nehmen: „Wenn Sie nicht gutwillig kämen," ſagte er zu meinem Mann, „ſo hätte ich Sie mit Gewalt entwaffnet und mitgeführt, länger dürfen Sie nicht bleiben!" — Da er hörte, daß wir nach Neuenburg fahren wollten, war er zufrieden, denn er meinte, das alte Ordensſchloß ſei leichter zu verteidigen und zu halten als das Herrenhaus in Durben, wo ſo wie ſo ſchon eine Menge Flüchtlinge waren und auch Militär ſtand. So ritt der gute, treue „Freund in der Not" bald wieder nach Hauſe, und wir mußten nun, nachdem wir mehrere Stunden tüchtig gearbeitet, unſere wertvollſten und liebſten Sachen, ſoweit möglich, zum Mitnehmen eingepackt, anderes im Hauſe weggekramt hatten und doch noch ſehr vieles ungetan war, um drei Uhr nachmittags aufbrechen, denn die Dragoner durften nicht länger bleiben.

Es war ein ſchwerer, ſchwerer Abſchied. Mein Mann, der mit ganzer Seele Landwirt iſt, hatte für das Gut unendlich viel getan, ſowohl in bezug auf die Ertragsfähigkeit der Felder und Wieſen, wie auch für Ordnung und praktiſche Einrichtung im Gutshof; nicht zum mindeſten auch für die Schönheit der Umgebung des Hauſes; mit Liebe und unſerer ganzen Arbeitskraft hatten wir unſer Heim geſchaffen und geſchmückt — — und nun mußten wir fliehen und das alles preisgeben. Warum? Hatten wir jemandem unrecht getan, jemandes Rechte verletzt? Waren wir harte Herren geweſen, die von ihren Untergebenen gehaßt wurden? Nein, mein Mann wurde von ſeinen Leuten immer geliebt und als guter, gerechter Herr gerühmt, der bis über die Grenzen ſeiner Mittel gab und half, wo es nottat. Über zwanzig Jahre haben manche unſerer Dienſtboten bei uns gelebt, viele, die fort mußten, haben ſich mit Tränen von uns getrennt, auch jetzt weinten ſogar Männer ſchluchzend, als wir nun Abſchied nahmen.

Begleitet von den Dragonern, fuhren wir nach Neuenburg. In Schloß Neuenburg, das ſo ziemlich der Mittelpunkt des Tuckumſchen Kreiſes iſt, ſtanden ſeit dem Frühjahr ca. 20 Dragoner, und der Leutnant v. Helenius verſicherte uns, daß dort das Militär bleiben würde. Das hatte ihm der General noch vor kurzem verſichert und ihm ſogar noch weitere zehn Mann verſprochen. Da

Schloß Neuenburg ein feſtes, altes Schlaß war, das ſeit 600 Jahren beſtand und ſich mit etwas militäriſcher Unterſtützung zur Verteidigung ſehr eignete, ſa zogen wir in dem feſten Glauben hin, daß ſich ein größerer Kreis van Nachbarn dart ſammeln werde, um das Schlaß zu halten, bis mehr Militär kammen und uns entſetzen kannte. Wir ſanden auch in der Tat ſchon manche Flüchtlinge var, und in den nächſten Tagen kamen immer neue hinzu, unter anderen mein Vetter Fürſt Lieven aus Blieden mit ſeiner Frau und deren Schweſter, Frau v. Baigt, die var acht Wochen mit zwei Töchtern zu ihnen gekammen war in der Abſicht, 14 Tage zu bleiben. Die 18jährige Tachter war aber bald nach ihrem Eintreffen an einer langwierigen Angina mit Ohrenentzüudung, die kleine neunjährige Barbe an einer Blinddarmentzündung erkrankt, ſa daß ihr Aufenthalt in Blieden ſich ſehr verlängert hatte. Das Getrenntſein van ihrem Mann und ihren anderen Kindern, die im kuriſchen Oberlande in der Nähe von Jakabsſtadt wahnten, wurde ihr nach durch den ſchan 14 Tage währenden Paſt- und Telegraphenſtreik, der jede Benachrichtigung ausſchlaß, beſanders erſchwert. Frau v. Baigt wallte nun ſa ſchnell wie möglich nach Riga, damit die Kleine aperiert werden kannte; dieſe durfte nur kürzere Strecken, auf einem Pfühl liegend, gefahren werden, mußte eine ſtrenge Diät einhalten und war der Gegenſtand graßer Sarge und Angſt ihrer Angehörigen. Ich erzähle dieſes ſa genau, weil wir mit dieſer Familie die weiteren Schickſale teilten und manche dieſer Umſtände dieſe wahl auch etwas beeinflußten.

Kam man ſich nach den Tagen der beſtändigen Erwartung und Gefahr zu Hauſe in Neuenburg auch ſehr ſicher und gebargen var, ſa beunruhigten uns doch alle mögtichen ſchlimmen Nachrichten und die Sarge um nach in Gefahr ſchwebende Angehörige.

Dienstag früh erhielten wir auf Umwegen die Nachricht, daß bei den Geſchwiſtern meines Mannes im 14 Werſt entfernten Arishaf nachts eine Bande van ca. 50 Mann aufgetreten war und Waffen verlangt hatte. Da ſie erwartet waurde und van den Hafleuten mehrere aus freien Stücken ins Herrenhaus gekammen waren, um zu wachen und ihre Herrſchaft zu ſchützen, ſa fand die Bande die Türen verſchlaſſen, und es wurde durch ein Fenſter unterhandelt; mein Schwager hatte ein paar beſſere Flinten zur Reparatur in die Stadt gegeben und lieferte drei ältere Flinten aus; eine Flinte, die ein Andenken war, und ein Revalver, den er zum eigenen Schutz behalten waallte, wurden ihm gelaſſen und verſichert, daß nichts weiter geſchehen werde. Da wir aber Baten zu den Geſchwiſtern ſchickten und ſie ſehr baten, dach auch nach Neuenburg zu kammen, weil auf die Verſprechungen der Revalutionäre dach nichts zu geben ſei, kamen ſie am Nachmittag zu uns, und wir waren frah, in dieſen böſen Zeiten wenigſtens vereint und, wie wir haſften, halbwegs gebargen zu ſein.

Da kam, nachdem wir drei Tage in Neuenburg geweſen waren, Dienstag den 29. abends, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der Befehl aus Tuckum an den Leutnant v. Helenius, am nächſten Margen mit allen Draganern nach Tuckum zu kammen! Ein Privatbrief ſagte, daß es dart Kämpfe mit der revalutianären Partei gegeben habe und die Sache nicht gut ſtehe. Was nun? Neuenburg ahne militäriſche Unterſtützung zu halten, war ausſichtslas; denn man hatte niemanden unter den Leuten, auf deſſen Hilfe man zuverläſſig rechnen kannte. Außerdem erwies es ſich, daß die Mehrzahl der anweſenden Herren für Unterhandlungen mit den, wie es hieß, heranziehenden Banden ſei. Mein Mann aber kaunte ſich mit dieſen Anſchauungen nicht befreunden und beſchlaß daher, daß wir mit dem Militär zugleich nach Tuckum fahren ſallten, um van dart, falls die Bahn frei ſei, nach Mitau zu reiſen, falls aber nach Bahnſtreik ſei, auf dem Gut Durben das Ende desſelben abzuwarten. Unſere Ver-

Marktplatz in Tuckum. Das Gebäude in der Mitte iſt das lettiſche Vereinshaus, jetzt Kaſerne.

wandten Lievens und Frau v. Voigt nebst Töchtern wollten diese Fahrt mitmachen, wollten aber nicht nach Durben, sondern in Tuckum bleiben, bis die Züge wieder gingen. Das war, wie uns von einem Getreidehändler versichert wurde, jeden Tag zu erwarten. Die übrigen in Neuenburg versammelten Flüchtlinge wollten auf ihre umliegenden Güter zurückkehren, auf denen es überall viel ruhiger gewesen war als in unserer Gegend. Da wir alle wegen Raum- und Futtermangel unsere Equipagen hatten nach Hause schicken müssen, war Baron von der Recke so gut, uns bis Tuckum in seinen Equipagen zu befördern. Wir konnten daher natürlich nur das Nötigste von dem mitnehmen, was wir von Hause mithatten, und mußten den bei weitem größten Teil unserer Habe in Neuenburg zurücklassen. Die halbe Nacht mußten wir packen und nach kurzer Ruhe früh am Morgen zum Aufbruch bereit sein.

Um halb zehn Uhr am Mittwoch den 30. November brachen wir in sechs Wagen auf: Lievens des kranken Kindes wegen in einem geschlossenen Wagen voran, wir drei in einem offenen Wagen hinterher. Dann folgten noch vier Fuhrwagen, auf denen unser Jäger mit unserem und dem Gepäck des Leutnants, des mitreitenden Polizeibeamten Baron Bagge und der Dragoner, fuhr. Bei sehr unangenehmem Wetter und schlechtem Wege ging es nur langsam vorwärts. Von der Irmlauschen Straße aus konnten wir unser Heim sehen; die Gebäude schienen äußerlich unversehrt, — das Gut lag an den Wald geschmiegt so still da, — ich konnte die Augen nicht von der lieben Stätte abwenden — mein Mann konnte nicht hinsehen! Beim Irmlauschen Kruge, fünfzehn Werst vor Tuckum, hielten wir kurze Rast, aßen mitgebrachte Butterbrote und gaben den Dragonern zu rauchen und zu trinken. Dann ging es weiter. Etwa sechs Werst vor Tuckum kam der Leutnant von Helenius an unseren Wagen herangeritten (er war meist mit den Dragonern voraus) und sagte, daß man in Tuckum stark schießen höre. Wir glaubten, daß wohl, wie schon manchmal, eine Straßendemonstration stattgefunden hätte und daß die Demonstranten durch einige Schüsse des Militärs auseinandergetrieben worden seien, worauf wohl alles ruhig werden würde; aber als wir uns Tuckum näherten, sahen wir auf den Bahndämmen und auch sonst, größere dunkle Menschenhaufen stehen und alles sah sehr unruhig aus. Als wir dann an die ersten Häuser der Stadt kamen, bemerkten wir, daß alle Fensterläden geschlossen und die Straßen ganz öde waren. Als die Dragoner am Eingang des ersten Hofes vorüber geritten waren, stürzten aber mehrere Personen, Männer und Frauen, heraus und sahen ihnen gespannt nach; — in demselben Augenblick fielen von beiden Seiten aus den Dächern und Bodenfenstern Schüsse, — die Neugierigen an der Ecke verschwanden im Nu, und nun ging das Schießen aus allen Häusern auf die armen Dragoner los! — Sie versuchten auch zu schießen, aber da die Schüsse der Revolutionäre fast nur zwischen den Dachfahnen und aus kleinen Schießscharten hervorkamen, so war es ihnen unmöglich ein Ziel aufs Korn zu nehmen. Der Leutnant v. Helenius versuchte in Karriere die Stadt zu passieren und entschwand mit seinen Dragonern sehr schnell unsern Blicken. Wir waren auch schon zwischen die ersten Häuser geraten, und es knallte hinter und vor uns! Mein Mann und unser Jäger Nehlsen sprangen sofort von den Wagen und brachten durch wohlgezielte Schüsse die Besatzung im ersten Hause zum Schweigen; — die Kutscher kehrten schleunigst um und fuhren mit uns etwa hundert Schritt zur Stadt hinaus, — weiter gestattete ich nicht zu fahren, da mein Mann nicht nachkam. Ich rief und bat in größter Angst um ihn, er möge kommen, — anfangs vergebens, — erst als aus den ersten Häusern keine Schüsse mehr fielen, kam er mit dem Jäger nach. Gleich darauf sausten in voller Flucht die Dragoner zurück, bespritzt, manche blutend, der Leutnant ohne Mütze, anscheinend auch verwundet. — Es waren schreckliche Augenblicke!

Die Dragoner waren weiter in der Stadt auf starke Drahtgeflechte, durch die die ganze Straße versperrt war, gestoßen, — mußten wenden und wollten durch eine Nebenstraße weiter, stießen hier aber auf dasselbe Hindernis und waren dabei beständig im dichtesten Kugelregen. Da hieß es schleunig umkehren. Nun erst fiel es uns ein, daß am ersten Hause auch mehrere starke Drähte quer über die Straße gelegen hatten; meine Tochter, die auch gleich aus dem Wagen gesprungen war, um an der Seite des Vaters die Feinde zu beschießen, was ich aber durch meine Bitten verhinderte, hatte bemerkt und darauf aufmerksam gemacht, daß die Drähte vom Dachfenster des ersten Hauses aus gezogen und gehoben wurden. Es war das offenbar ein Drahtgeflecht gewesen, bestimmt hinter den Dragonern aufgezogen zu werden, damit sie in der Falle und alle verloren gewesen wären! Die Schüsse meines Mannes und unseres Jägers hatten die Biedermänner im ersten Hause lahm gelegt und so zum Glück diese Greueltat vereitelt! Übrigens wären auch wir in der Falle gewesen.

Der Leutnant war, gottlob, nur leicht am Knie verwundet. Sein Mantel war auf der Brust vom Schrot wie ein Sieb durchlöchert, das aber nicht weiter eingedrungen war, — eine Kugel hatte das Bandelier getroffen, war aber nicht durchgegangen; er hatte einen leichten Streifschuß am Rücken und auch die Stiefel waren durchlöchert; wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben. Das Pulver der Gegner mußte zum Glück von sehr mangelhafter Qualität sein. Zwei Dragoner waren ernster verwundet, der eine am rechten Arm, der andere am Bein; zwei andere hatten leichte Streifschüsse. Während wir noch auf offener Landstraße berieten, was zu tun sei, rief unser Jäger wiederholt, wir sollten uns beeilen, sonst würden wir umzingelt werden. Er sähe ganze Trupps Menschen einem nahen Wäldchen zuströmen, das wir passieren mußten. Wir ordneten uns also schnell, nahmen den am schlimmsten verwundeten Dragoner auf unsern Wagen und kehrten überraschenderweise unangefochten zehn Werst auf unserem Wege zurück, bis zum Gutshofe Degahlen, auch einem Rittergut, das ein Baron Rönne in Pacht hat. Rönnes,

Digitized by Google

ſehr liebe Nachbarn von uns, waren ſeit etwa vierzehn Tagen in Riga, aber wir wurden in dem gaſtfreien Hauſe von den uns wohlbekannten, freundlichen Dienſtboten bereitwillig aufgenommen und aufs liebenswürdigſte verpflegt. Die Verwundeten wurden verbunden, mit Wein geſtärkt und zu Bett gebracht.

Es wurde nun beſchloſſen, daß wir am nächſten Morgen nach Neuenburg zurückkehren ſollten; Leutnant v. Helenius und Baron Bagge mußten aber, laut Befehl, mit den Dragonern auf Umwegen von einer anderen Seite nach Tuckum hineinzukommen ſuchen; war das nicht möglich, ſo ſollten ſie nach dem ganz nahe von Tuckum gelegenen Durben zu kommen ſuchen. Der Leutnant ließ ſich auf unſere dringenden Bitten hin auch vom Feldſcher unterſuchen und verbinden. Im Laufe des Abends riet er mir dann, meinen Mann am anderen Morgen nicht mit uns zurückfahren zu laſſen, da wir, ohne Militärbedeckung, doch wahrſcheinlich von Banden angehalten werden würden und mein Mann dann in ſehr große Gefahr käme, denn die Revolutionäre wären wegen ſeines ſchon während des ganzen Sommers und Herbſtes energiſchen Auftretens gegen die revolutionäre Bewegung gewiß ſehr aufgebracht gegen ihn. Mein Mann ſolle lieber mit ihnen reiten und wir mit Lievens allein umkehren. Mein Vetter war in dieſer Gegend fremd, — ihm und uns würden die Banden nichts tun.

Abgebrannte Dragonerkaſerne in Tuckum.

Es war furchtbar, ſich in dieſer Zeit und unter dieſen Umſtänden zu trennen, ſchwerer als alles bisher Erlebte, aber da es ſich um die Sicherheit meines Mannes handelte, mußte auch das ertragen werden.

Ein ſehr gefahrvoller Ritt war es, den mein Mann mit den ſiebzehn Dragonern machen ſollte, denn daß die ganze Gegend unter Waffen war und Spione und Banden überall auflauerten, hatten wir auf unſrer Fahrt geſehen; aber noch gefahrvoller war für meinen Mann die Fahrt mit uns. Das wurde mir klar, und das war entſcheidend. Lievens wollten von Neuenburg aus nach Blieden zurück; ich beabſichtigte mit meiner Tochter von Neuenburg nach Arishof zu den Geſchwiſtern meines Mannes zu fahren, und von da nach Mitau, wohin mein Mann auch wollte.

Eine Schreckensbotſchaft erreichte uns noch an demſelben Abend. Ein Mädchen war aus Tuckum gekommen und hatte erzählt, daß der Kreischef, Baron Rahden, als er mit acht Koſaken aus Durben nach Tuckum hineingeritten war, durch eine Bombe umgebracht worden ſei. Zwei Bomben ſollten geworfen worden ſein und die zweite Baron Rahden und ſechs Koſaken getötet haben. Da wir alle Baron Rahden als faſt tollkühn kannten, ſo war die Nachricht nicht unwahrſcheinlich und betrübte uns tief, wenn wir auch noch an der Hoffnung feſthielten, daß es ſich nur um eines der vielen falſchen Gerüchte handte, die beſtändig umherſchwirrten, um dem Volk Mut zu machen, es weiter zu treiben und womöglich die Gegner einzuſchüchtern. Dieſe Nacht war ſchrecklich; erſtens fürchteten wir beſtändig, von den überall umherſtreifenden Banden überfallen zu werden (daß dieſer Plan auch beſtanden hat und nur an einer Kleinigkeit geſcheitert iſt, erfuhren wir ſpäter aus ſicherſter Quelle), weshalb mehrere Dragoner und auch mein Mann, Baron Bagge und unſer Jäger, immer abwechſelnd draußen wachten. Die kleine kranke Barbe v. Vaigt ſchlief, wir anderen legten uns auch mitunter etwas hin, ohne aber Ruhe zu finden. Der Gedanke, mich am Morgen von meinem Mann trennen zu müſſen, lag wie ein Alp auf meiner Seele, und doch war es nicht anders möglich; er durfte nicht zurück, wir konnten nicht mit ihm, denn wir hätten ihnen auf ihrem Ritt, auf Schleichwegen und doch über die ſchutzloſe Ebene, wo oft vielleicht eiligſte Flucht geboten ſein konnte, ein höchſt gefahrbringendes Hindernis werden können. Nach einer langen, bangen Nacht, nach einem Abſchied auf Leben und Tod, fuhren wir am Donnerstag den 1. Dezember um neun Uhr morgens den Weg zurück, den wir am Tage vorher gekommen waren. Gleich nach uns ſollten die Dragoner und Baron Bagge abreiten, — mit ihnen mein Mann und unſer Jäger Nehlſen. Unſere Hoffnung, die ſich auch erfüllte, war, daß wir die Aufmerkſamkeit der Banden von den Dragonern ablenken würden. Kaum waren wir ausgefahren, ſo ſahen wir Poſten, die auf den Höhen offenbar ausgeſtellt waren, um uns zu

beobachten, uns vorauslaufen und in der Richtung, in der wir fuhren, verschwinden. Überall sahen wir von weitem einzelne Menschen stehen, gehen oder laufen. Alles war in höchster Aufregung und Unruhe. Wir waren ganz gefaßt darauf, unterwegs angehalten und nach Waffen durchsucht zu werden; mein Vetter Lieven hatte eine Flinte und zwei Revolver, die er eventuell abzugeben bereit war; wir hatten keine Waffen mit.

Als wir fünf Werst gefahren waren und um halb zehn Uhr langsam am Irmlauschen Kruge vorüber fuhren, — stürzte aus der Endentür desselben eine bewaffnete, brüllende Bande, die mit Flinten und Revolvern auf uns zielte und uns zuschrie: „Anhalten, aussteigen, sonst schießen wir!" Die Kutscher flogen von den Wagen und flehten um Gnade, — wir stiegen, natürlich langsamer, auch aus und wurden bedeutet, uns in den Krug zu begeben, wo wir und unsre Sachen nach Waffen durchsucht werden würden. Mehrere von den Leuten sagten uns, wir sollten uns nicht fürchten, es würde uns nichts geschehen. Aber sehr vertrauenerweckend sah die Schar der hundert uns unbekannter Männer nicht aus, die vor uns Spalier bildeten, durch deren Reihen hindurch wir in ein enges kleines Zimmer mußten, in dem vor dem einzigen schmalen Fenster zwei Männer mit Heugabeln postiert waren. Zwei unsaubere, ungemachte Betten, zwei Rohrstühle und ein Tisch bildeten die Einrichtung des Zimmers, in dem die Luft sehr schlecht war und in das nun wir sieben Erwachsene und ein Kind (mein Vetter und meine Cousine Lieven, Frau v. Voigt mit ihrer achtzehn- und ihrer neunjährigen Tochter, ich mit meiner Tochter und die Kammerjungfer meiner Cousine) gesperrt wurden. Außerdem folgten uns mehrere bewaffnete Männer in das Zimmer und postierten sich vor die Tür, während die ganze Bande außen vor derselben blieb. Kaum war die Tür hinter uns geschlossen, so fiel vor derselben ein Schuß, der uns allen durch Mark und Bein ging! Einer der Führer stürzte hinaus und sagte, als er zurückkam, einem Manne sei die Flinte losgegangen.

Wie eine Meute wilder Tiere lagerten sich die Leute nun vor unserer Tür, ergingen sich in den furchtbarsten Redensarten und Drohungen, und versuchten wiederholt zu uns hereinzudringen, wurden aber immer wieder von unseren Wächtern und den mit uns verhandelnden und unsere Sachen durchsuchenden „Führern" hinausgedrängt; doch schlugen sie öfters gegen die Tür, rissen sie auf und stierten neugierig grinsend herein.

Gleich am Anfang kam ein Mann zu uns herein, den ich kannte, dessen Name mir aber entfallen war; er war offenbar einer der Führer und fragte mit noch ein paar anderen uns aus, woher wir kämen. Wir antworteten der Wahrheit gemäß. Als sie uns fragten, wo die Dragoner seien und wir erwiderten, daß sie nach Tuckum geritten wären, antworteten sie: „Das ist nicht wahr, — sie kommen auch hierher!" Wir sagten: „Nein, sie hatten den Befehl nach Tuckum zu kommen und mußten dem folgen." — „Nun," drohten sie, „wenn sie aber doch hierher kommen, so ist es aus mit Ihnen!" Da ich wußte, daß davon keine Rede sein konnte, fürchtete ich das nicht, aber die vor unserer Tür tobende Bande war fürchterlich: „Was wartet man noch länger, wollen wir sie doch totschlagen, die Bluthunde!" und dergleichen Drohungen, untermischt mit unwahren Schilderungen, wie schlecht sie behandelt worden wären und Ausführungen, wie sie das nun uns entgelten lassen würden usw. mußten wir die ganze Zeit über in sich steigerndem Maße anhören. Wir älteren, reiferen Menschen, die wir mehr Lebenserfahrung und Urteilskraft hatten, blieben verhältnismäßig ruhig, aber die beiden jungen Mädchen waren diesen Schrecken nicht gewachsen. Ich sah sehr bald, daß meine sonst sehr tapfere Tochter mit einer Ohnmacht kämpfte, deckte über eines der Betten meinen Pelz und legte sie darauf. Meine Cousine hatte zum Glück Wein und Eau de Cologne mit, und meine Tochter erholte sich, aber dann befiel sie ein nervöses Zittern, daß mir ganz angst um sie wurde; ich hielt ihre Hände, um sie zu beruhigen, und mein Herz schrie zu Gott um Hilfe und Rettung; da fiel mein Auge in dem unsauberen Zimmer des Kruges auf einen Wandspruch, der über dem Bette hing und wie eine Antwort auf mein Flehen las ich die Worte: „Fürchte Dich nicht. Ich bin mit Dir. Weiche nicht, denn Ich bin Dein Gott!" Und daneben in lettischer Sprache: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Wie ein Lichtstrahl von oben drangen diese Worte mir ins Herz, und wenn auch noch viele bange Stunden kamen, — Gott hat uns nicht verlassen, hat uns gestärkt und geführt und uns nicht verzagen lassen. Meine Tochter wurde allmählich ruhiger, aber nun gaben die Kräfte des jungen Fräulein v. Voigt nach, und auch sie legte sich halb ohnmächtig auf ein Bett. Äußerlich blieben ja auch sie, wie wir alle, ruhig; nicht einen Augenblick ließ jemand von uns es sich merken, daß es in unserm Innern nicht so ruhig aussah, wie wir äußerlich waren; den Triumph, uns klagen, bitten und weinen zu sehen, haben unsre Feinde nicht gehabt.

Die „Führer" waren anfangs dem gegenüber was wir sagten etwas mißtrauisch und kurz angebunden, aber nicht gerade unhöflich, sondern versicherten immer wieder, daß uns nichts geschehen würde. Sie müßten nur unsere Sachen nach Waffen durchsuchen und abwarten, ob nicht die Dragoner kämen. Lievens hatten eine Menge Gepäck mit; alles wurde nach und nach ins Zimmer gebracht und ganz höflich und ordentlich durchsucht, — ebenso das unsere. Der mir bekannte Mann fragte mich etwas später, ob ich ihn nicht erkenne, er habe doch bei mir einst eine Zahlung gemacht. Ich sagte, daß ich ihn wohl kenne, aber nicht nach Hause bringen könne. Da sagte er, daß er der Besitzer des Bauernhofes Muhrnek sei, der nur zwei Werst von unserm Gute entfernt läge. Nun erkannte ich ihn; er war öfters bei meinem Manne gewesen und hatte von ihm wiederholt Ackergeräte geliehen: unsere Säemaschine, den Pferderechen, die Wiesenegge, eiserne Pflüge, die eiserne Walze usw. — Mein Mann lieh diese Dinge und noch manch andere den benachbarten Bauernhofbesitzern oft und gern, wobei sich die Bauern immer freund-

Hütteneck-Alm bei Ischl. Gemälde von Ferdinand Waldmüller. (Aus der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin.)

schaftlich mit ihm unterhalten, auch um seinen Rat gebeten hatten, der ihnen nie versagt wurde. Der Bauernhofbesitzer war von Anfang bis zu Ende höflich und gefällig gegen uns, wie wir überhaupt von den „Führern" einen recht guten Eindruck hatten. Ich glaube, daß sie unnützes Blutvergießen vermeiden und auf einem Boden bleiben wollten, auf dem sich späterhin ein gemeinschaftliches Weiterleben auf Grundlage ihrer neu einzuführenden Selbstverwaltung und Verfassung ermöglichen ließ.

Immer neue „Führer" traten bei uns auf; ein schon lange als Hauptagitator bekannter Gemeindeschreiber Samberg aus Strutteln, auch einem Gute aus jener Gegend, hielt uns flammende Reden und wallte unsere Ansichten über ihr Programm hören. Autanamie, allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht, gleiche Verteilung aller Lasten, Abtretung unseres Telephonnetzes an sie, unsere völlige Unterwerfung unter ihre Einrichtungen und Forderungen, das waren die Hauptpunkte, die dieser Mann ausstellte. Er griff bei seinen Reden, Ausführungen und Widersprüchen zu dem sehr einfachen Mittel, sie mit so erhobener Stimme vorzubringen, daß unsere Einwände und Zurechtstellungen fast ungehört verhallten nnd auf die übrigen Hörer gar keinen Eindruck machen konnten. Außerdem waren wir, da diese Unterhaltungen und Verhandlungen selbstverständlich alle in lettischer Sprache geführt wurden, die wir alle nicht in für *solche* Fälle ausreichendem Maße, zum Teil sogar nur sehr mangelhaft beherrschten, unseren Gegnern gegenüber auch dadurch sehr im Nachteil. Samberg hielt uns vor, wie schlecht die „deutschen Edelleute" gegen die Letten gewesen seien, wie alle Lasten auf diesen ruhten und sie von den Deutschen nur immer ausgenutzt worden wären. Da fragte ich die „Führer", warum denn die Arbeiter und ihre Familienglieder *ausnahmslos* zu den *deutschen* Herren kämen, sobald sie etwas nötig hätten, und diese um Hilfe bäten, warum *nie* zu anderen *Letten*, und warum die Arbeiter und Dienstboten den Dienst bei deutschen Gutsbesitzern resp. -pächtern, wo sie meist geringere Löhne erhielten, dem oft besser bezahlten Dienst auf den Bauernhöfen so vorzögen? Sie meinten, der Gutsbesitzer aber -pächter könne eben viel mehr helfen und geben; als ich das sehr bezweifelte und behauptete, daß mancher wohlhabende Besitzer eines stattlichen, schuldenfreien, 200—300 Morgen großen Bauernhofes wohl eher helfen könne, als mancher arme Gutsbesitzer aber -pächter, Prediger oder Arzt, gestanden sie ganz offen, daß es „nicht Sitte bei den Letten sei, einander zu helfen" (!). Den zweiten Teil meiner Frage übergingen sie; diese haben uns aber oft genug die Arbeiter selbst beantwortet; sie werden eben auf den Bauerhöfen so überanstrengt, und ihre Arbeitskraft wird so ausgenutzt, daß sie es nicht ertragen können; die Bauernhofbesitzer sind deshalb gezwungen, viel höhere Löhne zu zahlen, weil sie sonst überhaupt keine Arbeiter bekammen. Dabei ist der Hochmut der Bauernhofbesitzer, *lettischen* Gutspächter ꝛc. den Arbeitern gegenüber so groß, daß diese sich bitter darüber beklagen und das Verhältnis meist ein sehr gespanntes ist.

Ein anderer „Führer", der „Vorsteher" des Irmlauschen Verbandes, eröffnete uns später ganz unumwunden, daß sie nicht eher ruhen würden, bis der Kaiser beseitigt und eine Republik eingeführt sei.

Alle nannten diese Bewegung ganz offen „Revolution" und schlugen damit die immer wiederholte Lüge, daß es nur „Agrarunruhen" seien, selbst nieder. — Aber wie verschieden die Ziele auch der Führer, ganz zu schweigen von denen der Masse des Volkes, sind, hatten wir immer wieder Gelegenheit zu beobachten. Und welch eine vollständige Verwirrung aller Rechtsbegriffe Platz gegriffen hat, ist geradezu wunderbar! Alles, was wir zu unserem Schutz getan, jede Vorsichtsmaßregel, war ein Verbrechen unsrerseits. Mir wurde z. B. vorgeworfen, daß wir einen preußischen Jäger hätten, warum nicht einen Letten? Als ich offen sagte, daß wir uns in diesen Zeiten eben nicht so auf einen solchen verlassen könnten, meinten die Leute, das sei wohl nicht der Fall. Warum mein Mann am letzten Tage zu Hause Dragoner habe kammen lassen? Ich fragte sie, was sie denn getan hätten, wenn zu ihrem Nachbar eine Bande gekammen wäre, ihn zuerst entwaffnet und dann wie einen Hund niedergeschossen hätte, und sie wüßten, jetzt kommt dieselbe Bande zu ihnen, ob sie nicht auch um Hilfe gebeten hätten? Sie meinten, „nun ja, das nun wohl, aber uns wäre nichts geschehen, wenn wir nur die Waffen ausgeliefert hätten!" Ich wandte ein, das habe der Doktar doch getan und sei doch erschossen worden. Da gestand der Bauernhofbesitzer M. offen zu, „es sei dort ein großes Versehen geschehen und es tue ihm *sehr* leid um den Doktar." Ein anderer aber behauptete, der Doktor habe, nachdem er versichert, er habe keine Waffen mehr, doch noch der fortgehenden Bande nachgeschossen, ein Märchen, das unsere Dienstboten uns schon gleich nach der Mordtat erzählt hatten. Ich sagte, daß das nicht wahr sei und er das selbst auch sehr gut wüßte. Als der Führer, der es behauptete, doch dabei blieb und hinzufügte: „Wie können Sie wissen, daß ich nicht dabei gewesen bin?" da erklärte ich, „daß das doch nur eine Ausrede für die Untat sei und daß es mir für ihn *sehr* leid täte, wenn er wirklich dabei gewesen wäre," worauf er still schwieg. Über die Dragoner schnaubten sie vor Wut, nannten sie Unmenschen und erzählten von ihnen Greueltaten, von denen ich den „Führern" sagte, daß wir wieder gehört hätten, daß *sie* diese Undinge getan hätten, es aber nicht geglaubt hätten; sie möchten doch auch nicht alles glauben, was ihnen erzählt werde.

Einige Zeit, nachdem wir in das Zimmer geführt warden waren, wurde den beiden Fensterwächtern gesagt, sie sollten hinausgehen und könnten draußen wachen. Man ließ uns auch öfter längere Zeit ganz allein und beriet unterdessen offenbar über unser Schicksal. Dazwischen kam wieder M. und durchsuchte unser Gepäck weiter. Frau v. Baigt schilderte den Männern bewegt ihre Sorgen und Angste — dazu das blasse kleine Mädchen selbst, das alles rührte denn doch auch die Herzen der Männer, und sie waren recht schnell bereit, Frau v. Voigt, die ja auch aus einer

Digitized by Google

ſa weit entfernten Gegend war, freizugeben. Lievens wollten ſie nicht ſa gerne losla[ſ]ſen, und van meiner Tochter und mir ſprachen ſie anfangs gar nicht. Nachher hörten wir, daß die Führer, „Delegaten", wie ſie ſich nannten, und von denen, wie ich verſtand, zehn zum „Varſtand" oder „Komitee" gehörten, ſehr uneins darüber geweſen ſeien, was man mit uns tun ſolle. Einige hatten uns in einen Keller ſperren, andere im Kruge behalten wollen, die beſſer Geſinnten aber dafür geſtimmt, uns in das van unſern Nachbarn Biſtram verlaſſene Irmlauſche Herrenhaus zu bringen und dort zu internieren. Zu eſſen bekamen wir nichts, und es war ein Glück, daß meine Couſine Lieven eine Menge Varräte mit hatte, van denen wir etwas aßen, um unſere Kräfte zu erhalten, die wir wahrlich nötig hatten. Schließlich fragten wir, ab nicht etwas Trinkbares zu haben wäre, und beſtellten bei der Wirtin, die erſchien, Milch und grobes Brot, ſonſt war außer Tee nichts zu haben. Schan über dieſe frugale Mahlzeit entſtand unter der var der Türe lagernden Schar ein unzufriedenes Murren; ſie hätten uns gewiß am liebſten verhungern laſſen, oder noch lieber ſafort umgebracht. Die ganze Zeit über verließ uns nicht der Gedanke: ‚Wie weit reicht die Autorität der ‚Führer'? Wann hört ſie auf?!' Daß in demſelben Augenblick, in dem ſie verſagte, unſer Schickſal beſiegelt war, darüber konnte kein Zweifel adwalten. Einmal ſahen wir, daß die Neuendurger Equipagen, die uns hergebracht hatten, in der Richtung nach Neuenburg zu fartfuhren, und unſere einzige Beruhigung war, daß noch ein paar andere Menſchen mitfuhren, als ob ſie ſpazieren fahren oder etwas holen wollten.

Immer neue ſchlimme Nachrichten wurden uns gebracht. Daß Baran Rahden erſchoſſen worden, wurde uns zu unſerer graßen Betrübnis wiederholt beſtätigt und mit allen Details erzählt; dann auch, daß Tuckum von den Revolutianären eingenammen ſei. Unter den dortigen Draganern ſei ein Blutbad angerichtet worden und van 60 wären nur 13 nach Durden entkommen, auch der Oberſt ſei getötet. Dann hörten wir auch vor der Türe erzählen, daß das Pferd meines Mannes erſchaſſen und er ſelbſt gefangen genammen worden wäre. Das Herz drahte mir ſtillzuſtehen bei dieſer Nachricht, aber ich ſagte mir immer: „Ich *darf* nicht daran glauben, es wird nur erzählt, um uns zu quälen und zu ängſtigen.' Aber der Gedanke, „möglicherweiſe iſt es dach wahr", ließ ſich dach nicht ganz vertreiben und war entſetzlich.

Nach neun endlos ſcheinenden Stunden der Qual kamen endlich einige „Führer" herein und brachten ein Papier mit, auf welchem in tettiſcher Sprache geſchrieben ſtand, daß wir uns verpflichteten, keinen Fluchtverſuch zu machen, niemanden, bekannt oder unbekannt, zu empfangen und niemandem ohne ihr Wiſſen Nachricht von uns zu geben. Wenn wir das unterſchrieben, würden ſie uns ins nahegelegene Irmlauſche Herrenhaus dringen, wa wir *zu unſerer* Sicherheit van einigen Wächtern umgeben ſein, im übrigen aber aufs beſte verſargt werden ſollten. Sie baten nur noch mündlich, daß wir, falls Dragoner kämen, unſere Wächter var ihnen ſchützen und um unſerer eigenen Sicherheit willen in den erſten Tagen das Haus nicht verlaſſen möchten; ſpäter würden wir ſpazieren gehen dürfen. Wir verſprachen das und unterſchrieben das Schriftſtück. Ich bat varher, ab wir nicht lieber auf unſerem auch recht nahe gelegenen Gut inlerniert werden könnten, da es mir unangenehm ſei, im leeren Irmlauſchen Gutshauſe, wa unſere Nachbarn nicht anweſend waren, auf deren Kaſten zu leben. Aber die „Delegaten" ſagten, das Gut und alles, was in ihm ſei, gehöre nicht mehr Biſtrams, das hätten *ſie* annektiert, ſie allein hätten dort jetzt zu ſagen. Sie würden für uns ſchlachten laſſen und alles, was nötig, beſorgen.

Während der Vardereitung zu unſerer Fahrt bis zum $1^1/_2$ Werſt entfernten Irmlauſchen Gutshof hörten wir var der Türe den Ausſpruch: „Von Verſailles nach Paris." Sehr tröſtend war dieſer Vergleich gerade nicht!

Nun, es war immerhin eine Erlöſung aus der Krughöhle, vor allem van dieſer ſich ſelbſt immer mehr erhitzenden Bande fartzukammen, die über die Erleichterung, die uns gebaten wurde, empört war. Sa gingen wir auf alles ein; nachdem noch etwa eine halbe Stunde verſtrichen war, während der die Equipagen aus dem Gutshof Irmlau geholt wurden, wurden wir, nachdem die Bande noch van den Führern bedroht und zur Ruhe verwieſen warden war, durch die Menge, unter der wir kein bekanntes Geſicht ſahen, in die Dunkelheit hinaus zu unſerm Wagen geleitet. Während uns die Bande noch durch die Fenſter Schimpfwarte nachrief, fuhren wir nach dem Irmlauſchen Gutshaf und wurden dart am Herrenhauſe etwa um ſieben Uhr abends abgeſetzt.

Wie aft war ich als Gaſt hier geweſen! Ich glaube, die bekannten Räume erleichterten mir die Lage dach ſehr, während Frau v. Vaigt es affen ausſprach, daß ſie überzeugt wäre, das Haus nicht lebend zu verlaſſen. Wir richteten uns in den kalten Räumen, ſo gut es ging, ein, aßen etwas und gingen todmüde zeitig zu Bett. Meine Couſine Lieven, die ſehr muſikaliſch iſt, erweckte uns am Margen mit einem Choral, den ſie auf dem Klavier ſpielte, und wiederholte das auch ſpäter am Tage öfters. Immer wieder ſtärkte uns Gott durch ſein Wort und richlete unſere geängſteten Seelen auf; wenn wir nicht ſeiner Vaterhand, die über uns und den Unſeren waltete, gewiß geweſen wären, wir würden wohl var Angſt und Verzweiflung um unſeren Verſtand gekommen ſein. Hätte ich nur Nachricht von meinem Manne gehabt, hätte ich gewußt, daß er gut nach Durben gekommen, daß er in verhältnismäßiger Sicherheit ſei, es wäre alles leichter zu ertragen geweſen; aber die Unmöglichkeit, Nachricht von ihm zu erhalten, dieſe furchtbare Ungewißheit war das ſchwerſte.

Zwiſchen Furcht und Haffnung ſchwankend, verbrachten wir den Freitag; im Hauſe konnten wir frei umhergehen, unſere Wächter hielten ſich nur draußen oder in der Küche auf. Da kamen abends der uns ſchon bekannte Bauernhofsbeſitzer M., ein alter, ſehr freundlicher Bauernhofsbeſitzer B., den wir im Kruge gar nicht geſehen hatten, und noch

ein dritter, der Sohn des Bauernhofbeſitzers S., den ich öfters als einen der Hauptagitatoren nennen gehört hatte. Ich kannte ihn nicht und fragte ihn nach ſeinem Namen. Da ſah er mich lauernd an und ſagte: „Wenn Sie meinen Namen hörten, würden Sie gleich wiſſen, wer ich bin," nannte ihn aber nicht. Nachher ſagte mir der alte Bauernhofbeſitzer B., wer er war. Dieſe drei „Delegate" alſo erzählten, daß nach Tuckum viel mehr Militär mit Artillerie gekommen ſei, die Stadt mit Kanonen beſchoſſen und die Revolutionäre zur Übergabe gezwungen habe; infolgedeſſen ſei im Tuckumſchen Kreiſe „Friede" geſchloſſen und wir ſeien frei; aber jeder ſollte an ſeinen Wohnort zurückkehren. Lievens und Frau v. Vaigt könnten nach Mitau und weiter, aber meine Tochter und ich ſollten auf unſer Gut zurück. Dagegen ſträubte ich mich nun entſchieden. Ohne Waffen, ohne meinen Mann konnten wir dort nicht bleiben. Ich ſagte, ich wolle auch nach Mitau, wo ich meinen Mann zu treffen hoffe und wo meine drei jüngſten Kinder ſeien. S., der von dieſen dreien am meiſten zu ſagen hatte, wollte anfangs nicht recht darauf eingehen und hatte ein recht ſchadenfrohes, triumphierendes Lächeln auf den Lippen; aber die beiden anderen Führer M. und B. redeten ihm zu, und er verſprach ſchließlich, ſein möglichſtes im „Komitee" zu tun, allein könne er nichts beſtimmen; am nächſten Tage wollten ſie beſtimmte Antwort bringen. Sie rieten uns aber, nicht gleich am nächſten Tage zu fahren, da der „Friedensſchluß" vielleicht nicht überall bekannt ſei und wir beläſtigt werden könnten. Sie wollten uns auf unſere Bitte einen „Reiſepaß" ausſtellen, damit wir unterwegs nicht weiter aufgehalten würden; den verſprachen ſie auch am nächſten Tage zu bringen, da ſie dazu ihren Stempel nötig hätten.

Wir waren wohl ſehr froh über die Ausſicht, ſo ſchnell frei zu kommen, aber ich hatte immer das Gefühl, ‚noch ſind wir nicht fort'. Unſer Dank ſtieg jedoch aus tiefſtem Herzen zu Gott auf.

Ich hatte erfahren, daß auf unſerem Gut alles in Ordnung ſei; unſer Haus war einmal von einer Bande nach Waffen durchſucht worden, und ſie ſollte in der Herberge auf dem Dachboden einige Flinten gefunden haben; die waren dort jedenfalls ohne unſer Wiſſen verſteckt worden, wahrſcheinlich ein paar Forſtaufſeherflinten. Einige der männlichen Dienſtboten und die Arbeiter waren gezwungen worden, zum Kampf nach Tuckum mitzuziehen; alle waren aber geſund heimgekehrt.

Mein Hauptgedanke war nun, wie ich meinen Mann aus Durben heraus und womöglich über die Grenze bekommen könnte. Über die „Feſte Durben" und die tatkräftige Energie ſeiner Bewohner war die revolutionäre Partei empört und ſchwor allen, die darin waren, Rache, beſonders dem Beſitzer von der Recke. Daß ſie aber meinen Mann auch auf dem Kerbholz hatten, fühlte ich bei allen Unterredungen deutlich heraus. Sie erzählten uns auch, daß gleich nach uns am Irmtauſchen Kruge zwei Herren angehalten worden waren, und nannten den einen, der uns dem Namen nach bekannt war; es war ein junger Baron Hahn.

Sonnabend früh um fünf Uhr, alſo in tiefſter Dunkelheit noch, hörte ich plötzlich ſchwere, raſche Männerſchritte an unſere Türe kommen und mit einem wuchtigen Schlage gegen dieſelbe donnern; ich wurde zur Bildſäule, denn ich dachte nicht anders, als daß wir nun herausgeholt würden und daß wer weiß was mit uns geſchehen ſolle! Zuerſt war alles ſtill, dann ſchien das Dienſtmädchen dort im Nebenzimmer mit großem Gepolter zu räumen; offenbar war es ein häßlicher Scherz von ihr geweſen. Sie mißfiel uns von Anfang an ſehr. Als wir noch bei der Toilette waren, kam meine Couſine Lieven zu uns herein und ſagte: „Was machen wir, der junge Hahn und noch ein Herr ſind da, und wir haben uns doch verpflichtet, niemanden zu empfangen, bekannt oder unbekannt?" Frau v. Vaigt, die ſchon fertig war, ging hinaus und ſagte Baron Hahn, daß wir niemanden empfangen dürften, aber er antwortete, daß er vom „ſozialdemokratiſchen Komitee" ſelbſt hier placiert wäre, außerdem wären er und wir alle ganz frei, das hätten die „Führer" ihm ſelbſt geſagt. So waren wir denn beruhigt, und beide Herren waren den Tag über viel bei uns im Saal. Sie waren ſchon am Abend vorher um ſechs Uhr in ein Zimmer neben unſerem Eßzimmer geführt worden, wo wir ſie auch gehört, aber geglaubt hatten, es wären unſere „Richter", was uns ſehr den Appetit verdorben hatte. Nach fünf Uhr kamen wieder die drei Bauernhofbeſitzer, anfangs ſehr verſchnupft, daß wir die Herren empfangen hatten; wir erklärten ihnen aber, wie das zuſammenhing, und da legte ſich ihre Unzufriedenheit. Sie ſtellten uns den „Reiſepaß" aus und ſchrieben auf die Rückſeite von zwei roten Zettelchen mit ihrem Stempel (lettiſch. ſozialdemokr. Talſen-Tuckumſches Komitee) Beſtellungen auf Wagen und Pferde für uns, die ſie einfach auf die Nachbargüter ſchickten. Ich wollte durchaus, daß ſie die Fuhrwerke von unſerem nahen Gutshof holen laſſen ſollten, aber ſie wollten nicht ſo ſpät am Abend darthin, „es ſei dort gefährlich, am Ende werde dort geſchoſſen". Ich mußte faſt lachen bei dieſem Reſpekt vor unſerem doch jetzt ſo ganz ungefährlichen Heim.

All meinem Bitten zum Trotz wurden alſo die nötigen Wagen und Pferde aus den benachbarten Gütern D. und P. requiriert und zu acht Uhr morgens beſtellt. Von den zwei Herren, unſeren Mitgefangenen, ſagten ſie, daß ſie ſie noch feſthalten müßten. Sie hätten alle möglichen verdächtigen Papiere mit. Trotz unſeren Bitten blieben ſie dabei, verſprachen aber, daß ihnen nichts geſchehen würde. Doch war es uns allen ein ſehr unangenehmes Gefühl, fortzufahren und die beiden dort zurückzulaſſen.

Sonntag den 4. Dezember ſehr früh waren wir ſchon auf, packten und warteten dann ſehnſüchtig auf die Equipagen, die etwas verſpätet erſchienen. Das Wetter war wieder furchtbar, Sturm und Schneegeſtöber. Voran fuhren im geſchloſſenen Wagen Lieaens, mein Vetter neben dem Kutſcher auf dem Bock. In einem halbverdeckten Wagen ſaßen meine Tochter und ich, neben dem Kutſcher die Lievenſche Kammerjungfer. Wir fuhren ſehr langſam, da unſer Weg weit war; 15 Werſt von Irmlau liegt die Siuxtſche Kirche, nahe dabei das Paſtorat, der Gutshof und neben der

Kirche noch eine ganze Reihe Häuser, Gemeinde-, Vereins-, Kranken- und Armenhaus, Doktorat, Apotheke, Post usw., die einen kleinen Flecken bilden. Als wir hier vorüberfuhren, erwarteten wir angehalten zu werden; es standen dort auch Gruppen von Menschen, ein Reiter ritt an uns vorüber und dann wieder zurück, aber niemand fragte oder sagte etwas. Befriedigt fuhren wir weiter, waren um ein Uhr mittags nur noch 24 Werst von Mitau entfernt und wollten gerade an einem nahen Kruge halten, um die Pferde zu füttern und selbst etwas zu essen, da halte uns eine berittene Bande von etwa 20 Mann, geführt von dem Reiter, der uns bei Siuxt beobachtet hatte, ein und schrie uns zu: „Umkehren, umkehren, nach Siuxt zurück!!" Mein Vetter zeigte den „Reisepaß" des „Komitees", der Kutscher, auch ein Revalutianär, protestierte und bezeugte, daß wir schon durchsucht, waffenlos und „Kriegsgefangene" wären, nichts half! Wir mußten umkehren und bei dem furchtbaren Wetter und schlechten Wege mit den nun doch auch schon müden Pferden 11 Werst zurückfahren. Es war zum Verzweifeln! Wir fuhren meistens im Schritt, so daß wir für die 11 Werst gegen zwei Stunden brauchten. Unser Wagen war unterdessen die ganze Zeit über von dem größten Teil der Bande umgeben, die sich die ganze Zeit in Redensarten ergingen, wie: „Man muß sie totschlagen, ich mache mir gar nichts daraus!" — „Sie haben unsere Väter geschlachtet, jetzt wollen wir sie schlachten!" — „Unseren Vorfahren haben sie mit ihren Zähnen die Haut von den Knochen gerissen, jetzt wollen wir uns dafür rächen" usw. Ich wiederhalte meiner armen Tochter und mir selbst immer wieder, daß sie uns ja nur schrecken und ängstigen wollten, aber furchtbar anzuhören war es doch. Außerdem hatte ich von der Siuxtschen Gemeinde, wie von allen Domäneugemeinden, immer gehört, daß sie sehr übel beleumundet sei, und wer konnte wissen, wann der Augenblick kam, wo die aufgestachelte, erhitzte Volksleidenschaft die Zügel schießen und die Worte zu Taten werden ließ?!

Nach uns endlos scheinenden zwei Stunden waren wir wieder in Siuxt angelangt und wurden durch eine dichtgedrängte, neugierige Menschenmenge hindurch zum Gerichtshaus geführt, wo die Komiteeglieder erschienen und sich sehr unzufrieden mit der „Patrouille" aussprachen, die unseren Reisepaß nicht beachtet und uns zurückgeführt hatte; sie meinten, wir hätten gleich in Siuxt am Gerichtshause anhalten und unseren Reisepaß vorzeigen sollen, dann wäre uns nichts geschehen. Wir erwiderten, daß uns das niemand gesagt habe, wir auch fraglos bei unserer Vorüberfahrt von den verschiedensten Menschen gesehen worden wären, speziell auch von dem Reiter, der die Patrouille führte. Da baten sie sogar um Entschuldigung und suchten den Vorfall durch Höflichkeit und Rücksicht ihrerseits gut zu machen. Trotzdem glaube ich nicht, daß der „Patrouille" irgend ein Vorwurf gemacht wurde, und diese selbst hatte uns gewiß nur die elf Werst weiter fahren lassen, um uns durch die lange Rückfahrt möglichst zu schikanieren.

Da die Pferde sich erholen mußten, und mein Vetter und die Jungfer, die bei dem furchtbaren Wetter ganz ungeschützt auf dem Bock gesessen hatten, sehr durchfroren waren, so folgten wir der Aufforderung eines der Komiteeglieder und fuhren zum lettischen Vereinshaus, das, — ein imposantes zweistöckiges Gebäude, mehrere Säle mit Musikinstrumenten, eine Restauration, ein Lesezimmer usw. enthielt. In letzteres wurden wir hineingebeten und es wurde, zur großen Unzufriedenheit vieler Vereinsglieder, anderen nicht erlaubt uns zu folgen. Die Wirtin, auch eine Lettin, war sehr zuvorkommend gegen uns, sorgte für uns und erkämpfte uns mit Entschiedenheit das Alleinbleiben. Eines der Komiteeglieder, mit dem wir es hauptsächlich zu tun hatten, machte einen durchaus gebildeten Eindruck, sah sehr gut aus und hatte sehr gute Umgangsformen. Wir wandten uns an diesen Herren mit der Bitte, uns zur Weiterfahrt ein paar Begleiter mitzugeben, die uns vor solchen wiederholten Überfällen schützen sollten, und fragten, wo wir noch anzuhalten und unsern Paß vorzuzeigen hätten, um unbehelligt durchzukommen. Der erwähnte Herr war sehr gefällig und versprach uns zwei Begleiter bis zur nächsten Zentrale, von wo wir dann wohl weiter begleitet werden würden. Wir waren ihm wirklich sehr dankbar. An eine Weiterfahrt war aber zunächst kein Gedanke; die Pferde mußten sich ordentlich erholen und gefüttert werden, — darüber wurde es ganz dunkel und wo sollten wir spät in der Nacht in Mitau bleiben? So beschlossen wir denn, nach vielfachem Hin- und Herreden, um zwei Uhr nachts von Siuxt aufzubrechen, um morgens um acht oder neun Uhr in Mitau einzutreffen; — auf die Art erhalten die Pferde sich fast zwölf Stunden, und wir waren hoffentlich bei Tageslicht am Ziel und hatten Zeit uns ein Unterkommen zu suchen. Auch hier, wie schon in Irmlau, hörten wir voller Erbitterung über Durben sprechen, wo eine Menge Edelleute mit Kosaken und Draganern seien, — was an und für sich schon als ein Verbrechen erschien, da nur der Gnade von den Augen der Aufrührer fand und überhaupt für existenzberechtigt galt, der sich ihnen willenlos unterwarf. Nun hatten sie nach gehört, daß der Besitzer von Durben, Baron von der Recke, mit einer Menge Draganer einen Ausfall gemacht und auf Frauen und Kinder habe schießen und sie „zerhacken" lassen; wir wurden gebeten, „das doch in Mitau zu erzählen und dagegen zu protestieren". Ich protestierte aber sofort dagegen, daß diese Erzählung wahr sei, — sagte, daß ich Baron von der Recke gut kenne und genau wisse, daß er solche Greuel nie zugeben, geschweige denn diese ausführen lassen würde; aber sie behaupteten, es sei bestimmt wahr, wie denn überhaupt alles „bestimmt wahr" und „von Augenzeugen berichtet" worden war, was auf die Deutschen einen Schatten werfen konnte, während alle Greueltaten der Revolutianäre tristige Gründe hatten. In bezug auf sie wurde höchstens ein „Mißverständnis" aber „Versehen" zugegeben.

Eine Bäuerin, die vor einigen Jahren in meinem Elternhause gedient hatte und in der Nähe von Siuxt wohnte, kam ins Vereinshaus, um zu sehen, ob nicht jemand aus unserer Familie unter den Gefangenen sei. Als ich mich ihr vor-

stellte, wußte sie gar nicht was vor Freude tun, küßte mich, streichelte mich, fragte nach jedem Einzelnen aus unserer Familie und wiederholte immer wieder, wie glücklich sie in unserem Hause gewesen sei und daß die Leute in den „Herrschaftshäusern" es doch am besten hätten und am glücklichsten daran seien. Sie habe keine schlechten Herrschaften kennen gelernt, — bei den Besitzern der Bauernhöfe hätten sie es viel schwerer und am schlimmsten sei es jetzt, — das seien ganz schreckliche Zeilen! Bei Tag und bei Nacht drängen fremde Leute ein, holten die Männer aus den Betten, — „gehorchen oder totschießen" sei die Losung; — nach Tagen kämen die Männer müde und hungrig heim, und zu Hause seien Frau und Kinder unterdessen vor Elend und Angst fast umgekommen. Die Männer würden zu allen möglichen Untaten gezwungen, müßten mit den Banden gehen und reiten, — müßten schießen und kämpfen. Weinend klagte sie: „Warum das alles? Hatten wir es denn vorher nicht gut? Was fehlte uns? Warum konnte es nicht so bleiben?"

Ich erwiderte, daß das ja „Glück" und „Freiheit" sein solle, — davon wollte sie aber nichts wissen und wiederholte immer wieder, wie furchtbar schwer sie es durch die Tyrannei dieser neuen Herren hätten. Wir waren sehr einig in unseren Anschauungen, — wie ich überhaupt viele aus dem Volk gesprochen habe, die über diese „Glücks- und Freiheitsbringer" verzweifelt sind und als Folge dieser Revolution den moralischen und wirtschaftlichen Untergang des Lettenvolkes voraussehen. Aber diese Vernünftigen dürfen ihre Meinung nicht aussprechen; jeder einzelne sieht sich um, ob nicht am Ende jemand es hört, wenn er so etwas sagt, — sonst heißt er gleich „Verräter" oder „Spion" und wird geprügelt, boykottiert oder es wird ihm noch Schlimmeres angetan. Den Bauernhofbesitzern werden z. B. ihre Gebäude angezündet.

Die Wirtin des Vereinshauses trug uns ein paar aufgemachte Betten ins Zimmer, außerdem Decken usw., so daß wir uns mit Hilfe unserer Pelze und Reisedecken mehrere Lagerstätten bereiteten, auf denen wir uns ausstreckten und zum Teil eine kurze, unruhige Rast hielten. Um zwei Uhr nachts brachen wir wieder auf, geleitet von zwei Männern in einem Schlitlchen, die uns als Patrouille „schützen" sollten. Bei der nächsten „Zentrale" hielten wir an, unsere Patrouille ging hinein und kam nach einiger Zeit mit dem Bescheid zurück, wir sollten ruhig weiterfahren, uns würde nichts geschehen. So fuhren wir denn weiter und begegneten auch nur ganz friedfertigen Menschen, so daß wir um etwa neun Uhr morgens am 5. Dezember unangefochten in Mitau anlangten.

Meine und meiner Tochter Hauptsorge war die ganze Zeit über gewesen, wie wir meinen Mann aus Durben und womöglich über die Grenze bekommen könnten; auch kurz vor Mitau sprachen wir noch darüber und auch wie namenlos traurig Baron Rahdens Tod sei. In Mitau fuhren wir, da unsere Sachen zusammen auf zwei Fuhrwagen verladen waren, zuerst mit Lieven in das Absteigequartier meiner Tante Lieven aus Schloß Blieden. Dort fanden wir zu unserer Überraschung Rahdens aus Tuckum und sahen fast als ersten — Baron Rahden gesund und munter vor uns. Nur ein noch etwas steifes Knie hatte er durch einen Sturz mit dem Pferde, das unter ihm erschossen worden war. Er selbst ist wie durch ein Wunder gerettet worden. War dies schon eine große Freude, so war die zweite noch viel größer, als Baron Rahden mich fragte: „Weiß Ihr Mann schon, daß Sie da sind? Er ist auch hier." Worte reichen nicht aus, um zu sagen, was ich fühlte!

Mir wurde nun mitgeteilt, daß mein Mann bei Verwandten wohne, und ich fuhr sofort hin, er war aber eben nach Riga abgereist.

Ich hatte gehofft, daß niemand etwas von unserer Gefangenschaft erfahren würde, ehe wir gerettet wären, aber es war leider bekannt geworden, natürlich noch mit vielen unwahren Ausschmückungen, und mein armer Mann hatte sich furchtbar um uns geängstigt. Er war beim Gouverneur gewesen und jetzt nach Riga zum Generalgouverneur gefahren, um Rat und Hilfe zu schaffen. Es tat mir unsagbar leid, daß er nun noch mehrere Stunden unnütz in dieser Angst sein würde, aber da Telegraphenstreik war, so konnte ich ihm keine Nachricht geben, und wir mußten geduldig seine Rückkehr abwarten.

Es kam eine Menge Menschen zu uns, um uns zu unserer Befreiung zu beglückwünschen; wir hatten das Gefühl, daß alles in großer Sorge um uns gewesen war, und erfuhren viel Freundlichkeit und warmes Interesse.

Allmählich erfuhren wir, daß nach dem Kampf in Tuckum der General einen Pakt mit den Revolutionären geschlossen hatte, in welchem er unbegreiflicherweise versprochen, alles Militär zurückzuziehen, auch aus Durben, wenn sie sich verpflichteten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Da war denn keines Bleibens mehr in Durben. Alle hatten es mit dem Militärzuge verlassen und waren zum Teil nach Riga, zum Teil nach Mitau gefahren. Am Nachmittag fuhr ich mit meiner Tochter zum Bahnhof, um den Zug, mit dem mein Mann kommen sollte, zu erwarten. Er kam denn auch, und alle ausgestandene Angst und Sorge ging unter in dem Gefühl unaussprechlicher Freude und unendlichen Dankes gegen Gott, der uns so wunderbar errettet und einander wiedergeschenkt hatte!

Lievens und Frau v. Voigt nebst Töchtern reisten, da die Züge an dem Tage wieder gingen, schon nach ein paar Stunden nach Riga, nachdem Frau v. Voigt hier noch sehr beunruhigende Nachrichten aus ihrer Gegend empfangen hatte. Am folgenden Tage sah auch sie ihren Mann wieder.

* * *

Seitdem sind leider noch viele Greueltaten verübt worden, von denen hier aber nur die Einäscherung von Schloß Neuenburg erwähnt sei. Das 600 Jahre alte ehrwürdige Schloß, das uns in seinen schönen Räumen so freundlichen Schutz gewährt hatte, wurde in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember ein Raub der Flammen. Ein entmenschter Haufe hatte das Feuer in den unteren Räumen entzündet. Mit genauer Not haben die alte Wirtin und die anderen Einwohner ihr Leben

Digitized by Google

gerettet. Baron v. d. Recke war gerade nach Riga gefahren. Eine Müllersfamilie, die die Mühle des Gutes, die kurz vorher abgebrannt war, bewohnte und der Baron v. d. Recke freundlich ein Obdach im Schloß geboten hatte, wohin es ihnen damals auch gelungen war, ihre ganze Habe zu retten, hat bei diesem Brande des Schlosses alles verloren. Die Brennerei, die Dreschtenne, ein Teil des Viehstalles mit etwa 30 Stück Vieh sind auch verbrannt, wobei man das Brüllen der unglücklichen Rinder in dem $1^1/_2$ Werst entfernten Pastorat gehört hat. Den Pferdestall haben die Unmenschen auch anzünden wollen, hatten aber davon Abstand genommen, weil die Hofarbeiter flehentlich darum baten, da ihr Holzvorrat für diesen Winter dann mit verbrannt wäre. — Wir erfuhren dieses auch uns sehr nahe berührende Unglück am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages! Verledten wir das sonst so herrliche Fest in diesem Jahre schon sowieso in stiller Trauer, ohne jede Freude, ohne jede andere Feier, als der des schönen Weihnachtsabendgottesdienstes und eines brennenden Baumes bei meiner Mutter, wo wir alle vereint waren, diese Nachricht brachte neue Trauer in unseren Kreis! War Schloß Neuenburg uns doch allen lieb; denn es war der Mittelpunkt des Kirchspiels und eine Menge Fäden knüpfen sich zwischen diesem Gute und der ganzen Nachbarschaft. Dorthin fährt alles zur Kirche, in ihr sind unsere Kinder getauft und konfirmiert worden, unsere verheiratete Tochter ist in der Neuenburgee Kirche getraut worden, unzählige Erinnerungen verbinden uns mit Neuenburg. Die Familie der Freiherren v. d. Recke ist seit über 300 Jahren im Besitz dieses schönen Güterkomplexes und lebte immer in herzlicher Freundschaft mit der ganzen Nachbarschaft und in den freundlichsten Beziehungen zu den Bauern und ihren Arbeitern, aber das alles hat leider die Einäscherung des Schlosses nicht verhindern können.

Sprüche von Paul Heyse.

Deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache soll sich genau
Betragen wie eine deutsche Frau,
Die selbst im Haus mit Kind und Gesind'
Nicht Worte braucht, die niedrig sind,
Doch wohl, wenn's ihr am Herzen lag,
Der Mundart sich bedienen mag.
Nicht aber soll sie auf Markt und Gassen
Im Schlafrock sich betreffen lassen,
Sondern sich stets mit Anstand kleiden,
Wohl aber üppig Gepränge meiden,
Die Brust nicht in ein Schnürleib zwängen,
Mit fremdem Flitter sich nicht behängen,
Daß ihres Wandels jedermann
Ohn' Anstoß sich erfreuen kann.

Doch wenn, wie oft zu klagen ist,
Sie aller strenger Zucht vergißt,
Zu aufrecht festem Schritt zu träg,
Nachlässig schlendernd ihren Weg,
Mit jeder Mundart bunten Flicken
Ihr einfach Kleid sich liebt zu sticken,
Daß wie im Harlekinsgewand
Sie dreist sich zeigt im deutschen Land
Und Worte spricht, wie sie verwegen
Der Großstadt freche Mäuler prägen,
Dann ist's für ihre treuen Söhne
Geschehn um ihre Kraft und Schöne,
Und jedem Frevler scheint's erlaubt,
Daß er den keuschen Kranz ihr raubt.

Ernster Rat.

Laß von Menschen und Dingen
Dich nur nicht niederzwingen.
Nichts ist so unerschütterlich,
Wie eines Menschen eignes Ich,
Wenn ihm, von reiner Glut bewegt,
Ein stolzes Herz im Busen schlägt.
Willst durch die Welt mit Ehren wandeln,
Mußt sie von Macht zu Macht behandeln.

Dichterlos.

Dem Dichter liegen die Freuden und Schmerzen
Seiner Geschöpfe so sehr am Herzen,
Er weiß oft besser um sie Bescheid,
Als um sein eigen Lust und Leid.

Maßhalten.

Maßhalten ist schwer,
Das zeigen die Jungen.
Das Alter nimmt sie in die Lehr',
Hat's ihnen aufgezwungen.
Doch was man tut nur notgedrungen,
Das frommt nicht mehr.

Gewisse stark dekolletieete Dichterinnen.

Viele glauben genial zu sein
Durch Selbstentblößung schon allein.
Wie gern verziehe man dies Vergehn,
Kriegte man nur was Schönes zu sehn;
Doch ist der ganze Gewinn nur eben,
Daß sie sich „eine Blöße gegeben".

Das Weiseste.

Wozu mit Fäusten und Ellenbogen
Sich lärmend drängen durch den Haufen,
Bis man die Blicke auf sich gezogen?
Bleibe Du still beiseite stehn;
Man wird respektvoll auf Dich sehn,
Wenn sich der laute Schwarm verlaufen.

Das neue Gaswerk in Tegel bei Berlin. Aufnahme von Dr. C. Kreuschner in Berlin.

Das unterirdische Berlin.

Von Dr. Curt Rudolf Kreuschner.

Die moderne Großstadt ist, wenn man von aus früheren Zeiten herrührenden Äußerlichkeiten absieht und das Schwergewicht auf die kommunalpolitische Tätigkeit der Verwaltungskörper und auf die Art des Nebeneinanderlebens großer Menschenmengen legt, ein Produkt des neunzehnten Jahrhunderts, ja hauptsächlich nur seines letzten Drittels. Auch das Altertum hatte zwar seine Millionenstädte wie Babylon, Alexandria, Karthago und Rom, in denen ebenso, ja fast noch schroffer als heute die Gegensätze zwischen märchenhaftem Reichtum und bitterer Armut nebeneinander wohnten und in denen die Probleme der Wasserversorgung und Entwässerung, des Straßenbaues und der Zufuhr von Nahrungsmitteln entsprechend dem technischen Können und den Verkehrsmitteln jener Zeiten eine mehr oder minder glückliche Lösung fanden. Im Gegensatz hierzu kennt das Mittelalter kaum den Begriff der Großstadt. In seinen Städtewesen, deren Bevölkerungszahlen nur in wenigen Fällen die heutiger Mittelstädte erheblich überstiegen, lag die Hauptaufgabe der städtischen und staatlichen Verwaltungstätigkeit darin, den Bewohnern den ungestörten Erwerb der bürgerlichen Nahrung durch ängstlich organisiertes Zunftwesen, durch streng monopolisierende Marktpolizei, durch Preistaxen und andere Maßregeln zu sichern, die das neunzehnte Jahrhundert als Hemmungen und Hindernisse empfunden hat, und die zum großen Vorteil des städtischen Erwerbs- und Verkehrslebens beseitigt wurden. Alles das aber, was wir an der modernen Groß- und Mittelstadt am meisten schätzen, besonders Wasserleitung, Kanalisation, öffentliche Straßenbeleuchtung, prompt arbeitender Nachrichtendienst, schnell wirkende Beförderungsgelegenheiten lagen gänzlich im Argen und zwar ebenso sehr weil das Bedürfnis danach fehlte, als auch wegen des Tiefstandes der technischen Wissenschaften.

Bis tief in die Neuzeit hinein tragen die Städte diesen Stempel der Unzulänglichkeit an sich, und erst um die Wende vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert bahnt eine Reihe Erfindungen von großer Tragweite die gewaltigsten Umwälzungen an, die das tägliche Leben der Kulturmenschheit in den aus dem Boden europäischer Zivilisation entsprossenen Städten je erlebt hat: die Ausnutzung der Dampfkraft zum Betriebe stehender und sich bewegender Maschinen, die Errichtung der ersten Gasanstalten, der Bau der ersten zentralen Wasserversorgungsanlagen, die das Wasser zum Verbrauch bis in die Haushaltungen hineinliefern! In der langen dem Jahre 1815 folgenden Friedenszeit strömen in dem Maße, wie sich die Staaten von den Leiden der napleonischen Kriege erholen und ein immer engmaschiger werdendes Eisenbahnnetz den Erdteil bedeckt, den Städten erst schwächere, dann aber immer gewaltiger wachsende Bevölkerungswellen zu. Nur langsam und zwar fast stets den längst vorhandenen Bedürfnissen nachfolgend, kaum jemals mit Prometheidenblicken ihnen vorauseilend, suchen die städtischen Gemeinwesen den

Die ſtädtiſche Gasanſtalt in Tegel bei Berlin. Aufnahme von Dr. C. Kreuſchner in Berlin.

neuen, wechſelnden Aufgaben gerecht zu werden. Man zögert noch, in die oberhalb und unterhalb der Erdoberfläche zu ſchaffenden Anlagen Millionenbeträge zu verbauen. Endlich aber macht das reißend ſchnelle Wachstum der ſtädtiſchen Bevölkerungen als unwiderſtehlich wirkender Zwang dem Zaudern ein Ende, und es entſteht das typiſche Bild der modernen Großſtadt, die unter Abſtoßen veralteter Formen nach neuen ſucht und, was beſonders charakteriſtiſch für ſie iſt, ihre verſchiedenen Verſorgungsnetze, für die es auf der Oberfläche der Straßen an Platz gebricht, in das Erdreich verſenkt, wo ſich ihre Anlage und Ausbeſſerung zwar bedeutend koſtſpieliger geſtaltet, wo ſie aber dem täglich dichter werdenden Verkehr nicht mehr im Wege ſind.

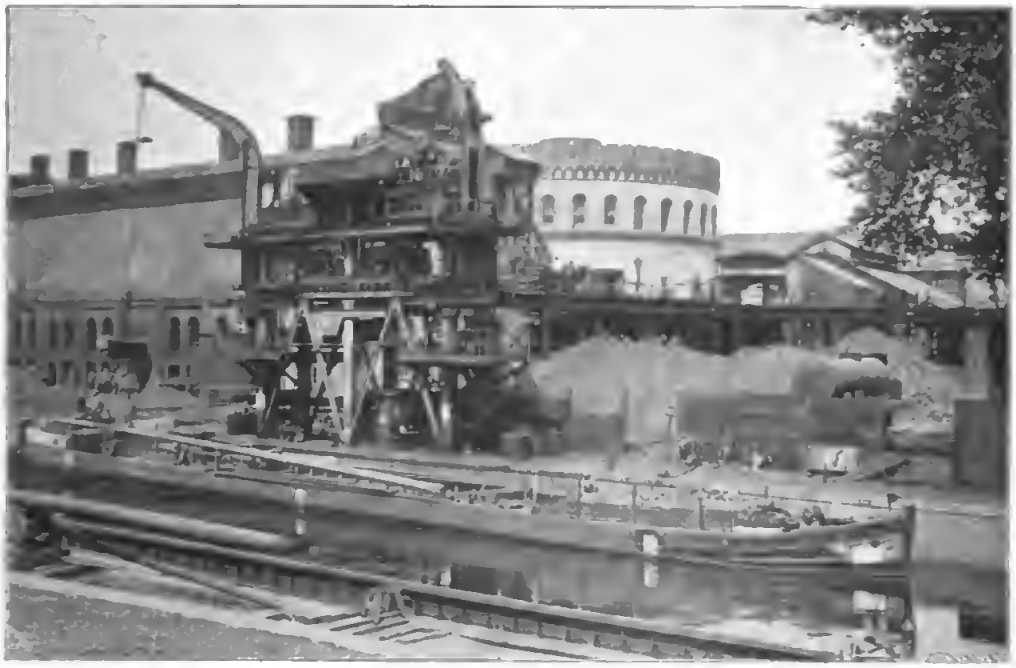
In Deutſchland fällt der Beginn der neuen Blüte ungefähr mit der Gründung des Reiches zeitlich und urſächlich zuſammen. Mögen einige Städte des Reiches, wenn man nur nach Prozenten rechnet, auch eine bedeutendere Bevölkerungszunahme aufweiſen können, ſo iſt es doch an erſter Stelle die Reichshauptſtadt, Berlin, die den Löwenanteil alles deſſen, was auf dieſem Gebiete geſchehen iſt, an ſich gezogen hat. Die Stadt, die zu Beginn der Regierungszeit des Großen Kurfürſten im Jahre 1640 nur 6000 Einwohner aufwies, zur Zeit des Hubertusburger Friedens (1763) erſt 119000 Einwohner hatte und im Jahre 1810, dem Zeitpunkt der tiefſten Demütigung Preußens das hundertdreiundſechzigſte Tauſend der Bevölkerung erreicht hatte, war bei der Zählung des Jahres 1871 auf 824000 Einwohner angekommen, zu denen ſich in 29 Vororten eine weitere Bevölkerung von nur 57000 Köpfen geſellte. Das Berlin der Gegenwart hingegen, deſſen Bevölkerung jetzt die zweite Million überſchritten hat, iſt von einem dichten Kranze wirtſchaftlich und räumlich mit ihm verbundener Vororte umgeben, deren Bevölkerung ſich zur Zeit, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, auf rund eine Million beläuft.

Angeſtellte der Gaswerke ſuchen nach ſchadhaften unterhalb des Trottoirs liegenden Rohrleitungen. Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Als „Parvenu unter den großen europäiſchen Reſidenzen“, wie die deutſche Reichshauptſtadt häufig von ihren Neidern deswegen genannt wird, weil ſie mit Ausnahme des von Schlüter und Eoſander vor zweihundert Jahren erneuerten Königlichen Schloſſes nicht wie Rom, Paris und Wien mit alten Prachtbauten aufwarten

kann, die von der Macht längst vergangener Jahrhunderte reden, besitzt Berlin samt seinen nächsten Vororten den unbestreitbaren Vorzug, die Verkehrsmittel und sogenannten Versorgungsnetze mit musterhafter Eleganz und Vollendung ausgebaut zu haben. Das reißend schnelle Wachstum der Stadt hat zwar dahin geführt, daß das bereits Vollendete schon heute nicht mehr den Bedürfnissen Genüge leisten kann und besonders auf dem Gebiete der Verkehrsmittel in der allernächsten Zeit im größten Stile erweitert werden wird. Aber auch das schon vorhandene ist so hervorragend, daß es die Aufmerksamkeit der zuständigen Körperschaften in den Welt- und Großstädten des Auslandes auf sich lenkt, die zum Studium der Berliner Einrichtungen immer wieder neue Abordnungen entsenden. Es ist dabei der interessante Umstand zu beachten, daß man stundenlang durch die Straßen wandern kann, ohne von diesen Wohlfahrtseinrichtungen und Verkehrsmitteln, die mit einem Aufwand von vielen hundert Millionen geschaffen wurden, etwas sonderliches zu bemerken. Unter der Oberfläche der Straße verborgen, entziehen sie sich den Blicken und bilden ein unterirdisches Berlin, von dessen Umfang und labyrinthgleichem Durcheinander von Röhren, Gängen, Leitungen, Tunneln der Laie nur selten eine zutreffende Vorstellung hat.

Herausholen des Cokses an den Gasretorten. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Kohlenausladung bei den Gasanstalten. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Um in die Darſtellung dieſer zahlreichen unterirdiſchen Anlagen, deren räumliche Anordnung unter der Straßenoberfläche am Schluſſe überſichtlich zuſammengefaßt werden ſoll, einige Ordnung zu bringen, möge hier mit den ſeitens der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung geſchaffenen Werken, alſo vorzugsweiſe mit den der Beleuchtung dienenden Anſtalten, den Waſſerwerken und der Kanaliſation begonnen werden.

Berlin hat gleichzeitig mit Hannover im Jahre 1826 als erſte von allen deutſchen Städten Gasanſtalten erhalten, die von einer engliſchen Geſellſchaft, der Imperial-Continental-Gas-Aſſociation, errichtet wurden. reich die zur Verteilung des Gaſes erforderlichen Leitungen ſind, kann man daraus ermeſſen, daß die Stadt Berlin auf ihrem eine Fläche von 63,49 Quadratkilometer einnehmenden Beleuchtungsgebiete im Betriebsjahre 1900/1901 ein unterirdiſches Straßenrohrnetz von 1018071 Meter Länge beſaß, das, wenn man ſich die Leitungen in eine gerade Linie geſtreckt denkt, ausreichen würde, um eine Rohrverbindung herzuſtellen, die, von Metz ausgehend, über Berlin bis Danzig reichen würde. Zur Verteilung des Gaſes an die Verbrauchsſtellen dienen ausſchließlich gußeiſerne Röhren, die einen Durchmeſſer bis zu einem Meter im Lichten haben

Das Waſſerwerk in Tegel. Aufnahme von Dr. Curt Kreuſchner in Berlin.

Dieſe Geſellſchaft hat noch heute die Gasverſorgung in dem früher zu Schöneberg gehörigen Gemeindegebiet inne, deſſen Eingemeindung nach Berlin im Jahre 1861 erfolgte. Im übrigen erfolgt jedoch die Lieferung von Gas zu den Zwecken der öffentlichen und privaten Beleuchtung, zu Heizzwecken und zum Betriebe von Maſchinen durch vier ſtädtiſche Gasanſtalten, die im Betriebsjahre 1900/1901 aus 519579 Tonnen Kohlen unter einem Koſtenaufwande von 11086280 Mark nicht weniger als 149 Millionen Kubikmeter Gas herſtellten, zu denen noch 43 Millionen Kubikmeter traten, die von der oben genannten Privatgeſellſchaft geliefert wurden. Wie umfang- und 1 bis $1^1/_2$ Meter tief in den Boden unterhalb der Bürgerſteige verſenkt ſind, wo ſie nicht mehr den Einwirkungen des Froſtes unterliegen. Die unterirdiſchen Gasleitungen Berlins ſind mit ſchwachem Gefälle angelegt, damit das in den Leitungen ſich allmählich anſammelnde, aus dem Gaſe ausgeſchiedene Kondenſationswaſſer, das bekanntlich auch bei den im Innern der Häuſer angelegten Leitungen häufig die Urſache unangenehmer Störungen iſt, den tiefſten Punkten zuſtrömt, wo es in ſogenannten Siphons oder Waſſertöpfen aufgefangen wird, die nach Bedarf ausgepumpt werden.

Wegen der wachſenden Ausdehnung des in unterirdiſchen Kabeln geführten, elektriſchen

Abräumen der oberen Schmutzſchicht bei den Filteranlagen des Städtiſchen Waſſerwerks in Friedrichshagen bei Berlin. Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Starkſtromnetzes und wegen der Ausbreitung des ſparſam brennenden Gasglühlichts war man vor etwa zehn Jahren auf einen ſtarken Rückgang des Gasverbrauches gefaßt; aber dieſe Befürchtungen ſind durch die Tatſachen glänzend widerlegt worden. Die Leiſtungsfähigkeit der Gaswerke, die im Jahre 1900 in Betrieb ſtanden und damals einen Buchwert von mehr als 85 Millionen Mark hatten, hat ihre Grenze in der Produktion der in ihnen vorhandenen 3158 Retorten, von denen 2619 zu gleicher Zeit betriebsfähig ſind. Die zunehmende Verwendung von Steinkohlengas zum Betriebe von Maſchinen und zu Heizzwecken innerhalb der Haushaltungen machte es zur Gewißheit, daß die vorhandenen Anſtalten ſchon innerhalb weniger Jahre nicht mehr imſtande ſein würden, den Bedarf zu decken. Es wurde deshalb ſeitens der ſtädtiſchen Verwaltung der Bau zweier neuen ungeheuren Gaswerke ins Auge gefaßt, die weit — außerhalb des eigentlichen Stadtgebietes an ſchiffbaren Waſſerläufen liegend und mit der Eiſenbahn in Verbindung ſtehend — dazu berufen ſind, den wachſenden Anforderungen auf viele Jahre hinaus zu genügen. Während über den Bau des einen dieſer Werke, für das die Ländereien in der Wuhlheide zwiſchen der Oberſpree und der Berlin-Cöpenicker Chauſſee bereits erworben ſind, noch nichts Genaueres beſtimmt iſt, geht das zweite, teilweiſe in der Tegeler Gemeindeheide, teils auf Dalldorfer Gebiet gelegene Werk ſeiner Vollendung entgegen. Dieſe Gasanſtalt, von der aus der größte Teil des nördlichen und

Rieſelungs-(Entſeſenungs)Anſtalten und Filteranlagen im Waſſerwerk Friedrichshagen bei Berlin. Aufnahme von Dr. C. Kreuſchner in Berlin.

nordweſtlichen Berlins verſorgt werden wird, gilt mit Recht als ein techniſches Wunderwerk erſten Ranges, das durch die Eigenart ſeiner Anlage, beſonders durch die zur Beförderung des Materials geſchaffenen Anlagen, durch die Art der Kohlenausnutzung, die Gewinnung von wertvollen, chemiſchen Nebenprodukten und nicht zum wenigſten auch durch die zum Schutze der Arbeiter getroffenen Vorrichtungen das vollendetſte Werk dieſer Art iſt, das zurzeit exiſtiert. Die mit der Berlin-Kremmener Eiſenbahn durch Anſchlußgleiſe und mit dem Tegeler See durch einen Stichkanal verbundene Anſtalt, deren Baukoſten auf nicht weniger als 24 Millionen Mark veranſchlagt ſind, wird nach ihrem vollſtändigen Ausbau einer Jahresproduktion von 250 Millionen Kubikmeter Gas gewachſen ſein und bietet ſchon jetzt ein Bild von monumentaler Großartigkeit. Beſonders bemerkenswert iſt der nach dem ſogenannten Teleſkopſyſtem erbaute, 140 000 Kubikmeter faſſende Gaſometer, dem ſich im weiteren Ausbau noch zwei andere anſchließen werden, und der an Größe nur noch von einem Londoner Gaſometer übertroffen wird. —

Legen eines Telephonkabels. Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Iſt der zur Fabrikation des Gaſes dienende Teil der Gasverſorgungsanlagen dem Weſen der Sache entſprechend nicht unter der Erdoberfläche gelegen, ſo bilden die Waſſerwerke eine Welt für ſich, die man mit Ausnahme der Maſchinenhäuſer und Waſſertürme im ureigenſten Sinne des Wortes als unterirdiſch bezeichnen muß. Die Anlage von Waſſerwerken führt in Berlin bis auf das Jahr 1852 zurück, in dem der Staat als Beſitzer der fiskaliſchen Straßen behufs koſtenfreier Lieferung des Waſſers für deren Beſprengung und zu Feuerlöſchzwecken mit zwei engliſchen Ingenieuren einen Vertrag von 25jähriger Dauer abſchloß, in deſſen Ausführung die ſpäter an die Stelle der beiden Ingenieure getretene „Berlin Waterworks Company“ ein großes Waſſerwerk am Stralauer Tore erbaute. Von dieſer Anſtalt, die nur ein durch Sand filtriertes Spreewaſſer von durchaus nicht immer einwandfreier Beſchaffenheit lieferte, wurde ſeit dem Jahre 1856 „Röhrenwaſſer“ auch in der Stadt an Private gegen Bezahlung abgegeben. Es vergingen mehrere Jahre, bis dieſe für alle deutſchen Städte vorbildlich gewordene Verſorgungsweiſe ſich allgemeinen Eingang verſchaffte. Nur

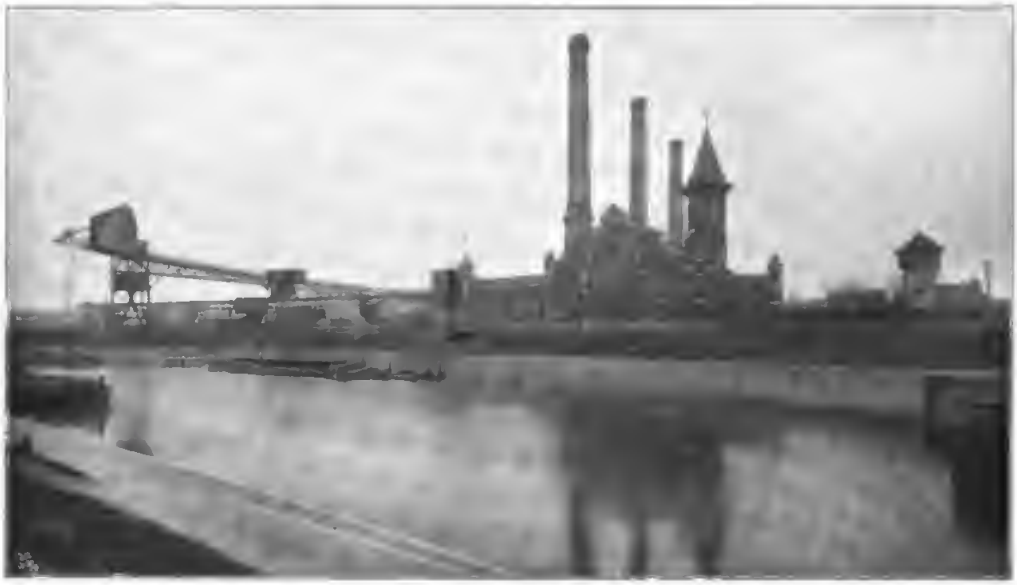
Die Kaiſerliche Rohrpoſt. Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

langsam entschlossen sich die Hausbesitzer, die Bleirohre aus den Kellern in die darüberliegenden Stockwerke hinaufzuführen. Nicht lange darauf schlug aber die Stimmung der Hausbesitzer in das Gegenteil um. Das Wasserwerk gelangte schnell an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit, und weil sich die Gesellschaft ohne gleichzeitige Verlängerung des Vertrages zu seiner Erweiterung nicht bereit erklären wollte, entschloß sich die Stadt zu einem großen Opfer und erwarb am 1. Juli 1873 das Wasserwerk samt seinem unterirdischen Verteilungsnetz von 160 Kilometer Länge für den Preis von 25 Millionen Mark, um fortan die Wasserversorgung in eigenen Betrieb zu nehmen.

Einfahrt zum Unterspreetunnel von der Treptower Seite aus gesehen. Aufnahme von Dr. C. Kreuschner in Berlin.

Auf den Bezug von Wasser aus dem am Stralauer Tore gelegenen Werke ist aus sanitären Gründen längst verzichtet worden. Der Bedarf wird heute vielmehr durch die großartigen Anlagen am Tegeler See und am Müggelsee bei Friedrichshagen gedeckt, die imstande sind, die ganze Stadt bis zu einer zukünftigen Einwohnerzahl von $2^1/_2$

Die Untergrundbahn während ihres Baues in der Tauenzienstraße. Aufnahme von Huga Rudolphy in Berlin.



Die elektrische Zentrale der Berliner Elektrizitätswerke Moabit (Süduser) mit großer Kohlenförderanlage. (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke". Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

Millionen mit einem Bedarf von 100 Liter pro Kopf und Tag mit Wasser zu versehen. Es ist schwer, sich von derartigen Mengen einen faßlichen Begriff zu machen. Um sich hierüber eine anschauliche Vorstellung zu bilden, sei deshalb hier erwähnt, daß der Tagesbedarf von 250000 Kubikmeter gerade ausreichen würde, um einen würfelförmigen Behälter von 63 Meter Kantenlänge oder ein quadratisches Becken von 500 Meter Länge und Breite bei 1 Meter Tiefe vollständig auszufüllen. Der Jahresbedarf hingegen würde eine Fläche von mehr als 91 Quadratkilometer, d. h. also reichlich anderthalb deutsche Quadratmeilen, einen Meter hoch mit Wasser bedecken. Entsprechend diesem ungeheuren Wasserbedarf, der eine Förderung von beinahe drei Kubikmeter Wasser in jeder Sekunde erforderlich macht, sind die beiden oben genannten Werke in den größten Dimensionen, und zwar in der Art angelegt, daß zwei Drittel der Wasserförderung auf das Werk am Müggelsee, das letzte Drittel aber auf das Tegeler Werk entfallen.

Betrachten wir zunächst das Werk am Tegeler See, so muß hervorgehoben werden, daß hier ausschließlich Grundwasser gefördert wird, das im Gegensatz zu dem aus oberirdischen Wasserläufen entnommenen Wasser den ungeheuren Vorzug der Keimfreiheit für sich hat. Grundwasser und Quellwasser haben bekanntlich ihren gemeinsamen Ursprung in dem in den Boden sickernden Regenwasser, das bei dem Eindringen in die tieferen Erdschichten, namentlich wenn dabei, wie es in Berlins Umgebung der Fall ist, mächtige Sandschichten passiert werden müssen, einer so gründlichen Filtration unterworfen wird, wie sie auf künstlichem Wege kaum erreichbar ist. Wegen der Gleichwertigkeit von Grundwasser mit gutem Quellwasser ging man bei der ersten Anlage des Tegeler Werkes in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Absicht aus, Grundwasser aus Brunnen zu entnehmen. Die gute Absicht scheiterte damals an dem starken Eisengehalt des Grundwassers, der eine starke Verunreinigung des Leitungswassers verursachte und das Auftreten einer Algenart (Crenothrix polyspora) begünstigte, die das Wasser in hohem Grade unappetitlich machte. Man ging daher dazu über, Seewasser zu schöpfen, das in dem bis zu 15 Meter tiefen Tegeler See sich durch Selbstfiltration und Oxydation gereinigt hatte. Grobe Verunreinigungen des Sees durch die Abwässer verschiedener nördlichen Vororte zwangen jedoch auch auf diese Art der Wasserentnahme, die zum mindesten schon vom ästhetischen Standpunkte aus verwerflich ist, zu verzichten und zum Grundwasser zurückzukehren, für dessen Enteisenung inzwischen brauchbare

Methoden ausgearbeitet worden waren. Aus einer großen Zahl im Tegeler Forste angelegter Tiefbrunnen entnimmt also das dortige Wasserwerk, dessen höchste Leistungsfähigkeit sich auf 90000 bis 100000 Kubikmeter pro Tag beläuft, das Grundwasser, das in 21 Filtern gereinigt wird. In besonderen Riefel- und Lüftungsanlagen, die eine starke Zerteilung des Wassers und reichliche Luftzufuhr bewirken, wird das im Wasser befindliche Eisen in unlösliche Eisenoxyd- und Oxydulverbindungen übergeführt und hierauf durch zwei Druckrohre von 910 Millimeter lichter Weite nach der sieben Kilometer entfernten Zwischenstation bei Westend gedrückt, von dessen Reinwasserbehälter (Wasserturm) aus die Versorgung der südlichen Teile der Stadt erfolgt.

Ungleich größer und imponierender als das eben geschilderte Wasserwerk sind die Anlagen am Müggelsee, die ein lokalpatriotischer Dichter als „Riesenpalast Nickelmanns und Kühleborns“ geschildert hat. Auch dieses Werk, das bei vollständigem Ausbau 2500 Liter Wasser in der Sekunde liefern soll, war ursprünglich für die Entnahme von Seewasser eingerichtet. Da aber auch hier die Verschmutzung des Sees durch in diesen eingeführte Abwässer nicht auf die Dauer zu verhindern war, entschloß sich die Kommune Berlin trotz der einwandfreien Leistungen der Sandfiltration, auch hier zur Entnahme von eisenfrei gemachtem Grundwasser überzugehen. Das letzte Viertel des Müggelseewerkes wurde daher gleich bei seiner Erbauung für die Entnahme von Grundwasser eingerichtet, während die früher erbauten für Seewasser eingerichteten Teile einem Umbau für Grundwasser unterzogen werden, nach dessen Vollendung täglich etwa 220000 Kubikmeter Wasser lieferbar sein werden. Zur Gewinnung dieser ungeheuren Grundwassermengen ist ein ausgedehntes System von Tiefbrunnen teils schon vollendet, teils in Ausführung. Auf einem schmalen von der Stadt erworbenen Streifen, der sich in einer Gesamtlänge von etwa neun Kilometer bis Rahnsdorf hinzieht, sind bezw. werden vier Reihen mit insgesamt 350 Rohrbrunnen ausgeführt, die durchschnittlich eine Tiefe von 40 bis 50 Meter haben, zunächst durch eine obere Sandschicht führen, hierauf eine schwache Tonschicht durchsetzen und aus der darunterliegenden zweiten Sandschicht ein von pathogenen Bakterien freies Wasser heraufholen. Nach seiner Enteisenung in den Rieselwerken kann sich dieses Wasser getrost mit dem Wasser jeder Hochquellleitung messen, mit dem es dank seiner Herkunft aus der Erdtiefe im Sommer gegenüber dem Seewasser auch den Vorzug der frischeren Temperatur gemeinsam hat.

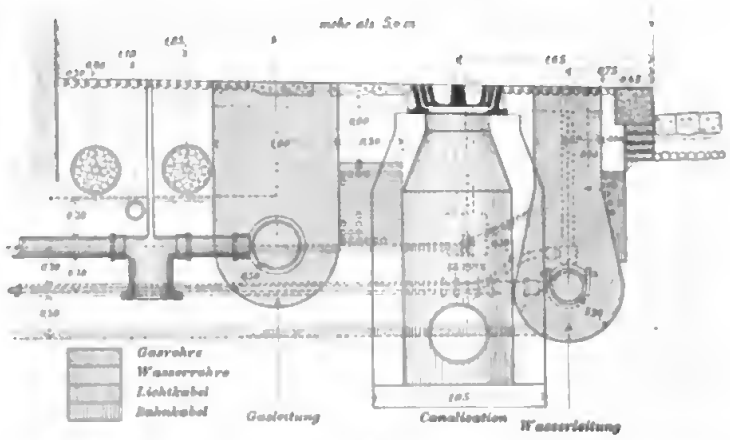
Während das Tegeler Werk einschließlich des Reservoirs in Westend beiläufig neun Millionen Mark gekostet hat, belaufen sich die Kosten des Wasserwerks am Müggelsee und der Reinwasserbassins bei Lichtenberg auf nicht weniger als 27 Millionen Mark. Diese stattliche Kapitalanlage bildet aber nur einen Teil der für die Wasserversorgung Berlins aufgewendeten Summen;

Anrufen der Feuerwehr vermittelst unterirdischer Leitung. Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Arbeiten an ober- und unterirdiſchen Stromzuführungen „Unter den Linden". Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

denn hier befinden ſich als Ergänzung zu den weit außerhalb des Weichbildes der Stadt gelegenen Waſſerwerken noch beſondere zur Bedienung einzelner Stadtteile angelegte Pumpſtationen in der Belforter Straße auf dem Windmühlenberg und auf der Tempelhofer Straße und das in alle Straßen verzweigte Hauptrohrnetz, das eine Länge von mehr als 800 Kilometer beſitzt. Der Geſamtwert der ſtädtiſchen Waſſerleitungsanlagen ſtand daher auch ſchon im Jahre 1900/1901 mit mehr als 69 Millionen Mark zu Buch und hat ſeit dieſem Zeitpunkt noch eine ſehr bedeutende Erhöhung erfahren.

Als dritter, nicht minder wichtiger und umfangreicher Teil der ſeitens der Stadt geſchaffenen, unterirdiſchen Anlagen tritt zu den Waſſerleitungen und Gaswerken die nach dem ſogenannten Radialſyſtem erbaute Kanaliſation, die dazu beſtimmt iſt, die Abwäſſer der Haushaltungen im weiteſten Umfange, die Abwäſſer der Fabriken und das Regen- und Schneewaſſer aufzunehmen. Das geſamte Stadtgebiet iſt in zwölf Bezirke (Radialſyſteme genannt, weil das Waſſer wie auf den Radien eines Kreiſes der in der Mitte gelegenen Pumpſtation zuſtrömt) geteilt. Um von dem Umfange dieſer Anlagen eine Vorſtellung zu geben, ſei hier erwähnt, daß dieſe Radialſyſteme eine Flächenausdehnung von 5633 Hektar beſitzen, auf denen ſich am Schluſſe des Jahres 1900 volle 896 Kilometer Entwäſſerungsleitungen, darunter über 170 Kilometer mehr als mannshohe, gemauerte und begehbare Kanäle befanden, zu denen einſchließlich der Mannlöcher auf den gemauerten Kanälen 13412 Reviſionsbrunnen und 17615 Gullies gehörten. Können ſich die größten Sammelkanäle der Berliner Kanaliſation an Dimenſionen auch nicht mit denjenigen der 1856 begonnenen Pariſer Kanaliſation meſſen, in denen der beſichtigende Fremde zu ſeinem Erſtaunen auf einer ſchwimmenden Plätte wie auf einem unterirdiſchen Fluß umhergefahren wird, ſo erhellt die große Bedeutung dieſer Anlagen doch ſchon aus der Zahl der angeſchloſſenen Grundſtücke, die ſich im Jahre 1900 einſchließlich der mitangeſchloſſenen benachbarten Gebiete von Charlottenburg, Schöneberg und Lichtenberg und verſchiedener öffentlicher Gebäude, die außer-



Schematiſche Darſtellung der unter einem Berliner Bürgerſteig befindlichen Anlagen.

halb der Weichbildgrenze liegen, auf 26 784 belief.

Die Beseitigung der städtischen Abwässer erfolgt in Berlin bekanntlich auf Rieselfeldern, wohin die Wässer von den Pumpstationen aus durch besondere Druckrohre geleitet werden. Wie gewaltig die dabei beförderten Wassermengen sind, ergibt sich, um ein Beispiel anzuführen, aus den Leistungen der in der Schönebergerstraße belegenen Pumpstation des Radialsystems Nr. 3, die durch ein anfänglich 750 Millimeter weites und später nach Hinzutritt anderer Leitungen noch stärkeres Druckrohr täglich im Durchschnitt 26 000 Kubikmeter Abwässer nach den südlichen Rieselfeldern bei Schenkendorf, Sputendorf und Gütergotz befördert. Durch die Notwendigkeit, große Güterkomplexe zur Berieselung zu erwerben, ist die Stadt Berlin nächst dem Fiskus der größte Grundbesitzer der Mark geworden. Am 1. April 1901 befanden sich zu diesem Zweck im Eigentum der Stadt Ländereien im Gesamtausmaß von 11 442 Hektaren, auf deren Ankauf und Adaptierung einschließlich der Neubauten auf den Gütern bisher etwa 44 Millionen Mark verausgabt wurden. Da die Anlage der Radialsysteme weitere 69 Millionen Mark erfordert hat, belaufen sich die Kosten dieses Stückes des unterirdischen Berlins, wenn man die Bauzinsen mitrechnet, auf beinahe 116 Millionen Mark. Die mit einer guten Kanalisation verbundenen Gesamtauslagen haben manche, eine allzugroße finanzielle Belastung fürchtende Stadt bisher von der Ausführung solcher Anlagen abgehalten. Gleichwohl gibt es für große Städte — und besonders Berlin hat dies an seinem eignen Leibe erfahren — keine bessere Kapitalsanlage. Ergänzt durch eine hygieinisch richtige Wasserversorgung verbürgt die Kanalisation die Gesundheit der Bevölkerung und macht sich nicht nur durch Erhaltung der Volkskraft und Erhöhung der Lebensdauer, sondern auch direkt statistisch durch Minderausgaben für die Verwaltung der Krankenhäuser reichlich bezahlt.

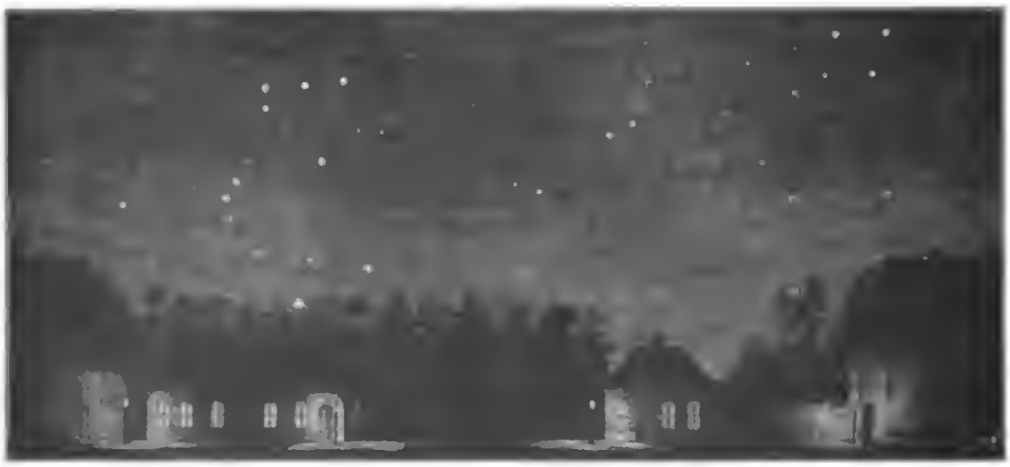
Ein neues und gewaltiges Stück unterirdischen Berlins ist dem bisherigen durch die zahllosen Telegraphen- und Fernsprechleitungen, durch die Licht-, Bahn- und Hochspannungskabelleitungen der Berliner Elektrizitätswerke und durch die Rohrleitungen der Kaiserlichen Oberpostdirektion zugewachsen. Wegen der außerordentlichen Ausdehnung der oberirdischen Telegraphenleitungen und des Fernsprechnetzes, das mit weit über 100 000 Kilometer Leitungen den telephonischen Verkehr von mehr als 60 000 Teilnehmern vermittelt, sah die Berliner Oberpostdirektion sich schon vor länger als zehn Jahren veranlaßt, armierte Kabel in unterirdisch verlegten gußeisernen Röhren unterzubringen. Das anfangs zaghafte Herabsteigen aus den Lüften in den Erdenschoß hat sich als höchst vorteilhaft erwiesen. Die Reichspost- und Telegraphenverwaltung legt ihre Leitungen, die nach außerhalb führen, teils ganz unterirdisch, teils nur

Beim Legen eines 10 000 Volt-Kabels. (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke". Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

unterirdiſch über die Weichbildgrenze hinaus bis zu den Stellen, wo ſie an das oberirdiſche Netz Anſchluß finden. Dieſe Großkabelnetze, die in einem Kabel bis zu 100 Adern enthalten, führen bekanntlich auf den wichtigſten Verbindungslinien unterirdiſch bis zu den entfernteſten Gegenden des Reiches. Ihre Anlage ſchützt ſie vor allem gegen faſt ſämtliche Störungen durch meteorologiſche Einflüſſe. Ihre Lage wird im Intereſſe der Landesverteidigung geheim gehalten, ohne daß man gerade überzeugt ſein dürfte, daß im Falle eines unglücklichen Krieges das Geheimnis dicht genug wäre, um die Verbindung der großen Städte Deutſchlands untereinander gegen feindliche Zerſtörung wirkſam zu ſchützen. Die Kabel dieſer Netze liegen teils in Röhren, teils nackt, d. h. nur durch einen Bleimantel geſchützt, in der Erde.

Eine zur Bedienung der elektriſchen Apparatr für die Stadtbeleuchtung geöffnete Litfaßſäule. (Nach „Mitteilungrn der Berliner Elektrizitätswerke". Aufnahmr van Zander & Labiſch in Berlin.)

Bei weitem zahlreicher als die Telegraphenleitungen ſind die in das unterirdiſche Berlin eingebetteten Telephondrähte. Schon die Menge der angeſchloſſenen Teilnehmer, die durch Hin- und Rückleitung mit ihrem Amte verbunden ſind, machte eine weitere oberirdiſche Führung der Leitungen unmöglich. Hierzu kam noch die Gefahr, daß bei dem Reißen oberirdiſcher Telephondrähte, falls ſie auf die Starkſtromleitungen der elektriſchen Bahnen fallen, Paſſanten auf der Straße durch den elektriſchen Strom getötet werden und Brände in den Fernſprechzentralen hervorgerufen werden könnten, bei denen, wie es in Dortmund und Genf geſchehen iſt, in wenigen Minuten Tauſende von Anſchlüſſen vernichtet und monatelange Störungen des Betriebes verurſacht werden. Ein Teil der Telephondrähte iſt deshalb als Kabel mit einem Inhalt von bis zu 250 Aderpaaren in eiſernen Röhren unter den Bürgerſteigen verlegt. Als beſte Baumethode hat ſich jedoch die Verwendung von Zementkanälen erwieſen. Es ſind dies Zementbetonplatten, die eine Anzahl röhrenförmiger Ausſparungen haben und über-



Laternenbeleuchtung am Brandenburger Tar im XVIII. Jahrhundert. Nach einem Stich im Kupferſtichkabinett.

Elektrische Beleuchtung „Unter den Linden". (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke". Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

und nebeneinander gelegt werden, so daß mit größter Raumökonomie eine beliebige Anzahl von Rohren gebildet werden kann. Es können dabei in zwei übereinander gelegten Plattenreihen bereits 2440 Doppelleitungen geführt werden. In entsprechenden Abständen befinden sich längs dieser unterirdischen Fernsprechleitungen sogenannte „Kabelbrunnen", nämlich Einsteigschächte, in denen das Einziehen neuer Kabel in die Röhren und das Zusammenspliſſen der Leitungen vorgenommen werden kann und von denen aus die Verzweigung der Kabel nach den verschiedenen Richtungen erfolgt. Zu diesen Kabeln gesellen sich ferner noch die Rohre der Rohrpost, die im Jahre 1899 bereits mit 56 Ämtern arbeitete und seitdem noch eine erhebliche Ausdehnung in das Gebiet der Vororte, in das sogenannte Großberlin erfahren hat. Diese Rohrpostleitungen bestehen aus besonderen Fahrrohren mit einer inneren Weite von 65 Millimeter, in denen die aus 10 bis 12 Stahlblechbüchsen von 15 Zentimeter Länge gebildeten Züge mit einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 1000 Meter in der Minute fortbewegt werden. Auf sechs Maschinenstationen, die mit Dampfmaschinen von 30 bis 50 Pferdekräften arbeiten, erfolgt die Verdichtung bezw. Verdünnung der Luft in großen Kesseln, von denen Luftzuführungsrohre von teilweise sehr großem Durchmesser zu den einzelnen Ämtern führen. Außerdem läuft noch neben jeder Fahrleitung der Rohrpost ein Telegraphenkabel, das zur Abgabe der für die

Elektrische Beleuchtung des Brandenburger Tores im Jahre 1906. (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke". Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

Expedition der Züge an die Nachbarstation zu signalisierenden Zeichen dient. Die Rohrpost, die in Berlin im Jahre 1876 mit 15 Stationen und einer Gesamtlänge von 26 Kilometer eröffnet wurde, besaß am 1. April 1901 bereits Rohrleitungen in einer Gesamtlänge von 124 Kilometer, vermag ihre Züge in Abständen von 5 Minuten zu expedieren und befördert gegenwärtig etwa 7 Millionen Sendungen im Jahre.

Neben diesem staatlichen Telephon- und Telegraphennetz existieren umfängliche Telegraphenleitungen der Berliner Feuerwehr, die am 1. April 1901 nicht weniger als 153 mit dem unterirdischen Leitungsnetz verbundene Feuermelder besaß und damals über Leitungen in einer Länge von 978 Kilometer verfügte.

Die Hohenzollerngruft im Dom zu Berlin in Nernstbeleuchtung. (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke." Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.)

Aus einer von der Gegenwart längst überholten Statistik, die sich auf den 1. April 1901 bezieht, geht hervor, daß sich damals an unterirdischen Anlagen in Berlin befanden:

I. Kabelleitungen.

		Kilometer
1.	Telegraphen- und Fernsprech-Erdleitungen der Kaiserl. Oberpostdirektion	274,3
2.	Telegraphenleitungen der Feuerwehr	978,1
3a.	Lichtkabel (der Berliner Elektrizitätswerke)	2073,0
b.	Bahnkabel (der Berliner Elektrizitätswerke)	478,0
c.	Hochspannungskabel (der Berliner Elektrizitätswerke)	132,0
		3935,4

		Kilometer
	Transport	3935,4

II. Rohr- und Kanalleitungen.

1a.	Kabelrohrleitungen	(der Kaiserlichen Oberpostdirektion)	179,0
b.	Zementkanäle	(der Kaiserlichen Oberpostdirektion)	60,3
c.	Rohrpostleitungen	(der Kaiserlichen Oberpostdirektion)	124,1
2.	Leitung der städtischen Gaswerke		940,2
3.	Leitungen der Imper. Cont. Gasassoziation		142,5
4.	Leitungen der städtischen Wasserwerke		892,9
5.	Tonrohre und Kanäle der städt. Kanalisation		834,8
		zusammen	7109,2 km

Die bedauerliche Tatsache, daß derartige statistische Veröffentlichungen zu ihrer Ausarbeitung und Drucklegung stets mehrjähriger Fristen bedürfen, macht es unmöglich, über die derzeitige Ausdehnung dieser unterirdischen Anlagen genaue Zahlen anzugeben. Sicher ist es, daß sie sich namentlich durch die Leitungen der Berliner Elektrizitätswerke und die Kabel und Zementrohre der Oberpostdirektion bereits auf weit mehr als 10000 Kilometer ausgedehnt haben und in weiterer, reißend schneller Ausdehnung begriffen sind. Um jedoch eine einigermaßen faßliche Vorstellung von ihrer Länge zu gewinnen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß diese am 1. April 1901 mit 7109 Kilometer den Eisenbahnweg zwischen Berlin und Wien um mehr als das Zehnfache übertraf.

Als ein gänzlich neues Element unter den großartigen Anlagen des unterirdischen Berlins müssen schließlich die elektrischen Untergrundbahnen erwähnt werden.

Berlin besitzt bis jetzt freilich nur die 1902 eröffnete elektrische Hoch- und Untergrundbahn, die, am Nollendorfplatz auf steiler Rampe hinabsteigend, als Unterpflasterbahn zu den unterirdischen Bahnhöfen am Wittenbergplatz, Zoologischen Garten und am Knie führt und zur Zeit über die Bismarckstraße in Charlottenburg weiter

nach Westen fortgebaut wird. Das großartige Werk, bei dem jeder Kilometer Bahn einen Kostenaufwand von 3 bis 5 Millionen Mark erfordert, erhält aber eine wertvolle und dringend notwendige Erweiterung durch eine vom Potsdamerplatz nach dem Hausvogteiplatz und später mittels Untertunnelung der Spree bis zum Alexanderplatz zu führende Unterpflasterbahn. Andere in der Vorbereitung befindliche Projekte sollen das „unterirdische Berlin" durch Tunnelbahnen in der Richtung der Potsdamer und Leipzigerstraße bereichern, während wieder andere hauptsächlich in der Nordsüdrichtung gehende Untergrundbahnen, die seitens der Stadtverwaltung projektiert sind, noch im Stadium der ersten Entwürfe sind.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Unterbringung so zahlreicher, verschiedenen Anlagen unter der Straßenoberfläche mit großen technischen Schwierigkeiten verknüpft ist. Ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen, sollen hier Rohrpost, die oben angeführten Kabel, Gas-, Wasser- und Kanalisationsröhren, also Leitungen nebeneinander gebettet werden, bei denen die in ihnen schlummenden Kräfte in schroffem Gegensatz zueinander stehen, so daß Störungen in einem System fast immer auch die anderen in empfindliche Mitleidenschaft ziehen. Besonders schwierig ist diese Aufgabe in alten Straßen, wo der Tiefbautechniker, obwohl er im Besitze der genauesten Karten und Pläne ist, doch nicht selten auf Leitungen oder auf Fundamentreste längst verschwundener Bauten stößt, über die er in seinem Kartenmaterial nichts findet. Hier führt die wenig systematische Ausführung der Anlagen, die eine Folge ihrer historischen Entwicklung ist, dazu, daß die Straßen häufig und in großem Umfange aufgebrochen werden, wenn Ausbesserungen und Erweiterungen vorgenommen werden müssen. Es entsteht dann jene dem Großstädter mit Recht verhaßte „Buddelei", die immer zu unangenehmen Verkehrsstörungen Anlaß gibt. Leichter gestaltet sich die Disposition über den Raum dort, wo Straßen neu angelegt werden. Man baut hier nach dem Prinzipe, daß den Versorgungsnetzen, die den Hausgrundstücken Gas, Wasser, Elektrizität zuführen, der Platz unter den Bürgersteigen auf beiden Seiten der Straßen angewiesen wird, während den in die Ferne wirkenden Anlagen der Raum unter dem Fahrdamm vorbehalten bleibt. Die Anordnung im einzelnen erfolgt dabei nach Möglichkeit so, daß bei Arbeiten an Leitungen der einen Art die anderen in ihrer Funktion nicht gestört werden. Im allgemeinen liegen die Telegraphen- und Fernsprechleitungen am nächsten an den Hausfronten. Es folgen sodann die Gasrohre, die Lichtkabel, die Kanalisation und schließlich die Wasserleitung, deren Rohre wegen der mit ihrem Bruch verbundenen Gefahr für die Häuser, wo es irgendwie geht, fünf Meter von der Baufluchtlinie entfernt bleiben sollen.

Das Ideal wäre es selbstverständlich, wenn, wie man es jetzt in einigen amerikanischen Städten beginnt, sämtliche unterirdische Leitungen in geräumigen Tunneln unterbringen könnte, in denen alle Ausbesserungen und Erweiterungen ohne Störung des oberirdischen Verkehrs vorgenommen werden könnten. — Das gehört jedoch in das Bereich der frommen Wünsche, die selbst in einer Weltstadt wie Berlin vorläufig an den unerschwinglichen Kosten scheitern.

Fontaine lumineuse, unterirdisch durch Scheinwerfer beleuchtet. (Nach „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke" Aufnahme von Zander & Ladisch in Berlin.)

Neues vom Büchertiſch.

Von Carl Buſſe.

Emil Ertl, Die Leute vam Blauen Guguckshaus (Leipzig 1906, L. Staackmann). — Wilhelm Fiſcher in Graz, Lebensmargen (München 1906, Georg Müller). — Auguſt Sperl, Kinder ihrer Zeit (Stuttgart 1906, Deutſche Verlagsanſtalt). — Ernſt van Wolzogen, Seltſame Geſchichten (Berlin 1906, F. Fontane & Ca.). — E. van Keyſerling, Schwüle Tage (Berlin 1906, S. Fiſcher).

Vor einem Jahrhunderl hal der Sohn des Organiſten von Wunſiedel, Jean Paul, ſich ſcharf gegen die dichtenden Jünglinge gewandt, die ſich durchaus immer einen Dichter, Maler ader anderen Künſtler zum darzuſtellenden Helden wählen, weil ſie in deſſen „umfaſſenden Künſtlerbuſen alles, ihr eigues Herz, jede eigne Anſicht und Empfindung kunſtgerecht niederlegen“ können. Sie „liefern deshalb lieber einen Dichter als ein Gedicht“.

Die gleiche Sucht graſſiert heutzutage, und wir empfinden ſie aus Gründen, die gleich angedeutet werden ſollen, noch ſchmerzlicher. Denn was zu Goethes Zeiten verſtändlich, ja vielleicht natwendig war, weil bei der Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe das ganze Fortſchrittsſtreben der Nation ſich eben nur in dem leidenſchaftlichen Drange nach menſchlicher Bildung betätigen konnte, ja daß alſo bei dem Vorwiegen äſthetiſch-literariſcher Tendenzen der Dichter wirklich die Nation in ihren damaligen Wegen und Zielen am beſten repröſentierte, — das iſt heute, in einer Zeit, über die nach Bismarcks Schatten fällt, nuſinnig und unverſtändlich. Das Deutſchland der Gegenwart hat andre Aufgaben und Intereſſen, und nur ein Blinder wird behaupten wollen, daß der Dichter auch heute nach derjenige deutſche Typus ſei, in dem ſich das augenblickliche Weſen und Streben der Natian am klarſten ſpiegle. Mit gutem Grunde alſa wird man einem madernen Roman, deſſen Held ein Dichter oder Künſtler iſt, van varnherein mißtrauen dürfen, während man umgekehrt mit beſten Erwartungeu an ein Buch herantreten wird, in dem das werktätige, tüchtige Leben in irgendeinem Ausſchnitt ſich entfaltet.

Nicht mit dem Mißtrauen, ſondern mit den freundlichen Erwartungen geht man deshalb an einen Roman, der auf ſeinen erſten Seiten verſpricht, das wackere Völkchen der Altwiener Seidenweber vam Schattenfeld wieder lebendig zu machen: an Emil Ertls „Leute vam Blauen Guguckshaus“ (Leipzig 1906, L. Staackmann). „Alle meine Vorfahren, ſoweit ich van ihnen weiß, ſind Seidenweber geweſen,“ ſagt Emil Ertl, „und ſie haben ihre Schütze aus der Hand durch die Kette gewarfen.“ Ihr Nachkömmling tut das nicht mehr; er iſt ein Doktar der Philoſaphie in Graz und ſchreibt Bücher. Aber das alte Weberblut regt ſich in ihm, und Kindheitserinnerungen umgaukeln die alten großen Handwebſtühle, auf denen die ſchimmernden Fäden ſich kunſtvoll zu glatten und gemuſterten Zeugen zuſammenſchloſſen. Aus Erinnerung und Sehnſucht wab ſich auch das Buch zuſammen, das von den braven Handwerkern erzählt, und wa die zwei des Patenamtes gewaltet haben, darf man vertrauen. Der Ertliſche Raman iſt kein Meiſterwerk, aber er hat ſo viel gute und tüchlige Eigenſchaften, daß es ungerecht wäre, ihn zu übergehn. Er ſucht das Volk bei der täglichen Arbeit auf, macht uns in biederen Bürgerkreiſen heimiſch und wächſt ſich zum Lobgeſang aus auf Bürgerfleiß und geſundes Fühlen. Damit die Luft der niedrigen Stuben uns aber nicht beklemmt, iſt das Enge ſehr geſchickt an das Weite geknüpft: vor dem großen und blutigen Hintergrund der napoleoniſchen Kriegszeiten ſpielt ſich, halb idylliſch, das Leben und Schaffen der biederen Seidenweber ab, der rote Feuerſchein fällt in ihr friedlich Wirken, und während die Webſtühle klappern, donnern die Kanonen von Aſpern. Dabei wird manch gewichtiges Wort geredet, das in eine Zukunft hineindeutet, die jetzt für Öſterreich Gegenwart iſt.

Das Beſte an dem Roman und wohl auch an Ertl iſt das Bürgerliche. Die Weber vam Schottenfeld haben ihrem Nachfahren nicht ihre Fertigkeit vererbt, wahl aber die Eigenſchaften, durch die ſie ſich emporgearbeitet haben: die ſalide Tüchtigkeit, den ſchlichten natürlichen Sinn, die bürgerliche Genügſamkeit. Sie haben nach dem, was hier erzählt wird, nie über ihre Grenzen hinausgeſtrebt, ſich aber innerhalb derſelben kräftig behauptet. Van ähnlichem Schlag ſcheint der Enkel zu ſein, der die Toten aus ihren Gräbern beſchwört. Er freut ſich mit dem Meiſter Guguck an den ſchönen Geweben und beſchreibt ſie des langen und breiten mit gerechtem Stolz; er neigt ſich mil heimlicher Liebe zu dem alten Salzküfel, der nie den Ehrgeiz hatte, Meiſter zu werden; er iſt dem Melcher gut, der ſo früh ſtirbt und noch zuletzt an die Webſtühle denkt, und er verſammelt um ſich lauter nette Leute, die alle wacker und ehrenfeſt ſind trotz kleiner Schrullen und Schwöchen, und die in dem ebenen bürgerlichen Tritt ihr Ideal ſehn. Nur zwei fallen aus dem Kreiſe heraus, ſie haben einen Drang nach „Höherem“ in ſich. Das iſt Tollrian, der ſich auf die Philaſaphie wirft, und ſein Sahn Schackerl, der davanläuft. Aber dieſer verlierl ſich in der Welt und erregl

bei kurzer Rückkehr berechtigte sittliche Entrüstung, und jener erhängt sich sogar. In eine „Moral“ umgesetzt heißt das: Bescheidet Euch, füllt den Platz, in den Ihr hineingeboren seid, gut aus und laßt Euch nicht nach Dingen gelüsten, die Euch nichts angehn! Der junge Ledold entgleist in dieser Beziehung auch für kurze Zeit: er hat seinen Gott verloren und kann ohne Gott nicht leben, er wird nicht klug aus dem scheinbaren Widersinn des Lebens. Da sangen während der Schlacht die Pfingstglocken aus den vom Feind nicht bedrohten Kirchdörfern zu läuten an, und mitten in Herzensangst, „umgeben von den Greueln der Vernichtung und der Verwesung, fühlte Ledold den Geist in sich erwachen“. Wie ein unsägliches Glück leuchtet ihm die Erkenntnis auf: „Wenn wir nur jeder treu unsere Stimme spielen, die uns zugeteilt ist — wir dürfen darauf vertrauen, daß es einen guten Zusammenklang gibt. Und wenn wir diesen Zusammenklang nicht hören oder ihn gar für einen Mißklang halten, so ist es nur, weil unser Ohr taub und blöde ist und unser Begreifen beschränkt.“ Mit dieser Erkenntnis, die etwas überraschend geboren wird, schließt sich auch Lebold den anderen Leuten vom Gugucksbaus an und wird an der Seite der frischen Wettl ein treuer und zufriedener Seidenweber werden.

Diese philiströse Genügsamkeit würde uns zornig machen und kränken, wenn sie sich in harter Beschränktheit als alleinige Norm aufstellte. Aber sie ist hier herzlich und bescheiden, so daß man die wackeren Bürger gern begleitet. Man hat ja, wie gesagt, auch den Ausblick auf Alpern und Napoleon. Besonders wenn der Gugud und seine Kollegen bei der Arbeit sind, an den Webstühlen, ist man mit Freuden an ihrer Seite. Politisieren und spekulieren hört man sie weniger gern. Aber mit ihren Werkstätten schließt sich eine interessante Welt für uns auf. Und man merkt, wie Ertl da zu Hause ist, wie er aus Eigenem schöpft, eben aus Erinnerung und Sehnsucht. Schweifen die Gedanken von hier aus über das Buch hinweg, so ertappt man sich wohl auf dem Bedauern, daß im ganzen doch so wenige Poeten als Kinder die Werkstätten der Tischler und Schuster, Schneider und Uhrmacher „erlebt“ haben. Die wenigen heben da Schätze von Poesie. Mit vollem Recht hat derselbe Jean Paul, den ich schon anfangs als Kronzeugen anrief, vor dem „Heinrich von Ofterdingen“ des jungen Novalis darauf hingewiesen, daß die gediegenste Gestalt darin der Bergmann aus Böhmen sei, eben weil Novalis selber einer gewesen sei. Hier ist menschlich Fleisch und Blut, alles übrige Fleisch, meinte der witzige Clemens Brentano, sei nur Lachs. So ist auch in dem Ertlschen Roman diejenige Gestalt die beste, die am innigsten und stärksten mit dem Handwerk verknüpft ist: der atte Salzkiesel. Es wäre gewiß recht stimmungsvoll, wenn auch ein wenig billig, gewesen, ihn am Webstuhl, in den Sielen, sterben zu lassen, aber es dünkt mich schöner, wie der Alte jetzt da sitzt, die Schütze in der Rechten, mit der Linken die Webertade fassend, ganz still ins Blaue starrend, nicht mehr fähig zu arbeiten und doch in der Meinung, er wede und schaffe noch so manche Kette! Da wir grad' bei den einzelnen Gestalten sind, dürfen auch der Vincenz und der Melcher nicht übergangen werden: der Vincenz, der stets rührenden Abschied nimmt, um sich fürs Vaterland in einen Truppenteil einreihen zu lassen, aber stets zurückgewiesen wird; der Melcher, der, wenn er schon sterben soll, sich einen Reitertod wünscht. Aber der Wunsch geht ihm nicht in Erfüllung; das Regiment hält reglos; das Pferd wird ihm zerschmettert, und als er vorschriftsmäßig mit Sattel und Zaumzeug im Rücken der Truppe nach dem Fahrpark läuft, wird er von den Splittern einer platzenden Granate getroffen. Grad' kann er noch denken: „Und richtig kein Reitertod.“ Die Szenen aus der Asperner Schlacht sind nicht übel, doch der „Jörn Uhl“ steht uns noch zu nah. Die gewaltigen Kriegsepisoden, die darin enthalten sind, schlagen alles ähnliche tot.

Um die Bilanz zu ziehen: der Roman ist kein großes, aber ein tüchtiges Werk. Er kommt etwas schwer und ungetenk in Gang, doch er hebt sich später und wird flüssiger. Weder die Konflikte noch die Gestalten sind besonders tief gefaßt, aber ein ehrlicher Künstler hat sich darum bemüht, der das gewählte Milieu vollständig beherrscht. Es ist nichts in dem Buche, was hinreißt, doch auch nichts, was nur äußerlich blendet. Man wird sich nicht dafür begeistern, aber man wird es mit herzlichem Sympathiegefühl aus der Hand legen und sich den Namen seines Schöpfers merken.

Ertls Nachbar in Graz, Wilhelm Fischer, dessen Roman „Die Freude am Licht“ vielen lieb wurde, stellt sich mit einem Band Erzählungen ein: „Lebensmorgen“ (München 1906, Georg Müller). Er wohnt als Dichter durchaus Sonnenseite; er ist ein Lichtschwelg; er ist ein heimlicher Lyriker. Immer dann wird's ihm wohlig, wenn er seine Gestalten mit einem Fuß schon ins Märchentand hineinspazieren lassen darf. Und märchenhaft sind grade die Erzählungen des vorliegenden Bandes. Von fröhlichen Kindern reden sie, die noch mehr sehen, hören, erleben als wir klugen Erwachsenen, die noch jene „bläulichweißen, makellosen, glänzenden Augen“ haben, davon die Grimms im Vorwort ihrer Kinder- und Hausmärchen sprechen. Wir lernen das Regenbogenschüsselchen kennen, in das die Enget Freudentränen weinen; das goldne Schiffsvolk, das die Sonne auf strahlenden Lichtschifflein durch das Auge ins Menschenherz schickt; das Schloß der Frau Sonne und Herrn Singold, der einen kleinen, kranken Träumer in den Himmel holt, und vieles andere mehr. Eitel Sonnenschein liegt auf der Welt und in den Herzen, das Lachen des „schneeweißen Fräuleins“ tönt wie ein silbernes Klingeln dadurch, das Licht schimmert und leuchtet in tausend Farben, es tanzt selbst im Eisen des Hochofens, und die Freude am Licht wird auch hier in liebenswürdigen Bildern gepredigt. Seid fröhlich, denn die Welt ist so wunderschön! Aber dazu müßt ihr erst gut werden, denn nur gute Menschen haben so freie und fröhliche Herzen! Das ist das selige Evangelium, das Wilhelm Fischer immer von

neuem verkündet. In einer Art vegetativer Ergriffenheit, in süßem Benommensein schaut er in die Welt. Er hat diejenige „Bravheit", von welcher der kleine Simerl spricht, diejenige, „die zur Erden schaut, wenn alles aufschießt und grün wird, und eine Freud' daran hat; und wenn die milde Luft geht, sich denkt: gehörst zu mir." Der kleine Simerl, der das sagt, ist ein Dichter und weiß es nicht. Er geht versonnen durch die schönste Geschichte des ganzen Buches. Aber er ist für die harte Geschäftigkeit der Welt zu weich und hat kein Geschick für den Dienst der Erde. So schließt er die Augen, und Herr Singold holt ihn heim ins „Schloß der Frau Sonne".

Von dieser feinsten Dichtung können wir uns zum Dichter selbst wenden, denn er selbst hat etwas von seinem Liebling Simerl. Er ist ein Poet voll Zartheit und Süße, mit einem Wort: der heimliche Lyriker. Man kann trotzdem nicht behaupten, daß seine Linien nicht fest wären, so reichlich sie auch mit Sonnengold und Märchenduft überstäubt sind. Aber sie müßten doch vielleicht noch schärfer und kräftiger sein, gerade weil sie so viel Lyrik einschließen. Ich lese jede Seite von diesem Dichter mit hellem Entzücken und frage mich doch stets, wenn ich das ganze Buch dann beiseite lege, warum aus all den Begeisterungen am Ende doch keine volle, jedes andere Gefühl niederwerfende Begeisterung werden will. Was lähmt mir da den Aufschwung, und was lähmt den Dichter? Wahrscheinlich ist es wohl dies, daß ihm ein Letztes fehlt, das Tüpfelchen über dem i, die höchste Formungs- und Konzentrationskraft. Deshalb vielleicht kann der heimliche Lyriker auch keine Lyrik schreiben, deshalb sind die märchenhaften Erzählungen nicht zu Märchen geworden. Formen heißt bezwingen; Form ist Kraft. Aber Wilhelm Fischer ist, ohne gerade unkräftig zu sein, um eine Idee zu weich, zu weiblich. Auch ihm hätte, wie dem Sigi in seiner Geschichte „Feengabe", „etwas mehr Nordwind" notgetan, daß er eine festere Rinde hätte ansetzen können; auch er ist, wie das Simerl, nicht recht geschickt für die harten Dinge dieser Erde. Der zarte Farbenschmelz, das Sonnig-Märchenhafte, alles, was wir gemeinhin das „Poetische" nennen, wird uns in seinen Büchern immer entzücken, es würde uns aber noch reiner erfreuen, wenn es auf einem stärkeren Untergrunde jener „echten Nüchternheit" ruhte, die Novalis als eine Haupteigenschaft des wahren Dichters pries. Vielleicht sind alle diese Worte schon zu schwer und greifen zu weit, aber in der Richtung, in die sie weisen, liegt der Mangel der schönen Fischerschen Begabung — ein Mangel, der es vielleicht erklärt, daß sich das Publikum diesem ausgesprochenen Poeten gegenüber immer noch zurückhaltend zeigt.

Man braucht nach dem „Lebensmorgen" nur die drei Geschichten „Kinder ihrer Zeit" von August Sperl zu lesen (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt), um mit aller Deutlichkeit die versteckte Schwäche des Grazer Poeten zu empfinden. Denn Sperl ist der ganze Gegensatz zu Wilhelm Fischer. Erzählt dieser lyrisch, so erzählt jener fast dramatisch, überwiegt bei diesem die Schilderung, so bei jenem der Dialog, geht dieser von der Natur aus, so jener vom Menschen, ist bei dem weicheren, weiblicheren Österreicher die Stimmung die Hauptsache, so bei dem härteren, männlicheren Franken die Handlung. August Sperl hat jene echte Nüchternheit, von der vorhin gesprochen ward. Seine Gestalten sind scharf silhouettiert gegen die Zeit, die Darstellung ist von strotzender Gegenständlichkeit, die Fabel ist nicht wie bei Dichtern, die erst auf einem Umweg zur Erzählungskunst gelangt sind, halbe Nebensache, sondern das Ursprüngliche und Hauptsächliche, dem alles andere dient. Jede Szene führt deshalb vorwärts, und bei aller Fülle im einzelnen hat man doch den Eindruck des Knappen, Geschlossenen, das Gefühl einer energischen, zielbewußten Führung. Diese Energie bewundert man.

Den stärksten Eindruck von den drei Geschichten macht wohl die letzte: „Der Mitläufer". Der Held ist ein „Dümmling", so einer, von dem alte Volksmärchen gern erzählen und aus dem in literarischer Destillierung ein „reiner Tor" wird. Aus einem altkeltischen Dümmlingsmärchen stammt der Parsifal, und Verwandte des Sperlschen Helden gehen auch durch das Grimmsche Märchenbuch. Ein langer Laban, sieben fränkische Schuhe hoch, gutmütig, dumm, weltunerfahren — so pflügt der Klas seines Vaters Feld. Es ist die Zeit des großen Bauernkrieges, und ein Trupp aufrührerischer Bauern zwingt den Riesen dazu, sich mit einem Eid an sie zu binden. Er versteht von der ganzen Sache nichts, aber da sie ihm auch die Pferde ausgespannt haben, läuft er halt mit. In den Dümmlingsmärchen geht nun gewöhnlich alles für den Helden aufs beste aus; der „reine Tor" gewinnt den Gral. Aber das Leben ist kein Märchen, und dem langen Klas geht es schlechter. Dumm und gutmütig tappelt er ins Verderben, läßt sich zum Sturm auf das feste Schloß führen, macht alles, wie's die andern machen, und verliert dabei sein jung-jung Leben. Die ganze Gestalt, der Schluß vor allem, ist wundervoll. Nichts von Sentimentalität, aber um so stärker ist der Eindruck. Man hat den guten Jungen lieb; man läßt gepackt und ergriffen das Buch sinken. Und man würde den auslachen, der hier mit Paragraphen der Ästhetik anrückte und die Frage der tragischen Schuld vorbrächte. Ein Dichter in dem Sinne dieser Paragraphen würde allerdings wohl solch eine Schuld konstruiert haben, oder wahrscheinlicher noch hätte er den langen Klas mit dem lieben Mädel, das er zuletzt findet, entwischen lassen. Ja, in dem Moment, wo Sperl zuletzt noch das Mädel einführt, erwartet man förmlich eine glückliche Lösung. Es ist wie im Märchen ... der dumme Hans, meint man, wird ein Riesenglück haben. Um so einbringlicher und erschütternder ist der Schluß, und gerade er zeigt mir den ungewöhnlichen Dichter. Ganz prächtig sind in der Gestalt des Helden auch die täppische Gutmütigkeit und die begriffsstutzige Dummheit verwoben. Rührend, wie der Klas sich über das schlummernde Kind neigt, den Käfer aufrichtet, das junge Grasenkind rettet, mit Tränen im Auge sein abgetriebenes Pferd einreibt usw.! Und auch in den Episodenfiguren welche Kraft! Der

Kopfstudie. Gemälde von J. M. Niederée. (Aus der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung, Berlin.)

verrückte Prädikant im Dom, der im Dunkel vor leeren Bänken predigt, ist in aller Nebensächlichkeit meisterhaft.

Eine andre Novelle, „Die beiden Heiligen", ist behaglicher ausgesponnen, zeugt von Humor, ist aber doch unbedeutender und läuft auf eine Anekdote hinaus. Ganz dramatisch und geschlossen ist dagegen wieder „Der Obrist". Zwei Prachtgestalten darin: Der Pfarrer, und fast noch glänzender gelungen der Kapitän Brandtner. Ein wüster Kerl, bis zuletzt charakteristisch durchgehalten, aber treu, treu, und in dieser Treue mit allem versöhnend. So deckt in unserem Nibelungentied die Treue alles zu. Vor einem Dichter, der so gestalten kann, muß man den Hut ziehen.

Nach langer Pause tritt auch Ernst von Wolzogen wieder als Erzähler auf: mit „Seltsamen Geschichten" (Berlin 1906, F. Fontane & Co.) Wie männiglich bekannt, hat er seine Kraft jahrelang in Bestrebungen verzettelt, die kaum des Schweißes der Edlen wert waren. Er selbst mag grollend auf den Überdrettl-Rummel, in den sein unruhiges Temperament ihn hineinhetzte, zurücksehen. Irre ich nicht, hat er selbst einmal bitter erklärt, daß er sich damit nur seinen guten literarischen Namen ruiniert habe. Wie dem auch sei — es wäre herzlich zu wünschen, daß auf Hast und Unruhe nun eine Zeit der Ruhe folgte, ein auf sich selbst Besinnen und ein Schaffen in der Stille. Dann ist noch nichts verloren. „Wir müssen alle in Sandwege hinein," sagt Heim Heidereiter zu Jörn Uhl.

Als Vorboten solchen neuen rührigen Schaffens wollen wir die „Seltsamen Geschichten" hinnehmen. „Doktor Porphyrios Dermenjoglus' merkwürdige Klinik" heißt der Titel der ersten. Sie ist mir zu sehr auf Spannung und Publikum zugeschnitten. Sie ist im Grunde gar nicht so merkwürdig und unheimlich, aber sie soll es sein. Deshalb wird sie so erzählt, daß man vor Rätseln und Schauern steht, die erst zuletzt gelöst werden. Das ist virtuos gemacht, aber es knallt mir zu sehr, es reizt nur die Nerven, es ist ein Variététrick. Ein immens reicher Großhändler aus Ceylon bringt sein junges, von Beriberi, der furchtbarsten Krankheit des Orients, befallenes Weib in eine ihm empfohlene Landauer Privatklinik, zu dem unheimlichen Doktor Porphyrios Dermenjoglus. Was da vor sich geht spottet jeder Beschreibung; man glaubt es mit lauter Wahnsinnigen zu tun zu haben. Es kommt zu furchtbaren Szenen zwischen dem Gatten der Kranken und dem behandelnden Arzt; Revolver, Dolche, das indische Pfeilgift spielen eine Rolle; Mord und Testamentsfälschung gehen so nebenher, und verständnislos sieht man all diesen verrückten und sich überstürzenden Ereignissen zu. Ein Brief bringt endlich Licht und Klarheit in die rätselhafte Affäre, die doch nur deshalb so rätselhaft ist, weil Wolzogen die ganze Geschichte (was wir zuerst aber nicht wissen) vom Standpunkt des überseeischen Großhändlers erzählt. Ein Arzt der Klinik liefert dazu die notwendigen Karrelturen.

Ich könnte mir den gleichen Stoff doch wesentlich anders angefaßt denken. So zwar, daß der objektiv alles überschauende Erzähler von dem Doktor Porphyrios ausgeht und den schweren Konflikt in dessen Seele in den Mittelpunkt rückt, den Konflikt des Arztes, der da glaubt retten zu können und der um der Kranken, sonst fraglos Verlorenen willen den Gatten mit Gewalt an der Fortnahme seiner Frau hindert. Daraus hätte sich dann alles weitere ergeben, und die Geschichte wäre zwar nicht so nervenpeinigend-geheimnisvoll geworden, aber es hätte sich mehr künstlerischer Ernst in dieser Anlage gezeigt. Jetzt drängt sich das roh Stoffliche fast frech und ausschließlich in den Vordergrund.

Bedeutender dünkt mich die zweite Erzählung: „Der Prophet im Walde". Sie ist psychologisch feiner durchgeführt und mit viel mehr künstlerischer Objektivität geschrieben. In das Krankenhaus eines pommerschen Küstenstädtchens ist ein wunderlicher Heiliger eingeliefert worden, dem ein dörflicher Gemeindebulle, entrüstet über die ungewöhnliche Erscheinung des in Kamelhaare gekleideten Wandrers, mit dem Horn das Sitzteil schwer verwundet hat. Der absonderliche Schwärmer, Naturmensch und Weltreformer, wie es deren ja heut viele gibt, nimmt seine Krankenpflegerin, die tüchtige Schwester Berta, so für sich ein, daß sie andächtig lauscht, wenn er von seiner Lebensaufgabe und seinen Ideen spricht; sie verteidigt ihn, schützt ihn, ermuntert ihn, einen Vortrag im Städtchen zu halten, und ist auch die einzige, die nach dem riesigen Skandal dieses Vortrages treu zu ihm hält. Als er dann von seiner einsamen Insel aus brieflich anfragt, ob sie sein Weib werden wolle, sagt sie ja und fährt im Staatskleid mit tausend Talern Mitgift zu ihm. Aber als sie mit ihm in der öden Langeweile zusammenhaust, als sie sieht, wie der Apostel dem lieben Gott die Tage stiehlt und gleichmäßig-behaglich faulenzt, da empört sich alles Gute, Pflichtgewohnte, Tüchtige ihrer Natur gegen diesen Mann, der kein Mann ist, und sie befreit sich von ihm auf eine höchst originelle, aber psychologisch verständliche Weise. Sie zwingt ihn zu einer richtigen Rauferei, verdrischt ihn fürchterlich und geht dann, nachdem sie mütterlich noch für ihn gesorgt, zurück ... zurück zu den Armen, Schwachen und Elenden, die sie nun von neuem pflegen wird, geht „die gerade Straße der gesunden und normalen Frau, die gerade Straße der Pflichterfüllung und der tüchtigen Arbeit".

Mit großer künstlerischer Objektivität ist diese kleine Geschichte geschrieben, ist vor allem der Naturapostel gestattet. Alles Gute, was er hat, zeigt er unter den Spießbürgern, die er, fast ein Held, um Haupteslänge überragt; seine ganze Schwäche offenbart sich später. Man begreift — und das ist das Entscheidende — sehr wohl, daß sich Schwester Berta, die Tüchtige und Nachdenkliche, an ihn hängt, und man begreift ebenso, daß sie ihn schließlich verläßt. —

Verhältnismäßig spät erst ist es dem Kurländer E. von Keyserling gelungen, die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde zu erregen. Graf Keyserling ist 1858 geboren, also achtundvierzig Jahr alt. Und ein Lorbeerzweiglein wuchs ihm

erst zu, als vor drei Jahren sein Roman „Beate und Mareile“ erschien. Bald darauf kam eine Bühnendichtung „Benignens Erlebnis“, und die jetzt ausgegebenen Novellen „Schwüle Tage“ (Berlin 1906, S. Fischer) bestätigen zu allem Überfluß, daß ein apartes und feinsinniges Talent seine Bahn gefunden hat.

Es ist nicht ganz einfach, dieses Talent in Kürze zu charakterisieren. Gehen wir von einer Gestalt aus, die es geschaffen hat: von Felix von Bassenaw, einer Hauptperson der ersten Novelle des neuen Bandes. Dieser Felix hat halb die Neigung für das Ländliche, Natürliche, halb einen ausgesprochenen Sinn für feinste Kultur. Seine Mutter war so ungeheuer vornehm, und nach viel vornehmer ist seine Frau. „Die Elmts waren so vornehm, daß sie kaum leben konnten. Sie starben auch aus.“ Und wenn sich Felix van Bassenaw auch immer ein wenig darüber mokiert, so hat er im Grunde doch für die allerfeinste Treibhauskultur sehr viel übrig. Ebenso der Graf Keyserling. Auf dem Gegensatz dieser beiden Mächte, triebkräftiger, rabuster Natur und zartester Kultur, bauen sich viele seiner Schöpfungen auf. Während dieser Gegensatz im Manne selbst beieinander liegt und ihn in seinem Empfinden zwiespältig macht, tritt er sich gewöhnlich in zwei Frauengestalten gegenüber, heißen sie nun Beate und Mareile oder wie hier Annemarie und Mila. Rastlos pendelt der Poet zwischen diesen beiden weltenweit geschiedenen Sphären hin und her. Er ist bald im Schloß bei Menschen, die stille sitzen und an hübsche helle Dinge denken, die Sauerbraten mit Salzgurken traurig macht, die ganz Nerven sind, die etwas Kostbares, die feinste Auslese des Lebens darstellen und zu Krebssuppe, Waldschnepfen und pain d'ananas Sekt trinken, und bald ist er bei Stallmägden, die das Triebleben des gesunden Tieres führen, bei der Saldatenkersta, die von ihrem Mann unbarmherzig verhauen wird und dabei eine gewisse Befriedigung empfindet, bei in Dumpfheit vegetierenden, ihren Instinkten folgenden Geschöpfen. Und es läßt sich schwer entscheiden, was er besser herausbringt. Das Gefühl für das Aparte, Ästhetische, etwas Verwandtes in seinem Blut läßt ihn die kostbaren Treibhaus- und Luxusblumen mit einer liebevollen Sorgfalt hegen — er lächelt wohl mal, aber er hat einen geheimen Respekt davor und freut sich, daß er dazu gehört —, und ein derberer, krautjunkerlicher Zug seines Wesens, vor allem eine starke, auch in seinen Schöpfungen ewig hervorbrechende, unwählerische Sinnlichkeit reißen ihn nach der anderen Seite. Ein Stückchen Gabriele Reuter steht neben einem Stückchen Klara Viebig.

Sehr fein und apart ist Keyserlings Technik. Er erzählt in kurzen Szenen, die sich aneinander reihen, er erzählt sehr elegant und flüssig. Es sieht fast nach leichtem Wurf aus, und doch möcht' ich gerade glauben, daß in dieser Form, die gleichsam nur Gipfel berührt, eine sehr ernste Kunstarbeit steckt. Als ob Romankapitel je auf eine einzige kurze Szene gebracht werden, die eine neue Beleuchtung, eine notwendige Nuance ergibt. Alles ist mehr angedeutet, als ausgeführt. Und daß man das zu weit treiben kann, beweist der Schluß der ersten Novelle. Aber es gewährt einen eigenen Reiz, Keyserling darin zu folgen. Er ist auch hier für die Auslese.

Am schönsten sind seine Naturstimmungen. Wie sehr er Maleraugen hat, beweist schon seine Technik: er stellt ja Bild neben Bild fast ohne Übergang. Als Felix van Bassenaw aus dem Süden in die Heimat zurückkehrt, ist sein erster Gedanke: „Sieh, sieh — hier sind ja auch Farben!“ Und nun blickt er sich um: „Der Wagen fuhr durch Felder hin. Ebenes, grellgrünes Land, über das seidige blaue Schatten hinschillerten. Leute kamen von der Arbeit. Langsam ging einer hinter dem andern her, graue Gestalten, denen das Abendlicht die Gesichter rot malte. Weiber standen am Wege in ihren farbigen Kamisalen, sehr bunt und schwer in all dem Grün. Sie schützten die Augen mit der Hand und schauten dem Wagen mit einem starren Lächeln nach.“ Ist das nicht alles wie aus Gemälden herausgeschnitten, die wir auf unsern Kunstausstellungen sahn? Da nimmt es weiter nicht Wunder, daß Keyserling auch prächtige Naturstimmungen einfügt. Ein paar kurze Striche, aber die wichtigsten und stimmunggebenden — das Bild ist fertig. Das ist Dichterart. Ich erinnere mich eines Satzes aus seinem Roman „Beate und Mareile“: „Im Felde begann eine Wachtel zu schnarren, eintönig und unermüdlich, als spräche sie im Traum von unendlichen Kornfeldern.“ Wer sagt in so wenigen Worten Schöneres? So wird auch hier ein Stück Natur, von Maler- und Jägeraugen geschaut, in aller Knappheit uns lebendig: Der Abend im Wald, öliges Quarren der über die Birkenwipfel streichenden Schnepfen, das eintönige Klingen der Erdkrebse an den schwarzen Wassern des Sumpfes, der weiße Nebel, der von Ästen zerschnittene Mond.

Während ich dies alles schreibe, kommt es mir zum Bewußtsein, daß ich gar nicht daran dachte, die Stoffe der Keyserlingschen Novellen nachzuerzählen, wie etwa die der Wolzogenschen. Es soll auch dabei bleiben. Denn was für Wolzogen Hauptsache ist, ist für Keyserling Nebensache. Und Nebensache schließlich auch für diejenigen Leser, die für die „Schwülen Tage“ allein in Betracht kommen. Es ist im ganzen doch nicht zu verkennen, daß die Kunst des Kurländers Luxuskunst ist, eine feine, delikate, aparte Kunst für die rein ästhetisch Genießenden. Sie ist aus Geschmack, aus künstlerischem Formungstrieb, aus bedeutenden natürlichen Anlagen, aus reifer Erfahrung, aber auch aus leisem Skeptizismus geboren, nicht aus Jugend, Gläubigkeit, Begeisterung. Aber die Begeisterung bleibt doch das Beste nicht nur, was wir aus der Geschichte, sondern das Beste auch, was wir aus der Dichtung davontragen können.

Illustrierte Rundschau.

M. v. Eyth zum 70. Geburtstag. — Der neue Frans Hals der Münchener Pinakothek. — Van der Jahrhundert-Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie. — Architektur und Innendekorationen von Leopold Bauer in Wien. — Neuere Arbeiten der Nymphenburger Porzellan-Manufaktur. — Zu unsern Bildern.

Geh. Hofrat Max v. Eyth.

Am 6. Mai beging einer der beliebtesten deutschen Schriftsteller, Hofrat Dr. Max v. Eyth, seinen siebzigsten Geburtstag. Er ist keiner der führenden Geister unserer Literatur, er wird kaum einen Platz finden in deren Geschichte, und doch hat er mit seinen wahrhaft tüchtigen, kerngesunden und von einer glänzenden Darstellungsweise getragenen Arbeiten gewiß mehr Leser erfreut als so mancher vielgefeierte Dichter. Max Eyth ist von Beruf Ingenieur; geboren am 6. Mai 1836 in Kirchheim, erhielt er seine technische Ausbildung auf dem Polytechnikum in Stuttgart, ging 1861 nach England und trat hier in Beziehung zu John Fowler, dem Besitzer einer großen Maschinenbauanstalt in Leeds, der gerade damals die glückliche Idee hatte, die Dampfkraft in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen. Teils im Auftrag Fowlers, teils im eigenen Interesse bereiste Eyth fast die ganze Welt; jahrelang war er in Ägypten tätig, dann in den Vereinigten Staaten, in Österreich-Ungarn, Italien, Belgien, Rußland, der Türkei. Er arbeitete aber nicht nur in seinem Beruf. Ihm war die glückliche Gabe geworden, mit offenen Augen Land und Leute zu schauen, überall mit scharfem Blick das Interessanteste herauszufinden und festzuhalten. Und die andere Gabe, das Gesehene und Erfahrene in lebendigster Anschaulichkeit zu schildern. So entstand denn Ende der siebziger Jahre sein „Wanderbuch eines Ingenieurs", neu herausgegeben, mit wesentlich vergrößertem Inhalt unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit", ein in seiner Art geradezu klassisches Werk, das auch — und das muß besonders betont werden — dem Nichtfachmann eine Fülle von Anregungen erschließt und sich in seiner sprudelnden Frische wie ein Roman liest. Eyth, dessen Ingenieurtätigkeit immer in enger Verbindung mit der Landwirtschaft geblieben war, gründete dann die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft und widmete ihr ein gut Teil seiner Kraft. Die Feder ruhte aber darüber nicht: außer technischen Werken schrieb er eine Reihe flotter, meist auch irgendwie mit der Ingenieurkunst in Beziehung stehender Erzählungen, unter denen wohl „Der Kampf um die Cheopspyramide" und die unter dem Titel „Hinter Pflug und Schraubstock" vereinigten am bekanntesten geworden sind. —

Die Münchener Pinakothek hat sich in den letzten Jahren in der Neuerwerbung älterer Werke sehr zurückgehalten, was gewiß in den Schwierigkeiten, die heut bei der stetig wachsenden Konkurrenz der Kunstmarkt darbietet, seine gute Begründung fand. Jetzt ist ihr aber der Kauf eines Werkes gelungen, um das die Sammlung von allen übrigen Galerien stark beneidet werden dürfte: ein wundervoller, kerniger Frans

Bildnis. Gemälde von Frans Hals.

Nach einer Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München.

Fragmente aus der zweiten Redaktion des „Morgens".

Gemälde von Philipp Otto Runge.

stellung bereits hervorgerufen, hier in begeisterter Anerkennung, dort in recht scharfer Kritik. Wenn man heut das Fazit zieht, muß man doch zugestehen: wir können froh sein, daß sie uns wurde, und wir wollen denen dankbar sein, die sie mit unermüdlichem Fleiß schufen: dem Vorstand, Professor Lichtwark-Hamburg, Professor v. Reber-München, Professor v. Tschudi-Berlin, Geheimrat Dr. Schmidt-Berlin, Geheimrat Dr. v. Seydlitz-Dresden, und allen Förderern und Darleihern. Über die Art ihrer Zusammenstellung kann man freilich sehr verschiedener Ansicht sein. Der Inhalt deckt sich zum Teil nicht recht mit dem Namen. Eine Ausstellung, die wirklich ein Bild der deutschen Kunst des XIX. Jahrhunderts geben wollte, hätte auf Cornelius, Kaulbach, Piloty — gleichviel, wie wir heut zu ihnen stehen — wohl stärkeres Gewicht legen müssen; es fehlen so manche ausgezeichnete Meister ganz, die denn doch zu den markantesten Erscheinungen des XIX. Jahrhunderts gehörten — um nur einen zu nennen: Pigltein; auch Knaus kommt schlecht fort. Auf der anderen Seite sind mindere Größen mit einer Wucht ausgespielt, die wahrlich nicht im rechten Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht. Aber wir wissen ja alle, mit welchen Schwierigkeiten das Zusammenbringen solch einer Ausstellung verknüpft, von welchen Zu-

Hals aus der besten Zeit des großen Niederländers, ging in ihren Besitz über. Wir freuen uns, das Bildnis heut schon unseren Lesern in der Reproduktion vorführen zu können. —

Ein Teil unserer Einschaltbilder und drei Abbildungen der Rundschau sind der Jahrhundert-Ausstellung der Berliner Nationalgalerie entnommen, die das diesjährige große Ereignis im Kunstleben der Reichshauptstadt war; heut noch, wie seit Monaten, erregt sie das allgemeine Interesse, erfreulicherweise darf man sagen: weit über die Kreise hinaus, die sonst der Kunst verständnisvolle Aufmerksamkeit weihen. Eine Hochflut von Artikeln hat diese Jahrhundert-Aus-

Hundekomödie.

Gemälde von Josef Danhauser.

fälligkeiten ihre Einzelheiten oft abhängig sind. Man soll deshalb nicht nörgeln, sondern sich des Gegebenen freuen.

Mir ist, während ich die Säle der Nationalgalerie durchwanderte, ein paarmal ein Wort des alten Menzel durch den Kopf gegangen. Ich saß vor etwa zehn Jahren bei ihm in seinem Atelier, und er war einmal wirklich gnädiger Stimmung, sehr unterhaltsam sogar. So erzählte er mir von seiner schweren Jugend und erzählte davon, wie er schon früh eine besondere Vorliebe für Chodowiecki gehabt hatte, wie er von seinen ersten mühsamen Spargroschen bei einem Antiquar sich dessen Kupferstiche, aus denen sich damals niemand etwas machte, Stück für Stück um einen Silbergroschen gekauft hatte. Und dann kam er darauf, wie anders Chodowiecki jetzt eingeschätzt würde: „Ja — so geht's," sagte er ungefähr. „So mancher tüchtige Künstler wird ganz vergessen. Mancher für ewig. Aber mancher kommt dann, lange nach seinem Tode, wieder hoch. Unerwartet und plötzlich. Und, sehen Sie: der bleibt dann. Der bleibt!" wiederholte er ein paarmal mit erhobener Hand.

Wachtposten. Gemälde von Karl Schindler.

Das also fiel mir in der Jahrhundert-Ausstellung wieder ein. Sie hat uns viele Neuentdeckungen gebracht, sie hat viele Künstler, zumal aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, der Vergessenheit entrissen. Und man war schnell zur Hand, diese nun zu großen, bisher ungerecht behandelten Meistern zu stempeln. Sie sind wieder „hoch gekommen". Ob aber Menzels Wort auch für sie alle zutreffen wird, ob sie nun wirklich „bleiben" werden? Ich möchte den Ausspruch doch lieber nicht verallgemeinern.

Veranda eines Landhauses bei Brünn. Von Leopold Bauer.

Das ist freilich unbedingt richtig: eine andere und richtigere, ge-

rechtere Anschauung von der deutschen Kunst jener Zeit hat uns die Jahrhundert-Ausstellung gegeben. Wo wir, zumal der nicht zünftige Kunstfreund, Öde und Leere sahen, sieht man heut Oasen. Man sieht nicht nur streblich-vergebliches Mühen, sondern sieht auch schärfere Naturbeobachtung, intimeres Schaffen, hier und dort überraschendes Können. Über so manchen Künstler, dessen Name grad noch in die Kunstkompendien hinübergerettet war, hat man seine Ansichten revidiert.

Ganz unvorbereitet kam uns das allerdings nicht. Von Wien aus waren schon vorher Anregungen ähnlicher Art gekommen, in Hamburg hatte Lichtwark vorgearbeitet, auch in Frankfurt a. M. hatte sich's geregt. Aber die wirkliche Umwertung bahnte doch erst die Jahrhundert-Ausstellung an. Sie lehrte uns, daß die Porträtkunst jener vielbespöttelten Zeit auf einer recht hohen Stufe stand, sie zeigte uns, daß ihre Landschafter unserem heutigen Empfinden zum Teil ungleich näher standen, als wir bisher annahmen. Das Überraschendste vielleicht ist ein Zug der Ehrlichkeit, der durch jene Kunst geht; auch wo die Technik nach heutigen Begriffen recht primitiv ist, hat der Ausdruck etwas bestechend Treues, Ungekünsteltes, Phrasenfreies, durch und durch Gesundes.

Speisezimmer eines Wohnhauses in Jägerndorf. Von Leopold Bauer.

Ich möchte nur wenig Namen nennen. Zunächst einige Landschafter. Da ist einmal der Wiener Ferdinand Waldmüller (1793—1865) mit seinen frischen Landschaften, meist aus dem Wiener Wald, aber auch aus der weiteren Umgebung der Donaustadt; die Wiener wußten ja, was sie an ihm hatten — für uns Norddeutsche ist er so ziemlich ein neuer Mann. Da ist der Dresdener Kaspar David Friedrich (1774—1840), der in seinen Gebirgslandschaften, aber auch in anderen Motiven bisweilen Noten anschlägt, die uns fast modern berühren. Ferner muß neben Georg Fr. Kersting (1783—1847) Karl Blechen (1798 bis 1840) genannt werden, der vielleicht nie so vergessen war wie Friedrich, dessen lebhaftes Temperament uns aber doch erst hier wieder recht zum Bewußtsein kam. Dann von den Bildnismalern Anton Graff (1736—1813), aus der Schweiz gebürtig, aber in Dresden heimisch, und von der Hamburger Gruppe Julius Oldach (1804—1830), Friedrich Karl Groeger (1766 bis 1838) und der eigenartige, phantasiereiche, freilich fast stets mit der Unzulänglichkeit seiner Technik kämpfende Philipp Otto Runge (1777 bis 1810). Von den Berlinern möchte ich diesen den geborenen Rheinländer Johann Martin Riederée (1830—1853)

Aus dem Schlafzimmer der Frau in einem Wohnhause in Jägerndorf. Von Leopold Bauer.

anreihen; von den Künſtlern aus Frankfurt a. M. neben dem ja wohl nie verkannten oder ganz der Vergeſſenheit anheim gefallenen Eduard Jacob Steinle (1810—1886) Friedrich Karl Hausmann (1825—1886). Als einen Spezialiſten erwähne ich endlich den Wiener Tiermaler Joſef Danhauſer (1805—1845). Und dann muß noch der köſtliche Karl Spitzweg (1808—1885) genannt werden, der in einzelnen, nicht in allen ausgeſtellten Bildern eine wahrhaft herzerquickende Behaglichkeit entwickelt.

Sie alle — und ſo manche andere — ſind uns aufs neue vertraut und lieb geworden. Aber nun muß ich dennoch wieder fragen: wird auf ſie des alten Menzels Wort zutreffen, werden ſie „bleiben“? Und da will es mir doch ſcheinen, als ob man ſie, der Mehrzahl nach, im Augenblicksempfinden etwas allzuhoch erhoben, etwas gar zu ſtark gefeiert hätte. Bei aller ehrlichen Anerkennung: es bleibt bei den meiſten ihrer Werke doch ein Reſt, der ſie von unſerer heutigen Art des Sehens und Urteilens ſcheidet. Ich meine, man braucht in der Ausſtellung nur eine Treppe hinabzuſteigen, zu den Künſtlern, deren Ruhm um die Wende des Jahrhunderts im Zenit ſtand, um das zugeben zu müſſen. Schon auf Feuerbach trifft das zu; auch wer keiner ſeiner unbedingten Anbeter iſt, muß den Unterſchied ſehen und fühlen; auch wer nicht auf Leibl eingeſchworen iſt, wer nicht in Böcklins und Thomas Werken, in den Gemälden von Liebermann das Höchſte ſieht, was Malerei zu geben vermag, wird ſich ſagen, wie unendlich viel näher dieſe — ſo grundverſchieden ſie untereinander ſind — uns ſtehen. Das ſoll kein Verkleinern der Alten ſein. Nur eine ſchlichte Warnung vor einſeitiger Überſchätzung. Ich fürchte, es iſt ſchließlich doch wieder nur eine andere Mode, die ſich in der Verherrlichung der Kunſt aus der erſten Hälfte des XIX. Jahrhunderts nicht genug tun kann. —

Miethaus in Bielitz. Von Leopold Bauer in Wien.

An die Reproduktionen aus der Jahrhundert-Ausſtellung ſchließt ſich in der Rundſchau eine kleine Folge von Abbildungen nach Schöpfungen des Wiener Architekten Leopold Bauer an: ein paar Innenräume und ein Wohnhaus. Bauer betont, abweichend von ſo manchem unſerer Heutigen, ſtets ſcharf das Gebrauchsmotiv. Er arbeitet ohne Künſtelei, und was er ſchafft, iſt nie Blendwerk für die Augen; ſein Blick iſt ſtets auf das Praktiſche gerichtet. Aber er verbindet damit

einen erlesenen Geschmack, der selbst da, wo die Farmen fast nüchtern erscheinen, wie in dem Bielitzer Mietshause, das rechte zu finden weiß; man achte nur auf die Ausschmückung der schlichten Wandflächen. Was unsere Abbildungen leider nicht wiedergeben können, ist die Art, wie er die Farbe benutzt — mit einem Mut und einer Freudigkeit, die nie versagt und auch nie übers Ziel hinausschießt. Sehr glücklich erscheint z. B. die Farbenzusammenstellung für das von uns abgebildete Speisezimmer der Villa in Jägerndorf: die Wände sind rotbraun, das Leder der Stühle ist grün gehalten, und rotbraun und grün wiederholen sich auch als Farben der Decke; ganz eigenartig ist der Kamin mit seiner Umkleidung von irisierendem Glase, zu dem wieder die Kupferfüllung der Feueröffnung vortrefflich paßt. —

Vase und Speiseservice, entworfen von Adalbert Niemeyer, ausgeführt von der Königl. Porzellan-Manufaktur Nymphenburg.

Die Nymphenburger Porzellan-Manufaktur, die Erbin alter ruhmreicher Zeit, nimmt neuerdings einen frischen Aufschwung nach der künstlerischen Seite hin. Wir bringen die Abbildungen einiger ihrer jüngsten, nach Entwürfen von Adalbert Niemeyer ausgeführten Erzeugnisse, die in ihrer graziösen Einfachheit allgemeinen Anklang gefunden haben. —

Die Reihe unserer Einschaltbilder beginnt auch diesmal wieder mit einigen farbigen Reproduktionen nach Werken von Prof. Hans Herrmann, meist nach holländischen Motiven, die der Meister ja stets bevorzugt. Vielseitig wie seine ganze Kunst sind auch diese Bilder und für ihn höchst charakteristisch: ein frisches Fischermädchen, ein Amsterdamer Markt — höchst eigenartig in der Farbenzusammenstellung mit dem kecken Blau — ein feines Stillleben und eine wirkungsvolle Marine. Es spricht ein starkes Können aus allen diesen Bildern, die dem Leben, wie es ist, abgelauscht sind, es wiederspiegeln, wie der Künstler es sah. Er macht keine Reverenz vor dem Publikum und keine Konzessionen, er zwingt es. Aber wenn er es zwingt, ja dies deshalb, weil ihm das feine Empfinden für die Harmonie der Farbe nie versagt. — Von dem leider jüngst verstorbenen August Hudler (zwischen S. 400 u. S. 401) bringen wir eine kräftige Plastik, einen Sensenschleifer, einen „Dengter", an die Antike erinnernd. — Prof. E. Harburger (zwischen S. 408 u. S. 409) gab uns eins seiner lustigen Bauernbilder, einen köstlichen Alten, der bei der Maß Bier der Ruhe pflegt; man sieht Harburger immer wieder gern in seiner beschaulichen Art, die ganz von harmlosem Humor, der nie verletzt, erfüllt ist. Der immer interessante Karl Vinnen überließ den Heften eine stimmungsvolle Landschaft mit prächtigen Lichteffekten (zwischen S. 416 u. S. 417); von Fritz Burger schalteten wir zw. S. 424 u. S. 425 einen famosen Mädchenkopf, voll Temperament und Leben, ein. Auf die Gemälde von F. Waldmüller (zw. S. 456 u. S. 457), Fr. R. Grocger (zw. S. 448 u. S. 449), J. M. Niederée (zw. S. 480 u. S. 481) und R. D. Friedrich (zw. S. 432 u. S. 433 nahmen wir bereits in unseren Zeiten über die Jahrhundert-Ausstellung Bezug.

H. v. S.

Vase und Kaffeeservice, entworfen von Adalbert Niemeyer, ausgeführt von der Königl. Porzellan-Manufaktur Nymphenburg. Dazu silbernes Kaffeeservice, ausgeführt von Steinicken & Lohr in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

NESTLE'S KINDERMEHL

enthält beste Alpenmilch.

Paris 1900: Ausser Wettbewerb als Jury-Mitglied.

33 goldene Medaillen.

27 Ehrendiplome.

Altbewährte Nahrung für Kinder, Kranke und Genesende. Verhütet und beseitigt Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe.

Nur echt, wenn die Dosen mit der Schutzmarke „Nest" und dem Namenszug des Erfinders Henri Nestle versehen.

Velhagen & Klasings

MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.25. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Juliheftes:

	Seite
Simplicitas. Roman von Hermine Villinger (Schluß folgt)	489
Mir ist die Liebe wie die tiefen Bronnen. Gedicht von A. Holst	506
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. „Aus meinem Tagebuch" von Alexander Borissow. Mit einem Bildnis und acht Originalstudien in Faksimilewiedergabe	507
Herr Wernher und der Kuckuck. Gedicht von Adelheid Stier	516
Die Bedeutung der Seebeherrschung für die Politik Napoleons. Von Professor Dr. Max Lenz	517
Gedichte von Friedrich Otto: Erfüllung. — Am Leben vorüber. — Vergessen	522
Über den Schmerz und die Mittel zu seiner Bekämpfung. Von Dr. Ernst Graser, Professor der Chirurgie in Erlangen. (Nach einem Vortrag)	523
Feierabend. Gedicht von Hermann Hesse	539
Der Ritterschlag. Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen	540
Im Lande der sauren Gurke. Von J. Höffner. Mit zehn Originalaufnahmen	541
Am Yosémite-Lagerfeuer. Gedicht von Johannes Wilda	550
Ein Spökenkieker. Novelle von Ernst Behrend	551
Ich erzähle ... Gedicht von Julius Berstl	567
Gedichte von Frida Schanz: Der Brief. — Sommerabend. — Taubenflug	568
Italienische Königsschlösser. Von Hörstel. Mit fünfundzwanzig Originalaufnahmen	589
Musikalische Reliquien. Eine Plauderei von Balduin Groller	586
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	589
Severa. Gedicht von Walther Unus. Mit Vignette	593
Illustrierte Rundschau. Antiken aus Privatbesitz in der Ausstellung des Bayerischen Museums-Vereins. — Die neuen Ausstellungsräume von Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin. — Küche und Speisezimmer von Bernard Stadler, Paderborn. — Silberne Ehrenpreise des Kölner Automobilklubs vom Hofjuwelier Clemens Dahmen. — Zu unseren Bildern. — Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Ed. Heyck	594

Kunstbeilage:

Sommer. Gemälde von Prof. Gabriel Max. Faksimiledruck. Titelbild.

Einschaltbilder:

Professor Hugo Freiherr von Habermann. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger. Tondruck	zw. 496 u. 497
Ernte. Gemälde von Prof. Hans Olde. Tondruck	zw. 504 u. 505
Viehhirt der Pontinischen Sümpfe. Skulptur von Clemente Origo. Tondruck	zw. 520 u. 521
An der See. Pastell von Peter Severin Kroyer. Tondruck	zw. 536 u. 537
Bildnis. Gemälde von Robert Weise. Tondruck	zw. 552 u. 553
Sonnenflecken. Gemälde von Max Uth. Tondruck	zw. 560 u. 561
Pariserin. Porträtzeichnung von H. Fenner-Behmer. Tondruck	zw. 568 u. 569
Stiller Winkel. Gemälde von Rudolf Possin. Tondruck	zw. 592 u. 593

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 11.
Dwars in den Weg. Erzählung von Eugenie Rosenberger. Schluß folgt.

---

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Diedmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Extrabeilagen von: G. Rüdenberg jun., Hannover, Heinrich Müller, Cigarrenhaus, Bremen.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 11, Juli 1906.

Simplicitas.

Roman von Hermine Villinger.

(Fortsetzung.)

12.

Baden-Baden, 14. Juli 18..

Gleich im Anfang hier traf mich die Nachricht von dem Tode der mère Dominica. Es tat mir so weh. Es tut mir immerfort weh, zu denken, daß ich sie nun nie wieder an ihrem Schreibtisch in der großen Klasse werde sitzen sehen. Aber das ist es nicht allein. Ich bin überhaupt so unglücklich hier. Nichts wie geputzte Menschen, und die Promenaden immer vor dem Konversationshaus, und außerdem — Lisbeth, es geht Entsetzliches in mir vor, ich weiß jetzt ganz genau, es ist nicht nur Frau Lange, es ist das ganze Theater, das mich anzieht. Jene große Leidenschaft, Künstlerin zu werden, die ich schon als Kind hatte, jetzt ist sie wieder erwacht. Um Gottes willen, was soll ich tun? Ich denke nichts anderes. Im Traum bin ich auf der Bühne und spiele wunderschöne Rollen. Es ist so merkwürdig, ich versteh' es selbst nicht, wie es mich erfaßt hat. Ich möcht' immer allein sein und träumen, aber hier stört einen alles. Immer nur elegante Menschen, und dann sitzt man vor dem Konversationshaus, und es ist furchtbar heiß. Es kommt mir alles so dumm vor. Warum sitzt man denn da oder geht auf und ab? Ich seh's, ach ich seh's, Tantele träumt wieder von einem Mann. Und ich werd' 'rausgeputzt, den ganzen Tag werd' ich geputzt. — Auch kommt Hermann oft herüber von Rastatt. Trotzdem, ich möcht' am liebsten dem ganzen Leben hier einen Tritt geben, aufpacken und zu Dir fahren. Ich weiß genau, was Du jetzt denkst, Du denkst ja gerad wie ich, und ich find' mich ja auch schrecklich. Ich verdamme mich selbst! Es hilft aber nichts. Es ist mir mit einemmal so, als wüßt' ich nun, wozu ich auf der Welt bin. Als läge etwas ganz Wundervolles, Beglückendes in der Luft, obwohl ich es wie ein grenzenloses Unglück, wie einen Abfall von allem Guten ansehe. Aber Frau Lange ist doch eine der edelsten Frauen, die ich kenne, also kann man auch in diesem Berufe so gut wie in einem anderen sein. — Siehst Du, so halt ich mir den ganzen Tag Reden. Ich weiß, meine Eltern und Tantele wären unglücklich, ich weiß, im Kloster würden sie sich für ewig von mir wenden — Und doch! Und doch! Du kannst mir glauben, nie habe ich so gebetet wie jetzt, daß Gott, daß alle Heiligen mir beistehen mögen, in diesem Kampf zu siegen. Es kommt mir vor, als sei jetzt der Ernst des Lebens an mich herangetreten. Weißt Du, ich habe ihn immer gefürchtet. Und jetzt ist er da. Mama und Tantele finden mich unausstehlich. Wie begreiflich.

Sie hatten geglaubt, es sei für mich ein Glück, in Baden zu sein, und nun macht mir nichts Freude. Heute, bei der Musik, habe ich folgendes Gedicht gemacht, das ich hier aufschreibe und das Du gleich vernichten mußt.

An die Kunst.

Ach umsonst ist all mein Sehnen,
All mein Weinen ist umsonst,
Denn es halten hundert Fesseln
Mich zurück mit starker Hand.
Nur den Vorhang darf ich schauen,
Das Verhüllte seh' ich nicht.

Warum liegt in meiner Seele
Diese Sehnsucht brennend heiß?
Warum kann ich sie nicht sprengen,
Diese Fesseln drückend schwer?

* * *

Ich sprenge sie nicht, sei ruhig. Ich weiß, was ich meinen Eltern, dem Kloster und meinem Seelenheil schuldig bin. Es wird gekämpft, daß die Fetzen fliegen. Wie glücklich bist Du im Vergleich zu mir.

Deine Minz.

13.

Freiburg, 24. Juli 18..

Gelt, so bald schon schreib' ich Dir, wart' Deine Antwort gar nicht ab. Ich bin ja so vergnügt. Weißt Du, kaum war ich von Baden fort, war ich wieder vergnügt. Tantele bleibt dort zu ihrer Kur, und Papa holte Mama und mich ab nach Freiburg. Da sind die Eltern geboren. Auf dem kleinen Kirchhof mit dem wunderbaren Kapellchen liegen meine Großeltern, die ich nie gekannt hab'. Wir wohnen im Deutschen Hof in der großen Gass'. Da ist immer Leben. Gestern am Sonntag kamen sie vom Land in ihren Trachten. So was sieht man bei uns nie. Überall geht Mama mit mir hin. Sie ist ganz anders; so heiter hab' ich sie nie gesehen. Wir besuchen fortwährend Freundinnen der Eltern, Tanten, Vettern und Basen. Eine Jugendfreundin der Mama sagte: „Was eine echte Freiburgerin ist, die kann ihr Freiburgle nie vergessen." Mama fliegt nur so. Alle Tage gehen wir an ihrem Elternhaus vorbei. Auch ins schwarze Kloster hat sie mich geführt, zu ihren ehemaligen Lehrerinnen. Die waren lieb und haben mir viel erzählt. Mit meinen Tanten waren sie auf der Schulbank gesessen, Mama haben sie unterrichtet. Alles ist so nah beisammen, alles kennt sich, und es ist gar nicht wie in Karlsruhe, wo alles daheim sitzt. Hier fliegt auch an den Werktagen alles aus. Bald trinken wir auf dem Jägerhäusle, bald auf dem Lorettobergle, bald in Günthersthal oder in der Wiehre Kaffee. Himmlisch ist's hier. Ich freu' mich alle Tag', daß ich in dieser herzigen Stadt geboren bin. Gegenüber der protestantischen Kirche habe ich das Licht der Welt erblickt. Halleluja!

Mama hat sich mit siebzehn Jahren verheiratet und beinahe fünf Jahre kein Kind gehabt. Da sagte ihr jemand, sie solle zu ihrer Kräftigung jeden Tag auf den Schloßberg hinaufgehen, denn sie war furchtbar zart. Und richtig, eines Tages spazierte ich an. Mama ging mit mir auf den Schloßberg und sagte mir: „Da oben habe ich Dich geholt." Du kannst Dir denken, mit welcher Verehrung und Liebe ich mir diese schönen waldigen Wege betrachte!

Ich bin also eine Geborene vom Schloßberg. O wie dankbar bin ich, auf der Welt zu sein!

Eine alte Bauersfrau auf dem Markt sagte zu mir: „Kromet au" — das heißt, man soll sich einen Kram kaufen. Dieser bunte Markt rings um das herrliche Münster, Du glaubst nicht, wie schön und lebendig das ist —

* * *

Ich kann nämlich immer nur in Absätzen an meinem Brief schreiben, weil wir immer ausfliegen. Ich bin wie elektrisiert, so viel Schönes bekomme ich zu sehen. Wir sind alle so glücklich. Als wir gestern durch eine enge Gasse gingen, zeigte Mama zu drei Fensterchen hinauf. Da oben hatte sie zwei Jahre bei zwei alten Fräulein zugebracht, denn sie war mit fünfzehn Jahr Waise. Vorher war sie im Sacré cœur in Kinzheim gewesen. Ihre Jugend war sehr ernst. Nur im Sommer beim Apotheker-Onkel in Kenzingen, da war sie froh. Morgen fahren wir hin. Du weißt, ich hab' all meine Kinderferien in Kenzingen zugebracht. Der Onkel ist nicht mehr da, aber Mamas Tante, an der sie unendlich hängt.

* * *

Denk, alles ganz unverändert in Kenzingen. Nur die seelengute Apotheker-Tante ist alt geworden und hat die Gicht in den Beinen. Aber der Garten, der Beste-Birnenbaum, die Hortensien — und am

Türle noch immer 's Schloß kaput, und vorn draußen in der hintern Gaſſ' noch immer der große Miſthaufen mit der Lache, über die man ſpringen muß — Natürlich gleich in der erſten Stund' bin ich zur Schwarze-Mutter, die ich als Kind unſäglich geliebt, 'nüber gelaufen und hab' mich ſo gefreut über die abgeteilt' Haustür, wo noch immer die Hühner 'raus und 'rein hüpfen. Die Schwarze-Mutter iſt furchtbar dick geworden, und der Bauer ganz dürr und ſprach kein Wort. Er rauchte eine Pfeife, und die Schwarze-Mutter ſagte immerfort: „Eh Jeſſeli au, eh Jeſſeli au, des harzig Harminali — e ſo e groß Meideli jetzt — Jeſſeli, die g'ſtickte Röckle, die d' allewil trage heſch — Jeſſeli au, Jeſſeli au —"

* * *

Lisbeth, geſtern abend hab' ich was erlebt. — Es war gegen neun. Mama hatte Kopfweh und lag zu Bett. Ich ſtand am Fenſter meines Zimmers und ſchaute hinaus. Auf einmal unter mir ſah ich da — ich bitt' Dich um Himmelswillen, wer guckt da raus — Du rateſt es nicht, denn es iſt geradezu phänomenal — niemand anders als Frau Lange. Ich hatte Roſen, prachtvolle, aus dem Garten von Mamas Jugendfreundin. Ich nahm eine Handvoll von dieſen Roſen und entblätterte ſie über Frau Langes Haupt. Sie ſah voll Staunen in die Höhe, erkannte mich, und ich durfte zu ihr herunterkommen. Das tat ich denn mit allen meinen Roſen. Sie ſagte, ſo was Reizendes habe ſie noch ſelten erlebt, und hat mich umarmt und geküßt. Dieſe Stunde gehört zu den himmliſchen auf dieſer Welt. Ich beichtete ihr, wie ſehr ich mich zum Theater hingezogen fühle, und ſie beſchwor mich, abzulaſſen von dieſem Gedanken. Sie bat mich ſo innig; ſie ſagte, es ſei das ſchwerſte Leben auf der Welt, Künſtlerin zu ſein. Ich mußte ihr in die Hand verſprechen, mir alle Mühe zu geben, meine Luſt zum Theater zu überwinden. Dann brachte ſie mich in mein Zimmer hinauf, und unter der Tür ſagte ſie: „Gott ſegne Dich, liebes Kind," und küßte mich auf die Stirne.

Aber jetzt leb wohl! Mama bleibt in Freiburg, Papa reiſt mit mir nach Säkkingen, wo ich die Stiftsmühle kennen lernen ſoll. Denke Dir, die Stiftsmühle, aus der Papa und ſeine Familie ſtammen. Gelt, wie ſchön, wie glückſelig eben mein Leben iſt? So intereſſant! Jeden Morgen wach' ich glückſelig auf.

Dein! Dein! Dein!

14.

Säkkingen, 12. Aug. 18..

So, eine ſchreckliche Perſon bin ich; tagelang biſt Du mit dem Gedanken herumgelaufen, wie mir raten, was mir ſagen — bums kommt mein luſtiger Freiburger Brief, und Du haſt Dich umſonſt gegrämt. So bin ich halt, ich kann wirklich nichts dafür. Wieſo Frau Lange in Freiburg war? Aber Lisbeth, das weiß ich nicht. Sie war halt da. Genügt das nicht? Warum immer wiſſen wollen, wieſo und inwiefern? Das iſt mir alles ganz einerlei.

Ob meine Theaterpaſſion ſchon überwunden iſt? Ach Kind, ich weiß es nicht. In dieſem herzigen Landſtädtchen am großen grünen Rhein will man gar nichts als auf der Welt ſein. Wir wohnen im Badhotel, aber gleich nach dem Frühſtück geht's hinüber zur Mühle. Sie liegt ein wenig tief, ein lang geſtrecktes Gebäude mit grünen Fenſterläden — wie 's Kloſter. Aus dieſem Haus mit dem ewigen Rädergetrieb der Mühle und dem feinen weißen Staub ſind alle die lieben, prachtvollen Menſchen meiner Familie hervorgegangen.

's Goddele — in ganz Säkkingen nennt man die Baſe meines Vaters 's Goddele — hat mich an der Hand genommen und mir in der unteren Stube die Bilder meiner Urgroßeltern gezeigt. Der Müller iſt ein dicker Mann, rund, roſig, mit einem Zipfelkäpple. Die Müllerin iſt mager. „Sell iſch e weng e G'naue g'ſi," ſagte 's Goddele. Dann zeigte ſie auf den Fenſterplatz: „Do iſch ſie vielmol g'ſeſſe, d' Stiftmülleri, und hat den Arme 's Brot usteilt. 's liegt heut noch der Laib dört, 's iſch e Vermächtnis." Nun ſaßen wir da unten in der tiefſchattigen Stub', und 's Goddeli hat mir erzählt von den früheren Zeiten, wie die Franzoſen in die Vorderöſterreichiſchen Lande gekommen ſind und geplündert haben und ſchrecklich gehauſt. Plötzlich hieß es: der Erzherzog Karl kommt — die Kaiſerlichen haben das Breisgau befreit. Da haben die Franzoſen aufgepackt und mitgenommen, was ſie nur

konnten. In ihrem Gefolge befand sich mit noch andern Säkkingern der Stiftsmüller. Sie mußten den Transport der Kontribution nach Frankreich übernehmen. Viele Jahre vergingen, der Müller kehrte nicht zurück. Die Kinder wurden groß, die Müllerin sorgte für Haus und Geschäft. Auf dem Tisch am Fenster lag das Armenbrot, und so oft die Müllerin ein Stück hinausreichte, sagte sie: „Bet' au e Vaterunser für mi Ma." Und einmal saß sie wieder am Fenster, da kam ein zerlumpter, bärtiger Mann, der Sandalen trug statt Schuhen, in den Hof der Stiftsmühle. Die Müllerin schnitt gleich ein großes Stück Brot vom Laib und reichte es dem Bettler hin. „Gelle, Ihr könnte au ein Paar alti Schuh brauche?" fragte sie. Da gab er zur Antwort: „Kennsch mi denn nitte?" Und die Müllerin schrie laut auf und fiel über das Fenstergesimse ihrem Mann um den Hals.

Gelt schön? Ach, ich bin so entzückt. Ich mein', meine Seel' sei lang vor meiner Geburt immer in der Stiftsmühle gewesen, so vertraut ist mir das ganze Haus. Vieles noch erzählte mir 's Goddele. Mein Großvater war der erste aus der Mühle, der studiert hat. Da sagten seine Brüder, wenn sie von ihm sprachen: „Unser Herr Bruder, der Herr Kreisrat." Und dann wieder erzählte mir Papa, wie er mit seinen Schwestern die Ferien beim Onkel Stiftsmüller zugebracht hat. Da sind sie von Freiburg zu Fuß aufgebrochen, jedes mit einem Bündel auf dem Rücken. In jeder Ortschaft waren Vettern und Basen oder Befreundete, wo sie übernachteten und herrlich bewirtet wurden. Und in der Stiftsmühle nannten sie Tante Caton, die so übermütig war, „e wildi Suh", Tante Anna aber war der Liebling der noch übrig gebliebenen seinen Stiftsdamen, die im Städtchen lebten. Die Mühle hatte einst zum Stift gehört. Es war damals hoch hergegangen unter den vornehmen österreichischen Stiftsdamen. Als der Kaiser sie einmal besuchen wollte, fuhr ihm die Äbtissin mit sechs Falben entgegen. Darüber ergrimmte der Kaiser, der nur mit vier Rappen fuhr, sehr und kehrte um. Die Stiftsdamen aber bekamen einen Verweis wegen allzu großer Üppigkeit.

So könnt' ich Dir hundert Seiten voll erzählen. Ich sitze nämlich am Tisch am Fenster der Stiftsmühle. Ich hab' darum so anderes Briefpapier. Neben mir liegt der historische Laib Brot, und 's Goddele kommt und geht; ein Frühstück hat's mir gebracht wie für ein Regiment. Sie ist ganz entsetzt über meine Schreiberei. „'s Anna hat's grad so g'macht," sagte sie von meiner Tante Anna, „aus jedem Stecknadelknöpfli hat's en Elefant g'macht —"

Wir bleiben noch eine ganze Woche. Auf dem Heimweg darf ich mich zwei Tag' im Kloster aufhalten. Dann will ich aber brav sein und gut für all das Glück, das ich genossen hab'.

Deine Minz.

15.

Karlsruhe, 1. Sept. 18..

Ich bin schon fast acht Tage zu Haus. Es war sehr schön, daß Dein Brief da lag. Aber ich konnte Deine Frage, wie's im Kloster war, nicht gleich beantworten. Warum? Darum. Ich ging herum und freute mich, Dir alles zu erzählen, aber es war so viel, daß es mir eine Unmöglichkeit schien, anzufangen. Jetzt kann ich.

Ob ich alles gesagt dort — von Frau Lange, von meiner Sehnsucht zum Theater — von dem entsetzlichen Umschwung in meinem Innern? Ich will Dir etwas sagen, ich hab' nichts gesagt. Dies ging so zu: Die Kinder hatten einen freien Tag und spielten im Garten. Die ganze communautés saß auf der schönen neugebauten Galerie zwischen unserm Korridor und dem der Klosterfrauen. Ich durfte mit ihnen sein, mußte mich aber still verhalten, sie beteten ihren Rosenkranz. Jede für sich. Es war ganz still. Man hat mir auch einen Rosenkranz gegeben, aber ich betete nicht. Ich sah von Gesicht zu Gesicht, wie sie ihre Lippen bewegten und mir mit den Augen freundlich zulächelten, wenn sie den meinen begegneten. Vielleicht hab' ich sie nie in meinem Leben so lieb gehabt. Ich fühlte ihren Frieden und ihre Unschuld. Ich sagte mir, sie haben mir eine glückliche Jugend gegeben und ein Gewissen. Aber ich sagte mir auch: was jetzt in mir vorgeht, können sie nicht verstehen; wollte ich es sagen, wie erschreckt, wie entsetzt würden diese so freundlichen Gesichter mich plötzlich anblicken. Erinnerst Du Dich an Sidonie? Warst Du noch im Kloster, als man uns

eines Tages mitteilte, Sidonie sei eine Verlorene, sie habe ins Kloster geschrieben, sie müsse offen bekennen, es sei ihr unmöglich, ihren Grundsätzen getreu zu bleiben, aber daß ihre Anhänglichkeit immer dieselbe sei. Wie eine Verbrecherin stand sie vor uns da. Sie fiel mir ein, als ich unter unsern mères saß, und ich mußte mir plötzlich sagen: War das nicht mutig, war das nicht aufrichtig von Sidonie? Und was machte man daraus? Siehst Du, da wußte ich's: Sie würden auch an meine Liebe nicht mehr glauben, wenn sie wüßten, was in mir vorgeht. Sie können das gar nicht trennen. Und so nahm ich mir vor: ich sage lieber nichts. Und ich kam mir gar nicht falsch vor, kein bißchen. Sie lächelten mich an, und ich lächelte wieder und wußte, Gott sah in mein Herz. Ja, ich wurde ganz froh, so froh, daß ich nicht mehr still sitzen konnte und sie beim Beten störte, daß sie oft laut kicherten. Und dann war alles wie früher, und die alten Fragen: „Ist Ihr Herz noch frei? Lieben Sie noch die Muttergottes? Essen Sie kein Fleisch am Freitag?" surrten mir nur so um den Kopf herum. Das konnt' ich alles zur Zufriedenheit beantworten, ja wohl —

Aber es war mir recht wehmütig, wie liebevoll, wie zufrieden sie mich beim Abschied umarmten! Ich heulte — weißt Du, es ist eben jetzt ganz anders, daran muß ich mich erst gewöhnen.

Als Papa mich gestern fragte: „Nun, wie steht's, geht man ins Kloster oder auf die Bälle?" sagte ich: „Auf die Bälle." Worauf wir alle lachten und Mama bitterlich ihre Tränen bereute.

Ich war auch schon bei Frau Lange. Und jetzt erst genieße ich so recht meinen Theaterplatz, ohne inneren Vorwurf. Leutnant Rot, der aus dem Kloster, ist auch noch da und sieht mich an. Früher war ich indigniert, jetzt kommt's mir gar nicht mehr so arg vor. Wenn die Bälle kommen, werde ich ihn gewiß und noch eine Masse Herren kennen lernen. Tantele freut sich schon.

Schreib mir bald und über alles, ja nix vergesse! Deine Minz.

16.

Karlsruhe, 10. Nov. 18..

Jetzt kommt zuerst der Dank für die drei schönen Wochen bei Dir. Gott sei Dank, daß Dein lieber Mann wieder ganz gesund aus dem Bade zurückgekommen ist. Es war immer schön, wenn wir zusammen saßen und plauderten ohn End' und all die alten Klostergeschichten auskramten und am andern Tag wieder und so fort und fort — Es war schön auf der Zeil mit den vielen Menschen, schön im Theater — hinreißend — weißt Du noch im ‚Roman eines armen jungen Mannes', wie himmlisch —

Lisbeth, über eins muß ich immer nachdenken. ‚Du interessierst Dich nie dafür, was in andern vorgeht', hast Du einmal zu mir gesagt. Gelt, weil ich immer wieder vergaß, daß Dein Mann krank war, und mich ärgerte, wenn Du nicht lustig warst? Aber wie gesagt, es macht mir zu schaffen, und gleich gestern bei meinem ersten Besuch bei Frau Lange sprach ich davon. Ich sagte zu ihr: „Frau Lange, was soll ich denn machen, ich spreche immerfort nur von mir und weiß nie, was in anderen Leuten vorgeht?" Sie sagte: „Liebes Kind, so lang die Flasche übervoll ist, läuft sie über. Das ist das Vorrecht der Jugend." Da hasch's. Jetzt merk' Dir's: Ich bin eine übervolle Flasche.

Ich komme jetzt auf einen sehr ernsten Punkt.

Du machtest Dir die Haare, und ich saß auf der Lehne Eures Großvaterstuhls, und nachdem wir uns eine halbe Stunde über das Theater gezankt hatten, gab ich Dir das Versprechen, meiner Leidenschaft für die Bühne die ganze Kraft meines Willens entgegen zu setzen. Du denkst darin gerad wie ich, und alles was Du mir gesagt hast, hab' ich mir hundertmal selbst gesagt: Die Eltern, das Kloster, das Seelenheil. Drei Berge! Und ich habe nicht nur Dir, ich habe auch Frau Lange das Versprechen gegeben, abzulassen. In Frankfurt ging das ganz leicht, im Sommer unterwegs auch. Kaum bin ich in Karlsruhe, ist der Teufel wieder los. Ich kann nichts dafür. Ich bin nur glücklich im Theater, in dieser andern Welt, in dieser Welt vollkommener Schönheit. Es zuckt, es zündelt in mir, es ist unerträglich. Ich mein', es müßten mir Flügel wachsen und ich müßt' plötzlich mitten auf die Bühne fliegen und alles hinreißen. Daheim guck' ich mir das Bild vom Goßmännle an, guck' und guck' und guck' und kann nicht genug

kriegen. Neulich hat 's Boſtle hier die Grille geſpielt, faſt aus der Haut bin ich gefahren: Das könnt' ich ja auch, hat's in mir geſchrien. Und außerdem hat die Geheimerätin Vogel geſagt, ich hätt' ein Näsle wie's Goßmännle! Ach ja, das mit der Flaſche war ein guter Vergleich, immer wieder fliegt der Pfropfen an die Decke. Sei ruhig, ich ſchluck's, ich kämpf', ich kämpf', bis ich tot bin, und dann geſchieht Dir's recht. Jawohl. Und indem ich Dich umarme, bin ich

Deine unglückliche Minz.

17.

Karlsruhe, 1. Dez. 18..

Du haſt mich im Verdacht — mein langes Schweigen beunruhigt Dich? — In Gedanken habe ich Dir oft geſchrieben; ganze Vorträge halte ich Dir im Bett. Es iſt furchtbar ſchad', daß Du nichts davon gehört, da könnt' ich mir jetzt viel erſparen. Ich bitt' Dich um alles in der Welt, mach' jetzt nicht Dein gewiſſenhaftes Penſionärgeſicht, ich ſeh's vor mir mit dem Netzle und den Perlchen drauf. Immer vier Perlchen an jedem Abſatz. Es hat Dir weiter nichts als der Heiligenſchein gefehlt.

Ja, ich habe Dir ein Verſprechen gegeben, ja, ich habe Frau Lange ein Verſprechen gegeben. Und eines Tages — vor vierzehn Tagen war's, ging ich hin und ſchrieb einen Brief. Darin ſagte ich, daß der Drang zur Kunſt in mir ſo groß ſei, daß ich's nicht mehr aushalte. Ganz ſchief war der Brief vor Aufregung. Wie eine Verbrecherin ſchlich ich auf die Gaſſe und gab ihn einem Dienſtmann. Er hatte rote Haare. In die Grünwinklerallee mußte er ihn tragen. Dort ſtehen nur drei Häuſer. In dem einem wohnt der Herr Direktor Devrient. Der Dienſtmann mußte auf Antwort warten.

Ich lief auf dem Akademieplatz hin und her wie einer, der auf ſein Todesurteil wartet. Es waren ſchreckliche Minuten. Ich fühlte alles, mein ganzes Unrecht. Ich wußte mit Beſtimmtheit, im Kloſter würden ſie mich verlaſſen — und vielleicht auch Du und vielleicht auch die Eltern. Da kam der Dienſtmann und brachte mir einen Brief.

Geehrtes Fräulein!

Ich werde Ihr Talent prüfen und Ihnen meinen unmaßgeblichen Rat nicht vorenthalten, ſobald Ihre Eltern mit Ihrem Schritte einverſtanden ſind.

E. Devrient.

Nun ſaß ich da. Es war eine bange Verlegenheit, und doch war ich auch wieder glückſelig. Kurz, ich begleitete Papa aufs Bureau und ſagte ihm alles. Weißt Du, Papa iſt in all dieſen Sachen prachtvoll. Er verzweifelt nie. Zum erſten Male geſchah etwas hinter dem Rücken der Mama. Papa iſt immer voll Kummer um Mama, weil ſie ſo wenig ißt, keinen Wein mag und ſo oft Kopfweh hat. Er ſagte: „Wir wollen ihr die Aufregung erſparen, kommt Zeit, kommt Rat.“ Dann ging er mit mir zum Herrn Direktor Devrient, und wir gaben unſere Karten ab. Nimm Dir ein Exempel. Jawohl!

Am folgenden Tag kam ein Billett des Herrn Direktor Devrient. Er beſtellte mich auf Freitag um zwölf in ſeine Wohnung. Da war mir feierlich, ſag' ich Dir, fürchterlich. Das Zimmer iſt abgeteilt durch einen großen roten Vorhang. Ein rotes Lederſofachen und ein Tiſch davor. Hinter dem Tiſch ein Fauteuil. Da ſaß er drin, und ſo halb auf dem Lederſofa ihm gegenüber ich. Er hatte ein Geſicht wie von Stein. „Was haben Sie bisher getan, um ſich auf dieſen Beruf vorzubereiten?“ fragte er. „Nichts,“ ſagte ich ganz erſchrocken. „Was berechtigt Sie zu der Annahme, eine Künſtlerin werden zu können?“ fragte er wieder. „Meine große Sehnſucht,“ ſtotterte ich hervor. Schon erhob er ſich: „Lernen Sie die Marianne aus den ‚Geſchwiſtern‘ von Goethe und kommen Sie heut in acht Tagen um halb zwölf Uhr auf die Bühne.“ So endigte dieſer Beſuch. Alles war ſo ganz kurz, aber ich bin überzeugt, bis an mein Ende werde ich das unbehagliche Lederſofachen ſehen, den roten Vorhang und den ſteinernen Mann im Lehnſtuhl. Und ebenſo unvergeßlich wird mir der Freitag ſein, an dem ich die halbdunkle Bühne betrat. Er war ſchon da. Das Herz klopfte mir wie nicht geſcheit. Als ich anfing zu ſprechen, ſagte er: „Warum ſchreien Sie? Sprechen Sie wie immer.“ Alsdann ſpielten wir das ganze Stückchen; er war einmal der Bruder, einmal der Freund. Ich vergaß

mich vollständig, ja spielte dieser Mann, ja wundervoll war sein Sprechen, so freundlich mit einemmal sein steinernes Gesicht. Dann sagte er: „Folgen Sie mir ins Direktionszimmer.“ Ich folgte ihm. „Sie haben Talent,“ sagte er, „Sie sind vor allem durchaus natürlich, und Ihre Stimme ist angenehm. Ich habe aber nichts Außergewöhnliches bemerkt, und so kann ich Ihnen nichts weiter versprechen, als daß Sie eine Schauspielerin werden, wie es viele gibt,“ „Ich hätte aber ein Goßmännle werden mögen,“ sagte ich. Er zuckte die Achsel: „Ich glaube nicht. Und deshalb, liebes junges Fräulein, wenn es möglich ist, wenn es nach geht, geben Sie den Gedanken auf, zur Bühne zu gehen. Ich rate jedem jungen Mädchen ab und Ihnen besonders, da Sie in Lebensverhältnissen aufgewachsen sind, die Sie ganz ahnungslos ließen von dem, was der Theaterberuf mit sich bringt. Es ist nicht nur Schönes, glauben Sie mir, und überlegen Sie sich diesen ernsten Schritt, bevor Sie ihn tun.“ Ungefähr so hat er er gesprochen, und wir gingen zum Theater hinaus. Draußen sagte er: „Lassen Sie mich wissen, ob meine Warnung nicht zu spät kam, ob Sie Ihrer Lust zum Theater noch Herr werden können.“ Ich sagte: „Ich will sehen, ob es geht.“

Und nun seh' ich, nun frag' ich mich und prüf' ich mich. Mama weiß nichts, Frau Lange weiß nichts, und im Kloster wissen sie auch nichts. Nur Papa, Du und ich und Direktor Devrient kennen das Geheimnis. Aber jedenfalls nimmst Du es wieder am schwersten. Das hast Du ja an Dir, gerad wie Mama, und man macht viel durch mit solchen Menschen, nicht nur mit andern. Merk Dir's und glaub nicht, daß Predigen was hilft bei mir. Gar nit. Nur Liebes macht mir Eindruck, da zerfließ' ich. Bei Strenge backt sich alles in mir auf. So war's schon im Kloster. Und so wird's bleiben. Amen.

Deine Minz.

18.

Karlsruhe, 30. Dez. 18..

Also ein Büble! Welch ein Glück! Wie freu' ich mich für Euch! Wie hab' ich mich gefreut! Wie sieht's aus? Und daß es Dir so gut geht, Gott sei Dank! Tief gerührt hat mich Dein Bleistiftbriefle. Also alles erzählen soll ich, lange Brief' schreiben. Wie's in mir aussieht? Schwarz! Und auch wieder weiß, wie man's nimmt. Für Dich weiß und für mich schwarz. Aber zuerst — hier Schuhle und Röckle fürs Kind, selbst gehäkelt, mit Liebe. Sonst geschehen alle Handarbeiten ohne Liebe.

Der Kampf ist ausgekämpft; ich will Dir sagen, was mich kuriert hat; keine Predigt, keine Vorstellungen, weder der Gedanke ans Kloster, noch der Gedanke an die Meinen oder ans Seelenheil. Ganz was andres. Eines Abends saß ich vor der Loge des Direktors auf Paulinens Platz. Am Abend vorher hatt' ich einen berühmten Sänger im Troubadour gehört, er war sehr dick, aber er sang und spielte hinreißend, und alles war entzückt. Unendlich leidenschaftlich spielte er. Also ich saß am andern Abend vor der Loge des Herrn Direktors, als plötzlich ein Herr herein gekeucht kam, dick, unschön, und wie er roch — nach Schnupftabak und allem möglichen. Ganz unappetitlich! Was ist denn das für einer? dachte ich. Da sagte die Dame neben mir: „Wie gefällt Ihnen der Troubadour von gestern?“ „Der, das ist unmöglich,“ rief ich aus. Aber gleich darauf hörte ich zu meinem Entsetzen, wie der Herr Direktor den Sänger bei seinem Namen anredete. Du mußt nicht denken, daß nun gleich alles fix und fertig in mir war. Es war ein Durcheinander in mir, weiter nichts. Ich ging nach Haus, ich aß Kartoffelsalat und Wiener Würstle, ich schlief wie immer. Und dann kam, ich weiß nicht wie und wann, ein Augenblick, da wußt' ich plötzlich ganz genau: das kann ich nicht — einen solchen Menschen umarmen und immer wieder, so wie Leonore den Troubadour — ich tät' sterben vor Ekel.

Siehst Du, da steckt's wieder, das Kloster. Wir sind so entsetzlich prüd erzogen worden. Da komm' ich nicht drüber weg. Wie man's nun nimmt, in Deinen Augen bin ich gerettet, in meinen steh' ich klein da. Ich bin so tief betrübt. Das ganze Leben kommt mir hohl vor, so ganz miserabel langweilig. Wenn ich mir denke, daß ich nun, so lang ich lebe, das tun soll, was ich nicht gern tue — nähen, kochen, Staub wischen! Ich möchte aber so rasend gern etwas *gern* tun. Manchmal stell' ich mir einen kleinen Haushalt vor, so wie den Deinen. Wie schön war's, wenn ich mar-

gens ins Eßzimmer kam und die Sonne guckte herein und die herrliche, frische Morgenluft und der Biber schmetterte. Ich brauchte nur hereinzukommen, fing er an. Ich sagte ihm aber auch alle Tag' zwanzigmal, daß er herzig sei. So etwas hört jeder gern, auch ein Kanarienvogel. Und die Tür in Dein Schlafzimmer steht weit offen, und Du liegst im Bett zu Deiner Schonung, und dann fing's an: „Minz, schieb den Blumentopf weg, daß ich Dich seh'." „Ja." „Schmeckt's, Minz?" „Ja." „Warum redst nit, Minz?" „Weil ich eß, Lisbeth." „Hat sie die Himbeere hingestellt, Minz?" „Ja, und Du, Lisbeth, im Kloster —" Und dann ging's los —

Aber siehst Du, schön war's doch nur, weil ich so von Herzen ledig war, und der Gedanke, ich möcht' an Deiner Stell' sein, ist mir nie gekommen. Und jetzt kommt er mir auch nicht, obwohl Du ein liebes, herziges Büble hast. Ach, dann ist man ans Haus geschmiedet und hat Pflichten und ist manchmal trübselig. Ja, Du warst oft trübselig. Ach, wenn ich nur wüßte, was ich will! Es wird am besten sein, ich tanz' einmal so recht in diesem Winter. Und dann hab' ich ja auch Frau Lange, wo ich andre Dinge höre, als die alltäglichen. Jeden Sonntag nachmittag bin ich dort. Dann kommt auch Herr Lange. Es ist sehr interessant. Dann bin ich auch oft mit denen vom Kloster zusammen' und mit denen von der Tanzstunde. Nur nicht immer einerlei, das ist mir entsetzlich. Mama will immer einerlei. Alles soll furchtbar sauber, nett und pünktlich sein. Nirgends ein Fleckle oder ein Rißle. Auf dem Boden kein Fädele. Das halt' ich nicht aus. Ja, ich weiß, was Du jetzt wieder denkst. Aber ich halt's doch nicht aus. Und nun ist all das Schöne aus der Luft weg, die herrlichen Träume von meinem großen Talent. Wenn jetzt nur was käm' und mich mitnähm'! Aber nicht ins Kloster, und noch nicht in den Himmel. Einstweilen freu' ich mich auf Weihnachten. Ist das sündhaft, daß ich mich immer freuen möcht'? Mit aller Gewalt schaff' ich mir alles vom Hals, was mich am Freuen hindert. Sollte man sich so etwas abgewöhnen, muß man's bekämpfen?

Ich bin manchmal so gerührt, wenn ich an Dein Büble denk'! Karl soll's heißen? Jawohl, sowie Du wieder recht bei der Hand bist, komm' ich und seh' mir's an. Weißt Du, den Trost hab' ich, trotzdem ich alles verkehrt mach', man verzeiht mir immer. Du auch. Ist's schön, wenn man ein Mütterle ist? Gott segne Dich und 's Kleine. Deine Minz.

19.

Karlsruhe, 12. Januar 18..

Als ich von Dir wegfuhr in der herrlichen Winterkälte, die ganze Luft angefüllt von meinen Träumen: Dein Gesicht, Dein Büble, eine Menge Uniformen, mes chères mères, meine Fehler — Deine Fehler — und mein erster Ball.

Weißt Du, es ist doch besser, ich hab' vorher nach Dir geschaut, jetzt gibt's nix als Anprobieren, Schlittschuhlaufen, Tanzen — Zwei Toiletten hängen schon da — eine ganz weiße für den ersten Ball, und für den zweiten eine weiße mit grün — Schilf am Rock, in den Haaren — ich werd' wie ein Meerschweinchen — will sagen -weibchen aussehen.

Mama und Tantele denken immerfort was Schönes aus. Ich schlupf' nur 'nein. Es ist ein Kreuz, Du sagst, ich nähm' alles nur so hin, ich müßt' dankbarer sein. Ach Gott, ich vergeß es immer! Auch Dir hab' ich noch nicht gedankt und Deinem lieben Mann für den schönen Tag bei Euch. Bin so froh, daß Ihr jetzt in Mannheim wohnt und man schnell mal für einen Tag 'nüber kann. Schön, Euer Haus auf dem Paradeplatz! Ach und 's Golderle! Wirklich, sieht's so aus, als könnt' ich plötzlich vergessen, daß ich ein Kind auf dem Schoß hab' und aufspringen? Also auch zum Kinderhüten eigne ich mich nicht? Wenn ich nicht so vergnügt wär' eben, würde mich das unglücklich machen. Aber sonst hast Du viele liebe Worte für mich gehabt und sahst so lieb und zart aus, und ich halt' gern mein Versprechen, Dir immer alles zu schreiben, damit Du, wie Du sagst, durch mich alles nachgenießen kannst, was Du hast versäumen müssen durch Deine frühe Heirat. Und ganz gewiß will ich's Heiraten 'nausschieben so lang ich kann, das versprech' ich Dir auch. Beim Tantele pressiert's zwar schon jetzt, und ich glaub', sie hofft, ich verlieb' mich auf dem ersten Ball und dann ging's gleich ans Heiraten. Ja hopsa!

Professor Hugo Freiherr von Habermann. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger.

Halt, ich muß Dir ja noch das Wichtigſte ſagen. Am Mühlburger Tor begegnete ich dem Herrn Direktor Devrient. Ich wurde ſchon von weitem rot, aber ich dachte, der iſt viel zu beſchäftigt und kennt mich nicht mehr. Wer aber ſtehen bleibt und mich ganz freundlich anſchaut und fragt: „Geht's?“ war er. Ich ſagte: „Ja 's geht.“ Da hat er gelächelt, und ſo ſchön, daß es war, wie wenn die Sonne plötzlich aus einer dunklen Wolke hervorbricht. Das werd' ich nie vergeſſen.

Deine Minz.

20.

Karlsruhe, 14. Jan. 18..

Lisbeth, ganz ſchnell muß ich Dir wieder ſchreiben. Eine neue Sängerin gaſtierte im Figaro als Suſanne. Man wußte weiter nichts von ihr und ging hinein. Du machſt Dir keinen Begriff! Gleich wie ſie erſchien, ſo zierlich, ſo fein, und als ſie dann ſang — Auf einmal war's ganze Theater atemlos. Wie Perlen, es läßt ſich gar nicht ſagen, wie lauter ſilberne Perlchen kamen ihr die Töne über die Lippen — Und tief, tief ging's einem zu Herzen — Ein Sturm, ſag' ich Dir — So hab' ich die Karlsruher nie geſehen. Weiſch, ich verſteh' ja nix, ich fühl' ja nur, aber die Tränen ſind mir nur ſo aus den Augen geſchoſſen und ganz ernſten Leuten ebenfalls — ohne daß es traurig war, gerad nur aus purer, unbeſchreiblicher Begeiſterung. Sie heißt Magdalene Murjahn. Und natürlich, natürlich werden wir ſie behalten — ſie iſt, glaub' ich, zwanzigmal gerufen worden, es hat nicht aufgehört. Du mußt kommen und ſie hören. Sie hat eine Stimme, die einem Heimweh macht. Alte Brummbären von Männern ſind plötzlich rabbiat geworden und haben wie Jünglinge geklatſcht und geſtampft. Es war ein Ereignis. Eine Freude iſt aufgegangen für unſere Stadt. Ach wie ſchön, eine Freude ſein können für ſo viele! Das iſt doch das Höchſte. Es blutet wieder das Herz

Deiner ſchwer entſagenden
Minz.

21.

Karlsruhe, 20. Jan. 18..

Alſo nun, ich ſage Dir, wundervoll, mein erſter Muſeumsball, einfach wundervoll! Natürlich hatt' ich furchtbar Angſt, ob ich genug Tänzer bekomme. Aber das war gottlob bald überſtanden. Der Tanzſtundsverehrer war da, und der Referendär kam wieder mit ſeinem: „Guten Abend, Fräulein Simplizitas.“ Worauf ich antwortete: „Guten Abend, ſchwarzer Rabe.“ Er engagierte mich zu einem Walzer und tanzte miſerabel. Als er ſah, daß ich mit einem Leutnant zweimal herumtanzte, während ich mit ihm nur einmal herumgetanzt hatte und überhaupt bemerkte, wie gern ich mich holen ließ, ſagte er: „Sie ſind noch kein bißchen klüger geworden, die Schale iſt Ihnen wichtiger als der Kern.“ Ich ſagte: „Das Wichtigſte iſt mir das Tanzen.“ Da hielt er mir eine lange Rede, wie kurz das Tanzen dauere und worauf es überhaupt im Leben ankomme, was gräßlich langweilig war. Außerdem kann ich ſeinen ſchwarzen Bart nicht leiden.

Aber jetzt kommt das Beſte! Leutnant Rot hat ſich mir vorſtellen laſſen. „Wiſſen Sie noch“ — begann er. „O ja, ja,“ ſagte ich und wurde rot. Er lächelte. Ich hab' nie einen Mann ſo nett lächeln ſehen. „Sie glauben gar nicht,“ ſagte er, „wie köſtlich das war, als Sie mich ſo ernſthaft anſchauten und ſagten: ‚non, ce n'est pas papa.‘ Ich werde das nie vergeſſen,“ Hierauf tanzten wir. Es war ein Galopp. Ich ſage Dir, wir flogen. Sofort war er mein liebſter Tänzer. Aber nun kommt die Schattenſeite. Er erzählte mir, daß er nach Freiburg verſetzt ſei. Vor einem halben Jahr iſt ſein Vater geſtorben, und aus Rückſicht für ſeine nun alleinſtehende Mutter hat man ihn nach Freiburg verſetzt. Seine Schweſter, die mit mir die erſte heilige Kommunion gemacht, iſt ſchon verheiratet, und zwar mit einem Leutnant. „Mit Müh' und Not,“ ſagte er, „hat man die Kaution zuſammen gebracht; das ſind klägliche Zuſtände für unſereinen.“ Wir wurden ſtill, aber tanzten um ſo mehr, wir tanzten, daß es eine Wonne war. Ich glaube, wenn ich tot bin und höre Tanzmuſik, ſo tanz' ich noch einmal herum. Zum Abſchied ſagte er: „Nun hab' ich Sie heute wieder gerade ſo weiß geſehen wie damals im Kloſter.“ Und ich ſagte: „Aber ich würde vielleicht nicht mehr ſo ernſthaft ſagen: ‚non, ce n'est pas papa.‘“ Da lachten wir —

Natürlich ſpreche ich am meiſten von

ihm, und nun hält mir's Tantele den ganzen Tag vor, daß der Tanzstundsverehrer und der Referendär gute Partien seien, und ich soll doch um alles in der Welt nicht mein Glück verscherzen. Ich sagte: „Tantele, nächstes Jahr will ich vernünftig sein, in diesem Winter noch nicht."

So, und nun sei vernünftig mit Deinem Büble, ich tanz'! Das Leben ist schön. Halleluja. Amen.

Deine Minz.

22.

Karlsruhe, 24. März 18..

Liebe, ad acta gelegte Lisbeth!

Schämst Du Dich nicht, so was zu behaupten — ich Dich ad acta legen. Fi! Ich seh' Dich förmlich im Klosterkleid mit Deiner ungeheuren Gewissenhaftigkeit — Mein Pfund vertanzen, ich? Du allmächtiger Gott, ich höre die selige mère assistante — Was für ein Pfund? Ach geh mir doch weg! Ich will jetzt gar nicht denken. Von Ball zu Ball immer grenzenloser wurde meine Lebenslust. Wie's Wetter flog ich durch den Saal, und wie's Wetter ging mein Mundwerk. Ich erlebte, daß Papa oft plötzlich hinter mir stand und mich anstieß, aus purer Angst, ich rede Unsinn. Im Kotillon hat er sich sogar hinter mich gesetzt, um mir aufzupassen. Der zweite Ball einfach himmlisch, der dritte noch himmlischer, der vierte war der König aller Bälle. Da bleibt mir nichts anderes übrig, als den fünften Ball den Erzengel-Ball zu nennen. Gott bewahr, nichts, keine Spur, ich bin so unverliebt als man es auf dieser Welt nur sein kann! Ich tanzte! Alle meine Gedanken, mein ganzes Herz, meine Seele und was sonst in mir ist, befand sich in meinen Beinen. Ist das Sünde? Ich weiß es nicht; ich dachte auch gar nicht daran, mein Gewissen danach zu erforschen. Ich trällerte den ganzen Tag, und ob ich ging oder stand, immer hatt' ich den Walzertakt in meiner Person. Davon machst Du Dir keinen Begriff, wie ich Walzer tanze, c'est énorme! Sie wissen's aber auch! In der Herrentour kann ich keinen Augenblick ausschnaufen.

Natürlich hab' ich an Dich gedacht, wie kannst Du nur fragen! Alle Tag' hab' ich Dich sagen hören: ‚Daß die Minz nit schreibt' — Aber ich hab' so schrecklich viele Menschen kennen gelernt, daß mir das fürchterlich umständlich vorkam, sie alle brieflich zu beschreiben, so daß ich mir vornahm — wie die Tanzmusik aufhört, rutsch' ich nach Mannheim.

Auch les cloches du monastère läuteten oft gewaltig in mein weltliches Leben hinein, und mes résolutions durfte ich gar nicht mehr angucken. Weißt Du, wenn man denn schon tanzen soll, so muß man nicht einen ganzen Karren voll Gewissensbisse hinter sich herschleppen. Auch hab' ich mir immer gedacht, was soll denn der liebe Gott Böses dran finden, wenn ich gern tanz'? Ich hab' ja nichts Böses dabei gedacht. Ich hab' einfach gar nichts gedacht.

In den letzten Tagen habe ich allerlei in meinem Stübchen verändert und schöner eingerichtet. Ich bekam so nette Sachen von den Eltern. Sodann habe ich jetzt mein Klostereckle und mein Theatereckle, jedes extra für sich. Da hängt jetzt auch Magdalena Murjahn. Ganz Karlsruhe vergöttert sie. Wir waren alle, Papa, Mama, Tantele und ich, in der Undine — sogar das eben bei uns eingetretene neue Mädchen, die Ricke. Sie sagte: „D'Undine g'fallt mir noch besser als selbiges Trauerspiel, wo doch dreizehne g'storbe sind." Wenn jetzt Hermann von Rastatt kommt, setzt er sich gleich ans Klavier und spielt Undine. Du hättest nur sehen sollen, wie sie dastand am Nixensee, so schön, so voll Anmut — Und wie sie sang: „O kehr' zurück" und untersank —

Fast nicht zum Aushalten schön war's, wie ein Märchen, so ganz wunderbar. —

So etwas brauche ich nur zu erleben, dann ist der alte Höllenbrand wieder da. Und wenn jener unappetitliche Troubadour mit dem Schnupftabak nicht gewesen wär', so weiß ich nicht — — —

Zu Langes gehe ich jetzt jeden Sonntag nachmittag; das ist mir ein großes Glück. Das gewöhnliche Leben würde mich sonst ganz unglücklich machen. Frau Lange ist ganz entsetzt, wie ungebildet ich in der Literatur bin. Ich lese jetzt: „Soll und Haben." Einfach prachtvoll. Ich kann nicht mehr davon weg, drum bleibt mir keine Zeit zum Schreiben. Ich singe jetzt auch im Philharmonischen Verein mit. Ich kann nie mit sprechen, wenn von was Rechtem die Rede ist, z. B. von Musik, Büchern oder gar antiken Statuen. Wir hatten

zwar Mythologie, aber von den Kunſtwerken, die exiſtieren, hat uns nie ein Menſch etwas geſagt. Ja, alſo jetzt weiſch wieder alles. 's Hämmerwerk in alter Ordnung, 's Seelenheil ſo ſo, die Eltern und 's Tantele lieb und gut wie immer, Hermann wird nächſtens Leutnant in Raſtatt, und wir haben eine neue Katz' namens Bimbel. Von der erzähl' ich Dir das nächſte Mal. Bitte mir ganz genau 's Büble zu beſchreiben, wem's gleicht, was es für Augen hat, für ein Mäulchen.

Du, und trotzdem, nie träum' ich von den Bällen, ſondern ſehr oft von den beiden mères, die geſtorben ſind, und vom Korridor —

Jetzt aber ſchnell zu meiner ſchönen, wunderſchönen Geſchichte. Du mußt auch „Soll und Haben" leſen. Man muß doch darüber reden können. Wenn's einen Fink gäb' auf der Welt, den nähm' ich gleich. Nimm Dich nur in acht, daß Du Dich nicht in ihn verliebſt. Ein freßlieber Kerl!

So! und nur nicht wieder predigen! Schön zufrieden ſein mit

Deiner lieben Minz.

23.

Radolfzell am Bodenſee.

Beim Onkel. Im wunderſchönen Monat Mai.

... Ich lehne mich zurück im Kahn
Und leg' die Ruder nieder,
Und ſchau' die bleichen Sterne an
Und horch' auf Nixenlieder.
Da, leiſe aus der Wellen Schaum,
Entſteigt ein Frau'ngebilde;
Ihr weiß Geſicht gleicht einem Traum,
Sie lächelt ernſt und milde;
Und gleich der Aolsharfe Klang
Ertönt's aus ihrem Munde —
Indes mein Herz nach Atem rang —
„Geheiligt ſei die Stunde,
In der des Sees Poeſie
Sich Dir will offenbaren —
Wer ſie erſchaut, vergißt ſie nie,
Wird ſie im Herzen wahren ..."

— — — — — — — — — — —

Gelt, ſchön? Es geht aber zu langſam mit dem Reimen, und ſo will ich lieber in Proſa verfallen.

So wird man in der Natur, da iſt mir am wohlſten. Das heißt: es iſt mir auch recht wohl in der Unnatur, z. B. im Tanzſaal. Aber vielleicht iſt Tanzen gar nichts Unnatürliches, denn man tanzte ja ſchon im Alten Teſtament, und zwar um die Bundeslade. Ich habe auch immer gefühlt, daß etwas Himmliſches in meinen Beinen iſt, wenn ſie fliegen.

Geſtern, wie ich mit Tante ins Bad ging, fragte ein altes Weible, wo ſie hingehe. Tante ſagte: „Zum See, baden." „Was," ſchrie das Weible auf, „ſo was tue Sie und ſchäme ſich nit? An mei Leib iſch noch nie ein Tröpfle Waſſer komme."

Ach, ich ſag' Dir, 's Baden im See! Herrlich! herrlich! Ich benehme mich wie ein Fiſch und ſchwimme weit hinaus. Tante ſchreit am Ufer. Ja, ich bin halt meines Vaters Kind, ich tanz' gut, ich ſchwimm' gut, ich reit' gut.

Ich trag' ein ſchwarzbraunes Reitkleid von Sammet, und auf meinem Barett weht eine weiße Feder, mein Roß iſt weiß, und weiß ſind meine Handſchuh' mit hohen, ſteifen Stulpen. So reit' ich durchs Hegau, hinter mir ein Knechtlein. Gleich vor der Stadt, wer ſitzt auf ſeinem herrlichen Rappen? — Leutnant Rot, mit ritterlichen Kleidern angetan. Durchs Hegau reiten wir, durch kleine Dörfer, an Wieſen und Feldern vorbei. Da liegt der Hohentwiel, der Hohenkrähen, der Hohenſtoffel; aber keine Spur von Ruinen, nein, herrliche Schlöſſer ſtehen auf den zackigen Gipfeln, und der Hohentwiel iſt unſre Burg. Schon trompetet's uns entgegen, und wir ſind Mann und Frau und reden von Liebe. Wir ſind unendlich glücklich und reiten den ſteilen Fahrweg hinan und wiſſen, im großen Rittersaal erwarten uns alle unſre Lieben. Mama hat ihr blaues Moireekleid an, Tantele ihr ſchwarzatlaſſenes. Auch Du biſt da in Deinem hellblauen Sommerkleid, Dein Mann iſt da im Frack; die Freundinnen des Kloſters, die Freundinnen der Welt, alle geputzt und einig. In der Küche brodelt's. Ich habe Apfelkuchen beſtellt, weil Du ihn ſo gerne magſt, aber auch Forellen, Papas Leibſpeiſe. Fräulein Poldin iſt da, Mamas liebſte Freundin, die ſie aufheitert, wie ich Dich, und die Geheimerätin Vogel mit Fräulein Erneſtine. Du kannſt Dir denken, auch die vom Theater, alle ſind ſie vertreten, von weit her habe ich ſie eingeladen: Frau Haitzinger, Louiſe Neumann, 's Goßmännle, Herr und Frau Lange, Magdalene Murjahn — ſie bekommen den Ehrenplatz am Tiſch. Leider haben unſre mères Klauſur. O wie ſchmerzlich! Aber ſie können ruhig ſein, wir haben eine Kapelle.

Das Fest verläuft, und viele Feste folgen, es gibt kein gewöhnliches Leben für uns, nur Schönheit. Man geht mit langgemessenen Schritten, wie auf dem Theater. Oder man tanzt. Es ist eine ausgemachte Sache, daß wir jeden Abend von neun bis zehn tanzen. Und wer einmal da ist, der will nicht wieder hinunter ins gewöhnliche Leben. Wir haben natürlich viele Kinder, die alle weiß gekleidet um uns herumwachsen. So leben wir glücklich und in Freuden, und wenn wir nicht gestorben sind, so leben wir heute noch.

Hab' ich Dich nun erheitert? Mama hat mir nämlich gesagt, ich soll Dich erheitern und dürfe nie mit Dir zanken, wenn Du niedergeschlagen seist. Das Kinderkriegen sei keine leichte Sache, da habe man oft mit Niedergeschlagenheit zu tun. Also, Du lieb's, arm's, geplagt's Mütterle, alles will ich tun Dir zulieb, nur nicht mit Dir tauschen. Auch alles verzählt sollst Du kriegen, denn ich weiß noch Wunderschönes, aber erst heut abend, jetzt machen wir eine Partie auf den Arenaberg, der Napoleon gehört. Man darf das Schloß sehen, wenn niemand drin ist.

— — — — — — — — — — —

Also wir sind über den See gefahren, haben in der kleinen Ortschaft am Ufer Kaffee getrunken und sind dann zum Schloß hinauf. Es ist nicht groß, aber die Anlagen sind herrlich. Ein Diener führte uns durch die Zimmer. Es ärgerte mich, daß er so laut sprach, denn es war so traumhaft, alle die Bilder und Büsten, die so schweigend dastanden.

Die Königin Hortense mit ihren Söhnen hat hier gelebt. Onkel erzählte mir, dies sei eine schreckliche Zeit für die Leute am See gewesen. Ein alter Fährmann hat Onkel erzählt, nachts seien die Prinzen gekommen und hätten die schönen Mädchen gestohlen, und der Fährmann habe sie überführen müssen. Er hat nichts machen können, obwohl ihm das Herz blutete. Wo ist da Gott? Ich bitte Dich, wo ist da Gott? Wenn sie diese Frage im Kloster hörten!

Ich war nämlich wieder dort — auf der Herreise, dies wollt' ich Dir aber als das beste auf zuletzt aufsparen.

Die révérende mère hat Wilhelmine, Anna, Maria und mich auf einige Tage eingeladen. Die Klosterfrauen hatten retraite, und père Bouger war noch da und sollte den ehemaligen pensionaires eine Nachretraite halten. Ich versank wieder ganz ins alte Leben, hab' alles andre vergessen. Als hätt' ich nie getanzt, nie einen weltlichen Gedanken oder Wunsch gehabt. So war's. Und dann das Wiedersehen mit den alten Mitschülerinnen! Wilhelmine ist noch gerade so fein und leise wie früher. Maria noch gerade so trocken. Auch mich fanden sie unverändert. Wir schliefen in der infirmerie, und morgens, wenn die liebe Glocke läutete, fuhren wir aus den Betten und waren selig. Ich habe es wieder so recht einsehen müssen, es ist doch etwas Wunderschönes ums Klosterleben — nur darf man nicht weiter denken wollen, als die Mauern gehen. Eine unbeschreibliche Liebe erfaßte mich wieder für jede einzelne dieser schwarzgekleideten Gestalten, wie sie so würdig einherschritten und vor dem Altar ihre Kniebeugungen machten. Es war so schön. Es durchrieselte mich immer.

Aber dann, wo sie aufhörten zu schweigen und mit ihren Fragen kamen, dann war's, als öffnete sich plötzlich eine Kluft zwischen ihnen und mir. Ich stand vor ihnen, tief betrübt, denn was ihnen so wichtig war, hatte aufgehört, für mich wichtig zu sein. Ich sprach es nicht aus, ich ließ sie reden.

Man schickte mich in das kleine Zimmer neben der Kirche. Ich sollte eine Unterredung mit père Bouger haben. Ich merkte wohl, unsre mères wollten, daß er mich ins Gebet nähme.

Er fing so an: „Mademoiselle, man ist in Unruhe in diesem Hause um Ihr Seelenheil."

„Ich weiß, mon père," sagte ich, „aber ich möchte diese Unterredung mit Ihnen als Beichtgeheimnis betrachtet wissen, sonst kann ich Ihnen unmöglich die Wahrheit sagen."

„Verlassen Sie sich auf meine Verschwiegenheit, mademoiselle," sagte der père, „und sprechen Sie offen gegen mich aus, was in Ihnen vorgeht."

„Mon père," sagte ich, „es kommt mir leider vor, als hätte ich drei Seelen."

„Comment," rief er aus, „das ist ein wenig viel! Was wollen Sie denn mit Ihren drei Seelen?"

„Die eine," gab ich zur Antwort, „möchte ins Kloſter gehen, die zweite zum Theater und die dritte möchte gern einen netten, kleinen Haushalt haben, mit vielen herzigen Kinderchen."

Père Bouger lachte laut auf und warf ſich ſo heftig in ſeinen Stuhl zurück, daß es krachte.

Dann ſagte er: „Das Theater ſtreichen wir durchaus; mit dem Kloſter — ich habe keine Hoffnung; bleibt alſo das dritte. Ich nehme an, mademoiselle, daß, wenn Sie heiraten, doch ſelbſtverſtändlich nur ein katholiſcher Mann in Betracht kommt?"

„Mon père," ſagte ich, „wenn ich einen Mann kennen lerne, ſo weiß ich doch nicht gleich, ob er katholiſch oder proteſtantiſch iſt?"

„Mais mademoiselle," rief er aus, „wollen Sie zu jenen gehören, die zufrieden ſind, bloß um ihrer ſchönen Augen willen geheiratet zu werden?"

„Mon père," ſagte ich, „ich wär' auch nicht zufrieden, wenn mich einer bloß deshalb heiraten wollte, weil ich katholiſch bin."

Jetzt fing er wieder an zu lachen, und wie toll. In demſelben Augenblick ging die Tür auf, und die révérende mère kam herein. Der père ſagte zu ihr: „Mais c'est une espiègle —"

Und damit war die Unterredung zu Ende. Sie hat natürlich länger gedauert, als ich Dir hier ſchreibe, aber das war ungefähr die Hauptſache.

Als ich vom Kloſter wegfuhr, war ich in einer entſetzlichen inneren Unordnung; ich wußte mir gar nicht zu helfen. Ich kam mir wie eine Verräterin vor. Was der père auch geſagt, nichts hatte mir Eindruck gemacht. Ach und ſo vieles kam mir kindiſch vor, was mir früher heilig erſchienen war! Erſt nach ein paar Tagen am See wurde ich wieder geſund.

Du ſiehſt, auch der Ledige hat ſchwere Stunden. Du kommſt überhaupt viel beſſer durch. Alles ging ſo glatt. Du und Lenchen, ihr waret ſo, wie Mama gern eine Tochter gehabt hätte, habt gern Handarbeiten gemacht, Euch verheiratet, und die im Kloſter ſind zufrieden, denn Eure Männer ſind katholiſch. Darum haſt Du die Verpflichtung, mir beizuſtehen und mein Gewiſſen zu erleichtern, nicht zu beſchweren. Am liebſten hab' ich, wenn man mir immer recht gibt, was leider nie geſchieht.

Küſſ' mir 's Büble. Jetzt iſt's ja ſchon ein halbes Jahr alt. Wie freu' ich mich, es wieder zu ſehen! Biſt Du nicht gerührt — zehn eng beſchriebene Seiten! Ich bin 's ſehr. Deine Minz.

24.

Karlsruhe, 1. September 18..

Man kann's faſt nicht glauben, ſeit der Schlacht von Wörth Sieg auf Sieg!

Papa iſt unglücklich, daß er dieſen Krieg nicht mitmachen darf. Du kannſt Dir unſre Sorge um Hermann denken, und doch ſind wir alle ſo froh, daß er dieſe Zeit miterleben darf. Wir wären mit ihm unglücklich, wenn er hätte zurückbleiben müſſen. Das trifft ja manchen.

Heut nur die paar Worte.

Deine Minz.

25.

Karlsruhe, 4. September 18..

Jetzt auch noch Sedan!

Geſtern abend im Theater, plötzlich ging der Vorhang auf und Otto Devrient erſchien und verkündete: Soeben trifft die Nachricht ein von der Kapitulation von Sedan. 50 Generale, 5000 Offiziere, über 80 000 Mann ſind Kriegsgefangene.

Erſt war's ganz ſtill — eine Stille wie im Grab, dann aber erhob ſich das ganze Publikum und — Nein, man kann's nicht beſchreiben, ich ſeh' nichts vor Tränen, alles zittert in mir, wenn ich nur daran denke. Es war etwas Ewiges. Es waren Hunderte von Menſchen, und dieſe Hunderte hatten nur einen Herzſchlag, eine Stimme, eine einzige, heiße, hoch auflodernde Begeiſterung — Sedan unſer! Soviel ſchon unſer! Was ſind wir für ein geſegnetes Volk! Bismarck und Moltke hängen in meinem Zimmer. Ich bin bis an den Rand meiner Seele patriotiſch.

Im Theater hat ſich alles umarmt — Mich hat auch jemand umarmt. Ein ganz naſſes Geſicht.

Von Hermann gute Nachrichten. Ich ſehe ihn noch, wie glückſelig er davon fuhr nach ſeinem letzten Beſuch vor dem Abmarſch ſeines Regiments.

Auch Leutnant Rot iſt bei den Truppen. Überhaupt faſt alle meine Tänzer. Einer iſt ſchon gefallen vor Straßburg.

Im erſten Eifer wollte ich abſolut

Krankenwärterin werden, aber als mich Papa neulich in ein Lazarett mitnahm, habe ich gleich am Bett des ersten Verwundeten bemerkt, daß ich auch in dieser Hinsicht die unnütze Person bleibe, die ich bin. So arbeite ich wenigstens im Frauenverein und wickle Binden. Eine große Menge von jungen Mädchen sind da, und oft schon haben wir gemeinsam über neue Siege gejubelt. Oder zu Haus, wenn plötzlich aus der nahen Kaserne ein Hurrageschrei erschallt, daß alles, die ganze Nachbarschaft ans Fenster stürzt und man weiß: Jetzt ist wieder was Großes geschehen! Da muß ich immer heulen. Aber alle tun's, an allen Fenstern sieht man Taschentücher.

Und dann wieder die Angst um Hermann, wenn's dritte Regiment in Aktion war!

Man kommt aus den Aufregungen gar nicht heraus.

Ach Gott, wie schön, wie friedlich war die Zeit mit Dir in Bingen, und wie oft hab' ich Heimweh nach Deinem Karlemännchen. Und daß jetzt alles wieder so nett klar zwischen uns ist! Welch ein Glück für Dich und dadurch auch für mich, daß Du diese liebe alte Dame in Mannheim kennen gelernt hast. Deine Gewissenhaftigkeit kann einen oft ganz irre machen. Wie schön, daß sie Dir sagt, das alles hätte ich erleben müssen und müsse ich erleben, meine Phantasie brauche Futter. Die ist gescheit. Die frag' nur immer. Wie schön, wie schön, Menschen, die mit einem einverstanden sind, daß man sich nicht 'rumbeißen muß und entschuldigen. Grüß mir die Eigentümliche, die es so gut mit mir meint, und daß ich sie sehr lieb habe und sehr gern kennen lernen möchte.

Jetzt fängt der Philharmonische Verein wieder an, und neulich waren wir bei Cäcilie zum Kaffee eingeladen und dachten nicht an den Verein. Wer aber kommt und uns alle in die Probe holt, war der Herr Kapellmeister Levi. Ich glaube, er mag mich sehr gut leiden, und ich bewundere ihn. Aber im Sommer, bei einem Philharmonischen Ausflug, hat er einmal mit mir getanzt, und zwar so, daß ich ganz entsetzt ausgerufen habe: „Aber um Gottes willen, Herr Kapellmeister, Sie haben ja keinen Takt!" Es war im Freien, und er hat sich vor lauter Lachen ins Gras geworfen und um und um gedreht.

Auch der Herr Kapellmeister Kalliwoda ist sehr nett zu mir. Einige vom Philharmonischen und ich singen ihm in der Kirche an den Feiertagen, und da bringt er mir immer eine große Tüte Gebäck mit, das ich unter die anderen verteilen darf. Mama kann sich gar nicht fassen vor Erstaunen, daß immer ins Haus geschickt wird, ich möchte die Probe nicht versäumen, denn von einer schönen Stimme hat sie nie etwas bei mir bemerkt. Ich hab' halt Glück bei den Menschen, weil ich lustig bin. Ich hab' auch bei den Hunden Glück und bei den Katzen. Denk, neulich hat die Bimbel eine Torte ringsum angefressen. Mama erwartete ein paar Damen, und es mußte schnell eine andere geholt werden. Bimbel stiehlt gern. Das hat sie sich in ihrer traurigen Vergangenheit angewöhnt, wo sie heimatlos war. Ich hab' sie einmal ertappt, wie sie aus Papas kleinem Rahmtöpfchen sich mit dem Pfötle den Rahm fischte. Es war herzig.

Gute Nacht. Fortsetzung morgen.

— — — — — — — — — — —

Denke Dir, die Geheimerätin Vogel ist gestorben. Wir haben es noch gestern abend erfahren. In der Nacht ist mir eine Geschichte eingefallen; ich will sie Dir aufschreiben:

Die Frau Geheimerätin.

Die Frau Geheimerätin war gestorben, und Petrus saß in seinem alten Lehnstuhl und sah ihr entgegen, wie sie mühselig den steilen Pfad zur Glückseligkeit herauf klomm.

„Eine gute alte Seele," sagte er zu sich selbst, „hat mir immer gefallen, weil sie ihr Lebtag grad und offen war. Wird auch im Himmel eine Freude sein, wenn sie kommt."

Indem öffnete Petrus die Tür, und die gute Geheimerätin keuchte herein.

„Sie sind gewiß der heilige Petrus," sagte sie, „freu' mich sehr, Sie kennen zu lernen."

„Herzlich willkommen, Frau Geheimerätin," sagte der heilige Petrus, indem er sie zu einem behaglichen Sitz führte, „bitte, ein wenig Platz zu nehmen."

„Ach ja," atmete die Frau Geheimerätin auf, „lassen Sie mich ein bißchen sitzen, es wär' eine Schand, wenn ich so chiffoniert vor unserm Herrn und Heiland erscheinen tät, der Weg war beschwerlich,

ich könnt' nicht einmal ordentlich Red' und Antwort stehen bei meinem Eintritt ins Himmelreich. Ach, und mein Seliger," rief sie aus, „wie freu' ich mich, ihn wieder zu sehen! Machen Sie geschwind die Tür auf, heiliger Petrus, Sie sind mir zwar lieb und angenehm, aber mein Seliger ist mir halt doch noch lieber."

„Sehr begreiflich," sagte der heilige Petrus.

Die Frau Geheimerätin hatte schon einen Fuß ins Himmelreich gesetzt, als sie sich plötzlich wieder umwandte:

„Hören Sie, heiliger Petrus," sprach sie mit gedämpfter Stimme, „ich war nämlich zweimal verheiratet. Wenn ich meinem ersten Mann, dem Ökonomierat Schmidt begegnen sollte, da möcht' ich doch lieber gleich in eine andere Gass' —"

„Liebe Frau Geheimerätin, nur keine Furcht," sagte der heilige Petrus. „Männer, die so brave Frauen, wie Sie eine sind, unglücklich gemacht haben, die laufen bei uns nicht frei herum."

„So," sagte die Frau Geheimerätin, „da tut er mir aber leid —" Und mit einem freundlichen Kopfnicken nach dem heiligen Petrus trippelte sie wohlgemut in die ewige Glückseligkeit hinein.

26.

Karlsruhe, 1. November 18 . .

Wie gut, daß alles so glücklich abgelaufen ist. Gott sei Dank! Also wieder ein Büble und Nick soll's heißen? Auch Lenchen hat zwei. Ihr sorgt schon, daß die Welt nicht ausstirbt, das entlastet mich.

Du kannst Dir denken, wie uns immer zumute ist, wenn's dritte Regiment im Treffen war. Gottlob, bis jetzt ist Hermann verschont geblieben. Er schreibt ganz lustige Briefe. Alle Augenblicke heißt's: „In einer Villa einquartiert gewesen. Undine gespielt." Da ist man dann wieder für einige Zeit froh.

Und so geht's allen Leuten. Niemand ist immer traurig. Plötzlich aber, wenn man auf der Straße mit irgend jemand lacht oder spricht, wird man mit einemmal ganz still und sagt kein Wort mehr — Ein Leichenzug kommt, mit Militär im Gefolge. Ach, und täglich ziehen sie daher, so viele Verwundete sterben, und sich dann vorstellen — Ich mag's gar nicht ausdenken. Es wird auch gar nicht bei uns über diese Möglichkeit gesprochen, ich seh' nur, wie Papa immer nach der Verwundetenliste läuft, und wenn er dann heimkommt, steht Mama an der Treppe.

Ich bin neulich plötzlich musikalisch geworden, denke Dir, wenigstens höre ich jetzt die Musik ganz anders wie vordem.

Es war in der Generalprobe eines Philharmonischen Konzertes. Die Rhapsodie von Brahms wurde aufgeführt, da hatte der weibliche Chor nichts dabei zu tun; wir setzten uns in den Zuschauerraum, der fast dunkel war, und hörten zu. Die Rhapsodie wird von einem Männerchor und einer Frauenstimme gesungen. Der Text ist aus der Harzreise von Goethe. Schon von Anfang, ich las den Text nach, erfaßte es mich, ohne daß ich recht wußte, warum. Als sich aber die Altstimme aus dem Männerchor hob:

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward!

wurde mir das Atmen schwer und schwerer, und bei den Worten:

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Bei dieser Stelle wußte ich mir nicht mehr zu helfen und weinte — ich weinte ganz entsetzlich. Ich weiß nicht, waren's die Worte oder war's die Musik, ich weiß nur, daß mich schauerte.

Schon einmal, in allerfrühester Kindheit, hab' ich so gefühlt. Es war bei Tantele; ich saß auf dem kleinen, braunen Schemel, und sie erzählte mir vom Heiland, wie er mit dem Kreuz auf den Schultern durch die Gassen ging und fast zusammenbrach. Ganz genau weiß ich noch, wie mir's die Kehle zusammenschnürte, so daß ich kein Wort herausbrachte und doch so unbeschreiblich gern gefragt hätte: Warum hat ihm denn niemand geholfen? Ich wußte ganz bestimmt, daß ich ihm geholfen hätte. Ich bildete mir ein, mit einer Droschke hätte ich das machen können. Ich glaubte damals, in einer Droschke sei man gerettet. Tantele hat nicht gemerkt, wie ich litt, ich aber hab's nie vergessen. Erzähl' Deinen Kindern nicht so früh vom Leiden Christi. Erzähl ihnen nur frohe Sachen.

Du fragst, ob ich fleißig bin im Frauenverein? Nein, denk, auch hier ist mir's Nähen ein Greuel. Ich tu's, indem ich alle zehn Minuten einen Anrenn nehme. Ich werd' auch von den ältern Damen mit meinen nicht genau genug gewickelten Binden immer wieder fortgeschickt. Aber es ist wunderschön, das Zusammenarbeiten, und die Generalin Holz, die Präsidentin in unserem Saale ist, hat mich schon durchschaut und verwendet mich hauptsächlich zu Kommissionen.

Welch ein unglücklicher Zufall, daß ich Deine Eigentümliche bei meinem letzten Besuch in Mannheim nicht kennen lernen konnte. So oft ist sie krank? Wie schade! Du verstehst alles besser, seit sie Deine Freundin ist. Nichts findet sie arg, und das ist so angenehm. Grüße sie und küß die Kleinen. Deine Minz.

27.

Karlsruhe, 1. Dezember 18 . .

Lisbeth, denke Dir, ich bekam ein wunderhübsches Kätzchen mit Schokoladeplätzle gefüllt von Mannheim. Anonym, mit folgendem Spruch:

„Licht strahlt von Stern zu Stern; kann Geist zum Geist noch feinere Atome seiner selbst gelangen lassen, von fern auf ihn, wie gegenwärtig wirken?" Tennyson.

Man muß es ein paarmal lesen.

Ich hab' gleich an die Eigentümliche gedacht. Bei meinem nächsten Besuch will ich sie durchaus kennen lernen.

Von Hermann immer gute Nachrichten. Auch Leutnant Rot ist noch unverwundet. Aber ich habe erfahren, daß seine Mutter gestorben ist. Zwei liebe Tänzer sind gefallen. Ach, so viel Trauer überall, da und dort in befreundeten Familien — Wenn ich solche schwarze Schleier sehe — dabei Sieg auf Sieg. Die Leute auf der Gasse rennen plötzlich, man rennt mit: Was ist los? Jedesmal ein neuer Sieg. Das vierzehnte Armeekorps kämpft jetzt gegen Garibaldi. Es ist furchtbar schwül bei uns; so schreckhaft sind wir alle, wenn's läutet, wenn eine Zeitung kommt. Papa macht zwar immer noch Späßle, um Mama zu erheitern, es hilft aber wenig. Nur wenn ein Lebenszeichen von Hermann kommt, gibt's lauter frohe Gesichter. Der ist am besten dran, der sorgt sich kein bißchen.

Ich kann nichts Rechtes schreiben heut, in dieser unbehaglichen Stimmung. Es schneit, der Himmel ist grau, tief, als ließ auch er die Flügel hängen.

Ja, vor Weihnachten seh' ich mir noch den kleinen Nick an, aber für ein paar Tage habe ich keine Ruhe, für einen geht's. Wenn man nur endlich wieder einmal so recht vergnügt sein könnt'!

Deine Minz.

28.

Karlsruhe, 1. Februar 18 . .

Ach, Lisbeth, das waren schreckliche Tage. Wir sind alle ganz hohläugig geworden. Gottlob, daß man wieder aufatmen kann. Er lebt.

Papa kam nach Haus mit der Verlustliste des dritten Regiments; 130 Mann und 40 Offiziere tot oder verwundet und Hermann — unser Hermännle vermißt. Er allein vermißt! Der arme Papa stürzte herum in den Lazaretten und suchte Leute von Hermanns Regiment. Endlich fand er einen Sergeanten, der mit den Verwundeten gleich nach dem Gefecht hierhergebracht worden war. Der Sergeant erzählte, er habe neben Hermann gefochten, plötzlich habe sein Leutnant einen Sprung gemacht, wie es nur tödlich Getroffene zu tun pflegten, und so glaubte er, sein armer Leutnant sei tot. Du kannst Dir denken, wie's uns zumute war — Und doch, denke Dir, ich hab' keinen Augenblick die Hoffnung verloren. Papa war nun immer an der Bahn und wartete auf Leutnant Lutz; er soll neben Hermann verwundet worden sein und mit einem neuen Zug Verwundeter eintreffen.

Leutnant Lutz war leicht verwundet und wußte meinem armen Papa nichts Tröstlicheres zu sagen, als Hermann sei augenblicklich tot gewesen durch eine Kugel in den Kopf. Das Regiment hätte zurückweichen müssen, so daß es nicht möglich gewesen sei, die Toten mitzunehmen.

Das war der dritte Tag. Am vierten morgens — o Lisbeth, ein Telegramm: „Leutnant Villinger gut verpflegt in der Präfektur zu Lure vorgefunden." Wir weinten bei dieser Himmelsbotschaft, als wolle uns das Herz brechen.

Wir erfuhren dann, das fünfte Regiment hatte Lure genommen. Hermann war in Feindeshand gewesen und lange bewußt-

Ernte.

Gemälde von Prof. Hans Olde.

los. Eine Nachricht von ihm kam über die Schweiz erst am fünften Tag. Jetzt können wir direkt von Lure Briefe bekommen. Ich bin so müde, als hätt' ich selbst den ganzen Feldzug mitgemacht. Natürlich haben wir jetzt keinen andern Gedanken, als ihn hier zu haben.

Deine Minz.

29.

Karlsruhe, 17. Februar 18..

Wir bekommen jetzt alle paar Tage Briefe von der Gemahlin des Maires von Lure. Die Präfektur ist zum Lazarett eingerichtet worden, Hermann hat ein Zimmer für sich. Er schrieb mit Bleistift auf einen Zettel: „Die Dame des Hauses sorgt für mich wie eine Mutter." Die Kugel wurde erst nach acht Tagen in seinem Kopf entdeckt. Jetzt ist sie herausgenommen worden, aber es ist keine Rede davon, daß er transportiert werden kann.

Aus dem Kloster schrieben sie lieb und gut. Alle Menschen sind voll Teilnahme. Überhaupt so gut und milde wie die Menschen eben sind! Das macht das große, gemeinsame Erlebnis. Niemand hat mehr eine eigene Angelegenheit. Der Klatsch ist wie ausgestorben.

Ach Gott, aufatmen können ist schön! Und Du Gute, schreibst so oft trotz Deiner zappeligen Kleinen, die Dir keine Nachtruhe lassen! Von der Eigentümlichen kam ein kleiner Lorbeerkranz für Hermann, und für mich lag ein herziges Täschle dabei mit den Worten:

Gott hat die Gradheit selbst ans Herz genommen,
Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.

* * *

Ich hatte nicht recht den Mut, Mama zu fragen, ob ich schon wieder zu Dir darf. Vorhin bei Tisch klopfte ich aber doch ein bißchen an, und siehe da, ich darf! Als ich sagte, es sei Dein ausdrücklicher Wunsch, daß ich wenigstens für zwei Tage komme, wurde auch das gewährt. Ich glaube, jetzt könnte ich alles durchsetzen, die Eltern sind weich wie Butter. Also Donnerstag fliegt an

Deine Minz.

30.

Karlsruhe, 24. Februar 18..

Was, das war die Eigentümliche neben mir im Theater! Ja, Du bist ja von einer Hinterlistigkeit ohne Grenzen! So was hätt' ich Dir gar nicht zugetraut! Das habt Ihr ausgemacht, und ich tapp' ganz vergnügt mit Dir ins Theater und denk' an nichts Böses — Kennen lernen hat sie mich wollen, ohne daß ich eine Ahnung davon hab' — Da war aber der König Lear recht gut dazu ausgesucht, denn ich hab' ja den ganzen Abend geheult — Sie hatte graue Haare, ein schwarzes Häubchen und ein sehr liebes Lächeln. Sie ließ ihren Zettel fallen, wir sprachen miteinander, ich glaube, sie fragte mich, ob ich gern nach Mannheim komme, und ich sagte: „Ja, zu meiner Freundin, aber ich kann eine Stadt nicht leiden, in der man nie was Grünes sieht."

Dann kam das entsetzliche Trauerspiel, und ich vergaß alles. Zum Schluß, als wir gingen, ließ ich mein patschnasses Taschentüchle auf meinem Sitz liegen, und sie brachte mir's, worüber ich mich sehr schämte und sie um Verzeihung bat. Da lachte sie, das weiß ich noch — und Du läßt mich am andern Morgen abreisen und sagst kein Wort! Und wie ich nach Haus komme, ist schon eine Bonbonniere da mit den Worten:

„Für jeden Freund, den wir um der Wahrheit willen verlieren, gewinnen wir einen bessern." Emerson.

Erstens mußt Du ihr gesagt haben, daß ich ein Leckermaul bin, weil sie mir immer gute Sachen schickt. Zweitens hat sie mir diese Worte gewiß nur geschrieben, weil es mit dem Kloster nicht mehr ist wie früher und ich mich deshalb grämе. Aber warum um Gottes willen muß denn alles so heimlich sein? Zum Beispiel, wie gern möcht' ich mit ihr über die Worte sprechen, die sie mir geschrieben hat. Sie haben etwas so ungeheuer Tröstliches.

Hermann kann noch nicht transportiert werden; die Zeit wird uns recht lang. Er schreibt alle paar Tage. Die Dame muß ein Engel sein, die ihn verpflegt. Sie hat auch erwachsene Söhne im Krieg. Wie schön, nicht wahr, nun tut sie so viel Gutes dem Feind.

Denke Dir, schon fünf Tänzer sind gefallen. Aber Leutnant Rot lebt.

Dein Karlemännchen schwätzelt so lieb und Nick hat ein so dünnes Schreistimmchen. Sag mir genau, was die Eigentümliche

über mich sagt. Und unterschlage lieber das Unangenehme als das Angenehme.

Du hast doch die Frau Geheimerätin gelesen, wie sie zum Petrus kommt? So hab' ich noch ein paar weitere Geschichtle gemacht von allerlei Leuten, die vor die Himmelspforte kommen, und neulich las ich sie an unserm Tisch im Frauenverein vor. Es sind da die drei Schwestern Ettlinger. Es wurde bald bemerkt, daß sie von der ganzen Nähgesellschaft die Klügsten waren, denn sie sprechen immer gescheite Sachen und sind überhaupt so anders. Mich haben sie, glaub' ich, von Anfang an ein wenig verachtet, weil es ewig an meinen Arbeiten zu tadeln gibt. Wie groß war also mein Erstaunen, als die ältere der drei Schwestern, Anna heißt sie, beim Vorlesen meiner Geschichtchen plötzlich ein freundliches Gesicht machte und überhaupt oft lachte. Und nun denke Dir, sie sagte, ich solle noch mehr solche Sachen schreiben.

Die drei Schwestern sind auch im Philharmonischen, und sehr befreundet mit Kapellmeister Levi. Neulich nach einem Konzert sagte er: „Nun sollen Sie einmal ein paar echte Menschen kennen lernen, wir gehen nach dem Konzert in den Iffland, und da müssen Sie mitkommen."

Das ging alles ganz flink, ich mußte nach Haus schreiben, der Vereinsdiener trug das Briefle fort, und so saß ich denn im Iffland an einem Tisch mit lauter außerordentlich gescheiten Leuten. Mitreden konnte ich nie, aber der Herr Kapellmeister nickte mir trotzdem immer recht freundlich zu. Er war der Mittelpunkt natürlich und sorgte immer so nett für alle, damit jeder zu Wort kam. Außer den Schwestern Ettlinger war noch Frau von Poetz da mit zwei Töchtern. Weißt Du, alle sind so eine andere Art von Menschen, als ich sie bisher kennen gelernt hab'. Und durch den Herrn Kapellmeister ist es nun eingeleitet, daß ich in den beiden Familien Besuch machen darf. Außerdem sagte er mir, Fräulein Anna gäbe Literaturstunden, ich solle doch bei ihr Stunden nehmen, ich habe es sehr nötig. Papa ist durchaus damit einverstanden.

Jetzt bin ich wieder so glücklich. Neue Menschen, überhaupt Neues geht mir über alles. Die vom Kloster hier werden nämlich immer langweiliger. Mama kann's zwar nicht leiden, daß ich oft so plötzlich fertig werden kann mit solchen, die ich einmal lieb hatte. Aber gelt, ich bin doch treu? Dir bin ich treu und unsern mères im Kloster, wenn ich auch nicht mehr denken kann wie sie. Beruhige mich doch, ob ich treu bin.

Deine Minz.

(Schluß folgt.)

Mir ist die Liebe wie die tiefen Bronnen.

Mir ist die Liebe wie die tiefen Bronnen,
Die längst verschollen fern im Walde liegen,
Marmorgefaßte Berger kühler Wonnen.
Aus dunklen Dörfern schreiten Mädchen nachts mit hohen Krügen,
Die schöpfen schweigend, nackte Arme niederbiegend,
Die heil'gen Wasser aus in vollen Zügen.
Dann ziehn sie singend heim, die schlanken Hüften wiegend,
Und ihre Krüge klirren leise, mondbeschienen,
Die Nacht durchrötend wie das Feuer von Rubinen.

Ich will mein Lebenlang zu solchen Bronnen gehn
Und Lieder aus der Tiefe schöpfen, sonnenhelle;
Die sollen über meiner Liebe stehn
Wie goldne Sterne über dunkler Quelle.

Ad. Holst.

Aus meinem Tagebuch.

Von Alexander Borissow.

Der russische Polarmaler Alexander Borissow ist selbst ein Kind des hohen Nordens. Er stammt aus dem nordrussischen Gouvernement Wologda, wo er im Jahre 1866 als Sohn eines Bauern das Licht der Welt erblickte. Der zähe, hartnäckige Charakter dieses starken, intelligenten und kühnen nordrussischen Volksstammes prägt sich auch in dem Entwicklungsgang Borissows deutlich aus. Auf diese typischen Nordrussen, die blond, blauäugig, schlank und sehnig, Teile der Provinzen Nowgorod, Wjatka, Perm und die drei Gouvernements Archangel, Olonez, Wologda bewohnen, kann man jenes Wort anwenden, das Bismarck für die Pommern geprägt hat. Der Altreichskanzler sagte, die Pommern hätten einen Fehler, — es seien ihrer zu wenige. So auch diese Abkömmlinge der Söhne Alt-Nowgorods, der großen Republik, die den russischen Norden kolonisierte. Auf einem Gebiet, das an Umfang das Deutsche Reich ums Dreifache übertrifft, mögen heute etwa fünf Millionen dieses kernigen Stammes hausen. Inmitten dieser Nordländer, als einer der ihrigen, wuchs Borissow in rein bäuerlicher Umgebung auf. Der Wendepunkt in seinem Leben trat ein, als der Fünfzehnjährige eine abenteuerliche Wallfahrt, teils zu Fuß, teils im Boot, nach dem berühmten Inselkloster von Ssolowezk unternahm. Dieses ehrwürdige, gewaltige, altersgraue Bauten, Kirchen und Befestigungen umschließende Heiligtum des russischen Nordens liegt auf einer Insel des Weißen Meeres. Unter dem 65. Breitengrade, nicht eben allzuweit vom nördlichen Wendekreis entfernt. Die feierliche, ernste Natur, die Ssolowezk umgibt, das Nördliche Eismeer mit den wunderbaren Licht- und Farbenerscheinungen des Nordens, das große Kloster mit seinen bunt ausgemalten Kirchen, Kapellen und Refektorien, den weiten, gewölbten Hallen und Gängen, alles dieses machte einen unauslöschlichen Eindruck auf die empfängliche Seele des Knaben und wurde ihm zum Schicksal. In ihm erwachte mit dem bewußten Sehen und Schauen eine begeisterte, tiefe Liebe zur Natur des hohen Nordens, ein Sehnen, diese geschauten Bilder wiedergeben zu können. Die ersten, rührend unbeholfenen Skizzen des Jünglings, der weder lesen noch schreiben konnte, zeugen bereits von einem merkwürdig ernsten Ringen danach, das auszudrücken, was er geschaut und empfunden. Vorerst aber mußte die Heimfahrt angetreten werden. Das Leben im Dorf wurde dem Knaben von nun an unerträglich. Vor seinen Augen standen die Herrlichkeiten von Ssolowezk. Ohne daß die Eltern es wußten, lernte er lesen und verließ als Achtzehnjähriger ohne alle Mittel das elterliche Haus, um heimlich Ssolowezk zu erreichen. Die Mönche nahmen ihn schließlich in ihre alte Schule für Heiligenbildermalerei auf. Dort, bei den mönchischen „Bogomasy" — „Götterschmierern", wie die gewöhnlichen Heiligenbildermaler in Rußland scherzhaft genannt werden — konnte er natürlich nicht besonders viel lernen. Es war sein Glück, daß der Großfürst Wladimir, der 1885 das Kloster besuchte, sich für das Talent des jungen Bauern interessierte und für seine Ausbildung sorgte. Borissow kam nach Petersburg und studierte nun dort an der kaiserlichen Akademie der Künste zehn Jahre hindurch, wobei er auch das allgemeine Wissen sich anzueignen hatte, das ihm erst die Rechte gab, wirklich in die Hochschule aufgenommen zu werden. Seinem eisernen Fleiß und seiner Energie gelang auch dieses. So ist dieser Künstler, der mit siebzehn Jahren lesen lernte, nicht bloß Maler, sondern ein Mann von gediegener wissenschaftlicher Bildung geworden, dessen kartographische Aufnahme und Erforschung eines völlig unbekannten Teiles der Ostküste von Nowaja Semlja auch von den Geographen der Akademie der Wissenschaften in Petersburg gewürdigt wurde. Das Ergebnis dieser Forschungen Borissows ist übrigens seinerzeit auch in Petermanns Mitteilungen veröffentlicht worden.

Von 1896 bis 1901 verbrachte Borissow zwei Winter und drei Sommer auf Nowaja Semlja und Waigatich unter den größten Entbehrungen und mannigfachen Gefahren. Die Bilder und Skizzen, die er dort gemalt hat, sind Werke von hohem, dauerndem Wert. Noch nie hatte vor ihm ein Künstler an Ort und Stelle die Natur der Polarwelt auf die Leinwand gebannt. Die eigentümliche Schönheit des Eismeers schildert er uns zur Zeit des ewigen Tages wie der ewigen Nacht, wir bekommen an der Hand dieser Bilder erst einen Begriff von der unendlichen Fülle, Frische und Herrlichkeit der nordischen Farben. Viele der Schöpfungen dieser polaren Landschaften wurden vom Zaren, von den beiden großen russischen Nationalgalerien — der Galerie Alexanders III. und der Tretjakowschen Galerie — angekauft. Mit vielen anderen seiner Skizzen und Gemälde bereist der Künstler gegenwärtig die Hauptstädte Europas.

Für das Jahr 1907 plant Alexander Borissow eine neue Expedition an die Küste von Nowaja Semlja. Sie soll von Norwegen aus unternommen werden, und der Künstler, der sie leiten wird, will ihr einen touristischen Charakter geben, indem er etwa dreißig Personen zur Teilnahme an dieser Reise zulassen wird. Da eine solche Reise im Hochsommer genußreich und gefahrlos ist, werden so furchtbare Überraschungen

und Erlebnisse, wie sie Borissow in den folgenden Tagebuchaufzeichnungen schildert, den Teilnehmern erspart bleiben. Im Frühling und Sommer ist das Wandern auf dem Eise des Karischen Meeres ein Vergnügen. Man geht froh und leicht wie auf Parkett. Es gibt kein Neueis, auf den Schollen liegt kein Schnee, und ein großes Boot für 25 Menschen können zwei Mann spielend übers Eis ziehen. Das Wasser ist klar, und alles schimmert und leuchtet im Lichte des ewigen Tages.

Wie schrecklich aber im Herbst die Gefahren des Eises, die Tücken der Karischen See sind, wenn der Schnee gürtelhoch über den zerklüfteten Schollen liegt, die ein schreckliches Chaos bilden, wenn das tückische Neueis nun jedes Vorwärtskommen hemmt, oder ganze Schichten Treibeis übereinanderstürzen, wenn die Sonne nur für wenige Stunden über dem Horizont auftaucht, das schildert Borissow dramatisch und anschaulich in den folgenden Darstellungen seiner abenteuerlichen Schollenfahrt im Karischen Meer.

A. Borissow

Alexander Borissow.

* * *

Im Jahre 1900 begab ich mich wiederum nach Nowaja Semlja, diesesmal um dort zu überwintern. Nach Errichtung unseres Hauses am Matotschkin Schar, fuhren wir auf unserem Segelschiff „Metschtá" ins Karische Meer. Der Matotschkin Schar war stark von Eis verbarrikadiert. Eine Strecke von hundert Werst vermochten wir kaum in zwei Wochen zu überwinden. Am 18. September sank die Lufttemperatur auf — 7°, die Temperatur des Wassers auf — 1,8°. Das Schiff befror und wollte weder dem Steuer noch dem Wind gehorchen. Am nächsten Tage fror es noch stärker, alles wurde aneinandergeschweißt, mit Schnee überschüttet. Erst am dritten Tage begann das uns umschließende Eis zu knirschen und kaum merklich sich zu bewegen. Wir drangen durch große Spalten im Eise weiter in die See vor bis in die Nähe eines majestätischen, strahlenden Eisberges, in dessen Gesellschaft wir südwärts segelten. Doch gegen Abend des folgenden Tages waren wir ganz vom Eis eingekreist und trieben bei nördlichem Wind mit rasender Schnelligkeit immer weiter vom Ufer ab nach Süden. Das Ufer mit der „Metschtá" zu erreichen war ganz unmöglich. Es wurde uns klar, daß wir, wenn wir die „Metschtá" nicht verließen, auf dem Schiff überwintern mußten. Dieses aber war zu einem Winterauſenthalt im Treibeis des Karischen Meeres durchaus nicht geeignet.

Wie weh es uns tat, wir entschlossen uns, unser braves Schiff zu verlassen. Das Wertvollste, die wissenschaftlichen Instrumente, die Sammlungen, meine Skizzen und Zeichnungen, einen Teil der Kleidung und des Proviants nahmen wir an uns und verließen dann am 27. September die „Metschtá". Dreißig der besten Hunde nahmen wir mit. Wir hofften unterwegs auf zusammenhängende Eisflächen zu kommen, wo man sie als Vorspann verwenden konnte. Für den äußersten Notfall sollten diese treuen Gefährten des Menschen uns als Nahrung dienen.

Wir hatten alles in drei Booten untergebracht, zogen sie in den Kanal, der sich im Eise in der Richtung zum Ufer gebildet hatte, und begannen unsere gefährliche Reise in der Hoffnung, das Gestade von Nowaja Semlja in spätestens drei Tagen zu erreichen. Wir kamen anfangs im offenen Wasser vorwärts, bald aber gelangten wir in den furchtbaren Nylas — junges Eis bis zu Zolldicke, das weder die Last eines Menschen tragen kann, noch ein Boot ohne Widerstand passieren läßt — und stellenweise kostete es übermenschliche Anstrengungen diesen Nylas mit Rudern, Stangen und Haken zu zerstoßen. Ein weiteres Vorwärtskommen war bald unmöglich. Wir zogen die Boote aufs feste Eis und übernachteten. Am anderen Tage, dem 28. September, war schon keine Spur von offenem Wasser vor uns. Alle drei Boote mit allen Sachen weiter zu schleppen, war für uns acht Menschen bei dem schauderhaften Zustande des Eises unmöglich. Wir ließen daher die beiden großen Boote

mit einer Menge Gepäck zurück und behielten nur das kleine Boot, einen sogenannten Tusik, bei uns, den wir mit den wertvollsten Instrumenten beluden. Die übrigen Sachen wurden auf zwei Schlitten verteilt. Vor den einen von diesen, den unser treuer Samojede Ustin lenkte, waren die Hunde gespannt. Der Schnee lag meterhoch auf den Schollen. Das Eis war in wilder Bewegung. Die Schollen rissen immer mehr und gingen nach verschiedenen Seiten auseinander. Dazwischen bildete sich im halb offenen Wasser eine schauderhafte Grütze aus zerschlagenem Eis und Schnee. Die Hunde brachen durch. Der Samojede durchschnitt schließlich die Zugriemen, überließ Schlitten und Konserven dem Untergang und rettete sich und einige Hunde mit vieler Mühe vor dem Ertrinken. Die Strömung trug uns rasch nach Süden.

Blaue Rieseneisberge winken vom Ufer. Sie sind es, die wir erreichen wollen. Wir machen verzweifelte Anstrengungen. Durchnäßt, müde zum Umfallen, wanken wir vorwärts, bis über den Gürtel fallen wir ins Wasser, klettern heraus und schleppen uns weiter. Schon sehen wir, wie die Kolosse gleich Riesenbrückeneisbrechern die Schollen durchschneiden, die an sie heranschießen. Wir hören das donnernde Tosen, Stöhnen und Krachen. Aber es gibt keine Möglichkeit, gegen die furchtbare Strömung zu kämpfen. Immer schneller werden wir nach Süden getragen und, o Gott, die letzte Hoffnung schwindet. Das stehende Eis ist weit nördlich zurückgeblieben!

Unerträglicher Durst plagt uns. Zuweilen stürzen sich einige von uns auf eine Wasserpfütze und merken nicht, daß dieses Wasser wie eine Salzlösung schmeckt, die Schleimhaut und den Durst noch mehr reizt. Gierig schluckt man Schnee und Eis, ohne den furchtbaren Durst zu löschen. Wir schleppen uns weiter. Endlich gelangen wir an den Rand unseres Treibeises. Wir befinden uns auf einer großen Scholle, die mit furchtbarer Gewalt die Vorsprünge des westlich von uns sich ausbreitenden feststehenden Eisfeldes zermalmt und alles in einen scheußlichen Brei verwandelt. Vor uns liegt ein grausiges Bild der wütenden Naturkraft. Riesige Schollen von mehreren zehntausend Tons kreisen und tanzen umeinander, springen empor, stürzen mit betäubendem Donnern und Dröhnen übereinander her, steigen wie wutentbrannt in die Höhe, um im nächsten Augenblick zusammenzubrechen und, in splitternde Atome aufgelöst, zu verschwinden.

Nach entsetzlichen Anstrengungen gelangten wir alle wohlbehalten in unserem kleinen Boot über dieses höllische Chaos auf das stehende Eisfeld. Wir legten auf diesem noch etwa fünfhundert Meter zurück und kamen ganz von Kräften. Bis zum Wahnsinn von Durst gequält, wankten wir auf dem Schnee. Ein Schneesturm brach los. Wir erholten uns etwas. Schon war es finster. Nun machten wir uns an die Zubereitung von kaltem Trinkwasser. Das Holz war feucht, und der Wind trug eine Menge Schnee ins Feuer. Unser armes Feuerchen rauchte, zischte und wollte nicht ordentlich brennen. Nur mit großer Mühe gelang es, kaum eine Tasse voll kalten Wassers für jeden von uns aus dem Schnee zu schmelzen. Und doch schien auch dieses Wenige ein köstlicher Nektar. Naß und halb erfroren schliefen wir dennoch bald wie tot.

Am 29. September machten wir uns, froh der nahen Rettung, auf den Weg. Als wir etwa dreihundert Meter gegangen waren, mußten wir zu unserem Entsetzen entdecken, daß unser Eis-

Rast auf einer Schlittenfahrt an der Küste des Karischen Meeres.

feld schon durch einen riesigen Wasserkanal von dem näher am Ufer stehenden getrennt war. Wir trieben vom Lande ab ins Meer hinein. Wir faßten uns gewaltsam und beschlossen, auf die andere Seite des Kanals überzusetzen. Im Tusik hatten höchstens drei Mann Platz. Es mußte also immer mehrmals mit Gefahr des Lebens hin- und hergefahren werden, um alle hinüber zu holen. Der Kanal wurde immer breiter, und drei von uns befanden sich mit dem Boot noch immer auf dem Treibeis, während wir anderen bereits auf dem neuen Eisfelde waren. Plötzlich beginnt auch dieses wieder in Bewegung zu geraten, wir sehen mit Schrecken, wie es in Teile zerfällt, auch jener Eisberg, den wir anfangs für einen Gletscher gehalten hatten. Auch unter unseren Füßen schwindet die letzte Stütze, schon Hunde waren drüben geblieben. Die Schneeschuhe und der letzte Schlitten waren gleichfalls verloren gegangen. Der Tusik war so leck, daß man staunen mußte, wie er uns übers Wasser getragen. Dennoch vertrauten wir uns wieder diesem Boote an, nachdem der Matrose Trofim es mit Hilfe von Seehundsleder, alten Konservenbüchsen, Ruderenden kunstvoll ausgebessert hatte. So fuhren wir denn und arbeiteten uns von Scholle zu Scholle und waren spät abends ziemlich nahe ans Ufer herangekommen.

Als der 30. September tagte, ergriff uns Verzweiflung. Das Ufer war kaum noch sichtbar! Wenigstens sechzig Werst war es entfernt. Doch begannen wir sofort wieder unsere Fahrten von einer Scholle zur anderen in der Richtung aufs Ufer. Doch bald gerieten wir in so starken

Sonnenbeleuchtete Eisberge.

zieht es uns hinab in eine weiche, rieselnde Masse von Schnee und zerbröckelndem Eis. Wir werfen uns hin, um den Stützpunkt zu vergrößern und klammern uns verzweifelt an größere Eisklumpen. Ein Teil der Sachen und Instrumente bleibt hinter uns, ein anderer Teil treibt vor uns auf einer großen Scholle, wir selbst fassen schließlich auf einer kleineren Scholle mit einem Teil der Sachen festen Fuß. Alles wieder zusammenzu bringen, dazu gab es keine Möglichkeit. Wir rufen nach den mit dem Boot Zurückgebliebenen, — keine Antwort. Was wollen wir ohne Boot beginnen? Noch in dieser Nacht müssen wir unter Qualen erstarren.

Endlich vernahmen wir einen langgezogenen Ruf. Die Unsrigen erreichten mit dem fiebartig durchlöcherten Tusik mit knapper Not unsere Scholle. Wir waren wieder alle beisammen. Die Nylas, daß wir auf das Weiterkommen für heute verzichten mußten. Unser Untergang schien unausbleiblich. Wozu sollten wir alle untergehen, wenn im kleinen Boot sich vielleicht einige von uns hätten retten können, dachte ich. Drei von uns waren verheiratet: die Matrosen Trofim Akulow und Dmitri Popow und der Samojede Ustin. Sie hatten Kinder. Daher schlug ich ihnen vor, Boot, Flinte, Patronen, Karte und Kompaß zu nehmen und den Versuch zu machen, das Ufer zu erreichen. „Und wir anderen," fügte ich hinzu, „wer von uns Euch darum bittet . . . um seine Qualen abzukürzen, den erschießt." Als ich gesprochen, weinte der Matrose Akulow laut und sagte: „Nein. Denke doch nur nach. Wenn wir lebendig zurückkehren ohne Euch, so gäbe es kein Leben mehr für uns, sondern eitel Qual. Nein, wenn schon gestorben werden muß, wollen wir alle

Die Jacht „Metschtá“ (Der Traum).

zusammen stirben." — Großen und starken Geistes sind unsere nordischen Küstenbewohner in ernsten Augenblicken. In ihrer Brust flammt noch der göttliche Funke der Kühnheit.

Wir erhoben uns alle und beteten zu Gott. Ruhr und Ergebenheit kehrte ein in unseren Herzen. Bald darauf gab es eine große Freude. Rund um uns zeigten sich viele grönländische Seehunde (Phoca groenlandica). Sie durchstießen mit ihren Köpfen den Nylas und zeigten sich oft, uns neugierig musternd, an der Oberfläche des Wassers. Der Samojede erlegte eines der Tiere. Wir sammelten das Blut aus der Schußwunde in Tassen und tranken es gierig. Dann aßen wir alle mit großer Lust von der rohen Lunge und Leber des Tieres. Auch das Hirn des Seehundes schmeckte geradezu ausgezeichnet. Unser größter Schatz aber wurde das Fett des Tieres. Gleich vorzüglich war es als Brennmaterial und als Speise. Wir machten aus einem Stückchen Holz Späne, übergossen sie zunächst mit Petroleum, schmierten sie dann mit dem Fett ein und legten ein Feuer an. Auf dieses legten wir Stücke vom Fett, das schnell zeeging und wundervoll brannte. Um die Teekanne zu erwärmen, genügte ein ganz kleines Holzspänchen. Wie froh waren wir, als wir jeder anderthalb Tassen warmen Kakao getrunken hatten! Einigermaßen erwärmt und verhältnismäßig zufrieden, legten wir uns zum Schlafe nieder, nachdem wir gebetet hatten.

Der 1. Oktober, Mariä Schutz und Fürbitte. Nach der Morgenandacht kochten wir uns Tee. Dann aßen wir mit größtem Vergnügen einen Schaschlyk aus Seehundsfleisch. Auch das Seehundsfett, an einem Stäbchen gebraten, mundete. Der Samojede witzelte: „Sie essen Brennholz." Wirklich bestand auch kein Unterschied zwischen dem, was ich aß, und zwischen dem, was unter dem Teekessel als Feuerung diente.

Wir rafften die Sachen zusammen und zogen wieder langsam von Scholle zu Scholle. Den ganzen Tag arbeiteten wir mit den letzten Kräften, doch kamen wir nur wenig vorwärts. Am 2. Oktober gelang es nur mit Mühe, die Leute zum Vorwärtsgehen zu überreden. Mehrere erklärten, sie zögen es vor zu sterben. Anfangs war der Weg sehr schwer, später gab es mehr Kanäle in südlicher Richtung, und wir kamen schneller vorwärts. Das Boot aber leckte furchtbar, wir mußten es ausbessern. Dann ging es bis zum späten Abend weiter. Auf einer trockenen Scholle richteten wir uns zur Nacht ein. Stumm, verinnerlicht, wie zum Tode verurteilt, saßen wir da. Wir fürchteten uns, einander in die Augen zu sehen. Jeder fürchtete im Gesicht des Nächsten etwas zu lesen, was die Seele erstarren machte. Aber wir waren ruhig, wie in Stahl verwandelt. Es gab keinen Schrecken der Welt, der uns noch schrecken konnte, und träte uns der qualvollste Tod entgegen, wir würden ernst und fest ihm entgegenschreiten. Unsere Lage schien hoffnungslos, nicht eins gegen hundert standen die Chancen unserer Rettung. Herz und Glaube aber flüsterten einem anderes zu ...

Mitternacht (August) an der Küste des Eismeers.

Der Schlafsack ist furchtbar. Das Fell ist abgefault, nur noch ekelhaftes, kaltes, nasses Leder ist übrig und gleicht der Haut eines verwesenden Leichnams. Eben dieser Sack wird einem wohl bald als Grabstätte dienen. Unsere innere Wärmeausstrahlung schwand immer mehr. Die Füße blieben bei allen naß und eiskalt. Mit unseren Kräften ging es zu Ende.

Rast der Renntiere.

Der Morgen des 3. Oktober brachte ganz stilles, herrliches, klares Wetter. Alle waren entkräftet und apathisch, gingen nur widerwillig und unsicher vorwärts. Nachdem wir wieder gerastet und Tee getrunken hatten, erzählte plötzlich der Samojede, daß es ihm scheine, als röche er den Rauch eines „Tschum" (Tschum heißt das aus Renntierfellen gefertigte Zelt der Samojeden). Die Matrosen lachten natürlich darüber. Ich aber kannte den ans Unglaubliche grenzenden scharfen Geruchssinn der Samojeden und begann durch meinen Feldstecher das Ufer abzusuchen. Bald entdeckte mein Auge eine kegelförmige schwarze Erhöhung. Darüber nebelte etwas wie die Spitzen von Stangen. Einer der Matrosen wollte vom Ufer her Hundegebell vernommen haben. Doch wie maßen dieser Wahrnehmung keine Bedeutung bei, weil wie oft das Bellen und verzweifelte Heulen unserer hilflos auf dem Eis umherirrenden Hunde hörten, das uns an die Seele griff in seinem durchdringenden Jammer. Doch ich verfolgte aufmerksam die kegelförmige

Hütte eines Samojedenfischers an der Küste des Eismeeres.

Masse am Ufer. Rechts von ihr war noch eine dunkle Erhöhung sichtbar. Ich sah, wie sich von der einen Erhöhung ein dunkler Punkt ablöste und sich langsam der anderen näherte. Jetzt sind es zwei Punkte, jetzt drei. Das konnten nur Samojeden sein. Es sind doch keine Vögel? Ich schrie den Gefährten zu: „Das ist ja ein Tschum!“ Die Matrosen wollten mir nicht glauben. So groß sei kein Tschum, sagten sie. Mich ergreift der Zorn. Ich will noch den letzten Funken verzweifelter Energie in den Leuten erwecken und stopfe dem Trofim Akulow das Glas in die Hand. Endlich glaubt auch er, daß es ein Tschum ist. Wir geben zwei Schüsse ab, sie werden erwidert, dem Herrn sei Dank: man hat uns bemerkt! Wir schreien Hurra und stürmen vorwärts. Jetzt wäre es uns gleichgültig gewesen, bis an den Hals ins Wasser zu fallen. Wir kommen ja ans Land in den warmen Tschum der Samojeden. An jenem Ufer erwartet uns nicht mehr der Hungertod oder eine furchtbare Überwinterung, sondern der gemütliche Tschum, frisches Fleisch und Fische.

Wir erreichten eine noch nähere Eisscholle und sahen deutlich, wie die Samojeden in fünf Hundeschlitten schnell an den Rand des Ufers gefahren kamen. Wieder erwachte in uns der brennende Wunsch, zu leben. Leben, leben, es koste, was es wolle! Schwer trugen wir am Tusik. Wir brachen fast zusammen, und mit Grauen dachten wir an die Möglichkeit, daß wir, völlig entkräftet, im mörderischen tiefen Schnee liegen bleiben und angesichts der Rettung den Kelch bis zur Neige leeren und sterben müßten. Viele qualvolle Stunden verstrichen, während deren wir mit den letzten Kräften uns vorwärts schleppten. So kamen wir noch näher an die Samojeden heran. Jetzt konnte man sich durch Zuruf verständigen. Wir erklärten den Samojeden, wie langsam wir von einer Scholle zur anderen kämen, weil wir immer dreimal umkehren müßten, da unser Boot leck und zu klein sei. Hierauf versprachen sie uns, zwei Männer nach einem Boot zu schicken. Wir waren unaussprechlich froh. Endlos lang schien uns die Zeit. Endlich, gottlob! hörten wir durch den Nebel, der uns jetzt einhüllte, den Ruf der Samojeden. Das Boot war vom Tschum gebracht worden. Noch eine bange Stunde — und die Samojeden stießen zu uns. Ohne eine Minute zu verlieren, verteilten wir die Sachen, denn die Samojeden

Eine Aprilnacht in der Tundra.

erklärten uns gleich, daß dieses Eis ganz unzuverlässig sei und jeden Augenblick losgerissen und ins Meer getragen werden könne. Nach verzweifelten Anstrengungen erreichten wir noch drei Samojeden, die uns bereits zu Fuß entgegengekommen waren, weil hier die aufgehäuften Eismassen schon ein zusammenhängendes Feld bildeten. Auf jungem Eise, das Korridore zwischen haushohen Terrassen alten Eises bildete, gelangten wir bis an die Hundeschlitten und fielen dort wie tot nieder. Nach einigen Minuten schleppten wir uns an den Sack mit Zwieback. Gierig verschlangen wir die schmackhaften Butterzwiebacke und aßen Schnee dazu. Dann legten wir alle Sachen auf die Schlitten und gingen selbst ans Ufer. Nach einer halben Stunde hatten wir das heißersehnte Land erreicht, fielen auf die Knie

Besuch beim Samojeden auf der Insel Nowaja Semlja.

und dankten Gott für unsere Rettung. Dann häuften wir die Sachen am Ufer auf, stiegen nun selbst in die Hundeschlitten und fuhren zum Tschum. Hier tranken wir uns an heißem Tee satt. Ein merkwürdiges Gefühl erfüllte unsere Seele. Wir wollten springen, laufen, tanzen ohne Zweck und Ziel. Wir vermochten nicht an einer Stelle zu bleiben. Das Glücksgefühl berauschte uns vollständig, vielleicht wie nie zuvor und nie später im Leben. O Erde, heilige Mutter!

An der ganzen tausend Werst langen östlichen Küste von Nowaja Semlja gibt es für gewöhnlich keine Bewohner. Unsere Samojeden waren erst am Tage vorher aus dem Innern der Insel, den kleinen Fluß Sfawina entlang Fische fangend, bis hierher gekommen. Und auf diesen einzigen Platz an der ganzen Küste, wo rein zufällig Samojeden einen Tag lang lagerten, mußte eine gnädige Fügung uns lenken. Auf uns selbst angewiesen, hätten wir an keinem anderen Punkt der Insel uns arientieren können, wo wir waren, wohin wir uns wenden sollten. Schwerlich wäre einer von uns zurück nach Matatschkin Schar an unser Haus gelangt, wo unser neunter Gefährte uns mit allen erdenklichen Vorräten erwartete. Wir hätten elend zugrunde gehen müssen, ohne genügende Kleidung, kraftlos, wie wir waren. Dazu der kurze Tag — Schneestürme, Fröste. Wie durch ein Wunder waren wir dem sicheren Tod entrissen.

Bei den gastfreien Samojeden lebten wir zwei Wochen. Innerhalb drei Wochen erreichten wir dann, von ihnen geleitet, Matatschkin Schar. Am 31. Oktober gelangten wir an unser Haus und dünkten uns im Paradiese. Den Winter verbrachten wir prächtig, gesund und fröhlich, obwohl der Frost oft über 40° Celsius kam. Übrigens fand ich am Matatschkin Schar auf dem Gipfel eines Berges ein Minimalthermometer, das Graf Wilczeck während seiner Anwesenheit auf Nowaja Semlja zurückgelassen hatte. Es zeigte —68° Celsius. Ich malte viel unter ganz eigentümlichen Verhältnissen. Sogar das Terpentin versagte zuweilen, weil es sich in der Kälte von 23 bis 30° Réaumur, während der nicht wenige meiner Skizzen entstanden, kristallisierte. In der pelzbedeckten Faust kracht und bricht der Pinsel, aber ich bin glücklich, die wunderbare Polarnacht entschleiert mir ihre Reize, die herrliche, phantastische Natur des hohen Nordens beglückt mich mit ihrer Farbenschönheit. O du Polarnacht, träumende Königin des Eismeeres, wer deine Schönheit geschaut und aufgenommen hat in seine Seele, denkt lachend der Gefahren und Mühen, die dein Reich birgt. Er ist dein für ewig ...

Herr Wernher und der Kuckuck.

Herrn Wernher war groß Leid geschehn
Von einer Ungetreuen,
Nun mochte er nicht die Sonne sehn,
Und nicht durch den blühenden Frühling gehn,
Nicht lachen mehr und sich freuen.

„Was frommt mir mein stolzes Ahnenschloß,
Darf ich's mit ihr nicht teilen?
Was frommt mir der Diener und Knappen Troß,
Mein Edelfalk und mein Berberroß?
Kann alles die Wunde nicht heilen.

Am liebsten versteckt' ich mein Herzeleid
Im Schatten der Klostermauern,
Und wär' ich nur dort erst dem Herrn geweiht,
Und trüge der frommen Brüder Kleid,
So dürft' ich in Frieden trauern!" —

Herr Wernher stieg langsam, gesenkt das Haupt,
Zum Stift im Tale hernieder;
Er, dem mit der Liebsten das Glück geraubt,
Schritt traurig den Burgweg, frisch belaubt,
Unter Weißdorn und blühendem Flieder.

Schon blinkte das Kloster durch den Tann,
Er sah seiner Pforte Stufen,
Ein Glöcklein hub lockend zu läuten an, —
Was stockte der Fuß dem schreitenden Mann?
Einen Kuckuck hörte er rufen.

Da dacht' er des Brauches, so oft geübt
In seinen Kinderjahren:
„Kuckuck, Prophete, wenn's Dir beliebt,
Sag', wieviel Jahr mir zu leben noch gibt
Der Himmel? Möcht's wohl erfahren!"

Und der Kuckuck aus vollem Halse schrie, —
Herr Wernher zählte und zählte.
„O endet dies Jammerleben denn nie? —
Doch der eifrige Kuckuck weiterschrie,
Bis eins nur an fünfzig fehlte.

Da setzt' sich Herr Wernher am Wegesrand
Zu Thymian und roten Nelken,
Hob sein Haupt und sah in das blühende Land:
„Soll ich wirklich dort hinter der grauen Wand
Nun fünfzig Jahre lang welken?

Soll fünfzig Jahre das Ordenskleid
Mit Fasten und Beten tragen?
Soll fünfzig Jahre ums Herzeleid
Dem Waffenspiel und dem frohen Gejaid
Und der goldenen Freiheit entsagen?"

Und ein Lächeln flog über des Jungherrn Gesicht:
„Kuckuck, hab' Dank für Dein Mahnen!
Mir scheint, mit dem Kloster eilt es noch nicht!"
Und er wandte den Blick zum Sonnenlicht
Und schritt heimwärts zur Burg seiner Ahnen.

Adelheid Stier.

Die Bedeutung der Seebeherrschung für die Politik Napoleons.

Von M. Lenz.

Daß die Seegewalt für die Macht der Nationen, für ihre Stellung im Rate der Völker entscheidend sei, ist uns Deutschen mit Bezug auf unsern Staat eine ganz moderne Vorstellung. Denn niemals haben wir sie bisher in den Kämpfen, die wir um unsere Existenz zu führen hatten, nötig gehabt. Von der Völkerwanderung her haben sich unsere Geschicke immer in Schlachten auf dem Festland entschieden und gewandelt. Mit dem Schwert haben wir uns gegen die Römer verteidigt, die römische Weltherrschaft zerbrochen, das Römerreich von der Nordsee bis Konstantinopel und bis an den Fuß des Atlas unterworfen, mit dem Schwert das Kaisertum des Mittelalters gewonnen und behauptet. Nur wie eine Episode in diesen Festlandskämpfen erscheinen die Meerfahrten eines Geiserich; und wenn in den Zeiten der Hansa die „Koggen" unserer norddeutschen Handelsstädte die Dänen und Schweden von der Ostsee hinwegsegten und selbst in der Nordsee und bis an die spanische Küste ihre Flagge wehen ließen, so waren auch das nur vorübergehende und für den Aufbau unserer nationalen Gewalt unfruchtbare Siege; und niemals, wie man weiß, hat die Reichsgewalt selbst darin die Hand gehabt, oder ist dadurch an irgendeinem Punkte wahrhaft gefördert worden. Vollends in den neueren Jahrhunderten hat sich die nationale Entwicklung abseits von der See und ihrer Beherrschung vollzogen. Beide Großmächte der deutschen Nation, Österreich und Preußen, haben ihre Kraft gegründet und entwickelt auf dem Festland und durch die Gewalt festländischer Waffen. Kontinentale Interessen waren es, in die sie von Anfang an gestellt und verwickelt waren, mochte der Kampf den Türken gelten oder den Franzosen, den Russen oder selbst überseeischen Nationen, wie Schweden und England. Das Meer selbst war ihnen, wenn sie auch seine Gestade gewannen und bezwangen, verschlossen, oder diente, wie einst in den Kreuzzügen, kaum anders, als zum Transport der Armeen, mit denen ihre Machtkämpfe ausgefochten wurden. Das war auch unter dem Großen Kurfürsten nicht anders, wie begierig gerade er nach dem Dominium über die See war, geschweige in den Kämpfen, die Preußen zum Großstaat machten und die Einheit der Nation, die Schöpfung unseres Reiches selbst heraufführten. Von Mollwitz bis Sedan hin ist der Zeiger unserer Uhr immer auf den Schlachtfeldern und meist auf deutschen Schlachtfeldern vorwärts gerückt.

Auch bei den anderen Nationen des europäischen Festlandes ist es Jahrhunderte hindurch so gewesen. Mindestens in allen Kämpfen des Mittelalters. Selbst die Kriege zwischen Frankreich und England, die die mittleren Jahrhunderte erfüllen, sind auf dem Festland entschieden worden. Lanze und Schwert brachten bei Hastings England in die Gewalt der Normannen;

Lanze, Schwert und Bogen streckten bei Crecy und Azincourt die Blüte der französischen Ritterschaft nieder, als sie den Nachkommen des Normannenkönigs den Boden Frankreichs streitig machte. Mochte es damals auch dann und wann, bei Havre oder Honfleur, zu Scharmützeln zwischen französischen und englischen Schiffen kommen, die Entscheidung erfolgte doch immer im Felde oder vor den Mauern französischer Burgen und Städte. Das Meer blieb wie in alten Zeiten nur die Brücke, worüber die Ritter und Bogenschützen ins Land kamen.

Für den Westen Europas und schon früher für den Süden, die Gewässer des Mittelmeeres, änderte sich dies, als die Interessen, um die gefochten wurde, die See selbst überschritten: als die romanischen Staaten, Spanien und Frankreich, den Türken und ihren nordafrikanischen Vasallen die Herrschaft über das Westbecken des Mittelmeeres abzuringen versuchten, und als dann Frankreich, England und Spanien, dazu die Niederländer die transozeanischen Länder auf beiden Hemisphären einander abzujagen unternahmen. Aber sogar in dieser Zeit wurden die großen, entscheidenden Katastrophen in den Kämpfen des europäischen Festlandes herbeigeführt, denn mit den kolonialen Interessengegensätzen kombinierten sich immerfort die Fragen der europäischen Politik. Vor allem der Eintritt Rußlands in den Kreis der europäischen Mächte verlegte das Schwergewicht der allgemeinen Politik ganz auf das Festland. Bei Pultawa ward das Dominium maris baltici, das Schweden auch nur wieder durch festländische Siege errungen hatte, zerbrochen, und der große Kampf um die Herrschaft auf der Balkanhalbinsel und den Besitz der Dardanellen wurde Generationen hindurch mit festländischer Waffengewalt geführt. Sogar noch in den Kriegen, welche die Herrschaft der angelsächsischen Rasse über den nordamerikanischen Kontinent entschieden, fielen die endgültigen Entscheidungen zu Lande. Wie mächtig der Union-Jack auf den Gewässern des Atlantic, an den europäischen Küsten und in Westindien sich entfalten mochte, konnten die Engländer dennoch nicht verhindern, daß die Regimenter und Kanonen Frankreichs und seiner Bundesgenossen nach Kanada und Pennsylvanien hinüberkamen: erst Quebec hat Kanada für England, Yorktown seine Kolonien für die Amerikaner gesichert.

Heute haben die Weltkämpfe ein anderes Gesicht, und nichts ist gewisser, als daß auch die Zukunft das Bild von heute zeigen wird. Der Krieg von 1870 konnte noch zu Lande entschieden werden, und so oft Deutsche und Franzosen oder Russen, Österreicher, Italiener untereinander um den Vorrang, auch jenseits der See, kämpfen, werden sie ihre größte und die entscheidende Anstrengung auf den Festlandskrieg verwenden müssen. Aber auch sie werden von jetzt ab ihre Kräfte zur See miteinander messen müssen, denn sie werden niemals mehr unter sich allein und nie mehr nur um kontinentale Fragen einander entgegengehen: der Welthorizont hat sich verändert. Neue Großmächte haben sich jenseits der Ozeane gebildet und sind eingetreten in den Zusammenhang der allgemeinen Politik. Die Mächte unseres Kontinents selbst aber sind nicht mehr mit ihren Interessen auf seinen Umkreis beschränkt. Über die Meere hin strebt ihre Politik: die Herrschaft über die fremden Meere und die fremden Kontinente ist das Objekt geworden; nur wer sich hier behaupten, wer seinen Ehrgeiz über die Grenzen Europas hinweg auszudehnen den Willen und die Kraft hat, wird fortan unter den Mächten der Welt eine Stelle haben.

* * *

Wenn wir so den Rahmen ziehen für das Thema, das wir uns gesetzt haben, welche Stelle werden wir da den Kriegsfahrten und der Politik Napoleons zuweisen? Alle seine großen Siege, von Montenotte bis Borodino, hat er über Mächte des Festlandes erfochten; und von Moskau bis Arcis sur Aube und Waterloo ward er auf dem Festland von Klippe zu Klippe geworfen. Was also war das Ziel, das er seiner Politik gesteckt hatte? Wenn es wahr ist, daß sein Ehrgeiz vor allem und von Anfang an darauf ausging, den Kontinent zu erobern, so haben offenbar Abukir und Trafalgar für ihn nur eine nebengeordnete Bedeutung gehabt. War aber England der Feind, dem seine Kämpfe in erster Linie galten, wollte er diesen Rivalen Frankreichs niederschlagen und also den Kampf, in dem die beiden seit einem Jahrhundert begriffen

gewesen und der England zur Herrschaft über die Meere und die fremden Kontinente gebracht hatte oder zu bringen drohte, zum Ziel führen, so können jene Niederlagen für ihn nicht hoch genug bewertet werden. Mithin hängt die Beantwortung der Frage, die wir uns gestellt, in erster Linie ab von der Entscheidung über das Problem, in dem man mit Recht heute das Kernproblem in der Geschichte Napoleons sieht: wohin nämlich die Front seiner Politik gerichtet gewesen sei, ob das Verhältnis zu England oder dasjenige zum Festland der Gesichtspunkt ist, unter dem wir zum wahren Verständnis seiner Ziele und seines Schicksals gelangen können.

Nun ist in dieser Hinsicht mit Bezug auf seine Fahrt nach Ägypten kein Zweifel möglich und besteht in der Tat nicht mehr unter den Urteilsfähigen. Auf dem Festland gab es nach Campoformio und Rastatt für Frankreich keine Feinde mehr. England allein war noch unbezwungen, und der Zweck der Expedition konnte kein anderer sein, als den Kampf über das Meer und in die englischen Kolonien, zu denen Ägypten die Brücke war, hinüberzutragen. Auf der Stelle erhellt daraus die ungeheure Bedeutung, welche die Niederlage von Abukir für diese Pläne Napoleons hatte. Die Vernichtung der französischen Flotte ließ Ägypten nur die Bedeutung einer Festung, die ohne Hoffnung auf Ersatz blockiert, also auf die Dauer verloren war. Nur wenn es ihm gelang, nach Indien zu kommen, sei es von Syrien her zu Lande oder zur See vom Roten Meer aus, konnte er noch die Situation retten; und daß wenigstens der Seeweg möglich gewesen wäre, dafür haben wir kein geringeres Zeugnis, als dasjenige Nelsons, der dies aufs ernstlichste fürchtete. Denn auf dem Roten Meer und im Indischen Ozean hatte England keine Kriegsschiffe, und der Suezkanal war noch nicht gegraben. „Ein unternehmender Feind," so schreibt der englische Admiral am 29. Juni 1798 an Lord Vincent, „würde, wenn er im Einverständnis mit dem Pascha von Ägypten und Tippo Sahib wäre, mit Leichtigkeit eine Flotte von Suez nach der Malabarküste schaffen können, wodurch Englands indische Besitzungen in größte Gefahr kommen würden." Aber Napoleon dachte seit Abukir nicht mehr hieran und konnte nicht daran denken, weil der Sultan sein Feind geworden war und den „heiligen Krieg" gegen die Eroberer Ägyptens in allen seinen Provinzen predigen ließ. Das aber war eben die Folge von Abukir. Wäre Admiral Brueix, statt sich mit seinen schlecht armierten Schiffen in jener flachen Bucht den Engländern zu stellen, vor ihnen weg, wie Napoleon gewünscht hatte, nach Corfu oder Malta ausgewichen, so hätte Nelson schwerlich im Ostbecken des Mittelmeers bleiben können; dann aber wäre, wie man kaum anders annehmen kann, Sultan Selim dem Sterne Frankreichs, dessen Freund er gleich seinen Vorfahren immer gewesen war, gefolgt. So in der Tat war die Rechnung Napoleons und seiner Auftraggeber gewesen: die Stellung eines Freundes und Protektors am Nil und an den Dardanellen hatte Frankreich einnehmen und die Pforte, wie gegen England, so gegen Rußland, ihren alten Erbfeind, wenden wollen.

Abukir machte dies alles unmöglich. Die Feinde Frankreichs erhoben aufs neue das Haupt; Rußland und die Türkei, Österreich und Neapel traten England zur Seite. Nichts kann darum falscher sein, als wenn man immer noch hört, daß Napoleon mit seinem Marsch nach Syrien Angriffspläne, sei es auf Konstantinopel, sei es gegen Indien, verfolgt habe. Auch wenn wir nicht sein direktes Zeugnis aus dem Lager von Akkon hätten, würden wir nicht daran zweifeln können, daß es nichts als ein Vorstoß gewesen ist, um die Feinde von Ägypten abzuhalten.

Unterdessen aber geriet Frankreich, seines genialen Feldherrn beraubt, durch den Angriff seiner Feinde an den Rand des Abgrunds. Napoleon riß es zurück, stellte den Sieg her, zwang die Mächte des Kontinents zum Frieden. Einen Moment schien es sodann, als würde ihm die Einigung des eben noch gespaltenen Kontinents gegen England gelingen, als könnten die Festlandsmächte daran denken, ihre Meere gegen die englische Alleinherrschaft zu sichern. Ja die Aussicht tat sich auf, den Zug nach Indien Seite an Seite mit Rußland zu unternehmen. Die Ermordung Kaiser Pauls machte diesen Kombinationen ein Ende, aber den Frieden weigerte England dennoch nicht mehr: die Herrschaft Frankreichs auf dem Festland hatte Napoleon

durch Marengo erreicht; die Hoffnung auf die Beherrschung des Mittelmeeres, die Eroberung Indiens mußte er aufgeben.

Über den Bruch des Friedens von Amiens, die Frage, wer von den beiden Gegnern ihn herbeigeführt, ob Napoleons Interesse in diesem Moment Krieg oder Friede gewesen sei, darüber zu sprechen ist hier meine Aufgabe nicht. Wohl aber müssen wir den Angriff auf England ins Auge fassen, den Frankreichs jugendlicher Herrscher von Boulognes Küste her geplant hat, die Chancen, die ihm das Gelingen des großen Unternehmens geboten hätte, die Folgen, die sein Mißlingen für ihn gehabt hat. Länger als zwei Jahre, vom Mai 1803 bis zum August 1805, stand Napoleon England allein gegenüber; niemals vor- oder nachher haben ihm seine Festlandsgegner so lange Zeit gelassen; und wenn es noch immer Historiker gibt, die den Ernst der Absichten Napoleons gegen England leugnen und dagegen behaupten, daß er von allem Anfang an den Kontinent zum Felde seiner Eroberungszüge ausersehen habe, so geschieht es vor allem im Hinblick auf die lange Zeit, die er sich ließ, um zu dem Schlage auszuholen.

Nun lassen es jetzt auch wohl die Anhänger letzterer Ansicht gelten, daß Napoleon wenigstens bis zum Frühling 1804 mit vollem Ernst den Übergang über den Kanal geplant habe: d. h. solange die Festlandsgegner, Österreich voran, in ihrer friedlichen Haltung beharrten. Sobald aber die Koalition sich aufs neue zu schließen begann, mußte der Kaiser auch die Gegner im Rücken im Auge behalten und alle seine Rüstungen so einrichten, daß sie in doppelter Front verwendet werden konnten. Hier also könnte man immerhin, auch dann, wenn man an den vollen Ernst seiner Absichten gegen England glaubt, zugeben, daß Napoleon mehr und mehr von England abgelassen und schließlich das Lager von Boulogne und alle seine Stellungen gegen England dazu benutzt habe, um unvermutet und mit voller Wucht über Österreich herzustürzen. Ich freilich bin dennoch der Ansicht, daß er an dem ersten Plane bis in die letzte Augustwoche 1805 und fast bis zu dem Tage festgehalten hat, wo er seinen Bataillonen den Marschbefehl gegen die Donau zukommen ließ; und daß er die Invasion Englands über den Kanal hinweg deshalb so lange und so leidenschaftlich geplant hat, weil sie nicht bloß den kürzesten, sondern auch den für ihn einzig möglichen Weg darstellte, um England niederzuzwingen.

Denn an eine Wiederholung des ägyptischen Zuges war, wie kaum gesagt zu werden braucht, nicht zu denken. Hannover war von Frankreich okkupiert; aber ein tödlicher Schlag war die Sperrung der norddeutschen Ströme für England nicht, und die Besetzung des Kurfürstentums war wohl mehr erfolgt, um Preußen, sei es zu gewinnen, sei es im Zaum zu halten. Noch weniger konnte Napoleon daran denken, zunächst durch Flottensiege die Seebeherrschung zu gewinnen. Das hätte geheißen, das Glück auf die schwächsten Karten, die er hatte, zu stellen; und daß der Kontinent so lange in Ruhe bleiben würde, bis eine Flotte, die es mit den see- und sieggewohnten Engländern hätte aufnehmen können, fertig wäre, war nicht zu erwarten. Auch war die Herrschaft auf dem Meere noch nicht gleichbedeutend mit der Eroberung Englands. Um England auf die Knie zu zwingen, mußten London und die Seefestungen, die Werfte, die Arsenale, die Banken und Fabriken des Inselvolkes in der Gewalt des Eroberers sein; die Invasion, die Übermacht der französischen Armee über die englischen Milizen, das Feldherrngenie des Kaisers selbst mußten hinzukommen. Also war die Seebeherrschung nur so lange nötig, um die Armee auf die feindliche Küste zu werfen: für wenige Tage sie zu erlangen, darauf waren alle Gedanken und Anstrengungen Napoleons gerichtet.

Die Zaghaftigkeit seines Admirals machte es ihm unmöglich, und so warf er das Steuer herum.

Während aber der Kaiser neuen Siegen entgegeneilte, wagte Villeneuve, durch Scham und Wut über das Mißlingen seiner Aufträge und die Scheltbriefe Napoleons gestachelt, mit den vereinigten Flotten Frankreichs und Spaniens die Ausfahrt aus dem Hafen von Cadix und suchte auf der Höhe von Trafalgar mit dem Sieger von Abukir den Kampf, der seine Geschwader vernichtete und England zur Beherrscherin der Wogen machte. Kein Tag strahlt darum heller in Englands Geschichte und keiner seiner Söhne

Viehhirt der Pontinischen Sümpfe. Skulptur von Clemente Origo.

Digitized by Google

hat größeren Ruhm gewonnen, als der Held, um dessen kalte Stirne, so wie er selbst es sich gewünscht, sich zugleich Lorbeer und Zypresse gewunden haben. Niemals seitdem hat ein Feind Englands es gewagt, sich ihm auf dem Meere zum entscheidenden Kampfe zu stellen, und in ihren eigenen Häfen konnte es die Flotten der Gegner aufsuchen und vernichten. Man braucht diese Bedeutung Trafalgars nicht zu verleugnen, wenn man ihre Wirkung auf die Kriegführung und Politik Napoleons dennoch weit geringer anschlägt, als die Abukirs. Weder die Operationen, in denen der Kaiser gerade begriffen war, noch die politische Konstellation wurden dadurch beeinflußt. Keinen Augenblick ließ er sich durch die Nachricht von der Katastrophe seiner Flotte in seiner Siegesbahn aufhalten. Er war schon in Mähren, als sie ihn erreichte: acht Tage später erfocht er auf den Feldern von Austerlitz den Sieg, der die Macht beider Kaiserreiche des Ostens brach. Nicht eine neue Koalition der Gegner Frankreichs, wie nach Abukir, sondern die Zersprengung der kaum geschaffenen war die Folge: Rußland beiseite geschoben, Österreich unterworfen, Preußen in ein Bündnis gebracht, das fast schon der Vasallenschaft gleich kam — so war die Stellung des Kaisers, in die ihn Austerlitz, trotz Trafalgar, gebracht hatte: nicht isoliert und fast verloren, wie in Ägypten, sondern als Herr des Kontinentes stand er da. Nicht einmal in England selber wog der Eindruck Trafalgars den von Austerlitz auf. Seinem großen Minister brach die Kunde das Herz: im Gefühl des Besiegten ging William Pitt aus der Welt. Seine Partei löste sich auf; mit Fox kam wieder die Fraktion ans Ruder des Staates, die noch immer der Versöhnung mit Frankreich geneigt war, und schon schien es, als ob wirklich ein Friede hergestellt werden könnte, in dem England die bei Trafalgar erkämpfte Alleinherrschaft zur See würde aufgeben müssen. Wenn dann nach längerem Schwanken England am Kampfe festgehalten hat, so mag das Gefühl der Unangreifbarkeit, die ihm Nelsons herrlicher Sieg erworben hatte, darauf mit eingewirkt haben: entscheidend waren doch der Entschluß des Zaren, unter den Waffen zu bleiben, und der Eintritt Preußens in den Krieg.

In den Kontinentalkämpfen, die nun vom Herbst 1806 ab in fast ununterbrochener Kette einander folgten, hat die durch Abukir erkämpfte Seeherrschaft Englands eine stets wachsende Bedeutung erlangt. Während es auf den Ozeanen und in den fremden Kolonien Frankreichs und seiner Verbündeten fast unaufgehalten um sich griff, blieb es zugleich Herrin in den europäischen Gewässern. Unmöglich für Napoleon, seine um ganz Europa her ausgedehnten Küsten auf allen Punkten zugleich zu schützen. Immer waren die englischen Schiffe schneller zur Stelle als seine Truppen. So 1807 vor Kopenhagen, und wenige Wochen darauf vor Lissabon. Sie wählten ihre Angriffspunkte, wo es ihnen beliebte, vor Colberg und vor Antwerpen, an der Küste Galiciens und an der Mündung des Tajo, wie an der Küste Neapels. Sie blockierten die Kriegshäfen, die großen Emporien des Handels: Toulon und Brest, wie Marseille, Bordeaux und Hamburg; und sie brachten ihre Waren der Kontinentalsperre zum Trotz an hundert anderen Punkten der Küste von Petersburg bis Triest in das Land. Und brauche ich noch zu sagen, daß die Gegner des Kaisers selbst nur durch diese Alleinherrschaft Englands zur See in ihrem Kampf und in ihren Hoffnungen aufrecht erhalten worden sind? Auf Englands Geld- und Waffenhilfe gründeten Gneisenau und alle Patrioten Norddeutschlands ihre Pläne des Befreiungs- und Rachekampfes. Nur Englands Kraft vermochte Spanien in seinem Kampfe gegen Frankreichs Übermacht zu helfen, ja, es zum Abfall von seinem despotischen Alliierten selbst zu treiben. Hätte Villeneuve bei Trafalgar gesiegt, so wäre Spanien, man darf es aussprechen, Frankreichs Freund geblieben, dessen Alliierter es fast in allen Kämpfen mit England gewesen war, seitdem die Bourbonen in Madrid regierten. Denn es hätte dann einen Preis des Kampfes vor sich gesehen, der seine Anstrengungen lohnte, die Behauptung seiner Kolonien und die Eroberung vielleicht der englischen selbst. Was aber half es den Bourbonen, wenn ihnen Napoleon zu Fontainebleau im Oktober 1807 die Teilung der englischen Kolonien und das Kaisertum Indien versprach, dabei aber die eigenen Besitzungen jenseits der See den Engländern zur Beute fielen und Gut und Blut ihrer

Untertanen in den Abgrund der Napoleonischen Kriege gezogen wurden?

Dennoch, so müssen wir schließen, hätte das alles den Engländern auf die Dauer nichts geholfen, wenn Napoleon die vereinigte Kraft des Kontinents gegen sie hätte führen können. Im Sommer 1807 glaubte er so weit zu sein: als er in Tilsit zum ersten Male einen Frieden schloß, der dem russischen Gegner nichts nahm, sondern ihm ganze Provinzen gab und noch viel größere Hoffnungen erweckte. Spaniens Abfall brachte ihn von diesen Gedanken, die ihm schon eine Weile den Marsch nach Indien in greifbar nahe Aussicht gestellt hatten, zurück: und das war die stärkste Wirkung, die Trafalgar für ihn gehabt hat. Besiegt und zu Boden gedrückt ward Napoleon dennoch nur durch das Schwergewicht des Kontinents, den er, da er es durch Bündnisse nicht vermocht hatte, mit Gewalt, mit seiner eisernen Faust hinter sich herzuziehen versuchte. Hierbei aber hat England immer nur Hilfsaktionen geleistet: wo es allein gelassen war, brachte es weder in Spanien noch vor Antwerpen etwas zustande; und auch von der See her hätte es ohne seine Freunde auf dem Festlande niemals den Gegner in tödlicher Umarmung umfangen können. Es wäre immer der Kampf zwischen Walfisch und Elefant geblieben. Nur auf seinem eigenen Boden war Napoleon zu überwinden. Seinen letzten und den entscheidenden Sieg über ihn hat doch auch England zu Lande erfochten, und auch da nur mit Hilfe der Bundesgenossen und Vasallen vom Festland; selbst auf den Höhen vor Waterloo haben nur wenige schottisch-englische Divisionen neben den niederländischen und norddeutschen Kontingenten gestanden, die unter Englands Fahne kämpften.

Werfen wir von hier aus einen raschen Blick auf die Gegenwart, so nehmen wir erst wahr, wie weit die Fernwirkung des Sieges Englands über den Herrn des Kontinentes reicht. Wenn es wahr ist, daß das Wesen einer Großmacht darin besteht, sich auch neben dem Stärksten auf den eigenen Füßen behaupten zu können, so gibt es seit Trafalgar zur See nur *eine* Großmacht in der Welt: England. Und wie zu Napoleons Zeiten, so ist es noch heute: nur der vereinigte Kontinent würde hoffen können, es von der Höhe seiner Stellung, die es in den Weltkämpfen vor hundert Jahren errang, herabzustürzen.

Drei Gedichte von Friedrich Otto.

Erfüllung.

Ich bat Dich, Leben. Nun hast Du's gegeben,
In meinen Arm, ein schönes Menschenkind.
Nun wird das Stürmen über meinem Leben
Zum leisen Wundermärchensinger: Wind.

Am Leben vorüber.

Geschrei und Gläserklang vom Parklokal;
Papierlaternen schimmern aus den Zweigen.
Ein Feuerwerk sprüht Sonnen, Stern und Strahl,
Und Liebespaare wiegt ein ferner Reigen.
Mein Weg ist still. Es gleitet im Kanal
Mein Segelboot durch Schatten und durch Schweigen.
Willst Du zurück? Ich lasse Dir die Wahl;
Ich kann Dir nur die kalten Sterne zeigen.

Vergessen.

Vergessen! Gibt es denn den Trunk Vergessen?
Nicht mehr erinnern sich und doch nicht sterben?
Mein Herz, was Du im Leben einst besessen,
Das schleppt sich fort, und kann nicht mehr verderben,
Von Meilenstein zu Stein und unermessen.
Zwei Wege nur: barfüßig über Scherben
Und jener Weg durch ruhige Zypressen,
Die immer dunkel stehn und nie sich färben.

Über den Schmerz und die Mittel zu seiner Bekämpfung.

Von Dr. Ernst Graser, Professor der Chirurgie in Erlangen.

(Nach einem Vortrag.)

Die Medizin hat sich im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts aus einer hauptsächlich auf Erfahrung beruhenden Kunst zu einer Wissenschaft entwickelt, deren Grundlagen und Lehren jedem, der mit der nötigen Vorbildung und mit ernstem Streben sich darum bemüht, zugänglich geworden sind. Sie bedarf auch nicht mehr der mystischen Geheimnistuerei, um ihren Nimbus zu erhöhen. Auch in Deutschland, wie früher besonders in England, erscheinen mehr und mehr populäre Darstellungen aus den verschiedensten Gebieten medizinischen Wissens aus der Feder hervorragender Fachgelehrter. Gerade die Vertreter der praktischen Heilkunde können die Verbreitung eines gediegenen Wissens nur freudig begrüßen. Ist doch das Verständnis für den Bau des menschlichen Körpers, für seine Tätigkeit und Leistungen, für die Vorgänge, die zur Krankheit und zur Gesundung führen, für die Schädlichkeiten, die uns von innen und außen drohen, ein sehr wertvoller Bundesgenosse bei den auf die Bekämpfung und Heilung von Krankheiten gerichteten Bestrebungen. Auch die in den weitesten Kreisen von Gebildeten und Ungebildeten zähe festgehaltenen Vorurteile werden am sichersten durch Aufklärung über das wahre Wesen der Dinge, soweit es sich unserer Einsicht bisher zugänglich erwiesen, bekämpft.

An den Beginn seiner Auseinandersetzungen über ein bestimmtes Thema stellt man gerne eine Erklärung. Wenn ich mir aber zur Aufgabe setzen wollte, zu sagen, was der Schmerz ist, so stände ich gleich am Beginn vor einem unlösbaren Problem. Der Schmerz existiert nicht als etwas Tatsächliches in der Welt, wie die Tränen, die er bisweilen auspreßt; er existiert nur in dem Bewußtsein des einzelnen, er ist ein rein persönliches, subjektives Erlebnis. Wer ein solches Erlebnis nie hatte, dem könnte man schwer einen Begriff über das Wesen des Schmerzes beibringen, ebensowenig wie man einem Blinden die Farben durch Erklärung verständlich machen kann. Es ist recht wohl möglich, daß viele meiner Leser in bezug auf diese persönliche Erfahrung über das Wesen und die verschiedenen Arten des Schmerzes mir weit überlegen sind. Wenn ich doch einiges zu sagen habe, was auch dem vielgeprüften Schmerzdulder nicht bekannt ist, so verdanke ich es meiner Eigenschaft als Arzt, der in seinem Berufe genötigt ist, den Schmerzen in ihrer vielgestaltig abwechselnden Art des Auftretens eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Beruf des praktischen Chirurgen bringt es mit sich, manchmal Eingriffe ausführen zu müssen, die mit Schmerzen verbunden sind. Wer ein Herz für die ihm anvertrauten Kranken hat, der hat auch ein Mitfühlen für deren Schmerzen. So kennen wir aus eigener Erfahrung und durch teilnehmendes Mitempfinden die ganze Stufenleiter der Schmerzen und Klagen; durch unsere Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie sind wir auch in der Lage, den bei der Entstehung und Empfindung von Schmerzen vorhandenen Beziehungen zu äußeren und inneren körperlichen Vorgängen weiter nachzugehen und nachzuforschen.

Für die nicht durch Sachkenntnis erschwerte Auffassung erscheint die ganze Sachlage sehr einfach. Es ist doch beinahe selbstverständlich, daß ein Stich in den Finger wehe tut. Es erscheint uns auch selbstverständlich, daß der Schmerz an der Stelle sitzt, an der er entsteht und von uns nur zu deutlich empfunden wird. So einfach liegen aber die Dinge nicht. Die Schmerzempfindung hat ihren Sitz nicht an der gereizten Stelle der Körperoberfläche; sie entsteht oder kommt zustande im Gehirn, ohne dessen Mitwirkung überhaupt keinerlei seelische Tätigkeit (Empfinden, Denken, Wollen) möglich ist.

Den Vorgängen in unſerem Körper, dem Umlauf des Blutes, der Atmung, der Verdauung, der Leitung in den Nerven können wir mit Hilfe der Phyſik, Chemie und ihrer Anwendung in der Phyſiologie durch Beobachtung und Experiment ziemlich weit nachgehen und ſie auch einigermaßen verſtehen.

Die Vorgänge bei dem inneren Leben, die wir gewöhnlich als „Seelenleben“ bezeichnen, ſind bis heutigen Tages für uns völlig unaufgeklärt; es iſt auch wenig wahrſcheinlich, daß wir je in dies Geheimnis eindringen werden. Wohl aber können wir die Beziehungen der Seelentätigkeit zu unſerem Körper und ſpeziell zum Gehirn zum Gegenſtand der Unterſuchung machen. Und in dieſer Hinſicht hat die phyſiologiſche und pſychologiſche Forſchung ſchon manches bedeutungsvolle Reſultat zutage gefördert. Einige Ergebniſſe dieſer wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen können wir als Unterlage für die weiteren Beſprechungen nicht entbehren.

Wenn wir auch über die Art des Zuſammenhanges und die Vorgänge bei der Tätigkeit von Gehirn und Seele nichts wiſſen, ſo ſteht doch ſo viel feſt, daß eine Seelentätigkeit ohne Gehirn nicht möglich iſt. Das Bewußtſein und alle bewußten Tätigkeiten ſtehen mit der Hirnrinde in Beziehung.

Wenn für einen Augenblick die Blutzufuhr zum Gehirn unterbrochen oder auch nur ſtark vermindert wird, ſchwindet ſofort das Bewußtſein, der Menſch wird „ohnmächtig“; er verliert dabei aber auch die Herrſchaft über den ganzen Körper. Denn das Gehirn iſt nicht nur für die geiſtigen Funktionen nötig, es hält auch die Zügel für den ganzen Körper und jeden einzelnen Teil. Ein einziger kräftiger Schlag auf den Schädel läßt ſofort alle Glieder des Körpers ihren Dienſt einſtellen. Die kräftigen Muskelmaſſen, die ſonſt den Körper ſpielend tragen und ihn große Laſten aufzuheben befähigen, verſagen ſofort, wenn die Gehirnrinde geſchädigt iſt. Und doch haben dieſe Muskeln nicht im mindeſten gelitten. Schon nach einer Minute, wenn ſich das Gehirn wieder erholt hat, nehmen ſie ihre Arbeit in vollem Umfang wieder auf. Durch dieſe einfache Tatſache iſt erwieſen, daß alle Tätigkeit des Körpers unter fortgeſetzter Leitung durch das Gehirn ſich vollzieht. Es müſſen alſo Wege vorhanden ſein, auf denen das Gehirn ſeine Beziehungen zu allen Teilen des Körpers unterhält, Nachrichten empfängt, Befehle erteilt, ihre Ausführung im einzelnen überwacht und regelt. All dies beſorgen die „Nerven“.

Eine wie vielſeitige Nerventätigkeit auch bei gewöhnlichen körperlichen Vorgängen notwendig iſt, will ich durch ein recht einfaches Beiſpiel klar zu machen ſuchen. Ein Mann ſpringt in ſchnellem Lauf einen Weg entlang in gleichmäßigem Takt, ſo daß er allmählich in eine gewiſſe mechaniſche Tätigkeit des Laufens verfällt. Plötzlich liegt vor ihm ein großer Stein. Wenn er in gleicher Weiſe weiterſpringen würde, müßte er unfehlbar an dieſen Stein heftig anſtoßen und dadurch zu Fall kommen. Schon hat er das Bein zum nächſten Sprung erhoben; in dem Bruchteil einer Sekunde muß alles ſo geregelt werden, daß er mit einem größeren Satz über den Stein hinwegkommt, wenn er es nicht vorzieht, ſtatt dieſes einen großen Sprunges zwei kürzere zu machen. Um dies alles bewerkſtelligen zu können, müſſen folgende Tätigkeiten vor ſich gehen. Von dem Auge aus müſſen die Geſichtseindrücke zum Gehirn geleitet werden. Der Mann muß aus ſeiner Erfahrung wiſſen, daß ein ſolches Gebilde, wie er eben zu ſeinem Schreck geſehen, beſtimmte Eigenſchaften hat: daß es eckig, hart iſt und ihm beim Sprung Gefahr bringt; er muß die ſämtlichen Muskeln, die bei einem Sprung in Tätigkeit ſind, aufhalten und ihnen zurufen, daß es mit der vorgehabten Tätigkeit nicht geht, ſondern daß ſie geändert werden muß. Er muß ſämtliche Muskeln — und die Zahl, die hierbei in Betracht kommt, iſt eine ſehr große — unter ſeinen Willen zwingen, daß ſie eine andere Tätigkeit ausführen, und muß dieſe Tätigkeit auch noch überwachen und im kleinſten Detail regulieren, damit nicht ein Zuviel oder ein Zuwenig herauskommt. Dabei leuchtet es ſofort ein, daß der betreffende Menſch ſchon einen gewiſſen Grad von Übung und Sicherheit im Laufen haben muß; ein Tolpatſch oder ein unerfahrenes Kind wird dies alles nicht fertig bringen, ſondern wohl ſicher dabei zu Fall kommen. Die Geſchwindigkeit, die Sicherheit und Geräuſchloſigkeit, mit der dies alles vor ſich geht, zwingt ja den Vergleich mit der vielſeitigen Verwen-

dung der elektrischen Kraftübertragung geradezu auf. Was den Nachrichtendienst betrifft, so haben wir im Telegraphen ein ausgezeichnetes Beispiel. Von allen Seiten laufen die Drähte nach einem Zentrum zusammen. Draußen auf dem flachen Lande finden wir nur einzelne Stationen und Leitungsdrähte; je näher wir zur Hauptstadt kommen, um so zahlreicher werden die Stränge, man muß sie in dicke Kabel zusammenlegen, sonst würden sie zuviel Raum beanspruchen. Neben der Hauptstadt (nehmen wir München), gibt es noch andere Zentralstationen. Man kann von einem kleinen Dorfe in der Regel nicht direkt in die Hauptstadt telegraphieren. Außer München gibt es noch untergeordnete Sammelpunkte in Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Regensburg, die ein Zentrum für einen kleineren Bezirk abgeben. Daß durch die Einschaltung solcher Zwischenstationen ein Aufenthalt entsteht, ist selbstverständlich; wir wissen es auch aus Erfahrung. Wir verwenden aber die Elektrizität nicht nur für den Telegraphen; ein und dieselbe Art eines Leitungsdrahtes, die benützt wird, um ein Telegramm zu befördern, kann auch dazu dienen, um eine elektrische Lampe zum Glühen zu bringen, um einen Zeiger aufzurichten, eine Schranke zu schließen, ein Geleise zu verstellen, eine Mine zu sprengen u. dgl. m. Dazu müssen aber natürlich besondere Einrichtungen vorhanden sein. Der Draht ist nichts anderes als der Leiter für die Elektrizität. Was durch den in den Draht geleiteten Strom geleistet wird, hängt von den besonderen Apparaten ab, die mit ihm verbunden sind.

Auch im menschlichen Körper sind die Nerven nichts anderes als die Leitungsdrähte, welche die Telegramme befördern zum Gehirn und vom Gehirn. Was aber das durch die Nerven beförderte Telegramm bewirkt und leisten kann, hängt nicht von den Nerven ab, sondern von den verschiedenen Vorrichtungen und Apparaten, die mit ihnen verbunden sind. Die Nerven bestehen aus einem in der Mitte verlaufenden, von Anfang bis zum Ende zusammenhängenden Teil, der die Leitung besorgt; er führt den Namen Achsenband oder Achsenzylinder; ihn umhüllt meistens noch eine aus vielen Einzelstücken bestehende Scheide, die zur Isolierung gegen benachbarte Nervenfasern dient (Markscheide). Jede Nervenfaser hat ihren Ursprung in einer Nervenzelle; der Zusammenhang ist so innig, daß ein Nerv, der von der zugehörigen Nervenzelle abgetrennt wird, abstirbt. Der oft sehr lange Achsenzylinder ist der eigentliche Leitungsdraht, der geeignet ist, eine Erregung, z. B. durch einen elektrischen Strom, nach beiden Richtungen (doppelsinnig), nach dem Gehirn (zentripetal) oder auch vom Gehirn weg (zentrifugal) weiterzuleiten. In dem Zusammenhang, in welchem die Nervenfasern in dem menschlichen Körper Verwendung finden, vollbringen sie ihre Tätigkeit nur nach einer Richtung; ein Teil der Nervenfasern wird nur dazu benützt, um Befehle vom Gehirn zum Körper, besonders zu den Muskeln zu überbringen, die andern dienen dazu, um dem Gehirn Nachrichten von dem Körper zu übermitteln. Diese Nachrichten sind sehr vielgestaltig. Ein großer Teil davon überbringt die Berührungsempfindungen von der ganzen Oberfläche zum Gehirn; wir haben aber auch noch andere Empfindungen; durch das Auge werden Lichteindrücke, durch das Ohr die Empfindung von Tönen und Geräuschen vermittelt. Andere Nerven sind mit der Leitung von Geruchs- und Geschmackserregungen betraut usw.

Alle diese Leistungen sind besonderen Nervenfasern zugeteilt. Der Gehörsnerv ist nur zum Hören bestimmt, der Gesichtsnerv nur für das Sehen, der Bewegungsnerv nur für die Erregung der Muskeltätigkeit geeignet. Die Nervenfasern zeigen keinen Unterschied; es hängt also diese verschiedene Art von Leistungen nicht an den Nerven, sondern an den mit ihnen verbundenen Apparaten, und zwar kommen sowohl die an der Körperaußenfläche gelegenen Aufnahmeapparate wie die im Gehirn gelegenen Endapparate in Betracht.

Die Schallwellen, die zur Erzeugung eines Gehöreindrucks führen, treffen den ganzen Körper; aber nur von der Aufnahmestation des Ohres aus können sie in der Endstation im Gehirn die Empfindung eines Tones hervorrufen. Ein Nerv, der in einen Knochen führt, kann keine Bewegung erzeugen, sondern nur der in den Muskel eintretende.

Es ist eine wunderbare Eigenschaft unseres Gehirns, aus den einfachen Reizen, die durch die Nerven zugeführt werden, die Mannigfaltigkeit unserer Empfindungen und Vorstellungen aufzubauen und sich durch Bewegungen und Handlungen nach außen zu betätigen.

Die letzte für unsere Untersuchungsmethode nachweisbare Endstation, an der der Übergang vom Körperlichen in das Seelische stattfinden muß, sind Nervenzellen. Solche sind in der Hirnrinde in großer Menge vorhanden; sie stehen nicht nur mit je einer Nervenfaser in direkter Beziehung, sondern haben auch noch andere oft baumförmig verzweigte Ausläufer, durch die sie mit zahlreichen anderen, näher oder ferner liegenden Nervenzellen in Beziehung treten.

Wir können uns von dem Reichtum an Nervenfasern und Nervenzellen kaum eine Vorstellung machen. Zu den kleinen Muskeln, die einen Teil der Augenbewegungen vollführen, zieht ein Nerv 3 qmm im Durchmesser, welcher 15 000 Nervenfasern enthält; diese Fasern zerfallen aber, bevor sie an die einzelnen Muskelfasern herantreten, nochmals in zahllose feinste Fäserchen. Die Nervenbahnen, die nur vom Rumpf und den Gliedmaßen zunächst ins Rückenmark eintreten, sind auf mindestens 800 000 berechnet; zu jeder Faser gehören mehrere Nervenzellen. Die Zahl der Nervenzellen in der Hirnrinde ist von einem Forscher auf eine Milliarde, also 1000 Millionen, geschätzt, von andern noch viel höher. Auf einige Millionen kommt es also nicht an; bei solchen Zahlen hört ja ohnedies jedes Vorstellungsvermögen auf.

Von dem unentwirrbaren Gespinst von Faserzügen und den eingelagerten Zellen, die alle entweder eine Funktion haben oder wenigstens bereit sind, eine solche zu übernehmen, eine bildliche Darstellung zu geben, ist fast unmöglich. Auch die klarste Zeichnung könnte nur eine ganz schwache Vorstellung davon vermitteln; und wissenschaftliche Erklärungen, mit denen viele Leser doch nichts anzufangen wüßten, müßten sie obendrein noch beschweren.

Die einzelne Nervenfaser leitet niemals direkt bis zur Hirnrinde; es sind immer eine oder mehrere Zwischenstationen eingeschaltet und zahlreiche Seitenverbindungen angeschlossen.

Wir können die Leistungen des Gehirnes oder der Seele, aus diesen zugeführten und verarbeiteten Reizen ein geordnetes Zusammenarbeiten nach den verschiedensten Richtungen zu erzielen, nur staunend bewundern; wir können es durch Selbstbeobachtung in einzelne Bestandteile zerlegen, auch nach verschiedenen Richtungen einteilen und beschreiben, aber von dem Kern der Sache, von dem Übergang des Körperlichen in das Seelische haben wir nicht die mindeste Vorstellung.

Kehren wir nun zu den einfachsten Formen der Empfindung, welche die Nachricht einer Berührung zu der Gehirnrinde überbringt, zurück, so ist aus unsern Vergleichen und Erörterungen jedenfalls so viel zu entnehmen, daß die Nachricht nur dann zum Gehirn und zum Bewußtsein gelangen kann, wenn die Leitung von der berührten Körperstelle bis zur Endstation in der Gehirnrinde vollständig intakt und leistungsfähig ist. Eine Zerstörung oder Unterbrechung an irgend einem Teil des Weges unterbricht den ganzen Apparat und macht ihn unbrauchbar. Ich habe zurzeit in der Klinik einen Arbeiter, dem erst in den letzten Tagen beim Sturz von einem Gerüst ein Wirbel gebrochen ist, wodurch das ganze Rückenmark quer abgequetscht wurde. Von der Stelle ab, an der das Rückenmark unterbrochen ist, hat für das Bewußtsein des betreffenden Mannes der Zusammenhang der unteren Körperhälfte mit dem übrigen Leib vollständig aufgehört. Seine untere Körperhälfte ist für ihn nicht mehr als ein Stück Holz; er empfindet nicht und ist auch nicht in der Lage, die geringste Bewegung auszuführen, obwohl sich die Muskeln in tadellosem Zustand befinden.

Die Reizung eines Empfindungsnerven kann an einer beliebigen Stelle des Verlaufs stattfinden. Der Regel nach und in weit überwiegender Häufigkeit erfolgt aber tatsächlich die Reizung an den Endausbreitungen der Nerven an der Oberfläche des Körpers. So erklärt es sich, daß der im Gehirn erfolgende Eindruck fast immer so aufgefaßt wird, als ob er von der Endausbreitung des Nerven her stattgefunden hätte. Es kommt also bei der Deutung eines solchen Nervenreizes eine gewisse Erfahrung und Erinnerung an früher gehabte Eindrücke mit in Betracht. Es ist eine oftmals beschriebene Erfahrung, daß Menschen, denen ein Bein am Oberschenkel amputiert wurde, Schmerzen in dem Fuß

oder in der großen Zehe haben, obwohl sie diese gar nicht mehr besitzen. Der bei der Amputation mit abgeschnittene Nervenstamm erfährt gelegentlich eine gewisse Reizung, die zum Gehirn geleitet wird; das Vorstellungsvermögen verlegt diesen Reiz ohne weiteres dahin, von wo es ihn früher immer empfunden hatte, nämlich in die Zehe. Die Täuschung in dem Vorstellungsleben des Betreffenden ist aber eine so vollkommene, daß die Patienten immer wieder die Bettdecken aufheben, um nachzusehen, ob denn wirklich der Fuß oder die Zehe, die sie so sehr schmerzen, nicht doch noch vorhanden sind. Der Schmerz sitzt eben überhaupt nicht in dem gereizten Teil, sondern im Gehirn. Dies ist eben so wahr, wie es uns widersinnig erscheint; wir würden doch darauf schwören, daß ein Hühnerauge, das uns sehr belästigt, auch der Sitz der Schmerzen ist; und doch dürfen wir nur den kleinen Nervenast, der die Leitung nach oben besorgt, durchschneiden; sofort ist aller Schmerz verschwunden.

Es kommt recht häufig vor, daß Nerven auch an einer Stelle gereizt werden, die nicht der Endausbreitung angehört, wodurch mancherlei Täuschungen für den Patienten und nicht selten auch für den Arzt hervorgerufen werden.

Wir wollen uns jetzt aber der Betrachtung besonderer Arten von Schmerzempfindung zuwenden, und ich wähle zunächst einfache Beispiele, über die jeder eigene Erfahrungen gesammelt hat. Am einfachsten ist ja der Vorgang, wenn wir eine ganz kleine Stelle der Haut durch einen Nadelstich so intensiv reizen, daß dadurch eine Schmerzempfindung hervorgerufen wird. Durch die Nadelspitze wird eine Nervenendigung z. B. an einem Finger getroffen und dieser Reizungszustand in den Nervenbahnen zunächst durch den Arm nach der Schultergegend bis zum Eintritt der Nerven in den Wirbelkanal weitergeleitet, wo er dann in das Rückenmark einmündet, und von diesem aus nach der Gehirnrinde weiter befördert wird. Bei diesem Vorgang haben wir meistenteils zweierlei Empfindungen: einmal die einer Berührung und dann die eines Schmerzes. Nicht selten kann man deutlich wahrnehmen, daß die Schmerzempfindung erst ein wenig später eintritt, als die Berührungsempfindung. Schon der Umstand, daß wir diese beiden doch sicher durch dieselben Nervenbahnen geleiteten Empfindungen voneinander trennen können, weist darauf hin, daß sie wohl etwas Verschiedenartiges sind. Nach der Auseinandersetzung, die wir oben über die Leistungen der Nerven gegeben haben, kann aber eine verschiedenartige Tätigkeit nicht auf die leitende Nervenfaser bezogen werden, sondern nur auf die Apparate und Vorrichtungen, mit denen diese leitenden Bahnen in Verbindung treten. Es muß also entweder angenommen werden, daß für die Schmerzempfindung besondere Apparate, Nervenzellen, in der Gehirnrinde vorhanden sind und ebensolche auch für die Tastempfindung. Es wäre aber auch möglich, daß diese beiden Empfindungen nur einen verschiedenen Weg zum Gehirn zurücklegen und auf diesem Wege eine Reihe von Stationen zu durchlaufen haben, an denen die Eindrücke durch dazwischengeschaltete Apparate verändert worden sind. Daß das letztere der Fall ist, können wir mit Sicherheit sagen, weil schon Störungen in dem Rückenmark sich manchmal in der Weise geltend machen, daß die eine dieser Empfindungsarten ausfällt, während die andere vollkommen intakt bleibt. Es gibt bei Verletzungen des Rückenmarks Zustände, bei denen die Tastempfindung vollkommen erhalten ist, während die Schmerzempfindung fehlt; es gibt aber auch Zustände, bei denen die Schmerzempfindung intakt ist, während die Tastempfindung völlig aufgehoben ist. Um Schmerzen zu erzeugen, muß der Reiz eine gewisse Stärke haben und eine gewisse Dauer. Für diese stärkeren Reize scheint der Weg durch das Rückenmark ein anderer zu sein, als für die einfachen Tastempfindungen. Die stärkeren Reize werden durch mehrere Zwischenstationen dirigiert, in denen sie einerseits verschwinden können, ohne überhaupt zum Gehirn zu gelangen, in denen sie anderseits aber durch Aufspeicherung und Summierung bei längerer Dauer eine vermehrte Aktion erfahren können, wenn alles auf einmal zur Entladung kommt.

Gelangt nun der durch den Stich hervorgerufene Reiz in die Endstation im Gehirn, so erschöpft er sich in den mit der betreffenden Stelle der Körperoberfläche in Beziehung stehenden Nervenzellen und erzeugt dort eine Empfindung, welche bei dem erfahrenen Menschen, der schon etwas

gedacht und gesehen hat, nicht nur die Vorstellung hervorruft, daß ihm etwas wehe tut, also nicht nur ein unangenehmes Gefühl erzeugt, sondern auch noch die Vorstellung bewirkt, daß diese Reizung mit einem spitzigen Gegenstand, z. B. einer Nadel, hervorgerufen worden sei. Er weiß vielleicht auch, selbst wenn er nichts davon gesehen hat, noch anzugeben, ob die Nadel rasch eingestoßen worden ist oder langsam, ob sie sehr spitzig und glatt oder ein wenig stumpf und rauh ist, ob sie nur oberflächlich oder weit in den Finger eingestoßen worden ist. Also selbst dieser einfache Vorgang eines Nadelstiches ist geeignet, eine ganze Reihe von Vorstellungen neben der Schmerzempfindung selbst auszulösen. Von dem Reiz wird also auch nicht nur eine Nervenzelle getroffen, sondern eine ganz große Menge anderer in Mitleidenschaft gezogen und mit Erinnerungsbildern in Beziehung gebracht.

Wir verstehen es nun, daß wir gewohnt sind, nicht nur vom Schmerz schlechthin zu sprechen, sondern ihm auch noch besondere Eigenschaften beizulegen, selbst wenn wir nicht zu denjenigen gehören, die in der Ausmalung ihrer Schmerzen eine besondere Virtuosität entwickeln. Wir reden alle von einem stechenden, brennenden, bohrenden, nagenden, klopfenden, reißenden, durchschießenden, schneidenden Schmerz. Viele von diesen ausschmückenden Bezeichnungen kennen wir aus der Erfahrung und benennen den Schmerz so, weil bei der Schmerzerregung noch andere Eindrücke durch die Tastnerven, durch die Temperaturnerven und dergleichen gleichzeitig dem Gehirn zugetragen wurden, an die wir uns bei einer bestimmten Gelegenheit deutlich zurückerinnern. Wo die Vorstellungen nicht nachkommen, hilft dann die Phantasie, und es gibt, wie schon angedeutet, Menschen, die sich in der Ausmalung der ausgesuchtesten Qualen gar nicht genug tun können.

Ein besonderes Interesse bietet der sogenannte Wundschmerz. Wer sich ein wenig beobachtet, weiß aus Erfahrung, daß man an den Wunden zweierlei Schmerz sehr gut auseinanderhalten kann. Der eine entsteht im Augenblick der Verletzung und wird ein schneidender Schmerz genannt, wenn die Verletzung durch einen Messerschnitt erfolgt ist. Dieser Schmerz dauert aber nicht lange; wenn man die Wundränder zusammendrückt, läßt er schon nach Verlauf von ein paar Minuten fast vollständig nach und kann tatsächlich verschwinden. Läßt man dann mit dem Zusammenhalten der Wunde nach und klafft sie aufs neue, so macht sich ein anderer Schmerz geltend, der weniger heftig ist, einen aber sehr quälen kann durch die lange Dauer und die oftmaligen kleinen Steigerungen, die erfährt. Wir bezeichnen ihn mehr als einen brennenden oder nagenden Schmerz. Dieser ist nicht mehr erzeugt durch die Verletzung selbst, sondern durch die Reizung der freiliegenden Nervenendigungen, durch die Einwirkung der Luft und anderer Schädlichkeiten, z. B. Essig oder Wasser oder dergleichen Dinge.

Besonders heftig schmerzen solche Wunden, die durch Fremdkörper, Sand, Schmutz, einen Dorn oder einen Holzsplitter verunreinigt sind. In diesen Fällen dauert die Reizung solange an, als der Fremdkörper in der Wunde verweilt. Eine gut versorgte Wunde, die etwa genäht worden ist und einen gut sitzenden, nicht drückenden Verband erhalten hat, schmerzt an sich überhaupt nicht. Selbst ganz große Wunden können für den Patienten ohne jede Belästigung sein. Schmerzen werden immer erst erzeugt durch einen ungeschickt angelegten Verband, welcher drückt, oder durch eine Blutstauung, wenn das verletzte Glied herunterhängt, durch eine Bewegung, welche die Wundränder gegeneinander verschiebt und dergleichen mehr. Nicht selten wurden namentlich früher solche Wunden wieder schmerzhaft, wenn sich in ihnen eine Entzündung, eine Eiterung entwickelte. Das ist aber kein Zustand, der mit der Wunde an sich etwas zu tun hat, sondern eine Wundkrankheit.

Zu den besonders gefürchteten Schmerzen gehören die Zahnschmerzen. Sie entstehen am häufigsten dadurch, daß die in der Zahnhöhle verlaufenden und im Zahn sich ausbreitenden Nervenfasern durch Zerstörung des Zahnes freigelegt und der reizenden Einwirkung der Luft, der Mundflüssigkeiten, der Speisen und eventuell sogar kleiner Fremdkörper ausgesetzt werden. Auch das Bohren in der Nähe eines Zahnnerven ist aus diesem Grund in seiner unangenehmen Einwirkung wohl erklärlich. Häufig gibt es aber auch Schmerzen durch

Entzündung in der Nähe eines erkrankten Zahnes. Besonders quälend sind solche Zahnschmerzen, die nicht von einem einzelnen kranken Zahn ausgehen, sondern gleichzeitig eine ganze Kieferhälfte betreffen. Solche Schmerzen können zwar manchmal von einem einzigen kranken Zahn durch Ausstrahlung auf die Nachbarschaft erzeugt werden, nicht selten handelt es sich aber in diesen Fällen um eine Reizung des Nervenstammes, nicht der Nervenausbreitungen. Gerade an denjenigen Nerven, die das Gesicht und die Zähne mit Empfindungsfasern versorgen, wird die Reizung des Nervenstammes oder der Nervenwurzeln in der Nähe ihres Austritts aus der Schädelhöhle ziemlich häufig beobachtet. Man hat diese Form der Nervenreizung mit dem Namen Neuralgie belegt, was zu deutsch Nervenschmerz heißt, also keine Erklärung in sich schließt. Gerade bei diesen Reizungen im Bereich des Nervenstammes macht sich auch die Tatsache geltend, die wir schon oben eingehend beschrieben haben, daß wir durch Uebung und Gewöhnung den Sitz der Schmerzen immer in die Endausbreitungen verlegen. Wie oft kommt es vor, daß sich Patienten einen Zahn nach dem andern ausziehen lassen, ohne daß dadurch der quälende Schmerz, den sie im Bereich eines Nervenbündels haben, nur im mindesten gebessert wird. Oft genannt sind auch die Schmerzen, die in ähnlicher Weise in den Hüftnerven entstehen und mit dem Namen „Ischias" belegt werden.

Nicht alle Teile unseres Körpers haben die gleiche Empfindlichkeit gegen schmerzhafte Einwirkungen. Man kann im allgemeinen sagen, daß die Schmerzempfindlichkeit parallel geht mit der Feinheit der Tastempfindungen und, was dasselbe ist, mit dem Reichtum an Nerven-Endausbreitungen. Es gibt Körperteile, die gar keine Nerven haben, diese sind auch absolut schmerzunempfindlich. Hierher gehören die Haare, die Nägel und auch die oberflächlichen Schichten der äußeren Haut, die sogenannte Lederhaut. Besonders empfindlich sind die Schleimhaut der Lippen, die Fingerspitzen, die Knochenhaut, was wir von dem gefürchteten Stoß an die Kante des Schienbeins her wissen. Relativ wenig empfindlich ist die Haut des Rückens. Von der Empfindlichkeit der tieferen Teile weiß der Laie aus eigener Erfahrung ziemlich wenig, weil er nicht imstande ist, die Empfindungen der Körperoberfläche präzise von denen in der Tiefe zu sondern. Durch Erfahrungen bei Operationen haben wir aber recht interessante Tatsachen kennen gelernt. In einen von der Knochenhaut befreiten Knochen kann man ohne Narkose einen Nagel einschlagen (etwa um einen Knochenbruch zu vereinigen), ohne daß der Patient wesentlich davon belästigt wird. Besonders auffallend ist es, daß derjenige Teil, in den wir die Schmerzempfindung verlegen, das Gehirn selbst, für äußere schmerzhafte Einwirkungen nahezu unempfindlich ist. Wir können an dem freiliegenden Gehirn, wie wir es manchmal nach Verletzungen zu Gesicht bekommen, ganze Stücke mit der Schere abtragen, mit dem Glüheisen brennen, mit Nadeln einstechen bis in große Tiefen, ohne daß der Patient davon irgendeine Empfindung hat. Seitdem wir so viele Operationen in der Bauchhöhle ausführen, haben wir zunächst durch die Erfahrung, dann aber auch durch besonders darauf gerichtete Untersuchungen die Tatsache festgestellt, daß die allermeisten Baucheingeweide nahezu unempfindlich sind. Man kann auch ohne Narkose große Stücke aus dem Magen ausschneiden oder mit dem Glüheisen durchbrennen und wieder zusammennähen, ohne eine einzige Klage von dem Patienten zu vernehmen. Dasselbe gilt von dem Darm, dem Netz, der Leber, den Nieren. Dies stimmt auch damit überein, daß in diesen Organen keine Tastempfindung vorhanden ist. Wir spüren die oft großen Speisebrocken, wenn sie einmal in den Magen gelangt sind, nicht mehr. Auch haben wir kein Gefühl dafür, daß etwa ein Stein sich in der Niere festgesetzt hat oder in der Gallenblase, auch nicht in der Harnblase. Sehr merkwürdig ist dabei, daß dieselben Organe, die für äußere Einwirkungen so gefühllos sind, bei Erkrankungen so heftige Schmerzen veranlassen können; die Erklärung dieser Tatsache ist zu kompliziert, um sie an dieser Stelle weiter zu verfolgen.

Wie aber die Empfindlichkeit gegen schmerzhafte Einwirkungen an verschiedenen Körperstellen eine sehr wechselnde ist, so wissen wir auch aus eigener Erfahrung, daß das einzelne Individuum zu verschiedenen Zeiten sich sehr verschieden gegen

schmerzhafte Einwirkungen verhält. In gehobener, etwas erregter Stimmung ist man in der Regel viel weniger empfindlich; in einer gewissen Aufregung können starke schmerzhafte Einwirkungen ganz übersehen werden, wie es vorkommt, daß der Soldat in der Erregung, die eine Schlacht mit sich bringt, von einer Verwundung durch ein Geschoß oder einen Hieb gar nichts merkt. Aber auch die Steigerung der Empfindlichkeit gegen schmerzende Einwirkungen kennt fast jeder aus Erfahrung. Wenn wir unser Nervensystem durch Überarbeitung, durch Krankheiten, durch mancherlei schädliche Einwirkungen etwas überreizt haben, so empfinden wir Dinge schon als schmerzhaft, die uns zu andern Zeiten gar nicht ankönnen. Selbst das Kritzeln eines Kindes auf der Schiefertafel, das Kratzen mit einem Fingernagel über eine Fensterscheibe kann dann einen schmerzhaft empfundenen Eindruck hervorrufen.

Unerwartet eintretende Schmerzen ertragen wir viel leichter als solche, vor deren Eintritt wir uns gefürchtet haben und mit denen wir uns in unsern Vorstellungen schon befaßt haben. Das Muttrinken, um einen schmerzhaften Eingriff leichter zu ertragen, besteht nicht nur in der die Empfindlichkeit herabsetzenden Einwirkung des Alkohols, sondern auch in der Erzeugung einer heiteren Stimmung. Sehr bekannt ist, daß man die länger dauernden Schmerzempfindungen durch Ablenkung der Gedanken, durch Zerstreuung einigermaßen mildern kann. Auch die häufige Zunahme der Schmerzen in den Abend- und Nachtstunden kann zum Teil wohl durch die verminderte Ablenkung erklärt werden, wenn auch dabei gewisse körperliche Veränderungen mit in Betracht kommen.

Ungeheuer groß ist nun die Verschiedenheit der Menschen in Bezug auf ihr Verhalten zu den Schmerzen. Schon im Volksmund kennt man den Ausdruck: der oder jener habe Nerven wie die Stricke; und von einem andern sagt man, er sei „furchtbar wehleidig", man dürfe ihn nicht berühren, ohne daß er über Schmerzen klagt. Wir dürfen aber diese Verschiedenheiten nicht in den Nerven suchen; denn diese werden wohl weder in ihrer körperlichen Ausgestaltung, noch auch in ihrer Funktion große Differenzen aufweisen. Die Verschiedenheit liegt nicht in den Leitungsdrähten, sondern in den mit diesen verbundenen Apparaten. Nicht immer ist in dem kräftigsten Körper auch ein besonders widerstandsfähiges Nervensystem vorhanden. Im allgemeinen, mit den selbstverständlichen Ausnahmen, kann man wohl sagen, daß feiner organisierte Menschen auch einen höheren Grad von Empfindlichkeit aufweisen, während solche Leute, deren ganze Lebenshaltung und Umgebung sie an derbe Einwirkungen aufs Nervensystem gewöhnt, in der Regel auch eine geringere Empfindlichkeit haben. Ein gewisser seelischer Stumpfsinn setzt auch die Reizbarkeit gegen äußere Einwirkungen herab. Aber auch unter denjenigen Menschen, deren äußere Lebensbedingungen einander ziemlich gleichen, können wir die allergrößten individuellen Verschiedenheiten beobachten. Schon die allbekannte Einteilung der Menschen in Choleriker, Phlegmatiker, Sanguiniker und Melancholiker kennzeichnet die große Mannigfaltigkeit der einzelnen Individualitäten in ihren typischen Ausländern, wobei es selbstverständlich ist, daß in dieser Hinsicht die mannigfaltigsten Mischungen existieren. Einen Teil von dieser Eigenart bringt der Mensch schon angeboren mit auf die Welt, und jeder weiß, welch große Rolle die Erblichkeit gerade in dieser Hinsicht spielt. Zu der angeborenen Anlage kommen dann die verschiedenen Einwirkungen durch die Erziehung und durch die besonderen Erlebnisse. Ein Mensch mit schwachem Nervensystem kann bei ruhigem Lebensgang vor Schaden bewahrt bleiben, während auch ein kräftiger Organismus unter fortgesetzten Schicksalsschlägen zusammenbricht, so daß er nichts mehr ertragen kann. In bezug auf die Empfindlichkeit gegen Schmerzen gibt es statistische Zusammenstellungen. Vielfach tritt dabei die auffallende Tatsache hervor, daß das als besonders empfindlich verschrieene schwächere Geschlecht in der Ertragung von Schmerzen das starke, männliche, Geschlecht übertrifft. Als Kuriosum mag hervorgehoben werden, daß in einer solchen Statistik die Ärzte als die empfindlichsten Patienten bezeichnet werden. Es gibt aber Extreme sowohl in bezug auf die Gefühllosigkeit als noch mehr auf die Überempfindlichkeit, die man nicht mehr ganz unter der Rubrik eines normalen Verhaltens unterbringen kann. Wie wir oben bei dem ein-

zelnen Individuum einen Zustand erhöhter Reizbarkeit infolge besonderer Einwirkungen feststellen konnten, so gibt es auch Menschen, bei denen diese übermäßige Reizbarkeit geradezu zu den körperlichen Eigentümlichkeiten gehört. Solche Menschen klagen oft über Schmerzen bei Einwirkungen, die bei einem normalen Menschen überhaupt nicht geeignet sind, Schmerzen hervorzurufen. Man kann also recht wohl unterscheiden: Schmerzen mit zureichendem Grunde, also einer sie erklärenden äußeren Veranlassung, und Schmerzen ohne zureichenden Grund. Martius unterschied diese als legitime und illegitime Schmerzen. Wenn ein Mensch schon über wahnsinnige Schmerzen klagt, wenn wir ihn an einer sonst normalen Körperstelle mit der Fingerspitze drücken, so können wir dies nicht mehr als einen legitimen Schmerz bezeichnen, sondern wir müssen annehmen, daß die Empfindungen, welche dieser betreffende Mensch äußert und hat, krankhaft sind.

Wir könnten annehmen, daß diejenigen Nervenzellen, zu welchen diese Reize getragen werden, ganz besonders empfindlich sind, wir dürfen aber nicht vergessen, daß hier Dinge hereinspielen, die wir nicht bloß mit dem Maßstab, den ein körperlicher Arzt anlegt, beurteilen und verstehen können. Der in die Nervenzellen gelieferte Reiz, also etwas Körperliches, ist noch lange keine Vorstellung eines Schmerzes; es kommt also zu diesen körperlichen Vorgängen noch etwas anderes hinzu, das wir mit dem Namen der seelischen Vorgänge bezeichnen. Es kann diese abnorm starke Empfindung auch dadurch bewirkt sein, daß die seelische Tätigkeit, welche den Reiz von der Empfindung zu einer Vorstellung umformt, sich in abnormer Weise betätigt. Nach der heute üblichen Auffassung und Einteilung unterscheiden wir gewöhnlich dreierlei Arten von Seelentätigkeit: die Erkenntnis, das Gefühl und den Willen. Nach jeder dieser drei Richtungen machen sich die oben schon angedeuteten individuellen Verschiedenheiten in großem Wechsel der Zusammensetzung bemerkbar. Wer sich nicht besonders mit diesen Dingen beschäftigt hat, macht leicht den Fehler, daß er das Gesamtbefinden eines einzelnen Menschen nur als den Ausdruck der äußeren Einwirkungen auffaßt, welche den Körper in Gestalt der verschiedenartigsten Vorkommnisse treffen: Nahrungsaufnahme, gute oder schlechte Luft, Hitze und Kälte, äußere Einwirkungen auf die Körperoberfläche und dergleichen mehr. Wir dürfen aber nur daran erinnern, wie unser Befinden durch eine einzige Botschaft beeinflußt werden kann, die uns mit ein paar kurzen Worten zugeführt wird, und etwa den plötzlichen Tod eines geliebten Familiengliedes, einen schweren Geldverlust, eine folgenschwere Entscheidung meldet. In diesem Falle sind es doch nicht die Worte, die unser Ohr treffen und die durch den Gehörnerven dem Gehirn zugetragen werden, sondern es ist der geistige Inhalt dieser Worte, der zu unserem Vorstellungsleben, zu dem geistigen Ich hingetragen wird. Gerade bei einer solchen Gelegenheit können wir auch sehen, wie sehr der Inhalt unseres Geisteslebens auf unseren Körper rückwirken kann. Wir sehen einen Menschen bei einer ihn persönlich stark treffenden Botschaft blaß werden, die Haare stehen ihm, wörtlich genommen, zu Berge, seine Haut bedeckt sich mit kaltem Schweiß, er beginnt zu zittern, und wenn er zu den empfindlichen Menschen gehört, kann es auch sein, daß er ohnmächtig wird, doch nicht durch eine größere körperliche Einwirkung, sondern nur unter dem Einfluß einer Vorstellung. Auf diesem Umweg wird wohl die Tatsache, die auch manche Ärzte nur zu oft übersehen, zur Evidenz bewiesen, daß auch unsere Seelentätigkeit nicht nur von dem Körper Eindrücke empfängt, sondern daß der Körper selbst durch die Seele in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Jetzt wird es uns auch nicht mehr wundern, zu hören, daß man auch von Seelenschmerzen spricht, die unserem Ich schwere Qualen und Pein zufügen können. Wem hätte nicht schon die Trauer bittere Tränen ausgepreßt, wer hätte nicht schon unter der Reue und dem Kummer und der Angst und der Furcht gelitten! Diese Seelenschmerzen sind ja zweifellos etwas ganz anderes als die durch körperliche Einwirkungen erzeugten Schmerzen. Aber sie treffen doch auch die ganze Persönlichkeit. Wer wüßte es nicht aus eigener Erfahrung, wie sehr der Körper herunterkommen kann, wenn derartige Gefühle ihn eine Zeitlang beherrschen. Der Druck auf dem Magen, der mangelnde Appetit, eine gewisse Mattigkeit und Unlust

zur Arbeit zeigen nur zu deutlich, daß aus dem Verhalten des Seelenlebens (den Vorstellungen und Gedanken) eine recht beträchtliche Einwirkung auf den Körper stattfinden kann. Wir kennen diese Tatsachen auch von alltäglichen Vorkommnissen her. Wir wissen, daß uns bei dem Gedanken an eine leckere Speise das Wasser im Munde zusammenläuft, daß uns vor Freude das Herz im Leibe hüpft, daß uns der Schreck die Glieder lähmt und ein Wort auf der Zunge ersterben kann. Wenn nun diese Dinge schon in dem normalen Ablauf des täglichen Lebens bei gesunden Menschen etwas Alltägliches bilden, so können wir wohl begreifen, daß bei krankhaften Veränderungen diese Beziehungen zwischen der Seelentätigkeit, zwischen den Vorgängen in unserem Bewußtsein und unserem Körper sich in stärkster Weise geltend machen können. Recht oft beobachten wir die Tatsache, daß junge Mediziner, welche anfangen, sich mit den Krankheiten und ihren Erscheinungen bekannt zu machen, nach einiger Zeit zum Arzt kommen und ihm mitteilen, daß sie an einer bestimmten Krankheit leiden, denn sie hätten alle Symptome dieser Krankheit, die sie aus den Büchern studiert oder in der Klinik gehört haben, an sich beobachtet. Bei der Untersuchung ist nicht ein einziges wahres Krankheitssymptom bei dem betreffenden Mann zu entdecken. Es ist also nicht ein kranker Körper vorhanden, sondern die Krankheit hat sich in dem Vorstellungsleben des betreffenden Mannes ausgebildet; er ist zu der inneren Überzeugung gekommen, daß er die betreffende Krankheit hat, weil er durch intensive Beschäftigung mit diesen Vorstellungen von seiner Seele aus seinen Körper beeinflußt hat. Die Krankheitserscheinungen, die er an sich beobachtete, waren also durch sein Vorstellungsleben entstanden. Unter diesen Krankheitserscheinungen spielen aber Schmerzen häufig eine große Rolle. Wenn dies nun schon bei jugendfrischen, körperlich und geistig völlig normal veranlagten Menschen vorkommt, dann werden wir es ganz begreiflich finden, daß bei Menschen, die viel Schweres durchgemacht haben, die von Geburt aus ein wenig kräftiges Nervensystem hatten, die in langen Jahren ihrem Vorstellungsleben freien Lauf gelassen haben, noch ganz andere Dinge sich ereignen können. Und so gibt es denn viele Menschen, die lebhafteste Schmerzempfindungen haben, welche nicht durch äußere Einwirkungen auf ihre Nerven hervorgerufen sind, sondern durch Vorstellungen, also rein aus dem Seelenleben heraus entstanden sind. Solchen armen Menschen sagt man dann häufig, ihre Schmerzen seien „eingebildet". Damit bringt man ihnen gewiß keinen Nutzen, sondern vermehrt ihre Qual. Es ist gar keine Frage, daß die Schmerzempfindungen, von denen diese Menschen gequält werden, genau so intensiv sind, wie sie ein anderer Mensch mit einem zureichenden legitimen Grund empfindet. Die Schmerzen sind tatsächlich vorhanden, aber sie sind erzeugt durch die Vorstelluugstätigkeit. Der Kranke hat sich nicht die Schmerzen eingebildet, sondern die Schmerzen sind durch seine Einbildungskraft erzeugt worden. Die Kranken wissen denn auch ihre Schmerzen ebenso genau zu beschreiben und mit aller Ausschmückung darzustellen, wie diejenigen, bei denen sie durch eine zureichende äußere Ursache erklärt sind. Eine Mutter, deren Sohn einen Bruch des Unterschenkels erlitten hatte, hat sich so intensiv mit den Leiden und Qualen ihres Sohnes beschäftigt, daß sie während der ganzen Zeit der Behandlungsdauer an derselben Stelle, an welcher der Sohn den Knochenbruch hatte, die lebhaftesten Schmerzen empfand.

Ganz frei von der Einwirkung der Gedanken auf seine Empfindungen ist kein Mensch. Wir haben schon oben hervorgehoben, daß ein unvermittelter Schmerz uns weniger intensiv trifft, als einer, mit dessen Eintreten wir uns schon seit langer Zeit in unsern Vorstellungen und Gedanken intensiv beschäftigt haben. Derselbe Stich mit der Impflanzette, welchen das einjährige Kind, das sich darüber noch keine Gedanken macht, ohne jede Schmerzensäußerung erträgt, bringt bei der Impfung der jungen Rekruten eine Anzahl der Ohnmacht nahe. Das zeigt deutlich den Einfluß der Vorstellungen auf den Ausfall körperlicher Einwirkungen. Es ist für den Arzt eine sehr schwierige Aufgabe, die durch Vorstellungen erzeugten Schmerzen von den durch Krankheiten, also durch eine körperliche Unterlage, hervorgerufenen zu trennen. Es werden in dieser Hinsicht auch oft grobe Fehler gemacht. Eine Tatsache kann uns dabei oft auf den rich-

tigen Weg führen: die durch Vorstellungen entstandenen Schmerzen können durch Ablenkung der Aufmerksamkeit oft sehr stark gemildert werden; von legitimen körperlichen Schmerzen läßt sich die Aufmerksamkeit überhaupt gar nicht ablenken; sie nehmen das ganze Ich gefangen und unterwerfen es rücksichtslos unter ihre Alleinherrschaft. Es soll mit diesen kurzen Andeutungen auch nicht entfernt eine Darstellung dieses schwierigen Gebietes ärztlicher Beobachtung gegeben sein. Unsere Darstellung würde aber eine große Lücke aufweisen, wenn wir auf dieses interessante Gebiet nicht eingegangen wären.

Nur anhangsweise wollen wir noch hervorheben, daß die gleichen Vorkommnisse auch in entgegengesetztem Sinne beobachtet werden. Es gibt Menschen mit einer auffallend geringen Empfindlichkeit gegen Schmerzen. Auch hierbei sind die Grenzen zwischen dem, was man noch in den Bereich normaler Vorkommnisse rechnen kann, und dem, was man unbedingt als krankhafte Veränderungen oder Störungen bezeichnen muß, nicht scharf zu ziehen. Es gibt Erkrankungen, die sich fast ausschließlich auf die Empfindungsbahnen des Nervensystems beschränken und bei sonst normalem Verhalten des Körpers nur in einer Herabsetzung der Empfindlichkeit und auch der Schmerzen sich äußern. Eine solche Herabsetzung, ja sogar Aufhebung der Empfindlichkeit kann aber ebenso wie die vorher beschriebene Steigerung auch im geistigen Leben allein erzeugt werden durch Vorstellungen, die in dieser Richtung das Gehirn, das Bewußtsein und das geistige Ich unter ihre Herrschaft bringen. Ziemlich häufig kommt es vor, daß Menschen an einzelnen inselförmigen Stellen ihres Körpers gar keine Empfindung haben. Manchmal trifft diese Empfindungslosigkeit eine Körperhälfte; es sind aber auch einzelne Fälle bekannt, bei denen der ganze Körper gegen Druck und Schmerzreizung vollkommen unempfindlich war. Recht oft sind die beiden Vorkommnisse an ein und derselben Person nachzuweisen, nämlich gesteigerte Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit an einigen Körperteilen, Aufhebung der Berührungs- und Schmerzempfindung an andern Körperstellen. Daß es sich dabei um seelische Vorgänge, nicht um körperliche Veränderungen handelt, wird manchmal dadurch zur Evidenz erwiesen, daß unter Umständen das Bild ausgewechselt wird, indem die Gefühllosigkeit auf einmal an der symmetrischen Stelle der anderen Körperhälfte auftritt, während sie an der anderen Seite verschwindet.

* * *

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Teil unseres Themas, zu der Bekämpfung der Schmerzen, so werde ich manchem meiner Leser eine gewisse Enttäuschung nicht ersparen können. Ein Teil von ihnen hat gewiß gehofft, nun eine Reihe von ärztlichen Geheimnissen auf bequeme Weise zu erfahren, wie man dem Peiniger Schmerz in allen Lebenslagen beikommen kann, und hat sich davon reichliche Ausbeute für das künftige Verhalten versprochen. Diese Erwartungen werden sicher getäuscht werden. Wir pflegen auch bei unsern klinischen Unterrichtsstunden für die Studierenden der Heilkunde nicht in der Weise vorzugehen, daß wir etwa bei den einzelnen Krankheiten diejenigen Heilmittel aufzählen, die dabei in Verwendung kommen könnten. Den Hauptnachdruck müssen wir immer auf das Verständnis der einzelnen Vorgänge und der Veränderungen verlegen, die durch sie in dem Haushalt und in den Betätigungen des menschlichen Körpers stattfinden. Aus diesen Zuständen entnehmen wir dann die Anzeichen für bestimmte Gruppen von Behandlungsmethoden, die aber auch nur dann richtig in Anwendung gezogen werden können, wenn sie in ihre Bestandteile zerlegt und in ihrem Wesen richtig abgeschätzt werden. Einen gewissen Einblick in die zur Bekämpfung der Schmerzen uns zur Verfügung stehenden Mittel kann man aber sehr wohl geben, nur nicht Regeln für deren Nutzanwendung in dem einzelnen Fall. Am einfachsten wird die Reizung der Empfindungsnerven, die wir als Schmerz empfinden, dadurch aufgehoben, daß wir die Ursache dieser Reizung beseitigen. Ein eingestoßener Dorn oder Holzsplitter kann sehr heftige Schmerzen hervorrufen, die sofort aufhören, wenn man den Fremdkörper vollständig herausgezogen hat. Ein Hühnerauge hört auf zu schmerzen, wenn der Druck des Stiefels oder des Strumpfes beseitigt ist. Eine Wunde wird dadurch schmerzlos, daß man die Wundränder dicht aneinander fügt und die Wunde so vor dem reizenden

Einfluß der Eintrocknung und anderer Schädlichkeiten bewahrt. Ein Zahnſchmerz wird in der Regel aufhören, wenn der ſchmerzende Zahn entfernt iſt. Diejenigen Schmerzen, die durch Entzündung hervorgerufen werden, werden meiſtens in günſtiger Weiſe beeinflußt, wenn man dieſen Teilen Ruhe gönnt, die Bewegungen einſtellt. Eine häufig recht günſtige Einwirkung erzielt man auch dadurch, daß man den Abfluß des Blutes durch Hochlagerung ſolcher Teile möglichſt erleichtert, wodurch die Spannung etwas vermindert wird. In ähnlicher Weiſe wirken auch kühlende Umſchläge auf ſolche entzündete Körperſtellen, teils wohl auch dadurch, daß die Kälte direkt, wenn ſie weit genug in die Tiefe dringt, die Reizbarkeit der Nerven vermindert, teils aber durch den geringeren Blutzufluß, der unter dem Einfluß der Kältewirkung zuſtande kommt.

Erſt in den letzten Jahren haben wir durch Profeſſor Bier die Tatſache kennen gelernt, daß auch die Hemmung des Blutumlaufs durch Erſchwerung des Rücklaufs, alſo durch Anlegung einer Binde, die zur Stauung des Blutes führt, manchmal eine zauberhafte Wirkung auf die durch die Entzündung hervorgerufenen Schmerzen ausüben kann. Bei ausgebreiteteren Schmerzen werden Einreibungen mit öligen Flüſſigkeiten oder Salben manchmal mit gutem Erfolg verwendet, wobei die Tätigkeit des Reibens ſelbſt vielleicht oft den weſentlichſten Einfluß ausübt. Ein großes Vertrauen hat der Volksglaube auf die Ableitung der Schmerzen durch gewiſſe Einwirkungen, die eine Reizung mehr auf der Oberfläche des Körpers ausübt und gewiſſermaßen die ſchmerzerzeugenden Schädlichkeiten nach der Oberfläche hinzieht. Bei Schmerzen von ſeiten des Bruſtfells wird ein Senfpflaſter auf die Haut aufgelegt und auf dieſe Weiſe manchmal ein günſtiger Erfolg erzielt. Zum Teil kann man einen ſolchen Einfluß dadurch erklären, daß der Blutſtrom mehr nach dieſer gereizten Hautſtelle hingeleitet wird und dadurch eine gewiſſe Entlaſtung in der Blutfülle der tieferen Teile herbeigeführt wird. Bei all dieſen Maßnahmen handelt es ſich aber mehr um eine Verminderung der Schmerzen als um eine vollſtändige Beſeitigung. Wollen wir die Schmerzen, d. h. alſo die uns zum Bewußtſein gekommene Erregung eines Nerven vollkommen aufheben, ſo kann dies von jeder Stelle der Leitungsbahn aus geſchehen. Wir haben ſchon in der Einleitung hervorgehoben, daß eine Nervenreizung nur dann als Empfindung im Gehirn auftreten kann, wenn die ganze Bahn vollkommen erhalten und leitungsfähig iſt. Wie nun der Schmerz von jeder Stelle der Leitungsbahn aus erzeugt werden kann, wie er auch im Gehirn ſelber entſtehen kann, ſo können wir den Schmerz auch von jeder Stelle der Leitungsbahn aus aufheben, wenn wir die Verbindung mit der Endſtation im Gehirn unterbrechen. Gehen wir zu dem einfachſten Fall einer Schmerzerzeugung durch einen Nadelſtich, ſo können wir die Schmerzerregung dadurch aufheben, daß wir die Nervenausbreitungen an der Hand, ſagen wir eines Fingers, in einen gefühlloſen Zuſtand verſetzen. Dies kann z. B. geſchehen durch eine ſtarke Abkühlung; wenn wir den Finger lange genug in eine Kältemiſchung ſtecken, kann er vollkommen gefühllos werden. Man benützt dieſe Tatſache manchmal bei kleineren Operationen; die Kälte kann dabei auch dadurch erzeugt werden, daß wir leicht verdunſtende Stoffe auf die Haut aufſpritzen, die beim Verdunſten ſehr viel Wärme entziehen, z. B. Äther oder Äthylchlorid. Es iſt gegen dieſe Methode nur das eine einzuwenden, daß die ſtarke Abkühlung bis zum Gefrieren an ſich auch ziemlich ſchmerzhaft iſt, bis der Zuſtand der Gefühlloſigkeit herbeigeführt iſt. Durch Schleich haben wir die Tatſache kennen gelernt, daß wir die Nervenendigungen empfindungslos machen können, indem wir in die Haut und die darunterliegenden Schichten Flüſſigkeiten einpreſſen. Es geht ſchon mit einer dünnen Kochſalzlöſung; noch beſſer iſt es aber, wenn wir dieſer Flüſſigkeit ein Gift beifügen, das einen Lähmungszuſtand an den Nerven erzeugt. Ein zu ſolchen Zwecken geeignetes Gift iſt z. B. das Kokain. Man kann durch Einſpritzungen ganz dünner Kokainlöſungen größere Körperſtellen für einige Zeit vollkommen unempfindlich machen. Die Methode hat aber ihre Grenze darin, daß das unter die Haut eingeſpritzte Gift auch von dem Körper aufgenommen wird und eine allgemeine, eventuell ſogar lebensgefährliche Vergiftung erzeugen kann, wenn zuviel davon in den Körper gelangt.

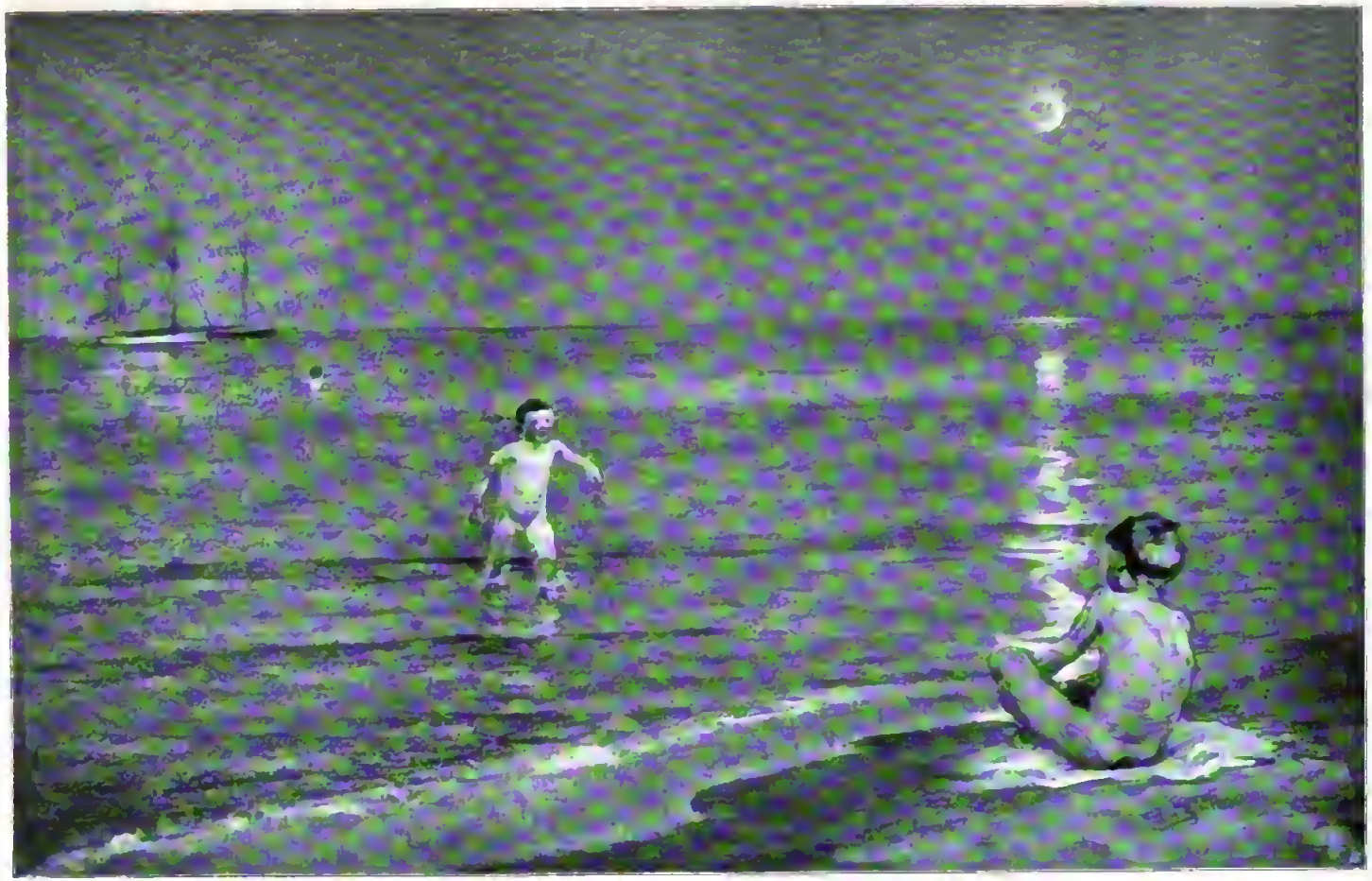
Man kann einen Finger auch dadurch gefühllos machen, daß man nicht seine Nervenausbreitungen, sondern die zu dem Finger führenden Nervenstämmchen an dem Grundglied des Fingers durch Einspritzung einer Kokainlösung unempfindlich und untätig macht. Dann sind die Nervenendigungen zwar imstande, eine Empfindung zu vermitteln, aber die Leitung nach dem Gehirn zu ist unterbrochen, es kommt also die Reizung nicht zum Bewußtsein, geradeso wie wenn die Nerven durchschnitten wären. Wir können die Leitung auch noch höher oben unterbrechen, indem wir etwa am Oberarm die Nervenstämme durch eine die Nerventätigkeit aufhebende Flüssigkeit lähmen. Es war ein genialer und kühner Gedanke von Professor Bier, zu versuchen, ob man nicht auch das ganze Rückenmark leitungsunfähig machen könne, dadurch daß man es durch Kokain zeitweilig vergiftet und seine Tätigkeit aufhebt. Tatsächlich hat sich dies als möglich erwiesen. Wir führen heute eine große Anzahl von Operationen am untern Körperende aus bei vollkommen ungestörtem Bewußtsein, nachdem durch Einspritzung einer geringen Menge von Kokain in den Rückenmarkkanal die Leitung und Tätigkeit in dem untern Ende des Rückenmarks unterbrochen ist. Man könnte auch die höher oben gelegenen Teile des Rückenmarks, ja wahrscheinlich das Gehirn selbst auf diese Weise außer Tätigkeit setzen. Aber das haben wir mit guter Ueberlegung unterlassen; in diesen Teilen handelt es sich nicht mehr bloß um die Unterbrechung der Leitung, dort liegen auch bereits im obersten Teil des Rückenmarks und noch mehr im Gehirn selber Apparate, welche lebenswichtige Funktionen zu vollführen haben. Wenn man aber diese schädigt, dann ist eine direkte Lebensgefahr damit verbunden.

Diese Mittel, die Schmerzempfindung durch Störung der Leitung zu unterbrechen (die sogenannte Lokal- oder Leitungs-Anästhesie), sind erst in dem letzten Jahrzehnt zu allgemeiner Anwendung gelangt. Schon viel früher war der größte Wurf auf diesem Gebiete gelungen, der darin bestand, die Endstation für alle Empfindungsleitungen, die Gehirnrinde selbst, außer Tätigkeit zu setzen. Dieses Ziel wurde von der leidenden Menschheit in allen Jahrhunderten ersehnt und erstrebt. Aber noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts waren es nur vereinzelte Versuche ohne recht brauchbares Resultat. Erst etwa seit 1850 sind wir in den Besitz von Mitteln und Methoden gelangt, die es uns gestatten, das Gehirn und damit die bewußte Empfindung durch eine sogenannte „Narkose" für einige Zeit auszuschalten und so große Operationen auszuführen, ohne daß der Patient davon etwas weiß und empfindet. Unter Narkose verstehen wir die künstliche Aufhebung der bewußten Empfindungen, meistens verbunden mit einem tiefen Schlaf. Im Gegensatz zu den lokalen Einwirkungen bezeichnet man sie als „Allgemein-Anästhesie". Wir erzielen sie heute in der Regel durch Einatmung von leicht verdunstenden Stoffen, die in der Lunge mit dem Blut in Berührung kommen und von dem Blut aufgenommen werden, um nun durch die Blutgefäße fortgetragen in die einzelnen Körperteile abgegeben zu werden. Das Chloroform und der Äther, welche die hauptsächlich zur Verwendung kommenden Stoffe sind, haben die Fähigkeit, gerade die Tätigkeit des Zentralnervensystems herabzusetzen und einzuschränken in einer Weise, daß die Teile ihre Leistungsfähigkeit dabei nicht vollständig einbüßen, sondern beim Nachlassen der Zufuhr dieser Mittel nach kurzer Zeit wieder gewinnen. Trotzdem soll man keinen Augenblick vergessen, daß es sich bei Verwendung dieser Mittel um eine echte Vergiftung des ganzen Körpers und insbesondere des Gehirns handelt und daß unbedingt die Giftzufuhr zur tödlichen Vergiftung werden muß, wenn das Gift in genügend großen Mengen dem Körper einverleibt wird.

Einen gewissen Vergleich mit der Vergiftung durch Chloroform und Äther haben wir in der Darreichung eines zwar weniger gefährlichen, aber doch auch nicht harmlosen Giftes in Gestalt des Alkohols. Durch Zufuhr alkoholischer Getränke (Bier, Wein, Schnaps) wird unser Gehirn auch allmählich mehr und mehr seiner normalen Tätigkeit beraubt, und der „Rausch" kann zu einem Zustand voller Bewußtlosigkeit und Regungslosigkeit des Körpers gesteigert werden. Daß es sich dabei um eine Vergiftung handelt, lehrt schon der auch nach einem nicht zu schweren Rausch eintretende Katzenjammer. Das Gift hatte nicht nur das Gehirn allmählich eingeschläfert, sondern

auch dem übrigen Körper sich beigemengt. Ganz ähnlich ist es beim Chloroform. Nur ist das Chloroform ein viel schwereres Gift; deshalb genügen schon geringere Mengen, um die Umnachtung des Gehirns herbeizuführen. Anderseits sind aber auch die Gefahren sehr viel größer. Die verschiedenen Menschen haben eine verschiedene Empfindlichkeit gegen die Gifte. Wir wissen dies auch von den alkoholischen Getränken. Die gleiche Menge Wein erzeugt bei dem einen schon einen ziemlich schweren Rausch, während ein anderer noch kaum eine Wirkung davon verspürt. Man sagt dann von dem letzteren Menschen, „er kann viel Alkohol vertragen", d. h. sein Gehirn ist gegen die Vergiftung mit Alkohol weniger empfindlich. Wie nun verschiedene Menschen gegen das Chloroform verschieden empfindlich sind, so kann man an verschiedenen Teilen des Gehirns selbst auch eine wesentlich verschiedene Empfindlichkeit gegenüber diesem Gifte beobachten. Dadurch kann man bei genügend scharfer Beobachtung eine verschieden tiefe Narkose erzeugen, und es ist Aufgabe desjenigen, der die Narkose besorgt, sich immer Rechenschaft zu geben, wie tief der Vergiftungszustand ist. Beim Beginn der Narkose beobachtet man in ähnlicher Weise wie beim Alkohol zunächst eine Aufregung, die sich erst allmählich beruhigt, um dann in stetig zunehmender Weise einen ganz tiefen Schlaf herbeizuführen. Als der empfindlichste Teil des Gehirns erweist sich die Gehirnrinde, die wir ja schon wiederholt als den Sitz aller bewußten Empfindungen und Vorstellungen bezeichnet haben. Das klare Denken verschwindet zuerst; allmählich hören auch alle willkürlichen Körperbewegungen auf, so daß alle Muskeln vollkommen erschlafft sind. In diesem Stadium kann man dann, ohne daß der Patient Schmerzen empfindet und ohne daß er uns durch Muskelbewegung und Muskelspannung stört, alle Operationen ausführen.

Aber es sind doch noch nicht alle Tätigkeiten erloschen. Das Herz arbeitet noch ruhig weiter, und auch die Atmung geht, und zwar häufig besonders gleichmäßig, von statten wie vor der Narkose. Auch die Gefäße befinden sich noch unter dem Einfluß der Gefäßmuskeln. Diese Tätigkeit des Herzens und der Atemmuskeln steht aber gleichfalls unter dem Einfluß des Gehirns. Wenn eine bestimmte Stelle im Gehirn, das sogenannte verlängerte Mark, von einer Verletzung getroffen wird, tritt sofort Stillstand der Atmung und des Herzens ein, und sofortiger Tod ist die Folge. Der Tatsache, daß die Herztätigkeit und die Atmungstätigkeit noch unbehindert von statten gehen, während die übrigen Funktionen des Gehirns bereits vollkommen danieder liegen, kann man entnehmen, daß diejenigen Gehirnteile, die für diese lebenswichtigsten Funktionen zu sorgen haben, eine geringere Empfindlichkeit gegen die Gifte aufweisen. Wenn das Großhirn schon lange schläft, dann wacht noch der sogenannte „Lebensknoten" in dem verlängerten Mark, der die Nervenreize für das Herz, die Atmung und die Gefäßmuskulatur aussendet. Auf dieser Tatsache beruht aber überhaupt die Möglichkeit einer Narkose. Wären die Teile des Gehirns, die für Herz und Atmung sorgen, ebenso giftempfindlich wie die Hirnrinde, dann würden sie gleichzeitig mit der Hirnrinde gelähmt werden, ihre Tätigkeit einstellen, und der sofortige Tod wäre die Folge. Daß es sich aber nur um Unterschiede in bezug auf den Grad der Empfindlichkeit handelt, wird jeden Augenblick dadurch bewiesen, daß bei weiterer Darreichung von Chloroform unfehlbar zuerst die Atmung und dann auch die Herztätigkeit aufhört. Das Aufhören der Atembewegungen kann man ja künstlich durch Zusammenpressen und Erweitern des Brustkorbs (sogenannte künstliche Atmung) für einige Zeit ersetzen, der Stillstand des Herzens durch Lähmung der zu ihm gehörigen Hirnteile ist meistenteils nicht mehr zu beseitigen. Der Abstand von der Aufhebung des Bewußtseins und der Sistierung aller willkürlichen Bewegungen bis zum Eintritt der Lähmung des Atmungs- und des Herzzentrums, der bei verschiedenen Menschen verschieden groß ist, kann als „Narkosenbreite" bezeichnet werden. Manche Menschen hören sofort auch mit der Atmung auf, wenn sie in tiefer Narkose sind, so daß sofort wieder die Darreichung des Chloroforms aufgegeben werden muß. In solchen Fällen wird die Aufgabe des Arztes noch schwieriger und verantwortlicher, als sie es immer ist. Man soll mit der Narkose überhaupt niemals soweit gehen, daß die Lähmung des Atmungszentrums eintritt. Um dabei aber doch eine genügend tiefe



An der See. Paſtell von Peter Severin Kroyer.
(Aus Eduard Schultes Kunſtſalon in Berlin W.)

Narkose zu erzielen, so daß der Operateur nicht behindert ist, muß der Narkotisierende eine große Übung und Sachkenntnis haben. Das kritische Stadium der Narkose wird bei dem andern häufig verwendeten Gift, dem Äther, nicht so leicht erreicht, weil der Äther ein weniger schweres Gift für das Gehirn ist. Dafür braucht man aber auch beim Äther viel größere Mengen, besonders bei solchen Menschen, die überhaupt schwer in tiefen Schlaf zu bringen sind. Die ungeheuer zahlreichen Erfahrungen, die wir in der neueren Zeit auf dem Gebiete der Narkose gemacht haben, sind von der segensreichsten Einwirkung für die Ausgestaltung einer Methode des Narkotisierens geworden, welche uns in den Stand setzt, die mit der Narkose verbundenen Gefahren sehr zu vermindern. Tatsächlich sind heute die Todesfälle in der Narkose unendlich viel seltener als in früheren Jahren. Es soll also durch diese Auseinandersetzungen zwar das Wesen der Narkose als einer Vergiftung vollkommen klargestellt werden, anderseits sollen sie aber auch nicht dazu dienen, etwa vor einer Narkose bange zu machen.

Unter den schmerzlindernden Mitteln gibt es auch noch solche, die zu einer Einschläferung des Gehirns und zu einer Herabsetzung der Nerventätigkeit und Empfindlichkeit auf andere Weise führen. Das Morphium kann vom Magen aus in den Körper eingeführt werden, wo es dann auch in die Blutgefäße aufgenommen und mit dem Blut dem ganzen Körper und auch dem Gehirn zugeführt wird. Noch rascher gelangt es in die Blutbahn, wenn man es in einer Lösung unter die Haut einspritzt. Auch das Morphium hat die Fähigkeit, die Gehirnzellen einzuschläfern. Bei der Zufuhr genügend großer Mengen kann es auch einen tiefen Schlaf und bei ausreichender Dosis den Tod durch Lähmung des Gehirns herbeiführen. In geringen Mengen, ungefähr $^1/_{100}$ g, dem Körper einverleibt entfaltet es besonders bei körperlichen Schmerzen oft eine zauberhafte Wirkung, indem die Schmerzempfindung auch bei heftigen Reizungen des Nervensystems fast völlig aufgehoben wird. Dadurch gewinnt dieses Mittel bei manchen schmerzhaften Krankheitszuständen eine hervorragende Bedeutung. Aber es ist ein sehr bedenkliches Mittel bei all denjenigen Zuständen, in welchen die Schmerzen längere Zeit anhalten. Die Kranken sehnen sich immer wieder nach einer Wiederholung dieser Schmerzlinderung, die auch häufig mit einer Beseitigung bedrückender und quälender Vorstellungen einhergeht. Da der Körper sich aber allmählich an das Gift gewöhnt, reichen die zuerst verwendeten kleinen Giftmengen nicht mehr aus, und es muß eine immer größere Dosis Morphium gegeben werden, um die gleiche Wirkung zu erzielen. Der Katzenjammer nach diesem Gift bleibt auch nicht aus. Sowie die Wirkung nachläßt, entwickelt sich bei den Kranken eine ungestüme Sehnsucht nach dem behaglichen Dämmerzustand, und sie quälen den Arzt, er möge ihnen wieder das zauberhafte Mittel geben. Wenn der Arzt dazu nicht geneigt ist, geraten sie in heftige Aufregung und verstehen nicht selten, sich auf andere Weise dieses Gift zu verschaffen. So entwickelt sich dann ein wahrer Krankheitszustand, den man als Morphiumsucht oder Morphinismus bezeichnet. Am meisten werden die Ärzte von dieser Krankheit befallen, weil sie am leichtesten in der Lage sind, sich das Gift in beliebigen Mengen zu verschaffen. Durch länger fortgesetzte und gesteigerte Morphiumvergiftung wird der ganze Körper und die ganze geistige Tätigkeit, auch das ganze Charakterbild mit seinem ethischen Inhalt auf das schwerste zerrüttet. Auch das mehrfach erwähnte Kokain wird manchmal in ähnlicher Weise gebraucht und mißbraucht wie das Morphium. Viele Menschen betäuben ihre wirklichen oder eingebildeten Schmerzen mit Alkohol. Auch dieser bringt mit der Zeit körperlich und geistig schwer herunter. Damit wollen wir die Aufzählung der zur Betäubung der Nerventätigkeit verwendeten Mittel beendigen, obwohl in dem Arzneischatz noch eine ganze Anzahl von Stoffen vorhanden ist, die in ähnlicher Weise Verwendung finden können.

Wir haben schon oben angedeutet, daß bei manchen Menschen, die sich sehr vor einem schmerzhaften Eingriff, z. B. einem Einschnitt in einen entzündeten Finger, fürchten, vor lauter Aufregung eine Ohnmacht eintritt. Dabei wird das Gehirn so schlecht mit Blut versorgt, daß es für kurze Zeit seine Tätigkeit einstellt. Bei ganz kurzen Operationen kann eine derartige Ohnmacht eine willkommene Unterstützung sein; wenn

man den kurzen Augenblick gut benützt, kann der ganze Schmerz vorüber sein, bis der Patient von selbst wieder aus der Ohnmacht erwacht. Auch bei der Ohnmacht bleibt die Atmungstätigkeit und Herztätigkeit erhalten, wenn auch die Energie der Tätigkeit sehr herabgesetzt ist. Eine solche Ohnmacht entsteht häufig schon, bevor dem Patienten ein Schmerz zugefügt wird. Sie ist also nicht durch eine äußere Einwirkung zustande gekommen, sondern durch die Vorstellungen, die der Patient von dem gefürchteten Eingriff sich gemacht hatte. Wir kommen damit wieder auf die Macht der Vorstellungen über den Körper zu sprechen, von der wir oben Seite 531 bis 533 ausführlich gehandelt haben. Wie diese Vorstellungen dazu führen können, eine Krankheit bei einem Menschen herbeizuführen, so können sie auch dazu führen, Krankheiten und Schmerzen zu beseitigen. Ich habe selbst einen jungen Mann mehrmals operiert (und zwar handelte es sich um recht schmerzhafte Operationen an einem schwer kranken Knochen), bei dem es genügte, eine Chloroformmaske auf das Gesicht zu legen, auf die kein Tropfen Chloroform gebracht war, um ihn für längere Zeit in einen tiefen Schlaf zu versetzen, in welchem man ihn beliebig lange halten konnte. Die Chloroformmaske war in diesem Falle nur etwas rein Äußerliches, das bei dem Patienten die Vorstellung des Eingeschläfertwerdens erweckte; die Vorstellung war so mächtig in ihm, daß sie sofort den Schlaf herbeiführte. Es kann uns nicht wundernehmen, daß solche Krankheiten und solche Schmerzen, die nur durch Vorstellungen entstanden sind, auch durch die Macht der Vorstellungen wieder geheilt werden können. In der Regel sind es ja etwas abnorme Menschen, bei denen die Vorstellungen einen so großen Einfluß auf den Körper ausüben. Wir haben aber schon oben hervorgehoben, daß kein Mensch von der Einwirkung der Vorstellungen auf sein körperliches Verhalten ganz frei ist.

Es ist ja eine allbekannte Tatsache, ein wie mächtiger Faktor bei der Heilung gewisser Krankheiten das Vertrauen des Patienten in seinen Arzt und die von ihm verabreichten Heilmittel ist. Die feste Überzeugung, die ein Kranker hat, daß dieser Arzt und die von ihm angewendeten Heilmittel helfen müssen, leistet auch bei wirklichen Krankheitszuständen viel Unterstützung, wie vielmehr in solchen Fällen, bei denen gar keine ernste Krankheit vorliegt, sondern nur ein Hirngespinst sich festgesetzt hat. Durch den festen Glauben an die Heilkraft eines Menschen oder eines besonderen Mittels sind schon zahllose an das Wunderbare grenzende Heilungen erzielt worden. Wir wissen, daß es Schmerzen gibt und Lähmungen ganzer Glieder, die nur durch Vorstellungen entstanden sind. Wenn nun ein solcher Kranker zu einem bestimmten, ihm von verschiedensten Seiten gerühmten Arzt das feste Vertrauen hat, daß er ihm helfen werde, so beginnt auch die Vorstellung seiner Krankheit bereits zu weichen.

Viel häufiger als den Ärzten wird aber sogenannten Wunderdoktoren, Schäfern, Hirten, alten Weibern eine solche Wunderkraft zugetraut, und jeder einzelne Heilungsfall durch Reklame weit verbreitet. Man schreibt die wunderbare Heilung den von dem Betreffenden angewendeten Mitteln zu, und seien sie auch noch so unsinnig, bestünden sie auch nur im Handauflegen, in dem Spenden eines geheimnisvollen Trankes, in allen möglichen Sympathiemitteln, in Kräutern, die um Mitternacht bei Vollmondschein gesammelt wurden; die Heilung ist nicht durch diese Mittel erfolgt, sondern durch Beeinflussung des Vorstellungslebens des gläubigen, vertrauenden Patienten. Nicht der Arzt hat ihn geheilt, sondern er selbst hat sich geheilt dadurch, daß er der Überzeugung der Besserung seines Zustandes breiten Raum und Einfluß auf seinen Körper gestattet hat. Auch die Ärzte müssen sich diese Mögtichkeit, den Kranken zu helfen, zunutze machen. Und so existieren heute auch Spezialisten, die sich mit der Beeinflussung des Vorstellungslebens der Kranken besonders abgeben. Diese Beeinflussung des Vorstellungslebens bezeichnet man mit dem Namen „Suggestion“. Es werden dem Bewußtsein neue Vorstellungen von bestimmter Richtung und Wirkung zugeführt. Da Experimente und Erfahrungen gezeigt haben, daß man einen zum Teil eingeschläferten Körper noch leichter beeinflussen kann, als einen, der sich in vollkommen wachem Zustand befindet, hat man die Suggestionsbehandlung noch mit dem Hypnotismus, also mit der „Einschläferung durch bestimmte Einwirkungen“, verbunden. Auch hierbei

kommt das Mystische, Geheimnisvolle, Aufregende, die Vorstellungen intensiv Beschäftigende einer derartigen Behandlungsweise wesentlich zu Hilfe. An sich ist ja gegen diese Art der Beeinflussung des Körpers nichts einzuwenden. Man soll sich aber darüber klar sein, daß der Hypnotismus und die Suggestion überhaupt nur bei krankhaften Menschen eine große Rolle spielen können, und daß sehr leicht auch neben einem etwaigen Erfolg ein schwerer Schaden gestiftet werden kann. Ganz aufräumen muß man aber mit der Auffassung, daß diese Menschen, welche die Suggestion und den Hypnotismus ausführen, eine besondere geheimnisvolle Kraft in sich hätten. Nicht diese wirken, sondern der Kranke läßt auf sich wirken, und die zustande gekommene Befreiung von Schmerzen und Krankheiten hat ihm nicht der betreffende Arzt oder Heilkünstler gebracht, sondern er hat sie sich selbst verschafft. Ich habe auch diesen Punkt gern berührt, weil es direkt wünschenswert ist, daß in diesen dunklen Winkel das Licht einer klaren, den sachlichen Verhältnissen Rechnung tragenden Erkenntnis hineinleuchte. Daß in diesen Verhältnissen auch die Erklärung für die ungeheuere Verbreitung und den Einfluß des Kurpfuschertums zu suchen ist, wird jedem Einsichtigen von selbst einleuchten.

Von den mancherlei Fragen über das Wesen und die Bedeutung des Schmerzes wollen wir nur der einen noch mit einigen Worten gedenken, ob wir dem Schmerz vielleicht auch etwas Gutes nachsagen können. Im allgemeinen ist der Schmerz eine Qual für die Menschheit, zumal dann, wenn er als Begleiter unheilbarer Krankheiten auftritt. Aber darüber wollen wir doch nicht vergessen, daß die Schmerzen sehr oft dem Menschen wertvolle Dienste leisten. Schmerzhafte Einwirkungen belehren die Kinder mehr als alle ermahnenden Worte über die Gefahren, die mit dem Anprall an harte Gegenstände verbunden sind; die Schmerzen, die mit dem Beginn der meisten entzündlichen Krankheiten verbunden sind, zwingen auch den widerspenstigsten Patienten, seinem Körper oder dem erkrankten Körperteil die zur Gesundung nötige Ruhe und Schonung angedeihen zu lassen; sie lenken den Arzt oft wesentlich bei der Auffindung erkrankter Körperteile.

Wie schlimme Schädigungen einem solchen Körper leicht widerfahren können, der die Schmerzempfindung eingebüßt hat, sehen wir immer wieder an traurigen Erlebnissen. Ein Patient hatte sich an einem heißen Ofen die Weichteile bis auf den Knochen verbrannt, weil er gefühllos war. Jedes Jahr sehen wir eine Anzahl Menschen, deren Hände durch zahlreiche schwere Entzündungen ganz verstümmelt sind; die Patienten hatten weder die vorausgegangenen Verletzungen noch die sich anschließenden Eiterungen beachtet, weil sie keine Schmerzempfindung hatten. Die Gelenke erfahren oft die schwersten Veränderungen durch schwere Mißhandlungen, die ihnen von ihrem keine Schmerzen empfindenden Träger zugefügt und nicht beachtet werden.

Es ist geradezu ein Unglück, daß manche schweren Krankheiten in ihrer ersten Entwicklung fast keine Schmerzen verursachen. Wenn wir Patienten mit großen, bösartigen Geschwülsten Vorwürfe machen, weil sie nicht früher sich um Hilfe an den Arzt gewendet haben, hören wir in stereotyper Wiederkehr die Worte: „Es hat mir nicht wehe getan.“ Gerade beim Krebsleiden, das in den unheilbaren Stadien oft sehr starke Schmerzen verursacht, ist es sehr zu beklagen, daß es am Beginn der Erkrankung, in dem es leicht vollständig geheilt werden kann, wegen fehlender Schmerzen oft nicht beachtet wird.

Noch höher ist die Wirkung der Schmerzen für die ethische Erziehung der Menschen anzuschlagen. Die eigenen Schmerzen machen uns weicher, teilnehmender für die Klagen und Leiden unserer Mitmenschen und fördern auf diese Weise auch alle Werke der hilfreichen Nächstenliebe.

Feierabend.

Das ist das Glück: am Feierabend müd'
Im Bänklein sitzen und ins Weite lauschen,
Wo am Gebirg der Abendglast verglüht
Und ferne Ströme ihren Frieden rauschen.

Hinträumend wandelt in die alten Zeiten
Und scheu Dein stillgewordner Wunsch zurück
Zu lang verglühten Träumen, Wonnen, Leiden
Und Jugendhaffnungen ... das war das Glück!

Hermann Hesse.

Der Ritterſchlag.

Ballade von
Börries, Freiherrn von Münchhauſen.

Ein Regen ſtob in Schauern
Hin über die Lombardei,
Naßgrau waren alle Mauern
An den Gärten der Weinbergsbauern,
An denen ſie zogen vorbei.

Naß ihre Schwerter und Speere,
Und naß des Fußvolks Gewehre,
Naß Sattel und Zaumzeug ganz,
Geborgen trugen die Heere
Nur das Pulver und ihre Ehre
Hinaus zum Waffentanz.

In das Klirren von Trenſen und Ringen
Klang ein einſames Singen,
Reiter, wie hieß dein Lied?
„Meiner Rüſtung Eiſen ward vom Tau
Roſtigrot in langen Lagernächten,
Meines Hengſtes ſchwarze Mähnenflechten
Sind vom Staube vieler Straßen grau ...“

Das Lied war jäh zu Ende,
Eine Kugel ſchnitt es entzwei,
Der Reiter hob beide Hände,
Schlaff ſtürzte Lanze und Lende,
— Ein Schrei! —
Lied und Leben vorbei!

Ein Windſtoß ſtieß und ſtäubte
Den Regen wie Sand daher,
Die Fahne flappte und ſträubte
Am Schaft und ſtürzte ſchwer.

Signale durch den Regen,
Herpreſchte im Wind Bayard,
Den fränkiſchen Heeren entgegen
Ein Wald von Lanzen ſtarrt. —

Da leuchten zwei Heere und rangen
Im rinnenden Regen ſchwer,
Aus Marignano klangen
Die Mittagsglocken her.
Die eine läutete: Gloria!
Ein helles und ſchnelles: Viktoria!
Die Klänge der anderen ſangen:
Vale, geſchlagnes Heer!

Und Bayard ritt im Regen,
Raſtlos ſein Ruf die Schlacht bewegt,
Raſtlos ſein Schwert ihm Gaſſen ſchlägt,
Und bei den ſtarken Degen
Sein König Franz den Schwertarm regt,
Ein Knabe, der verwegen
Manch ältres Haupt erlegt.

Und wer die zwei ſah reiten,
Dem wurde der Atem tief,
Einen Meiſter ſah er ſtreiten,
Dem Blut vom Helme lief,
Der wie in Friedenszeiten
Ruhig durch den Wind Befehle rief,
Und immer hin zur Seiten
Stolz die Blicke ließ gleiten.
Und wer die zwei ſah fechten,
Der ſah in heller Luſt
Einen König ringen und rechten,
Seines beſſeren Rechts bewußt,
Weit vorn vor Rittern und Knechten
Bot er dem Feinde die Bruſt,
Und traf ſein Schwert den Rechten,
Laut hat er jauchzen gemußt.

Viel Waſſer floß aus den Nebeln
An jenem Regentag,
Bis daß in blutigen Knebeln
Welſchland am Boden lag,
Mehr Waſſer iſt niedergegangen
Auf blaſſe Frauenwangen,
Über manchen, der draußen lag.

Und als zu End das Ringen,
Sie bauten auf weitem Feld
Naßgrau bei Trommelklingen,
Des Orleans Königszelt.

Und vor dem Zelt ein Linnen,
Drauf kniete, naß von Blut
Und naß vom Regenrinnen,
Ein Edelknabe gut,
Der ſollte heut gewinnen
Den Ritterſchlag für ſeinen Mut.

Ein König lag auf Knieen!
Wer ſchlägt denn ihm den letzten Schlag,
Wer mag das Werk vollziehen,
Das nur ein Fürſt zu tun vermag?
Nur einem war's verliehen
An dieſem Ehrentag:

Bayard ſtand vor dem König:
„Zu Gottes und Marien Ehr:
Dieſen Schlag und keinen mehr!“ —
Der Regen ſang eintönig
In ſeine Worte her.

Und auf des Königs Rücken
Fiel ſchwer das naſſe Schwert,
Dann hob Bayard im Bücken
Den König von der Erd, —
Ein ſtummes Händedrücken
Hat ihn zum Freund begehrt. — —

Und die auf naſſen Wegen
Damals zu Feld gelegen,
Und die erlebt den Tag,
Im Barte, halb verlegen,
Ein heller Tropfen ihnen lag,
— Es ging ſo ſtarker Regen
Bei jenem Ritterſchlag.

Gurkenfelder.

Im Lande der ſauren Gurke.

Von J. Höffner.

Mancherlei Gegenden gibt es in unſerem lieben deutſchen Vaterland, in denen der Anbau der Gurke im großen betrieben wird, aber doch nur einen Strich, wo ſie heimatberechtigt iſt — wo ſie gewiſſermaßen zum Haustier ward, wo ſie bei keiner Mahlzeit fehlt, wo ſie eine der hauptſächlichſten Erwerbsquellen bildet, wo ſie vom Mai bis September faſt ausſchließlich die Gedanken beherrſcht, den Mittelpunkt der Geſpräche bildet und das Gebet in der Kirche: „Gib, Herr, gedeihliche Witterung den Früchten der Erde!“ ganz allein für ſich in Anſpruch nimmt, das iſt — der Spreewald. Er iſt das Land der Gurke im allgemeinen und das der ſauren Gurke im beſonderen.

Der Spreewald mit ſeinen ſtillen und ſtillſten Schönheiten, dieſe ſchier unerſchöpfliche Motivſchatzkammer unſerer Maler, dies Reich der Sagen und der Träume, dieſer Schlupfwinkel der Poeſie — das Land des banalſten aller Gewächſe, das vielleicht nur von dem Hering noch an Gewöhnlichkeit übertroffen wird, das im übertragenen Sinn eine Beleidigung iſt und im Büchmann nur einen Platz fand dank der Grobheit eines Berliner Gaſtwirts, der ſeine ungenügſamen Gäſte beruhigte: Saure Gurke iſt och Kompott — der Spreewald das Land der ſauren Gurke!!

Aber ſchließlich paart ſich hier das Gemeine und das Ideelle mit demſelben Recht, wie z. B. in München die Raffaeliſche Kunſt mit Radi, Bier und Weißwürſten. — —

Wenn man auf den ſchmalen Waſſerſtraßen bald durch Wieſen, bald durch Wälder, lautlos faſt, dahingleitet, und all das rohe Lärmen des Tages hinter einem verſinkt und keines Menſchen Stimme mehr an unſer Ohr ſchlägt, dann iſt es wohl, als belauſche man die Schöpfung in ihrer Sabbatruhe, als wäre hier ein ewiger Feiertag.

Und doch arbeitet der Spreewälder von früh bis ſpät mit Sorgen und Seufzen.

Es iſt ein fruchtbares Land, das Gott ihm ſchenkte, ein Garten Eden, von mehr noch als vier Strömen bewäſſert, aber das Bebauen iſt ſchwer, ſchwerer noch das Bewahren: es geht dem Spreewälder wie dem

Digitized by Google

Gebirgler — ihm droht die stete Gefahr, durch das Wasser wieder zu verlieren, was er durch das Wasser gewann.

Sein Grund und Boden besteht naturgemäß zum größten Teil aus Wiesen; nur ein ganz geringer Teil ist Garten und Acker. Das ist ihm heiliges Land. In mühsam aufgekarrten und hoch aufgeworfenen, langgestreckten Beeten hebt es sich im ersten Frühjahr wie braune Inseln aus dem schlanken, grünen Grase und wird, um es nach Möglichkeit auszunutzen, in der Hauptsache für den Gemüsebau verwendet: Meerrettich, Zwiebeln und Gurken sind die vornehmlichsten Erzeugnisse.

Den Mittelpunkt für den Handel bildet das freundliche Städtchen Lübbenau. Und während früher die Spreewälder ihre Absatzgebiete in zeitraubenden Kahnfahrten aufsuchen mußten, kommen heutzutage die Gemüsehändler selbst auf die Lübbenauer Sommermärkte.

Der Grund zu dem ausgedehnten Gemüsebau, wie er jetzt besteht, wurde schon — eigentlich rein zufällig — um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gelegt.

Der damalige Besitzer der Lübbenauer Herrschaft, wahrscheinlich der Schloßherr und kurfürstliche Rat Jacob I. von der Schulenburg, ließ niederländische Tuchmacher anwerben, um durch die Tuchfabrikation seinen Untertanen eine einträgliche Erwerbsquelle zu verschaffen. Seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung, das Gewerbe kam nicht in Aufschwung, und die armen, fremden Leute litten Not. Die Not machte sie erfinderisch. Sie hatten, so berichtet der Chronist, in ihrer Heimat den Gurkenbau kennen gelernt und einige Samenkörner zur Aussaat für den häuslichen Bedarf mitgebracht. So kamen sie auf den Gedanken, sich durch den Anbau von Gurken Einnahmen zu verschaffen. Der Boden erwies sich als sehr geeignet, die Erträge waren reichlich, und bald ward in der Gegend von Lübbenau und schließlich im ganzen Spreewald der Gurken- und Gemüsebau allgemein.

Gurkenleserin.

Dies Verdienst der niederländischen Tuchmacher ist aber wohl etwas zu beschränken. Hehn berichtet uns nämlich in seinem Werk: „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergange aus Asien ꝛc.“, daß die Gurke von Osten her zu den Slawen kam und bei den Völkern dieser Rasse zu dem allgemeinsten, mit großer Vorliebe genossenen Nahrungsmittel ward, und daß die sogenannte „saure“ Gurke nur in den Teilen Deutschlands üblich geworden sei, die ehemals von Slawen bewohnt waren und sich erst nachmals germanisiert haben. Danach hätten die Wenden die Gurke als Nationalgewächs schon von jeher in Besitz gehabt, und ihre großbauchigen tönernen Krüge wären allerdings, wie scharfsinnige Forscher vermuten, zum Einlegen von Gurken bestimmt gewesen.

Wahrscheinlich haben nun jene niederländischen Tuch-

Das Anfahren der Gurken von der Wasserseite.

macher als geborene Gärtner erkannt, wie sehr sich die ihrer Heimat ähnliche Gegend zum Gemüsebau eigne, und den Gurkenbau rationell betreiben gelehrt.

Das zunächst gegebene Absatzgebiet war Berlin, damals freilich noch ein kurbrandenburgisches Krähwinkel, und die gebotene Verkehrsstraße der Wasserweg.

Der Handel wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts besaß Lübbenau eine vollständig organisierte Handelsflottille von mehr als fünfzig sogenannten Bordkähnen. Man besuchte außer Berlin auch Frankfurt a. O. und Küstrin, ja selbst bis Stettin drangen einige der kühnen Seefahrer vor und tauschten für ihre Gurkenladung überseeische Handelsartikel ein. Auch ins Binnenland hinein, nach Peitz, Guben, Sorau, Triebel und Dresden ward lebhaft gehandelt.

Alles, was am Wasser wohnt, hat den Drang ins Weite. Und so sind auch dem Spreewälder, ja dem Wenden überhaupt ein starker Unternehmungsgeist und reger Handelstrieb eigen.

Wir finden schon um 1750 einen Sohn Lübbenaus, Morzan Schimkönig, als „wohlangesehenen" Kaufmann in Hamburg. Er sandte von dort seiner Vaterstadt den Kieferknochen eines Walfisches, der jetzt noch unter dem Rathaustore hängt. Ein anderer, Lehmann, gründete eine Firma, die Jahrhunderte hindurch das erste Handelshaus der Niederlausitz war und auf der Elbe eigene Schiffe hatte, die Güter für alle Kaufleute der Niederlausitz aus Hamburg herbeiholten. Die Chronik des wendischen Dorfes Kolkwitz bei Cottbus berichtet von zwei Brüdern, Hans und Martin Lutosch, die „berühmte Handelsmänner" gewesen, der eine in Hamburg, der andere in Leipzig, von Johann Worlank, der 1737 als Kaufmannsdiener im glücklichen Arabien gestorben, und von Martin Muschig, der um 1800 ein großer Rauchwarenhändler in Danzig war. Die Geschichte der einzelnen Spreewaldörfer würde uns eine überraschende Fülle weiterer Beispiele liefern.

Einmal freilich drohte dem Lübbenauer Gurkenhandel eine ernste Gefahr, und zwar durch Friedrich Wilhelm I.

Im Jahre 1729 weilte nämlich der König als Gast des damaligen Schloßherrn und preußischen Kammerherrn Moriz Carl

Ein Gurkenmarkt.

Grafen zu Lynar — 1621 war die Herrschaft durch Kauf an dieses Geschlecht gekommen — vier Tage in dem freundlichen Spreewaldstädtchen, das damals noch unter sächsischer Oberhoheit stand. Schon längst hatte der sparsame Landesvater mit Verdruß das schöne preußische Geld für Gurken und allerlei Grünzeug ins „Ausland", nach Lübbenau, fließen sehen. Und wie es ihm gelungen war, die Herstellung des Tuches für seine blauen Jungens im eigenen Lande zu bewerkstelligen, so sann er auf Mittel, auch den Gurkenbau zu einem preußischen Monopol zu machen. Während seines Aufenthaltes hatte er sich genau über die Pflege der Gurke zu informieren gewußt. Nach Berlin zurückgekehrt, ließ er alsbald im preußischen Unterspreewald eine Kolonie, Neu-Lübbenau, anlegen, die er dreißig Lübbenauer Familien unter der Bedingung zum Nießbrauch gab, daß sie hinfort den Berliner Gemüsemarkt versorgen sollten.

Das Unternehmen schlug aber fehl; die Kolonisten kehrten in die Heimat zurück, und von den damaligen Anlagen blieb nichts als der Name.

Heute treibt wohl mit wenigen Ausnahmen die ganze Stadt ausgedehnten Gemüsebau, allerdings meist auf gepachtetem Lande, wofür man auf den Morgen 50 M. zahlt. —

Eine rationelle Gurkenzucht ist durchaus nicht leicht, sie ist, wie man in Lübbenau zu sagen pflegt, „das reine Lotteriespiel".

Zunächst muß laut der Aussage von Erfahrenen die gedeihliche Witterung ein peinlich abgewogenes Gemisch von Sonnenschein und bedecktem Himmel, von Trockenheit und Feuchtigkeit, von Kälte und Wärme, von tauigen und taulosen Nächten sein, daß es selbst unserem Herrgott schwer werden möchte, es seinen Lübbenauern recht zu machen, und auch, wenn er es tut, gerät die Gurke vielleicht doch noch nicht.

Denn sie hat, wie alles Edle, der Feinde viele, über der Erde und unter der Erde; sichtbare, wie die rote Spinne (Tetranychus telorius), die Möhrenblattlaus (Aphis douci), den gemeinen Tausendfuß (Julus falax), das Gurkenälchen (Leptodera cucumeris), den gezeichneten Springschwanz (Sminthurnus signa-

tus), den bogenförmigen Erdfloh (Haltica flexuora), und unsichtbare, Sporenpilze, das Cladosporium cucumeris, ein Sporidesmium und das Gloeosporium reticulatum. Sie alle arbeiten am Samenkorn, an Wurzeln, Ranken und Früchten und machen oft der günstigsten Witterung zum Trotz die ganze Mühe des Gärtners zuschanden.

Schon vor Wintersanbruch wird das Feld rauh umgepflügt; im Frühjahr wird es rigolt, da die Gurke einen tiefen, lockeren Boden liebt, und verrotteter Dünger untergearbeitet, um dann kurz vor der Bestellung gründlich geeggt zu werden, damit der Boden gut zerkleinert wird. Anfang Mai geht man an das Legen der Gurken. Vielfach aber werden auch junge Pflänzchen in Blumentöpfen gezogen und nach den drei gestrengen Herren ins Freie gepflanzt. Jeder hat hierbei seine eigene Methode, die erprobt und vielleicht von den Urvätern her vererbt ist. Auch der Gurkensamen erbte sich früher meist in den Familien fort, da er in guter Qualität schwer zu haben ist, während er jetzt entweder aus Görlitz oder aus Württemberg bezogen wird.

Haben sich die Pflanzen im Freien soweit entwickelt, daß sie schon das dritte Blatt gemacht haben, so werden sie bis an die Samenblätter angehäufelt und später noch ein- bis dreimal behackt. In einem schönen, warmen Sommer wachsen sie sehr schnell, und es dauert nicht lange, so erscheinen die ersten Blüten, bald auch die ersten Früchte, etwa Mitte Juli, in ungünstigen Jahren zwei bis drei Wochen später.

Zeigen die Pflanzen übermäßige Rankenbildung, werden die schwächsten Ranken herausgeschnitten, die übrigen auf dem Boden gut verteilt, damit Licht, Luft und Wärme gleichmäßig auf sie einwirken können.

Die Erntezeit dauert von Mitte Juli bis Ende September. Die Gurken werden zweimal in der Woche am Montag und Donnerstag frühmorgens oder nach 5 Uhr nachmittags, nie um die heiße Mittagszeit, gelesen und den nächsten Tag zum Markt gebracht. Man kann den jährlichen Gurkenumsatz auf ca. 200 000 Mk. schätzen, während jede Meerrettichernte 600 000 Mk. bringen dürfte.

Hier ist der Ort, wo ich dem Leser etwas über die Geschichte der Gurke berichten möchte.

Unser Abendland ist ein Parvenu. Was ist Europa, fragt Schelling, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte? Mag dieser Ausspruch für unsere Geisteskultur nur mit sehr großen Beschränkungen gelten, was unsere wirtschaftlichen Güter anlangt, sind wir wirklich in der Hauptsache Schüler und Erben des Morgenlandes. Viktor Hehn weist uns das in dem oben bereits angeführten Werk überzeugend nach.

Man kann sich einer gewissen Entrüstung nicht erwehren, wenn sich einem vertraute und, wie man meint, seit olim's Zeiten zum Bestand unseres Haushaltes gehörige Tiere, z. B. Katze und Hahn, plötzlich als Fremdlinge aus dem Orient vorstellen, oder wenn man erfährt, daß man selbst für Flachs und Weinstock dem Morgenland dankbar sein müsse.

So werden wir uns nicht darüber wundern, daß auch die Gurke, Cucumis sativus, aus der Familie der Kukurbitaceen ein Fremdling ist, und zwar ein ziemlich junger.

Nach dem Einkauf.

Aus Asien kam auch sie und brachte das Geschlecht ihrer beiden armseligen, europäischen Verwandten zu ungeahnten Ehren.

Am Fuß des Himalaya wollen Forscher unserer Tage — Royle, Illustrations of Himalayan plants — ihre Urform entdeckt haben. Drei Jahrtausende kann man ihre Kultur in Indien zurückverfolgen. Um so überraschender ist es, daß sie erst im II. Jahrhundert n. Chr. ihre Wanderung nach Osten antrat, als Chang Kien auf Befehl des chinesischen Kaisers zehn Jahre studienhalber im Westen weilen mußte und unter anderen Kulturgewächsen auch die Gurke mitbrachte.

Viel eher und schneller geschah die Ausbreitung nach der entgegengesetzten Seite.

Schon zur Zeit Mosis lernten die Juden sie bei den Ägyptern kennen und schätzen; in der Glut der Wüstenwanderung gedachten sie mit Sehnsucht der saftigen Frucht (4. Mos. 11, 5). Im heiligen Lande baute man sie dann auf großen Flächen an, in deren Mitte eine Hütte für den Wächter stand (Jes. 1, 8).

Der Zeitpunkt, wann die Gurke von den griechischen Kolonien nach dem Mutterlande kam, ist nicht genau zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten dürfte sein, daß Begleiter Alexanders den Samen mitbrachten. Sikyon auf dem Peloponnes erhielt nach der Kultur der Gurke seinen Namen, und die Athene verehrte man dort als Gurkengöttin. Gurke und Kürbis waren den Griechen das Bild strotzender Gesundheit. Sonst wissen wir von dem Gurkenbau der Griechen wenig.

Über die Kultur bei den Römern sind wir besser unterrichtet. Wir finden bei den alten Ackerbauschriftstellern umständlich genaue Angaben über die Wahl und Vorbereitung des Bodens, die beste Methode der Aussaat, über allerhand Kunstgriffe, wie man lange, zarte, süße, wasserarme und samenlose Gurken ziehen, oder auch wie man ihnen die Form eines Menschenantlitzes, eines Tieres oder sonst irgendeine beliebige Gestalt geben könne.

Besondere Sorgfalt scheint man auf das Treiben der Gurken verwendet zu haben. Man säte sie in Körbe, die man am Tage in die Sonne stellte, des Nachts aber und bei kaltem Wetter ins Haus nahm und schließlich nach der Tag- und Nachtgleiche in Beete setzte. Man bedeckte die Körbe auch mit Fensterglimmer. Auf diese Weise erhielt z. B. der Kaiser Tiberius seine Gurken das ganze Jahr hindurch. Die Verwendung war kaum anders als bei uns: man aß sie als Salat; mit Vorliebe legte man sie in Salzwasser. Die Ranken mußten Wände bekleiden und Lauben bilden.

Die Römer dichteten der Gurke die merkwürdigsten Eigenschaften an. Vor Olivenöl sollte sie solche Furcht haben, daß sie sich wie ein Haken biege, um einem neben ihr stehenden Gefäß voll Öl auszuweichen. Das Wasser liebe sie dagegen sehr und wachse zu diesem hin, wenn es in der Nähe ist, krümme sich auch, um zum Wasser zu gelangen, um Dinge herum, die ihr im Wege sind. Stelle man in einer Entfernung von vier Finger breit ein Gefäß mit Wasser unter sie, so tauche sie schon am folgenden Tage hinein. Wenn es donnere, wende sich die Gurke wie erschrocken um.

Das Einlegen von Gurken auf dem Hof eines Gurkengroßhändlers.

Auch in der Medizin spielt sie eine Rolle. Aus der Wur-

Lübbenauer Gurkenhändler auf dem Kottbuser Markt.

zel bereitete man ein Vomitiv; krankes Vieh ließ man einen Tag lang dürsten und gab ihm dann zerriebene Gurkenwurzeln in Wasser. Gegen „Kukurutschen“ und anderes Ungeziefer sollte Gurkenwasser ein bewährtes Mittel sein. — In unseren Tagen hat man in der „Gurkenpomade“ ein Kosmetikum erfunden; wahrscheinlich, denke ich mir, dient es zur Verschönerung einer roten oder mißgestalteten Nase. —

Bei den Griechen heißt die Gurke Sibya, bei den Römern cucumis. Im frühen Mittelalter tauchte in Byzanz ein neuer Name auf, der aus dem Orient gekommen war und im Laufe der Zeit weit über Europa von Volk zu Volk sich verbreitet hat: es war das augúrion oder áuguron, ein persisch-aramäisches Wort.

Von Byzanz kam die Gurke, wie der Name bezeugt, zu den Slawen; sie heißt russisch: oguree, polnisch: ogorek. Von den Slawen wanderte die Agurke weiter westwärts und kam als Gurke, mit abgefallenem Vokal, zu den Deutschen, aber erst in neuerer Zeit, denn die Spuren des Wortes gehen nur in das XVII. Jahrhundert hinauf, ein Beweis mehr, daß jene niederländischen Tuchmacher die Gurke bei den Wenden vorgefunden und nicht erst eingeführt haben.

Der Spreewälder aber, der seine Gurken legt und pflegt und erntet und sie dann in erstaunlichen Mengen auf den Markt liefert, weiß natürlich nichts von der jahrtausendalten Geschichte und der welterobernden Wanderung seines Kulturgewächses. Er ist zufrieden, wenn er der „Matka“ daheim einen reichlichen Erlös für seine Ware bringen kann.

Ein Gurkenmarkt in Lübbenau ist eins der interessantesten Bilder, die es gibt. Man muß freilich, wenn man einen rechten Begriff bekommen will, schon vor Tau und Tag aufstehen, denn von drei Uhr früh an beginnt die Anfuhr, für die „Wasserreite“, d. h. die eigentlichen Spreewalddörfer Lehde, Leipe, Naundorf, Raduſch und Burg am Ausladeplatz beim Gasthaus „Zum grünen Strand der Spree“, für die „Landreite“ die Dörfer: Stennewitz, Zerkwitz, Kleeden, Klein- und Groß-Boichow, Klein- und Groß-Klesse auf dem Markt.

Dort drängt sich allmählich Kahn an Kahn, jeder fast bis zum Sinken mit den langen, grünen Früchten bedeckt, hier bald Wagen an Wagen, deren Ladung gewöhn-

Marktszene.

Großhändler kaufen durch Makler, und bald verläßt ein Wagen nach dem andern ebenso ruhig wie bei der Anfuhr den Platz. Um sechs Uhr schon ist das ganze Geschäft beendet und der Markt leer, nur die hohe Stadtpolizei behauptet selbstbewußt ob der aufrechterhaltenen Ordnung das Feld.

Die Gurken werden meist so frisch wie möglich im Orte selbst eingesäuert oder auf eine andere Art zu Pfeffer-, Essig- und Zuckergurken verarbeitet.

Geht man nach Beendigung des Marktes durch die Straßen, so sieht man überall vor den Häusern und auf den Höfen der „Einleger" große Quantitäten von Gurken, Dill und Kirschblättern liegen und fleißige Hände schon frisch bei der Arbeit.

lich 24—30 Schock beträgt. Man rechnet, daß an jedem Markttag etwa 5000 Schock angefahren werden.

Nicht alle Ware aber stammt aus den Gurkendörfern des Spreewaldes. Sie können den Bedarf allein nicht decken, trotzdem jede gute Ernte über 100 000 Schock liefert. Man führt daher aus andern Orten wie Naumburg, Calbe und namentlich Liegnitz Gurken ein, 1904 z. B. 50 000 Schock. Freilich will der Spreewälder von den „ausländischen" Gurken nicht viel wissen; sie reichten an die Lübbenauer nicht heran und hätten eine harte, zähe Schale. „Was eine rechte Lübbenauer ist," sagt er, „das spürt man gleich."

Von eigentlichem Handeln merkt man auf dem Markt so gut wie nichts. Die

Lübbenau hat selbst eine stattliche Anzahl ansehnlicher Großhändler aufzuweisen, die nach Hamburg, Stettin, England und der Schweiz ihre Geschäftsverbindungen haben. Auch das Dorf Lehde besitzt in den beiden Brüdern W. und K. Kilko zwei renommierte Handelshäuser.

Daneben legen noch die Fuhrmänner und andere kleine Leute jeder seine 200 Schock ein, die man dann bei Gelegenheit an die Fremden loszuschlagen sucht. Außerdem finden wir große Einsäuerungsanlagen von auswärtigen Grossisten, meistens Lübbenauer Kinder, die in Potsdam oder Berlin — in der Fischerstraße — ihre großen Vorratsspeicher und stattlichen Wohnhäuser haben. Sonst werden auch wohl Lübbenauer Sachkundige von Großhändlern nach aus-

wärts gedungen, um bei dem schönen Lohn von 5 Mk. auf das Schock das Geschäft des Einlegens zu besorgen.

Die Einsäuerung im großen fällt einem gewöhnlichen Sterblichen, der die Gurke nur in erhabener Einsamkeit auf einem Teller zu begrüßen gewohnt ist, etwas auf die Nerven.

Während die Gurken in gewaltigen Bottichen, die kleinen Schwimmbassins nicht unähnlich sind, gründlich gereinigt und dann, um ein späteres Weichwerden zu verhüten, nach der Vorschrift des „Potsdamer Schulz", eines bedeutenden Händlers, „gestochen", d. h. mit einem Messer geritzt werden, füllt eine primitive Wasserleitung von der Hofpumpe her einen nicht minder großen Bottich zur Herstellung der „Gurkenbrühe" — in der Hauptsache eine 5%ige Salzlake —. Riesige Fässer, die dem Bremer Ratskeller Ehre machen würden, nehmen riesige Massen von Gurken auf, die mit Dill und Kirschblättern hineingeschichtet und schließlich mit der Brühe übergossen werden.

In Reih und Glied stehen die gurkengefüllten Ungeheuer in den Remisen und lassen in geheimnisvollem Dunkel geheimnisvolle Kräfte wirken, bis in schöner Vollendung die saure Gurke vergnügt ans Licht des Tages springt.

Dieser Prozeß entzieht sich dem Forscherauge des Menschen. Lassen wir uns von dem Chemiker sagen, wieviel er von der Sache weiß.

Das Werden der „sauren Gurke" beruht auf einer Milchsäuregärung, d. h. auf einem erbitterten Krieg einiger Bazillen- und Bakterienarten, unter denen Milchsäureerreger die Hauptrolle spielen. Man hat herausgefunden, daß es auf dem Gebiete der Bakteriologie Synergeten, d. h. sich gegenseitig oder einseitig fördernde, unterstützende, und Antagonisten, d. h. sich gegenseitig oder einseitig schädigende gibt. Und nun beginnen sich folgende Mikroben, die aus der Luft, dem Wasser und von den Gurken stammen, alsbald nach dem Einlegen in der Gurkenbrühe zu sammeln und die Substanz der Gurken zu verändern: die eigentlichen Milchsäure- und Gärungserreger, Bacterium coli, ein Verwandter des Typhus- und Ruhrbazillus, Bacterium Güntheri und Bacillus subtilis, dieselben, die die Milch gerinnen machen, und daneben: Oidium lactis, Penicillium glaucum, Torula spec. major, Bact. fluorescens, Verticillium cucumerum u. a. Die Säuerung nimmt einen befriedigenden Verlauf, wenn schließlich Bacterium Güntheri und coli das Feld behaupten, sie verdirbt, wenn diese beiden gegen die Fäulniserreger unterliegen.

Man soll nichts verachten. Wieviel Fleiß muß aufgewendet werden, wieviel Kräfte müssen wirksam sein, bis die saure Gurke in ihrer Vollendung als ein Genußmittel reinster Art, dem jeder beschwerende Nährstoff und jedes Narkotikum fremd ist, auf unserem Tische prangt. Und wer auf dem Lübbenauer Bahnhof im Vorbeifahren

„Saure Gurken g'fä — — — lig?!"

ſich von einem dienſtfertigen Kellner, wenn auch etwas primitiv und geſchmacklos, eine „ſaure“ durch das Fenſter ſervieren läßt, verzehre das labende Geſchenk der Mittagsgöttin mit Grazie und ſtiller Andacht. Vielleicht findet unter den Wonnen ſolchen Genuſſes ein dichteriſch veranlagtes Gemüt das von dem deutſchen Volk ſo lange ſchon ſchmerzlich vermißte Preislied auf die ſaure Gurke.

Denn nicht ohne Wehmut ob der Undankbarkeit unſeres Geſchlechts muß konſtatiert werden, daß nicht Lied noch Heldenbuch den keuſchen Reiz der kühlen Frucht bis dato verkündet: das ſtammverwandte geſäuerte Kraut hat aus Uhlands liederfrohem Mund begeiſterte Huldigung gefunden, der Strophen iſt Legion, die die Seele des nutzbringenden Herings umſchweben, aber auf das Gewächs der Wendei findet ſich im deutſchen Dichterwald nur Baumbachs ſchnöder Vers:

Darob wuchs ihm die Naſe in ſeinem Angeſicht,
Die glich der reifen Gurke und ſpendete rötliches Licht.

Soll es immer ſo bleiben? — Hic Rhodus, hic salta! —

Stilleben.

Am Yoſémite-Lagerfeuer.

Meine Seele war im Schau'n verſunken,
Meine Seele trank im Schau'n ſich trunken,
Als die goldnen Funken kniſternd ſprühten,
Als des Lagerfeuers Scheite glühten,
Und der Rauch von züngelnd roter Flamme
Wallte aufwärts an dem Rieſenſtamme,
An dem Turme des Sequoia-Baumes,
Der wie Schemen eines dunklen Traumes
Und dem Aug', das ihn zu meſſen wagte,
Schwindel weckend in das Düſter ragte,
Ragte mit der Pyramide Spitze
Zwiſchen ewiger Sterne Strahlenblitze,
Zwiſchen ewiger Sterne Lichtgefunkel
Aus dem Flammenrot ins ſtumme Dunkel.

Doch dahinter wuchs in ernſter, grauer,
Unbeſtimmter Maſſe eine Mauer
Starr und ſteil empor zum Sternenheere,
Rieſenhafter noch an Wucht und Schwere.
Und ein majeſtätiſch hehres Brauſen,
Wie wenn Wipfel beugend Stürme ſauſen,
Wie wenn aus dem Firmamente droben
Abwärts dringe dumpfes Wettertoben
Und dabei ein ſieghaft tönend Klingen,
Gleich Fanfaren, die aus Fernen dringen:
Sang der Urkraft aus dem Donnerſchwalle —
Der Yoſémite im ewigen Falle!
Der Gigantenfäuſten ſich entwindet
Und in tauſendfüßigem Sturz verſchwindet.

Meine Seele war im Schau'n verſunken,
Meine Seele war in Schönheit trunken,
Meine Seele war bedrückt durch Schwere,
Von den Stimmen aus des Ewigen Sphäre;
Wollte ſchmiegen, ſich an eine lehnen, — —
Doch verlaſſen bebte ſie im Sehnen.

Johannes Wilda.

Ein Spökenkieker.

Novelle von Ernſt Behrend.

Kennſt du die Blaſſen im Heideland
Mit blonden, flächſenen Haaren?
Mit Augen ſo klar, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O ſprich ein Gebet, inbrünſtig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geſchlecht.

Annette von Droſte-Hülshoff.

Zu der Zeit, als der Schneider Jan Bockelſon von Leiden mit den Genoſſen ſeiner Torheit und Tollheit auf dem Domplatz und dem Prinzipalmarkt der alten weſtfäliſchen Biſchofſtadt Münſter die Tragikomödie vom Königreich Sion aufführte, und noch ein gutes Jahrhundert ſpäter hatte das Münſterland ein ganz anderes Ausſehen als heutzutage.

Wild und dicht war es damals bewaldet. Eichen und Buchen, deren Beſtände hie und da durch Weiden und Erlen, Eiben und Stechpalmen, auch vereinzelte Nadelhölzer unterbrochen waren, bildeten gewaltige Forſtmaſſen, in denen Hochwild und gefährliches Raubzeug ſich's behaglich ſein ließ. Weite Sümpfe, Moore und Brüche umlagerten das Dickicht, dürre Heideſtrecken ſchoben ſich dazwiſchen, den kleinſten Teil aber nahmen die ſpärlich beſiedelten Marken ein mit ihren breit zerſtreuten Bauernſchaften, winzigen Dörfern und engeingefriedigten Städten.

Unwirtlich war das Land, rauh ſein Klima. Sonnenſchein zeigte ſich als ſeltener Gaſt, zu allen Jahreszeiten dagegen gab's Sturm und Regen mit Blitz und Donner, qualmiger Nebel wälzte ſich faſt täglich in grauen Schwaden über Ödland und Ackerflur, flatterte, wie vom Maſt geriſſene Segelfetzen, ins Gebüſch hinein und mehrte, zerfließend, die trüben Lachen, die dann der durſtige Erdboden langſam aufſog.

Das war damals noch geheure Zeit für allerlei Geiſterpack, das anderswo ſchon vor der Kultur Reißaus genommen hatte. Im mächtigen Hochwald der Davert, wo der grunzende Schwarzkittel die Laubſchüttung nach leckerer Eichelmaſt durchwühlte, wo die Wildkatze ihre Tatzen knallend in das ſpröde Holz ſchlug und kohlſchwarze Raben auf den Wipfeln horſteten, dort trieb noch — wie mancher verängſtete Irrläufer konnt's bezeugen! — der wilde Jäger ſein Unweſen, ein ehemaliger Ritter auf Davensberg, der zur Strafe für eine Jagd am heiligen Oſterfeſt zu ewigem Hallo und Gehetz in den Lüften verdammt war, während minder vornehmer Spuk ſich mit Hocken und Huſchen in den niederen Regionen begnügen mußte. Im Gitterwalde, halbwegs zwiſchen der Ems und den Bombergen, die ihren Namen nach dem aufs Altenteil geſetzten Göttervater Wodan oder Bode führen, hauſte der Grienkenſchmied, der die alte heidniſche Herrlichkeit miterlebt hatte und als Geſpenſt eiferſüchtig ſein Recht wahrte, zu Hochzeitsfeſten der Bauern den Bratſpieß anzufertigen; verſagte man ihm aber die übliche Gegengabe eines ſaftigen Schweineſchinkens, dann riß er dem beſten Pferde des Hochzeiters bei lebendigem Leibe eine Hinterkeule aus und prügelte damit jeden, der ſeinem Zorn in den Weg kam, windelweich. Auf den Totenäckern neben uralten Königsſtraßen tanzte nächtlicherweile luſtiges Geſindel, deſſen Knochen in die vergrabenen Urnen gehörten, und die Brüche wurden bei fahlem Mondſchein zu Tummelplätzen vom Tod erſtandener Krieger, die ihre Kämpfe bei Lebzeiten nicht zu Ende gefochten hatten.

Seither hat ſich vieles geändert. Die Waldwildnis iſt dem Axthieb um Acker- und Weidebeſitz und ausreichende Nahrung ringender Menſchen gewichen, die Beſiedelung nach allen Seiten ſtark fortgeſchritten, Moore und Heidländer ſind urbar gemacht worden, Untat und Buße des wilden Jägers der Verjährung anheimgefallen, und der Grienkenſchmied hat ſich zu dauerhaftem Schlaf in den Röſteberg zurückgezogen. Das Klima iſt milder geworden, Ackerbau und Viehzucht gedeihen, und die Münſterländer marſchieren rechtſchaffen, wenn auch etwas ſteifnackig, in der vorwärts gerichteten Kulturbewegung der modernen Menſchheit mit.

Dennoch hat die urwüchsige Vergangenheit tiefe Spuren hinterlassen, die sowohl auf dem Antlitz der Natur als auch auf dem des Volkes ausgeprägt sind.

Wer von der nordwestlichen Höhe des Teutoburgerwaldes, etwa vom Schloßberg des reizend gelegenen Städtchens Tecklenburg, den Blick südwärts wendet, vermag bei klarem Wetter ziemlich das ganze Münsterland zu übersehen. Dann stellt es sich ihm jedoch nicht wahrheitsgemäß als vorwiegende Ackerflur und Weidefläche dar, sondern als ein schier zusammenhängendes Waldrevier mit einigen Heidestrecken am Rande. Diese verheimlichen sich nicht. Der unermeßliche Wald dagegen ist Augenblende. Die Völker, die im sogenannten Münsterschen Tieflandbusen festen Fuß faßten, haben eh und je Vorliebe für die Anlage von Einzelhöfen gehabt. Aus solchen bestanden die ältesten Bauernschaften, und es ist auch später, als man Wald und Moor für den Pflug bereitete, bei dieser Besiedelungsweise geblieben. Bei seinem Hof ließ der Bauer ein Eichen- oder Buchenkämpchen stehen, größere Waldstreifen wurden für die gesamte Markgenossenschaft erhalten, die einzelnen Felder umgab man mit lebenden Hecken, und so entstand ein ausgedehntes System von Kulissen, hinter denen sich vor dem oberflächlichen Blick die zerstreut liegenden Gehöfte, die winzigen Kirchdörfer und selbst die kleinen Städte verstecken.

Wie diese den Schein einer viele Meilen weiten und breiten Forstlandschaft vorspiegelnde Walddekoration die Erinnerung an die münsterländische Vorzeit wach erhält, so weist auch der Volkscharakter manche Züge auf, die aus der alten Eigenart der freiwilligen Vereinsamung der Ansiedler erklärt werden müssen, woneben der düstere Ernst der äußeren Umgebung und die rücksichtslose Launenhaftigkeit des Klimas bildnerisch mitgewirkt haben. Alles dies hat nachdenkliche, verschlossene Menschen geschaffen, die aufmerksamer auf die Sprache der sturmbewegten Lüfte als auf die der Mitmenschen hörten, mit tieferer Andacht die Erscheinungen der Natur als das Wesen der gleichartig weltabgekehrten Menschen betrachteten, mit eigensinnigem Behagen den Ursachen des Wahrgenommenen nachgingen und, wo das Verständnis auf Schwierigkeiten stieß, sich in frommem Glauben an die mythischen Vorstellungen der sächsischen Ahnen anlehnten. Im großen und ganzen ist ja der münsterländische Bauer in dasselbe kulturelle Geleise eingelenkt, wie seine übrigen Volks- und Berufsgenossen, indessen soweit er eigenen Typus offenbart, zeigt dieser aus den erwähnten Ursachen die angedeuteten Züge auf dem Hintergrund einer gewissen, nicht ganz uninteressanten, zum Teil gar eines poetischen Schimmers nicht entbehrenden Rückständigkeit. —

Träger solcher Stammeseigentümlichkeiten waren mehr oder minder alle Mitglieder der Familie Kleimann, in deren Besitz sich seit unvordenklicher Zeit das Freigut „Schulte Kleimann" im westlichen Münsterland befindet. Um das Jahr 1830 hatte es Bernard Kleimann vom Vater geerbt. Mit schwieliger Hand und zähem Sinn mehrte er den überkommenen Wohlstand und befestigte ihn rechtschaffen, so daß er bald bei seinen Nachbarn als ein Wirt galt, der sich nichts abgehen zu lassen brauchte. Gleichwohl wuchs er nicht über die üblichen Vermögensgrenzen eines tüchtigen Bauern hinaus.

Er hatte drei Söhne, von denen jahrelang der jüngste zum Nachfolger im Besitz des Hofes bestimmt war. Der Grund dafür war dieser. Wenige Wochen, bevor dem Bernard Kleimann seine junge Hausfrau das erste Pfand ihrer ehelichen Liebe schenkte, hatte er das Unglück, sich beim Abladen von Bauholz ein Knie gefährlich zu quetschen. Die Quacksalberei, mit der man es zunächst versuchte, half nicht, vielmehr wirkte sie stark entzündlich und verursachte schlimmes Wundfieber. In der Angst um ihren „Bennatz" gelobte die Frau das erwartete Kind der heiligen Jungfrau zu eigen, daß es, wenn es ein Sohn sein würde, dereinst die Priesterweihe empfangen, wenn aber eine Tochter, alsdann den Nonnenschleier nehmen sollte. Gleichzeitig genas der Bennatz von seinem Beinübel, die Meerske, die Schultenfrau, dagegen nicht nur eines Söhnchens, aber auch keines Wichts, wie bei den Münsterländischen die Mädchen genannt werden, sondern prächtiger Zwillingsknaben, die am Tage des heiligen Franziskus Xaverius getauft wurden und sich dabei in den Namenschatz ihres Schutzpatrons teilen mußten. Groß und von langer Dauer war die Freude des Hauses Kleimann, teuer aber guter Rat in der Berufsfrage. Wer von den Zwil-

Bildnis. Gemälde von Robert Weise.

lingen war nun zur einstmaligen Bekleidung des geistlichen Amts berechtigt und verpflichtet? Nur der zuerst ans Licht der Welt gelangte oder beide? Die Meerske meinte, daß sie die ungeteilte Erstlingsfrucht ihres Ehestandes der Muttergottes verlobt habe, den Franz ebenso gut wie den Xaver; der Schultenvater aber dachte an die spätere Vererbung des Hofes, verfiel auf wortgetreue Auslegung des Gelübdes seiner Frau und entschied, unbekümmert um das Urteil geistlicher und weltlicher Intervenienten, dahin, daß allein Franz, der vor Xaver die Wände beschrieen hatte, der Kirche als Dankopfer für des Vaters Errettung darzubringen sei. Etwas leichtfertig äußerte er nebenbei, daß ihm wohl in demselben Maße, wie die Kraft des Gelübdes die Kunst des zu guter Letzt in Anspruch genommenen Herrn Kreisphysikus geholfen habe und es deshalb recht und billig sei, wenn Himmel und Welt sich in die Opfergabe teilten.

Danach erfreute sich Franz als angehender Kleriker geraume Zeit einer unverkennbaren Bevorzugung und Höherschätzung von seiten der Gevattern und Basen. Dies änderte sich jedoch, als im fünften Jahre nach der Geburt der Zwillinge der kleine Lambert in das irdische Jammertal einkehrte. Die Meerske hatte bis dahin ihren gerechten Kummer wegen der pietätlosen Halbscheidung still getragen, dennoch hatte ihn der Gatte wahrgenommen und wird wohl von den nötigen Gewissensbissen nicht gänzlich verschont geblieben sein, jedenfalls war das erste, was er tat, als ihm die Wehemutter den jüngsten Sprößling entgegenhielt, daß er seinen Eigensinn fahren ließ und strahlenden Angesichts der Wöchnerin zurief: „Ablösung vor! Jetzt mag auch der Xaver geistlich werden und an seiner Statt dereinst das Kerlchen hier sich mit Gott für König und Vaterland abrackern.“

Seitdem lastete die Zukunft des Kleimannshofes auf den Schultern des stark gedeihenden und sich artig entwickelnden Lambert. Auch seine nun wieder in gleichem Range befindlichen Brüder nahmen weiter zu an Leibeskraft, mindermäßig dagegen an der Weisheit, die sie nicht früh genug als Grundlage ihres späteren Standes einheimsen konnten, und herzlich wenig an dem Stolz, den sie auf ihre begnadete Stellung empfinden durften. Aus der inmitten der Bauernschaft in einem Wäldchen gelegenen Dorfschule traten sie auf das Gymnasium in Münster über, quälten sich als Zöglinge eines in frommem Sinne gestifteten Konvikts mit allerlei ihnen brotlos dünkenden Disziplinen und fanden hernach Aufnahme in das bischöfliche Priesterseminar, um sich dort und gleichzeitig auf der Akademie mit reichlich dargebotener unirdischer Nahrung zu füllen. Bevor sie die schwarze Soutane der Seminaristen anlegten, hatten sie die Ferien allemal im Elternhause zugebracht, mit Wonne die Luft atmend, die über das Ackerland und durch den Eichenkamp strich, und mit Bedauern die schwindende Stärke der Arme prüfend. Sichtbar beneideten sie heimlich den an ihre Stelle gerückten Anerben, nicht so sehr um das irdische Gut, denn mildherzig waren die Kleimanns durchweg. Aber um den Erdgeruch, der aus der Scholle emporstieg, beneideten sie ihn, um den weiten Blick über Feld und Heide, um das Konzert der Finken und Meisen in Baum und Strauch und um das heisere Geraune des aus Urahnentagen stammenden Rabenpaares, das hinterm Hause auf dem Wipfel der von schützenden Eichen umgebenen Schwarzpappel nisteten. Und als Lambert nach Erledigung der Waldschule beim Vater in die landwirtschaftliche Lehre eingetreten war, da beneideten sie ihn um die Freiheit vom Schulzwang, um die Sorge für Pferd und Vieh, um die Hantierung der Pflugschar, den Schwung der Sense und den Klang des Dreschflegels.

Lambert indessen wußte nichts von ungestillter Sehnsucht. In wortkarger Freudigkeit durchmaß er seine Lehrlingsjahre.

Da schlug ein Blitz aus heiterem Himmel neben ihm ein, und gleich darauf noch einer aus schnell verdüstertem. Die Mutter wurde von plötzlicher Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen und verschied binnen heut und drei Tagen. Ihren Jüngsten, den Werktagsfröner, hatte sie nimmer weniger betreut, als die auf eine höhere Daseinsstufe gehobenen Zwillinge. Ihre schweigende Liebe hatte Lambert in gleicher Weise vergolten. Auch jetzt, da sie den Ihrigen auf Erden entrückt war, verschloß er die Klage tief im Herzen.

Kaum war nach der Bestattung das Trauergefolge auseinander gegangen, da

offenbarte Franz dem Vater, daß er unmöglich ein ehrlicher Prieſter werden könne. Sein Sinn ſtehe nicht nach heiligem Wandel und frommem Weſen, ſondern nach der rührigen Tätigkeit eines Ackerers. Solange die Mutter, die ihn der Kirche verlobt, über der Erde geſtanden, habe er ſein zehrendes Leid und die unbezwingbare Sehnſucht nach dem Beruf, für den er geboren ſei, vor den Menſchen verhehlt; fortan gehe ihm dies über die Kräfte; wenn er jetzt nicht die Soutane ablegen dürfe, ſolange er die Ordination noch nicht erhalten habe, müſſe er am Leben verzagen. Er war ſtets der allerſtillſte der drei Brüder geweſen, und deshalb ergriff ſein lauter Jammer den Vater um ſo eindringlicher. Zum Schein widerſetzte ſich der Alte anfänglich dem unerwarteten, ungeſtümen Wunſch, doch da er im Grunde der Seele wie ſein Älteſter dachte und durch die Wendung, die dieſer ſeinem Schickſal zu geben trachtete, in ſeiner früheren Meinung beſtärkt wurde, daß ein Opfer zur Erfüllung des mütterlichen Gelübdes hinreiche, gab er bald nach und befreite den überglücklichen Franz von der lange fügſam getragenen Feſſel. Dadurch erlangte der Erſtgeborene die Rechtsſtellung des Anerben zurück.

Das war der zweite Blitz, der neben Lambert niederfuhr. Indes mit urſprünglichem Rechtsſinn fand er ſich in die neue Sachlage, dem Bruder wie einſt den geiſtlichen, ſo fortan den weltlichen Vorzug gönnend. Nun ging er mit ihm in demſelben Geſchirr, und hatte er auch als Einſpänner mehr Freude an der Arbeit gehabt, ſo tröſtete ihn doch die am Beiſpiel des neuen Kameraden reifende Erkenntnis der Wohltat eines richtig ergriffenen Berufs.

Nicht lange dauerte zunächſt die gemeinſchaftliche Tätigkeit. Infolge ſeines Austritts aus dem geiſtlichen Stande mußte Franz der Heeresplicht genügen. Er trat als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie in Weſel ein, bei der auch der Vater gedient hatte. Als er nach Ableiſtung des Dienſtes heimkehrte, war er vierundzwanzig Jahre alt und Lambert neunzehn.

Dieſer hatte während der letzten Abweſenheit des Bruders von friſchem und bei fortſchreitendem Alter in vermehrtem Maße den Wert einer gewiſſen Selbſtändigkeit empfunden und war nun doch etwas bedrückt, als er neuerdings wieder ins Hintergelege kam. Aber er ließ ſich nichts merken und richtete ſich an der hellen Luſt auf, die der Anerbe mehr noch als an ſeinem zurückgewonnenen Recht an dem rüſtigen Schaffen hatte. Ein Jahr darauf wurde er ſelbſt zum Militär ausgehoben, und zwar zu den Ulanen in Düſſeldorf.

In der niederrheiniſchen Großſtadt erweiterte ſich ihm, obwohl er als Gemeiner auf dem platten Boden des Kommißdienſtes ſtand, der Horizont ſeiner bisherigen Lebensenge. Er ward ein tüchtiger Soldat und ſchliff im Verkehr mit lebensgewandten Kameraden, wie ſich deren in dem beliebten Kavallerieregiment nicht wenige befanden, einigermaßen die Ecken ſeines bäueriſchen Weſens ab. Mutterwitz und angeborene, bei ſchweigſamer Beſchäftigung ausgebildete Nachdenklichkeit waren ihm dabei wackere Helfer. Wegen ſeiner lobenswerten Aufführung, der ſtattlichen militäriſchen Figur und ſonſtiger, von den Vorgeſetzten geſchätzter Eigenſchaften wurde er im zweiten Dienſtjahr Gefreiter und kurz vor der Entlaſſung Unteroffizier. Sein Rittmeiſter legte es ihm nahe, zu kapitulieren, ihn aber zog es nach dem väterlichen Hofe zurück. Er hätte, wie ſein Bruder Franz, am Leben verzagt, wenn er auf die Dauer die Landwirtſchaft hätte meiden müſſen.

Trotz der recht merklichen Vervollkommnung ſeines äußeren Menſchen kehrte er im allgemeinen innerlich unverändert heim, derſelbe biedere, nachdenkliche, ernſthafte Sohn der roten Erde wie vordem. Nur eine kleine Wandlung im Herzen hatte er inzwiſchen erlebt.

Am Königsgeburtstag zu Beginn ſeines letzten Dienſtjahres hatte ihm ein aus der Garniſonſtadt gebürtiger Kamerad ſeine Schweſter als Tänzerin auf dem Schwadronsball anvertraut, ein anmutiges, luſtiges Geſchöpf, Traudchen Bellers. Sie ſorgte geſchickt dafür, daß ihr Tänzer, wohl oder übel, in dieſer Eigenſchaft ſeine gehörige Pflicht und Schuldigkeit tat, und durfte ſich auch nach wenig Stunden rühmen, den anfangs ſehr ſchüchternen Reitersmann ordentlich redſelig gemacht zu haben. Er ſprach an jenem Ballabend ſoviel, wie ſonſt in einer Woche zuſammen, und wenn ſie plauderte, dann ruhte ſein Auge wohlgefällig auf ihrer zierlichen Geſtalt im ſchmucken Kleidchen, auf

ihrem belebten Gesicht mit den schwarzen Eidechsenäuglein und auf den dunkelbraunen Locken, in denen eine künstliche Rose steckte. Unzweifelhaft fränkischen Geblüts, bildete sie einen starken Gegensatz zu dem hoch- und schlankgewachsenen, flachsblonden, helläugigen Sachsensprößling.

Lambert war aufgeräumt wie noch nie und fühlte sich wie von unbekannter Wärme durchrieselt, solang er das hübsche Figürchen in seinen Armen hielt. Das patriotische Vergnügen währte bis lange nach Mitternacht. Als der Bruder des Mädchens mit der eigenen Balldame aufbrach, folgte ihm Lambert mit dem Traudchen. Sie wohnte bei den Eltern und war tagsüber in einem Putzladen beschäftigt. Die beiden Ulanen begleiteten ihre Tänzerinnen in der warmen Oktobernacht bis an deren Häuser. Lambert und Traudchen marschierten hinter dem anderen Paar. Als er sah, wie der Freund seiner Partnerin galant den Arm bot, tat er bei dem hübschen Lockenkopf ein gleiches. Alle vier schienen jetzt die Sprache schier verloren zu haben. Eng aneinander geschmiegt zog die vordere Gruppe dahin, lautlos wie auf dem Diebespfad, und die folgende ahmte ihr getreulich nach. Und als Lambert kurz vor dem Ziel der Begleitung bemerkte, daß der Freund sein Mädchen umarmte und küßte, machte er sich auch dieses Beispiel zunutze, bei Traudchen Bellers freundliches Entgegenkommen findend.

Am nächsten Morgen war sein gelinder Minnerausch fast ganz verflogen, als er aber bald darauf an einem Sonntag der Einladung von Freund Bellers zu dessen Namenstagfeier in einem anständigen Tanzlokal gefolgt war und seine Blicke wiederum an der sinngefälligen Erscheinung Traudchens geweidet hatte, da wiederholte sich auch auf dem Nachhausewege, diesmal nicht gegen den aufdämmernden Morgen, sondern rechtzeitig vor Zapfenstreich und Retraite und mit einigen sonst durch die anderen Umstände gebotenen Abweichungen die Szene von neulich. Als Lambert sich im Hausflur der Bellersschen Wohnung von dem kußwilligen Traudchen verabschiedete, betrachtete er das Mädchen und dieses sich selbst als seine richtige Braut in allen Ehren. Hierbei blieb es fortan, wenngleich kein öffentlicher Verspruch stattfand. Die kleine Putzmacherin meinte, dazu müsse ihr Schatz erst eine sichrere Stellung bekleiden, als die eines königlich preußischen Ulanengefreiten, und er gab ihr durchaus recht. Während er aber in dem keuschen Sinn, den Tacitus an den germanischen Jünglingen preist, als echter Nachfahr der edlen Urahnen jede weitere Liebeständelei mied und die Auserkorene mit ehrfürchtigen Augen betrachtete, wurde sie allmählich solcher Schwärmerei überdrüssig, erkaltete ein wenig in ihrem Gefühl für den heimlichen Bräutigam und ließ das ihr selbst nicht zum vollen Bewußtsein gelangende Schwinden ihrer Neigung hin und wieder unwillkürlich durchschimmern, so daß Lambert stutzig ward und feinsinnig prüfte, ob er recht gewählt habe. Nachdem er des Königs Rock ausgezogen, hielt er zwar an dem lockeren Verlöbnis treulich fest, das Traudchen hingegen nur noch mit einem falschen Schein von Beständigkeit. Den Kopf voll freundlicher Heiratsgedanken und prickelnder Sorgen um die Zukunft und Gewinnung einer ausgiebigen Brotstelle erschien er von neuem als Knecht des Vaters auf dem Kleimannshofe.

Hier hatten sich die Verhältnisse, obwohl äußerlich nicht besonders auffällig, doch für ihn schmerzlich fühlbar geändert. Nicht nur daß Franz sich durch ungemeine Tüchtigkeit dem Vater unentbehrlich gemacht hatte, sondern auch Xaver scharwerkte seit mehreren Jahren in der väterlichen Wirtschaft. Kaum war Lambert Soldat geworden, da verlor jener bei einem chemischen Experiment, das er aus Liebhaberei, indessen recht unvorsichtig ausführte, das Licht des einen Auges und war als Krüppel hinfort vom Priesterstande ausgeschlossen. Dem Zwillingsbruder ähnlich hatte er sich hinter den Schulbüchern und in der Soutane niemals ganz wohl gefühlt und auch er zog das Dasein eines Knechts auf dem elterlichen Gute jedem anderen vor. Der alte Kleimann fand sich leichter mit dem Berufswechsel des zweiten als ehedem des ältesten Sohnes ab, denn gegen die Tatsache der Verstümmelung ließ sich nichts sagen, und überdies handelte es sich jetzt nicht mehr um Änderung der Besitzfolge, wie damals, als es galt, den Erstgeborenen gegenüber dem Jüngsten in den ursprünglichen Stand wiedereinzusetzen. „Die allerheiligste Jungfrau hat das Opfer der armen Seele, unsrer

lieben Toten, nicht angenommen," tröstete er sich in der ihm gelegentlich passenden Freidenkerei. Nun hatte er alle seine Söhne als Ökonomen in der eigenen Wirtschaft, wie man es bei den westfälischen Bauern nicht selten findet.

Solange Lambert durch militärische Dienstpflichten in Anspruch genommen war und den heimatlichen Zustand nicht unmittelbar vor Augen hatte, fiel ihm die Tatsache, vom ersten auf den dritten Knechtsplatz hinuntergerückt zu sein, nicht allzuschwer aufs Herz, zumal in jener Zeit, als er noch frei von Heiratsabsicht war. Jetzt aber, wo dem an Jahren und Einsicht Gereiften, mit der Sorge um Ehe- und Hausstand Beladenen tagtäglich das Bewußtsein unaufhörlicher Abhängigkeit, gleichviel ob vom Vater oder Bruder oder von einem Fremden, wach blieb, jetzt gebar die alte Nachdenklichkeit unzufriedenen Sinn, heiße Sehnsucht nach Selbständigkeit, bitteren Groll mit dem Schicksal.

Und jetzt kam auch die Zeit, wo er die Plage der „Blassen im Heideland" in sich verspürte, Dinge zu sehen, die anderen verborgen bleiben, die Plage, die dem in die nächtliche Finsternis hinausschauenden Auge Bilder zeigt, welche in Tagesstunden und ferne Zukunft gehören, die Plage, die dem Ohr des Wanderers auf einsamer Heide Töne zuleitet, herrührend von Ereignissen, die noch der Erfüllung harren. —

„Das zweite Gesicht", jene bereits im grauen Altertum beglaubigte Erscheinung, die bis auf den heutigen Tag die Bewohner der schottischen Westinseln mit düsterem Nimbus umgibt, schleicht in ihrem mystischen Gewand auf scheuen Sohlen seit unvordenklicher Zeit auch unter dem münsterländischen Volk umher. Und wer der qualvollen Gabe des Vorgesichts, des Schauens von Vorgeschichten, teilhaftig ist, den nennen sie „Spökenkieker".

Ein solcher war Lamberts Großvater gewesen, der in mancher bangen Stunde das Leichenbegängnis eines Nachbarn und anderes Unglück voraus erlebt, der jahrelang vor der Besitzergreifung Münsters durch Blücher und vor dem Einbruch der Franzosen das fremde Kriegsvolk mit dem strammen preußischen Gleichschritt und die welschen Söldnerscharen in Stahlhelm oder Bärenmütze vorausgesehen und seinen Landsleuten davon prophezeit hatte.

Über das folgende Kleimannsgeschlecht war die unselige Begabung des Ahnen schonend hinweg geglitten, bei dem Enkel Lambert stellte sie sich, als er aus dem Jünglings- ins Mannesalter getreten war, wieder ein. Nicht allmählich, nicht stufenweise beschlich ihn die Erbplage, sondern mit niederschmetternder Plötzlichkeit war sie da, um den von ihr Befallenen zeitlebens im Bann zu halten. —

Eines Abends war Lambert hinausgegangen, die Jagdflinte, den Stolz und die stille Liebe des münsterländischen Bauern, über die Schulter gehängt, um einen Wilderer zu beschleichen, der den Kleimanns ihren Hasenbestand durch Schlingen minderte. Er wartete vergeblich bis gegen Mitternacht und schlug dann einen weiten Umweg nach Hause ein. Trotz gehöriger Tagesfrone war er nicht im geringsten müde, und die Helligkeit der Vollmondnacht reizte ihn zu einem bei Bauern sonst nicht üblichen Spaziergang. Doch nicht um Natur zu genießen, schlenderte er den Heckensteig entlang, sondern weil er dabei seine Gedanken fein fortspinnen konnte. Und diese drehten sich, wie immer in der letzten Zeit, um Zukunft und eigenen Herd und sättigten sich an dem seit seiner Heimkehr ohne Rücksicht auf eheliche Verbindung mit Traudchen Bellers erwachten Drang auf Befreiung aus der Enge der Umgebung, nach Tätigkeit, in der er sein Wissen und Können und die Kraft seiner jungen Arme besser zu verwerten in der Lage wäre, als gegenwärtig in der Stelle des dritten Knechts. Doch wie zu lohnenderem, würdigerem Dasein gelangen? Und wenn ihn vielleicht ein Wunder mit hilfreicher Hand emporzöge zu Selbständigkeit und freiem Eigen, würde sich dann die kleine Düsseldorferin in das immerhin schlichte Leben einer Heidebäuerin schicken? Sie, das verwöhnte Großstadtkind, das Fräulein mit den zarten Fingerchen und der possierlichen Verwechslung von Schaf und Ziege, Gras und Getreide?

So schwirren ihm im Kopfe Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne bunt durcheinander, und der Trubel seiner Seele stimmt nicht zu der Ruhe, mit der er durch die mondbelichtetete Landschaft wandert.

Leichter Nebel, schon um die Dämmerungsstunde eingefallen, schwebt über den Fluren. In florartigen Schwaden hebt

und ſenkt er ſich, ſchiebt er hin und her. Durch ſein dünnes Geſpinſt rieſeln und ſickern die ſeinen Strahlen des Mondes und erfüllen den Brodem mit kriſtallenem Glanz. Wie durch eine unendlich weite See watet der Wanderer, nur daß die Wallhecke längs der Stiege ihm einen ſicheren Weg vorzeichnet. An den Blättern der Haſelſträucher, der Hagebuttenbüſche, der Stechapfelbäumchen gleiten die Nebeltropfen ineinander, im blanken Zuſammenfluß Tauſende von winzigen Spiegeln des Mondſcheins bildend, ſo daß auch die Hecke keinen ganz dunkeln Strich durch die glänzende Heideſläche zieht. Hier und da aber trifft der Blick ſchwärzliche Inſeln in der ſchneeweißen See, das ſind Höfe und Kotten mit ihren Eichen- und Buchenkämpen. Kein Licht daraus her verrät das Leben hinter den niedrigen Wänden, denn zu dieſer Stunde liegen der Bauer, ſeine Familie und ſein Geſinde in geſegnetem Schlaf.

Der einſame Wanderer achtet der düſtern Hofſtätten nicht, auch nicht des Glanzes, der ihm unabläſſig entgegenſtrömt, das Geſicht blendet und die Augenlider herabzieht. Den ſorgenden, ſinnenden Geiſt befällt lindernde Mattigkeit, mechaniſch ſetzt ſich Fuß vor Fuß, taktmäßig wie der Pendel einer Uhr. Doch mit der Plötzlichkeit, die dieſe zum Stillſtand bringt, ſtockt nun auch der Schritt, Lambert fühlt ſich wie feſtgebannt am Fleck. Was hemmt ſeine Bewegung? Dicht vor ihm eine dunkle Wand.

Er hebt die ſchweren Augenlider und verſucht, das Hindernis genauer zu erkennen. Jetzt hat er die Sehſchärfe wiedergewonnen und mittlerweile die Klarheit des Denkens. Er wundert ſich darüber, an dieſer Stelle auf einen großen Hof zu ſtoßen. Ein breites Gebäude vorn, ein ſtattliches Wohnhaus mit mächtigem, ſtrohgedeckten Satteldach, auf der Giebelſpitze die aus dem Balkenholz herausgeſchnitzten Pferdeköpfe ſteil über dem großen Einfahrtstor. Lambert vermag jede Einzelheit zu unterſcheiden. Seitwärts des Hauſes der Schuppen und der dieſen weit überragende Speicher. Das Ganze umgibt ein waſſerhaltender Graben. Eine ſogenannte Waſſerburg iſt der Hof. Dahinter ein Baumkamp, reichlich ein paar Morgen groß.

Lambert ſteht hart am Grabenrand, dicht bei der Brücke, die zum Gehöft hinüberführt. Er würde ins Waſſer ſtürzen, wenn er den Fuß noch einen Schritt weiter vorſetzte. Doch er iſt dazu gar nicht imſtande. Die Adern ſind ihm wie mit Blei ausgegoſſen, die Muskeln wie gelähmt.

Seine Augen forſchen neugierig nach mehr. Da gewahrt er mäßigen Lichtſchein in den Fenſtern, in allen auf einmal. Das Haus iſt binnen ſämtlicher Wände erleuchtet. Und jetzt laſſen auch dieſe die Helle hindurch, ſo daß dem Blick nichts verborgen bleibt, kein Winkel, keine Ecke, kein Gerät in den einzelnen Räumen. Von Menſchen gleichwohl nichts zu ſehen. Bald jedoch erſcheint einer. Ein Mann, hemdsärmlig, offenbar der Hausherr, ſchreitet, in der Hand eine Laterne, langſam über die Diele. Ein jüngerer, rank und ſchlank gewachſener Mann von blaſſem Antlitz, mit ſtraffem, blonden Haar. Er geht von der Diele in die daneben befindlichen Ställe, klopft mit flacher Hand einem im Stehen ſchlafenden Gaul auf die Kruppe, leuchtet mit der Laterne über die liegenden Rinder, begibt ſich in ebenem Weiterſchreiten in die Stuben und Aufkammern, wo maſſige, hohe Schränke und eiſenbeſchlagene, gewölbte Truhen ſtehen, er ſteigt in den Keller hinab, wo er ſich prüfend umſchaut, und wandert durch die mit Heu und Stroh und ungedroſchenem Getreide angefüllten Scheunen, immer mit der Laterne, gefahrlos, aber Helligkeit verbreitend, die durch Stein und Staken, durch Holz und Wand dringt. Noch immer keine andere Menſchenſeele bemerkbar, nur der Herr, der ſeinen Beſitz beſichtigt.

Und dieſer Wirt des Hofes von ſchlanker Geſtalt mit gelbem Haupthaar und bleich von Farbe der Wangen iſt niemand anders als er, der ihn in ſeinem Herrſchaftstreiben belauſcht, er, Lambert Kleimann ſelbſt.

Mit Grauen betrachtet er ſein Ebenbild drüben in dem geſpenſtiſchen Licht. Die Haare ſtehen ihm zu Berge, kalter Schweiß bedeckt ſeine Stirn, er will rufen, doch die Stimme verſagt ihm, er will ſich zur Flucht wenden, aber die Füße ſind wie im Boden feſtgewurzelt, er vermag auch nicht ſeinen Sinn von der Erſcheinung ab auf anderes zu lenken, nur zu ſchauen iſt er imſtande und durch unwiderſtehliche Macht gezwungen.

Langſam verrinnen die Minuten. Auch das Maß der Zeit hat er verloren — da plötzlich, ſchnell wie das Hindernis vor ihm

aufgetaucht war, verschwindet es, im Nebel zerfließend. Er findet sich in der sicher gefügten Wirklichkeit wieder zurecht, er sieht vor sich freien Weg, da ist kein Graben mehr, kein Haus und Hof. Er untersucht seine Umgebung genauer und stellt fest, daß er sich auf der Stiege nach dem Rinkhof befindet, der noch mindestens tausend Schritte entfernt sein muß. Jetzt erspäht sein Auge weitab die matten Umrisse des Hofes und des dahinter liegenden Wäldchens. Und dennoch war vor wenig Augenblicken der Rinkhof dicht vor ihn gerückt, und in dem Hof, als dessen Wirt und Herrn, hatte er sich selbst gesehen!

Um das Grauen zu verjagen, betet Lambert ein paar Vaterunser und den englischen Gruß. Da wird ihm die Seele erleichtert, und er wendet sich zum Heimweg.

Wie höllischen Feuerbrand aber fühlt er das Mal, mit dem ihn in dieser Stunde das grausame Schicksal gezeichnet hat als einen vom gequälten Geschlecht der Spökenkieker. Und klar und kalt, wie der Mondschein über den Nebel streift, breitet sich über seine Gedanken die Gewißheit aus, daß der Spuk, dessen der Vorschauer gewahr wird, das Bild von dem ist, was sich mit unumstößlicher Folgerichtigkeit über kurz oder lang ereignen muß. —

Der Rinkhof, ein reiches, altes Anwesen, war Eigentum eines Mädchens, das ihn seit dreiviertel Jahren als Vatererbe besaß. Sie war gerade zwanzig und also noch für längere Zeit unter Vormundschaft. Von Gestalt stattlich und von reinem Schnitt der Gesichtszüge, den von dicken, goldgelben Zöpfen umkränzten Kopf stolz auf den Schultern tragend, war Franziska Rinkhof äußerlich das Muster einer Jungfrau von niedersächsischem Stamm. Dem Äußern entsprach das übrige Wesen. Man durfte ihre strengen Sitten, soweit sie sich bei ihren jungen Jahren hatten bewähren können, und ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit rühmen, sie war intelligent und nicht ganz ohne feinere Bildung, die sie in einem Kloster erhalten hatte. Solche Eigenschaften neben dem reichen Erbe lockten manchen Freier; doch solange sie noch um den Vater das Trauergewand trug, trat keiner werbend an sie heran. —

Als Lambert sich durch mehrtägige ermüdende Arbeit von dem unmittelbaren gewaltigen Eindruck der spukhaften Erscheinung auf sein Gemüt erholt hatte, zog es ihn mit Macht nach ihrer Örtlichkeit zurück. Er hatte selten Gelegenheit gehabt, den Rinkhof zu betreten oder in dessen nächste Nähe zu gelangen, und wenn er sich jetzt einredete, er dürfe genaue Bekanntschaft mit dem Bilde der Umgegend nicht weiter verabsäumen, so lag darin etwas von Selbsttäuschung, denn ihm haftete seit seiner Vision jede, auch die kleinste Einzelheit der Baulichkeiten und der Umgebung des Rinkhofs fest im Gedächtnis. Die Aussicht, die ihm die geschaute „Vorgeschichte“ bot, suchte er sich durch allerlei Seitensprünge aus dem Sinn zu schlagen, trotzdem fühlte er unablässig das Keimen und Sprießen des Wunsches nach Erfüllung in seinem Herzen.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als er so ohne wirklich gerechtfertigten Anlaß nach dem Rinkhof spazierte. Wo sich zwei Vizinalwege vor dem Hofe kreuzten, stand ein Kapellchen mit dem Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes. Lamberts Weg führte ihn von hinten an das von einer Linde überragte Mauerwerk. Dort blieb er stehen und konnte, vom Wohnhause aus unbemerkt, den Gegenstand, der seit Wochenfrist seinen Geist beschäftigte, gehörig in Augenschein nehmen. Bald entriß ihn leises Geräusch seiner Betrachtung. Auf der entgegengesetzten Seite der Kapelle, wo eine Bank zum Knien vor dem Heiligenbilde angebracht war, erhob sich jemand von stillem Gebet und wandte sich zum Weggehen. Lambert trat aus seinem Versteck hervor und stand unvermutet vor der Rinkhofwirtin.

Beide kannten sich aus neuerer Zeit ganz flüchtig von der Kirche her. Bevor er nach Düsseldorf gegangen, war sie noch Klosterschülerin gewesen und ihm wohl kaum jemals zu Gesicht gekommen. Als er sich jetzt so plötzlich der Herrin des Hofes gegenüber befand, den er soeben mit erfolglos verleugneter Sehnsucht gemustert hatte, geriet er in Verlegenheit und vergaß den schicklichen Gruß. Franziska, sein Erröten wahrnehmend, empfand selbst einige Verwirrung, faßte sich aber schnell und sprach den Nachbarsohn freundlich an. Es waren sehr gleichgültige Worte, die sie alsdann wechselten, und dennoch wurden sie in schnellem, warmem Verständnis einer unverkennbaren Gleichartigkeit und Übereinstimmung inne.

Nach kurzem Verweilen trennten sie sich unter dem üblichen Gruße: „Bis später!“ Ebensowenig wie Franziska dachte sich Lambert besonderes bei dieser Redensart, doch sein junger Wunsch nach Erfüllung des Vorgesichts seiner Herrschaft auf dem Rinkhof hatte soeben einen Genossen gefunden in dem herzlichen Wunsche nach baldiger Wiederbegegnung mit dem stolz und lieb zugleich ausschauenden Mädchen.

Die kleine Düsseldorferin, Traudchen Bellers, war auf einmal vergessen, aber die Erinnerung an sie kehrte schnell zurück und gleichzeitig das schwindende Pflichtgefühl sowie die häßliche Sorge um die Zukunft. Sollte der Glaube an das ausnahmslose Eintreffen des Geschauten nicht doch ein Irrwahn sein? Oder mußte sich unter allen Umständen der alltägliche regelmäßige Gang der Dinge durch die starke Phantasie der Leute vom gequälten Geschlecht aus seiner Bahn treiben lassen? Sollte die Entwicklungskraft einer Vision Recht und Sitte beherrschen dürfen? Alle seit der Vorzeit bekannt gewordenen Tatsachen sprachen für die Unfehlbarkeit der Vorgesichte, wie aber stimmte dies zu dem höchsten Willen und der Lenkung der irdischen Geschicke durch Gott und seine Heiligen?

Mit solchen Fragen zermarterte Lambert sein Gehirn und beschloß endlich, ruhig abzuwarten, was kommen würde, und sich mit Gleichmut in die Zukunft zu schicken, vorläufig aber als ein treuer Mensch nach der Möglichkeit eines Nestbaues für sich und seine Verlobte zu streben. Dann aber gab es wieder Augenblicke, Stunden, Tage, wo er im festen Vertrauen auf die den Auserwählten seines Volksstammes innewohnende untrügliche Hellsichtigkeit und in der Überzeugung, daß auch *sein* „zweites Gesicht“ binnen kürzerer oder längerer Frist zur Wirklichkeit werden müsse, das Bedürfnis fühlte, den Gang des Ereignisses zu beschleunigen, mit Vergangenheit und Gegenwart zu brechen, die sichere Zukunft so bald als möglich in ihr Recht einzusetzen. Sollte dies aber nur möglich sein, indem er die Rinkhofswirtin heiratete und sie ihm damit ihr Erbe zubrächte? Konnte das Schicksal nicht vorhaben, auf andre Weise, in später Zeit ihn zur Herrschaft über den Hof gelangen zu lassen? Es galt also zunächst, sich Gewißheit hierüber zu verschaffen. Mochte das landesübliche Orakel befragt werden!

Lambert entschloß sich demgemäß, für einen der nächsten Tage sich bei derjenigen, die vorläufig sein Geschick in der Hand hatte, zur Vespermahlzeit anzusagen. Würde sie ihm dann einen Pfannkuchen aus Weizenmehl backen, so durfte er sich nach heimischer Sitte als ihren Auserkorenen betrachten, ein Buchweizenkuchen hatte dieselbe Bedeutung wie anderswo ein Korb. Frisch gewagt, rief er sich zu, und ganz gewonnen!

Er hatte aber diesen Schritt nicht nötig. Sobald ihr Trauerjahr abgelaufen war, kam Franziska Rinkhof dem dreisten oder bescheidenen Anpochen aller etwa mit Freiersgedanken umgehenden jungen Männern zuvor und schickte ihren Vormund, der mit ihr, gleichfalls im Rahmen der Landessitte, darüber einverstanden war, daß sie sich selber einen wackeren Wirt auf den Hof erwählte, und sollte es auch einer sein, der nichts mit hineinbrächte, als Freiwerber, als „Friggemaker“ aus. Alsbald klopfte er an die Tür, die ihm Franziska bezeichnet hatte, an die des Kleimannschen Hauses. Sie hatte den Lambert schnell lieb gewonnen und hielt ihn für den würdigsten Nachfolger in den Besitz ihres abgeschiedenen Vaters.

Der Erwählte verwunderte sich über die Mitteilung des Friggemakers nicht im geringsten. Es mußte ja doch kommen, und wer das erste Wort gesprochen hatte, das war gleichgültig. Keinen Augenblick zögerte er mit der Erklärung des Einverständnisses, nur daß er mit bedächtigem Ernst, wie es gleichermaßen in seiner Art lag und der Brauch es heischte, in das Angebot einschlug, wobei er durchblicken ließ, daß er nicht ohne eigenen Wert sei und keinesfalls der Mann, der nach der reichen Heirat eiliges Verlangen trage.

Verlöbnis und Hochzeit folgten bald. Die kleine Düsseldorferin erhielt eine briefliche Absage, die Lambert mit seiner Vermögenslosigkeit von Hause aus und mit der geringen Aussicht, ihr ein befriedigendes Heim und Dasein bieten zu können, begründete. Er fügte ehrlich hinzu, daß ihm durch eine anderweitige Heirat Hoffnung auf ersprießliche Tatigkeit blühe, sie möge ihn vergessen und in dem Kreis, in dem sich ihr Leben entfaltet habe, glücklich werden.

Der Bruder Franz aber warf, ehe noch

Lambert auf seinen neuen Herrensitz übergesiedelt war, beim Mittagessen der vier Kleimänner die Frage auf, ob jetzt nicht der Jüngste die beiden Kleriker in der Heiligkeit überflügelt habe, „denn," meinte er, „Berthold von Regensburg, das weiß ich noch von Münster her, nennt die Ehe den heiligsten aller Orden. Was denkt Ihr, Vater, soll ich dem Lambert nacheifern und mich ebenfalls in diesen Orden aufnehmen lassen? Unser Hof hat auch mal wieder eine Meerfke nötig, und ich weiß in guten Häusern schmucke Wichter, deren keines mir einen Buchweizenkuchen auftischen wird, wenn mich nach dem Pfannekuchen aus feinerem Stoff verlangt."

„Das soll wohl sein!" erwiderte der alte Kleimann.

„Du sprichst mir aus dem Herzen," rief Lambert gleichzeitig. Und Xaver setzte bedächtig hinzu: „Auf dem Kleimannshof soll des Ältesten Nachkommenschaft weiter erben, Lamberts Geschlecht auf dem Rinkhof. Mir einäugigem Krüppel wird wohl kein Wicht, das ich möchte, den Weizenpfannekuchen backen." —

Nun war aus Lambert Kleimann, dem Knecht seines Vaters mit der Anwartschaft auf die Knechtsbank bei dem Bruder, der wehrhafte Lambert Schulte Rinkhof geworden. Diesen Namen führte er fortan nach dem bäuerlichen Recht des Münsterlandes. Ein weites, fruchtbares Arbeitsfeld lag jetzt vor ihm, von kleinlicher Misere des Lebens konnte keine Rede mehr sein, und ein schönes, braves, ihn liebendes Weib hatte er dazu. Jetzt durfte er ganz glücklich sein. Dennoch war er's nicht.

Die unselige „Plage" trug daran die Schuld. Seitdem er einmal einen Blick in die den Menschen von gewöhnlicher Art verschlossene Zukunft getan, wiederholte sich, wenn auch in weiten Abständen, der geheimnisvolle Vorgang. Seine Person zwar spielte fürder in den magischen Handlungen, die sich vor seinem Seherblick entwickelten, nicht mehr mit; auch seine Angehörigen blieben vom Auftreten darin verschont; der Vorhang lüftete sich ihm fortan allemal vor fernen Schicksalsmomenten der Nachbarn oder fremder Leute, was ihn nicht im entferntesten so erregte, wie das erstemal die Entschleierung eines Ausschnittes aus seinem eigenen künftigen Leben; es zwangen ihn seitdem auch weder Klugheit noch Scham, das gewonnene Wissen so heimlich zu hüten, wie vordem das ihn selbst betreffende, obwohl er aus zarter Rücksichtnahme niemand durch unliebsame Prophezeiung in Angst zu versetzen pflegte: aber der jeweilige Akt flößte ihm nachvibrierendes Entsetzen vor seiner mystischen Fähigkeit ein und gebar frische Furcht vor demnächstiger Vorgeschichte eigenen Unglücks, denn ein solches mußte doch das Gegenstück zu dem bereits erlebten Glücksfall bilden. Ein sich unaufhörlich erneuerndes Grauen blieb in seiner Seele wohnen.

Wenn sein Auge auf der ihm schnell ans Herz gewachsenen Gattin, dem schönen, guten, tüchtigen Weib, in Stolz und Wohlgefallen ruhte, dann trat wohl der häßliche Gedanke dazwischen: „Soll sie es sein, die Du bald einmal in Not und Gefahr, hinweggerissen von Deiner Seite oder in gemeinsamem Jammer und Elend mit Dir, vorschauen wirst?" Diese zudringliche Frage, das ewige Grübeln über Unheil und Mißwende begannen an seiner Manneskraft und seinem Mut zu zehren.

Spuk lockt Spuk heran, wie fröhliches Lachen weitere Lust. Zu dem unheimlichen Raunen der Plage in ihrer sozusagen gesetzmäßigen Weise gesellte sich, anders beschaffen und doch von derselben überzarten Besaitung der Seele herrührend, ein neuer Mißklang mit unendlicher Schwingung. Das war der Wahn, sein Treubruch gegen die erste Braut werde sich an dem Glück seiner Ehe rächen, auf einem Bunde, hinter dessen friedlichem Bild das Gespenst begangener Untreue stehe, könne kein Segen ruhen, seine Schuld werde er durch Liebesverödung büßen müssen.

Bald nach seiner Hochzeit hatte er in Erfahrung gebracht, daß Traudchen Bellers sich mit einem Beamten, einem nach Lebensstellung und Gesinnung durchaus zu ihr passenden Manne, verheiratet habe. Er durfte sich also sagen, daß er ihr durch seinen Abschied die Möglichkeit eines erfreulicheren Daseins verschafft hatte. Er brauchte nichts mehr zu bereuen und sich von seinem Gewissen keiner alten Schuld wegen mahnen zu lassen. Nichtsdestoweniger bedrückte ihn mit wachsender Schwere das Bewußtsein einer ungesühnten Verfehlung und schürte die schwellende Angst, daß sein Ehestand, in den doch er wie seine Frau

Sonnenflecken. Gemälde von Max Uth.

mit Hoffnung auf Glück und mit der Absicht, es zu verdienen, eingetreten war, der Liebelosigkeit verfallen müsse, gleichviel ob er diese oder jene Wendung eines solchen ungesegneten Daseins vorausschauen werde oder nicht. Er hatte das Wort Bertholds von Regensburg, das er einst von Bruder Franz vernommen, in der Erinnerung und legte es sich für seinen Fall nun dermaßen aus: „Ist die Ehe der heiligste aller Orden, fürwahr, dann darf kein Unheiliger in diese erhabene Gemeinschaft eintreten. Du aber hast es unter einem Wortbruch getan, deshalb wird Dir der heilige Orden seinen Frieden versagen. Wie und wann? Das wird die Zeit lehren, ganz gewiß wird sie es!"

Diese neue Spökenkiekerei trübte ihm den sonst klaren Blick. Er übersah das freundliche Schalten und Walten der Frau um ihn, den sie sich, des Bibelworts bewußt oder unbewußt, zu ihrem Herrn erkoren hatte. Ihm entging der heimliche Gruß ihrer hellen Augen. Er verstand nicht mehr das gelegentliche zarte Spiel der Linien ihres meist ernsthaft geschlossenen Mundes. Er sah sie ihre Hausfrauenpflichten mit derselben Strenge erfüllen, mit der er fleißig und in voller Hingabe an seinem Beruf schaffte, Erfolg an Erfolg knüpfend. Er empfand wohl die Dankbarkeit gegen den Mehrer ihrer ursprünglichen Habe und mochte sich nimmer genügen in der Rechtfertigung des Vertrauens, in dem sie ihn zum Lebensgefährten erwählt hatte. Daneben die stete Furcht vor dem Unsegen eines an Liebe verödenden Heims. Und als dann ein Jahr nach dem andern verstrich, ohne daß Kindeslächeln die mattgetönte Stimmung im Rinkhof verklärte, war er erst recht überzeugt von der Wesenhaftigkeit seiner Einbildung. „So macht Gewissen Feige aus uns allen" — den stillen nachdenklichen Sohn der ernsten Heide hatte es zum Spökenkieker gemacht in anderem Sinne, als er es ohnehin schon war.

Franziska fühlte längst, daß in dem ehelichen Konzert der volle, reine Jubelklang fehlte. Sie war sich für ihren Teil keines Mißgriffs bewußt, anderseits aber auch davon überzeugt, das Lambert in seinem Herzen einer anderen Göttin neben ihr nicht im entferntesten huldigte, und das war für sie die Hauptsache. Indessen ahnte sie, daß auf dem Instrument, das der Gatte spielte, irgend eine besonders empfindliche Saite überspannt sein mußte. Dagegen fand sie kein Mittel und stellte daher geduldig der Zeit die Besserung anheim. Wie schon erwähnt, hatte er aus leicht verständlicher Ursache von seiner ersten Vision nichts verlauten lassen. Nur seiner Frau hatte er kurz vor der Hochzeit das Geheimnis seiner Plage verraten. Sie sollte erfahren, daß ihre Werbung um ihn nicht Sache eigenen plötzlichen Entschlusses, sondern ein ihm schon vorher bekannt gewordenes Gebot höherer Macht gewesen sei. Franziska, ein echtes Kind ihres Volkes, fand sich mit jener Besonderheit ihres Mannes unschwer ab, wußte sie doch, daß solche Vorschauer häufiger, als in der großen Welt offenkundig war, unter ihren Landsleuten existierten. Wie sie alle diese Gequälten, so bemitleidete sie auch ihren Mann deswegen herzlich, obschon äußerer Anlaß dazu nur selten eintrat, weil Lambert möglichst vermied, sich von ihr in einem Zustand ertappen zu lassen, aus dem sie vermuten konnte, daß er wieder einmal hinter den Schleier der Zukunft habe blicken müssen. Den Spuk, der sonst noch seine Seele marterte, verheimlichte er erst recht.

Wenn nun auch, wie bereits gesagt, vorwiegend eine gedämpfte Stimmung im Hause herrschte, so lebten die Schultenleute doch keineswegs zwieträchtig und übellaunig beisammen. Vielmehr erwiesen sie sich gegenseitig alle Liebe, deren sie bei der Herbigkeit ihres Wesens, der Mann überdies bei dem Versunkensein in peinigenden Irrwahn und die Frau bei zarter Scheu vor irgendwelchem Anstoßen, fähig waren.

In die Außenwelt drang am allerwenigsten etwas von dem Seelenleid des Ehepaars. Einer der Nachbarn, auch ein Nachdenklicher, prägte die allgemeine Ansicht in die Form „Schulte Rinkhof und seine Meerske tragen das Glück in der Tasche und im Herzen". —

Als sie so an die vier Jahre mit einander gehaust hatten, traf es sich, daß sie von einer Maiandacht in der Dorfkirche zu Fuß heimkehrten. Aus irgendwelchem Grunde hatten die Pferde geschont werden müssen. Die Sonne war schon hinunter, aber die Luft noch warm und mild. Der Weg, eine uralte Königsstraße vom Rhein nach der Weser, führte durch tellerflaches Land an

einem kleinen halbkugelrunden Hügel vorbei. Es war ein künstlich aufgeschütteter, auf dem vor Zeiten ein Freistuhl der Vehme gestanden hatte. Der kahle ausgehöhlte Stamm einer Linde war noch als Zeuge längst vergangener Herrlichkeit übrig. Jetzt hatte der Besitzer von Grund und Boden, ein wohldenkender Bauer aus dem Dorf, neben dem Baum eine Bank zum gemeinen Besten der den Weg benutzenden Wanderer zurecht gezimmert.

Die Schultenfrau bat um kurze Rast und nahm mit dem Gatten schweigsam Platz auf der Bank. Sie faltete die Hände im Schoß und wiederholte sich still ein Lied, das in der Kirche gesungen worden war:

„Maria, breit' den Mantel aus,
Mach' Schirm und Schild für uns daraus,
Laß uns darunter sicher stehn,
Bis alle Stürm' vorübergehn!
Patronin voller Güte,
Uns allezeit behüte!"

Lambert, von Wirtschaftsgedanken erfüllt, hielt das Gesicht unwillkürlich nach dem Rinkhof gerichtet. Zu sehen war von diesem nichts wegen der tiefen Dämmerung und der Entfernung. Auf einmal bemerkte er etwas Außerordentliches. Matter Feuerschein umspielte die Stelle, wo der Hof liegen mußte.

Er riß die Augen weit auf und erhob sich mit jähem Ruck vom Sitz. Jetzt sah er eine furchtbare Glut emporsteigen — der Rinkhof stand in Flammen.

Sein schreckhaftes Gebaren hatte die Frau mit hochgerissen. Sie folgte entsetzt der Richtung seiner Blicke, vermochte jedoch nichts zu sehen, was ihn so erregen konnte.

„Lambert, was ist?" fragte sie ängstlich, die Hand auf seinen Arm legend. Er aber schwieg und rührte sich nicht.

„Um Gottes und der lieben Heiligen will, was ist?" rief sie zum zweitenmal.

Doch er stand wie verstummt und versteinert und starrte in die Ferne.

„Lambert, mein Lambert, komm zu Dir!" bat sie mit weicher Stimme und versuchte, ihn auf die Bank niederzuziehen. Sie berührte, indem sie ihm den Arm um die Schulter legte, sein Gesicht und fühlte kalten Schweiß darauf. Nun holte sie ihr Taschentuch hervor und wischte ihm behutsam über Stirn und Augen. Da wich die Starrheit aus seinem Blick und von seinen Gliedern, und er ließ sich langsam in ihren Armen auf die Bank gleiten. Dann fand er auch die Sprache wieder.

„Der Rinkhof brennt! Unser Hof, Franziska!" stöhnte er.

„Jesus, Maria, Josef!" schrie die Frau und wandte das Angesicht nach der Gegend von Haus und Hof. Aber sie sah nichts von Feuer.

„Alles finster! Lambert — Du träumst! — O mein Lambert!" setzte sie hinzu in schneller Erkenntnis, daß ihn die Plage befallen hatte.

Und ihm selber war's nicht minder verhohlen.

„Heut noch nicht," sagte er leise, „doch ich hab' den Brand geschaut und weiß, was uns droht."

Bekümmert gingen sie heim. Nach einer halben Stunde standen sie vor dem Rinkhof. Friedlich guckte er heraus aus seinem Kragen von wetterharten Eichen mit dem blanken Saum des Wassergrabens. Hinter den Fenstern der Diele brannte die Talgkerze, um die das Gesinde zum Abendbrot saß. Am schwarzen Strohdach glänzten die silbergrauen Giebelsparren, an denen das Licht des eben aufgegangenen Mondes bis zu den Pferdeköpfen hinaufkroch. Der Schulte beobachtete ein Weilchen den Schein und wandte sich bei einer plötzlichen Vorstellung schnell ab.

„Sieh doch, Franziska!" sagte er dann. „Wie jetzt die weiße Unschuld auf den Balken tanzt, wird's ein andermal der rote Hahn tun. Das ist gewiß. Ungewiß ist nur der Tag."

„O Lambert!" beruhigte ihn die Frau, seine Hand fassend. „Gott und die lieben Heiligen werden uns beschützen, und die gebenedeite Jungfrau wird ihren Mantel ausbreiten, uns zum Schirm und Schilde. Nun komm ins Haus und laß die schrecklichen Gedanken draußen."

Sie hatte gut reden. „Ich weiß, was ich weiß," war sein Wort, und in diesem Wissen stand er fest, wie im Glauben an Gott und die heiligen Dinge. Daher ging eine traurige Wandlung mit ihm vor. Das Leid seiner Seele steigerte sich bis zum Unerträglichen. Täglich und stündlich überkam ihn die helle Angst vor dem gewissen Untergang von Haus und Habe, und wenn er sich auch immer wieder mit dem Ge-

danken, gegen Feuerschaden hinreichend versichert zu sein, beruhigte, vor der glühenden Vorstellung der entfesselten, sein Heim zerstörenden Macht des wilden Elements verblich der armselige Gedanke an Entschädigung. Was wollte die überhaupt besagen? Der gemeine Wert von Holz und Stein, von Hausrat und geernteter Frucht mochte ihm wohl ersetzt werden, wer aber konnte ihm und der Tochter aus diesem Hause das Bild der alten Eichen, wenn der feurige Feind es vernichtet hatte, wiederherstellen, wer das Haus in dem traulichen Altersschimmer, den es während der Dauer von vielen Generationen zu eigen erhalten hatte, wiederaufbauen, wer konnte die Erinnerungen, die an Hunderten von Stücken ererbter und dazu erworbener Habe hafteten und mit deren Untergang verlöschen, dem pietätvollen Schadenträger erneuern?

All das Leid, das noch im Schoß der Zukunft lag, schlug jetzt schon den Sohn des gequälten Geschlechts und machte ihn zum Schattenbild seiner selbst.

Auch Franziska war von seiner neuen Angst angesteckt. Keiner Menschenseele vertrauten beide an, was Lambert gesehen hatte, was er und die Frau mit ihm befürchtete. Dazu bei ihm die alte, ihr uneingestandene Sorge, die er weiter in verschwiegener Brust nährte und dann — nah und näher trat an ihn die Versuchung heran, dem Schicksal diesmal, wie er's schon einmal vorgehabt hatte, den Weg zu verkürzen. Auch diesen Quälgeist mußte er vor der aufmerksamen Teilhaberin seiner Sorge verbergen. Männlich und christlich wehrte er sich gegen die Versuchung und er blieb Sieger auf diesem Plan. „Was kommen soll, kommt doch wohl noch früh genug," tröstete er sich schließlich.

Stärker als Franziskas Furcht vor dem drohenden Ereignis wuchs ihr Mitleid mit dem Mann. Indessen entkeimte ihrer Besorgnis ein Heilkräutlein, das schnell und kräftig gedieh. Wenn sie ihren Lambert jetzt in seinem unsteten Treiben sah, in Gedanken, die ihm tiefe Furchen in die Stirn gruben, dann wußte sie doch wenigstens, was ihm fehlte — wenn auch nicht alles — und in welchem Sinne sie ihm freundlich zusprechen durfte. Jetzt konnte sie ihm doch liebevolles Verständnis seiner Gemütsverfassung zeigen. Geschickt, wie ein Arzt und zart, wie ein Seelsorger sein soll, tat sie es und fand auch bald einigen Lohn dafür. Mit Freude nahm sie wahr, wie ihn ihre Teilnahme erleichterte und wie dankbar er dies empfand. Viel und schön reden ist nicht die Sache der tapferen Kinder der münsterländischen Heide, aber scharf, gleich ihren leiblichen Augen, sind auch bei normalen Naturen, wie Franziska Rinkhof eine war, die Augen der Seele. —

Dennoch blieben düstere Wolken über dem Hause hängen. Der Sonnenschein, der sich neuerdings bemühte, durchzubrechen, hatte allzuwenig Kraft. Zumal Lambert wandelte da, wo die Schatten am tiefsten waren. Ein Spuk löste bei ihm unschichtig den andern ab. Er bestrebte sich, die immer wiederkehrende, mit ihrem Gegenstand fortwährend wechselnde Angst durch gesteigerte Arbeitsleistung zu betäuben, doch hinfällig und zum Erbarmen elend ward er dabei.

„O wenn die Geschichte nur erst vorbei wäre!" klagte er einmal der Frau, als sie den Gebeugten aufzurichten versuchte. „Diese Ungewißheit, wann es kommen wird, was da kommen soll und muß, frißt mir an meiner Kraft. Erst wenn's geschehen ist, werd' ich wieder Ruhe haben."

„Die heiligste Jungfrau gebe es!" setzte Franziska hinzu. Sie glaubte schon lange nicht mehr daran, daß die Heiligen das Unglück vom Hofe abwenden würden, und teilte ehrlich die Sehnsucht des Gatten nach dem Ende der Angst. —

Über Jahr und Tag währte diese nun schon. Mitte Juni mußte Lambert nach Düsseldorf zu einer vierwöchigen Landwehrübung. Wirtschaftsangelegenheiten für die nächste Zeit brauchte er mit der Frau nicht viel zu beraten, denn sie wußte selbst Bescheid genug. Einiges band er ihr dennoch auf die Seele, besonders auch, daß sie die zum 1. Juli ablaufende Feuerversicherung nicht zu prolongieren vergessen möge, der Agent werde sich nächster Tage einfinden, und dann sollte sie die Sache in Richtigkeit bringen.

Getrost reiste er zu der aufmunternden Tätigkeit ab, die ihm Zerstreuung der übeln Gedanken in Aussicht stellte und für die Zeit der Dienstleistung wirklich verschaffte. Der jungen Strohwitwe blühten inzwischen weniger Rosen. Nicht gerade Last der

Wirtschaft, aber Sorge um den Mann drückte sie und nahm während seiner Abwesenheit gleichzeitig zu auf dem Nährboden der Unsicherheit über seinen Zustand. Nun sie ihn nicht zu pflegen hatte, konnte sie sich der eigenen Sehnsucht nach dem endlichen Eintreffen des Unheils nicht erwehren. Mit demselben schreckenslüsternen Verlangen erhob sie sich früh vom Lager und legte sich abends zur spärlichen Ruhe nieder, nachdem es tagsüber all ihr Denken mit seinem Gift durchflößt hatte.

Mitte Juli kehrte Lambert zurück. Wie ein Sieger und Held, der aus der Schlacht kommt, nicht wie ein bescheidener, in den Urlaubsstand wandernder Landwehrmann ward er begrüßt mit Ehrenpforte und Fahnenschmuck. Aber beides von grausiger Pracht. Funkensprühende, goldig glimmende Balken bildeten den Triumpbogen, dunkelrote Glut schwenkte der Wind gleich einer purpurnen Fahne. Der Rinkhof stand in hellen Flammen, die Lohe der brennenden Strohdächer flog himmelan, Mauern und Gebälke stürzten als Kohlen- und Aschenhaufen in sich zusammen.

Diesmal war's kein Vorgesicht. Diesmal war's vorgeschaute Geschichte selber.

Als Lambert erschien, hatte das furchtbare Element sein Werk verrichtet. Infolge langer Dürre war dem Feuer nicht anzukommen gewesen. Nichts hatte man retten können als das Vieh, das rechtzeitig aus den Ställen getrieben worden war. Der Schulte vermochte den Verlust schnell ziemlich genau zu schätzen. Trotz der Versicherung war der Schaden nicht gering. Nichtsdestoweniger hatte Lambert die Empfindung eines langersehnten großen Glücksgewinns. Das las ihm Franziska von den Augen ab, als er sie mit festem Händedruck begrüßte, und diese Wahrnehmung befreite auch ihre Seele von einer schweren Last, die bis zum Augenblick des Wiedersehens darauf gewuchtet hatte.

„Jetzt, Lambert, heißt es mit frohem Mut wieder aufbauen! Du hast doch Lust? Und ich helf' Dir nach meinen Kräften, Liebster."

Der Mann schaute ihr verwundert ins Antlitz. Fast unnatürliche Fröhlichkeit strahlte ihm entgegen. Er versenkte sich in ihre Augen. Wie erschreckt zuckte sie zusammen und schloß die Lider, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann öffnete sie sie wieder und ließ dem Mann unverkennbaren Abglanz von Seelenheiterkeit sehen. Es deuchte ihm, als gewahre er den Widerschein von Güte, Treue und Stärke. Und dieses Licht schuf plötzlich Klarheit in seinem wahnerfüllten Geist. Güte — Treue — Stärke! Solche Eigenschaften, im Herzen und Wesen der geliebten Frau vereint, boten doch wahrhaftig die volle Gewähr dauernden Glücks und bildeten den sichersten Schutz gegen die gefürchtete Verödung des ehelichen Lebens! Sollte ihm mit der Angst vor der ungewissen Stunde der Feuersbrunst auch die Sorge um den ungewissen Frieden und Segen des sakramentalen Bundes verronnen sein? War der Fluch der Liebelosigkeit seines Heims, vor dem er eh und je gebangt, ein leerer Wahn gewesen, da er doch sah, wie mutig und treu, wie herzensheiter die Frau auch im Unglück zu ihm stand?

Beider Seelen waren nun auf denselben reinen Jubelton gestimmt. Die überspannte Saite beim Mann hatte sich zurecht gezogen. —

Von einem zum Rinkhof gehörigen verpachteten Kotten aus sollte der Wiederaufbau in Angriff genommen werden. Als die Schultenleute sich in ihrer einstweiligen Herberge befanden, fragte Lambert seine Frau, ob sie die Versicherung auch rechtzeitig erneuert habe?

Sie antwortete kurz: „Nein! Gott sei Dank, nein! Nun dürfen wir ganz aus eigner Kraft von vorn anfangen."

Bei Lambert regte sich wohl im ersten Augenblick das Bedürfnis nach Erläuterung dieser dunkeln Rede, aber er unterdrückte es in der beseligenden Erkenntnis, daß ihm diese Frau in der einen Stunde des Unglücks vertrauter geworden war, als in zweitausend Tagen satter Existenz. —

Nun verdoppelte sich die Regsamkeit auf dem Gut. Von der Hofstätte wurde, nachdem gerichtliche Lokalbesichtigung und sonstige Ermittelungen nicht den geringsten Anhalt für ein Verbrechen und etwaige Täterschaft ergeben hatten, der Brandschutt hinweggeräumt. Steine und Bauholz wurden angefahren, Maurer und Zimmerleute waren geschäftig bemüht, zunächst den Speicher für die diesjährige Ernte fertig zu stellen, denn auf den Feldern rüstete man

ſich zum Mähen der reif gewordenen Winterſaat.

Dieweil erhielt Lambert eine tüchtige Stütze an ſeinem Bruder Xaver. Auf dem Kleimannshof ſaß, nachdem der alte „Bennatz“ ſchon vor Jahren das Zeitliche gefegnet hatte, Franz als Wirt. Dieſer war, ſein noch während Lamberts Bräutigamſtandes angekündigtes Vorhaben alsbald ausführend, auf Brautſchau gegangen und in einem reſpektabeln Hauſe beim üblichen Werbungsorakel mit lockeren Weizenpfannekuchen beehrt worden. Das „Wicht“ paßte vorzüglich für den Keimannshof, nach der Hochzeit aber entwickelte die junge Frau kräftigere Herrſchaftsfähigkeiten, als die Wirtſchaft verlangte und der Mann verdiente. Im übrigen war es eine gute Ehe geworden, in der zur rechten Zeit ein Sprößling nach dem andern eintraf.

„Du kannſt mich hier wohl für ein paar Wochen gebrauchen, Lambert,“ ſagte Xaver, als er nach Begrüßung des Bruders und der Schwägerin mit jenem allein war. „Eigentlich müßt' ich gerade jetzt wohl auf dem Kleimannshof ſein, auf den ich hingehöre, aber Franzens Meerſke, Du haſt ſie ja auch ſchon zur Genüge kennen gelernt, ſpielt ſich 'mal wieder allmächtig als Bombardier auf, was mir perſönlich gegen Kontrakt und Behagen geht. Da hab' ich mir denn ein bißchen Urlaub genommen und will Dir an die Hand gehen, gleichviel ob beim Bau oder draußen auf dem Feld. Ich tu's gern. Wenn mich der Rinkhof braucht, bin ich da. Zumal jetzt hab' ich heilen Spaß dran, wo ich ſo fröhliche Geſichter ſeh', wie Deins und Deiner Frau ihres, trotz des großen Malörs. Mein — ne! Was ein Pech! Der ſchöne Hof — und nicht einmal verſichert! Das war ein unweiſer Streich. Aber daß Du ſo ſchnell die Scharte auswetzen kannſt — Kerl, Du mußt doch mächtig in der Wehr ſitzen!“ —

Nach der Frühjahrsbeſtellung ſiedelten die Schultenleute in den ſtattlich geratenen Neubau über. Mit ihnen ſchien ſeit dem Brande der Seelenfriede Hand in Hand zu wandeln. Dem aufmerkſamen Beobachter wäre indeſſen ebenſowenig, wie Lamberts Beſſerung, eine allmähliche unvorteilhafte Änderung in Franziskas Weſen entgangen. Ihre Friſche nahm ab, das bei aller Sanftheit ſichere Auftreten ging hin und wieder verloren, ihre feſte Haltung wich gelegentlich nervöſer Unraſt, ſtatt der ſonſtigen gemeſſenen Freundlichkeit zeigte ſie ab und zu eine etwas erzwungene Luſtigkeit, lauter mißliche Symptome, die nicht ſcharf und grell zum Vorſchein kamen und ſich dennoch immer deutlicher bemerkbar machten. Auch dem Gatten entgingen ſie nicht, obſchon die neue Glücksſtimmung ſeinen Spürſinn ein wenig abgeſtumpft hatte. Beſorgt fragte er die Frau, ob ſie ſich leidend fühle. Sie verneinte es haſtig und nahm ſich fortan zuſammen, den Anſchein früherer Stetigkeit und unverlorener Friſche weiter zu erwecken. Es gelang ihr auch ziemlich, wenigſtens bei Tage.

Aber nachts, im Schlaf, wenn der Wille zügellos geworden war, dann verriet ſie den wahren Zuſtand. Was ſie ehedem nie getan, jetzt träumte ſie oft laut, unverſtändliche oder mehr oder minder verſtändliche Worte ausſtoßend, meiſtens ſolche aus Gebeten der Konfeſſion. Sie fuhr erſchreckt vom Kiſſen empor und wälzte ſich unruhig hin und her, bevor ſie abermals den Schlummer fand.

Lambert war nicht ſelten ſtiller Zeuge davon, bald ein ſchlaftrunkener, bald ein wacher. Mitunter entriß er wohl auch die Träumende durch Anrufen oder durch Berühren ihrer Schulter der unbehaglichen Sinnesberückung. Doch weil ſie es offenbar ſo wollte, vermied er's, ſich über ſolche Wahrnehmungen gegen ſie zu äußern. Überdies glaubte er infolge der ſtrengen Abweiſung ſeiner Beſorgnis, daß es ſich um bedeutungsloſe Erſcheinungen handle. Auf den Inhalt der von der Träumenden geſtammelten Sätze hatte er wenig geachtet, hauptſächlich weil er dabei gewöhnlich ſelbſt erſt erwachte. Wie bereits erwähnt, beſtand, was er vernahm, häufig aus frommen Zitaten. Einmal aber erlebte er eine derartige Szene in deutlichem Zuſammenhang und fürchterlicher Klarheit.

Mit Wirtſchaftsrechnungen beſchäftigt, war er noch lange aufgeblieben, nachdem die Frau ſich in der Nebenſtube zu Bett begeben hatte. Plötzlich erſchreckte ihn ein gellender Schrei der wiederum Traumbefallenen. Er ſprang vom Stuhl auf, um ſie zu wecken, blieb aber auf der Türſchwelle wie gebannt ſtehen, als er ſie in dem ſpär-

lichen Licht, das von dem einen ins andre Zimmer fiel, aufrecht im Bett sitzend gewahrte und mit ruhiger, doch tagfremder, lebensarmer Stimme die Verse aus dem Beichtpsalm sprechen hörte:

„Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner großen Barmherzigkeit!

Und nach der Menge Deiner Erbarmungen tilge meine Missetat!

Mehr und mehr wasche mich von meiner Ungerechtigkeit, und von meiner Sünde reinige mich!

Denn meine Missetat erkenne ich, und meine Sünde steht vor mir alle Zeit."

Dann schwieg sie. Lambert hatte bei den ihm aus der Beichte vertrauten Worten unwillkürlich die Hände gefaltet und betete leise mit.

Nach einem Weilchen nahm sie ihre Rede wieder auf, jedoch die Worte waren nicht zu verstehen. Dann entrang sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer, der nach Befreiung klang. Aber gleich darauf schmerzliches Stöhnen und Wimmern: „O, o, Herr Pfarrer, ehrwürdiger Vater — meine Missetat!"

Und dann ein schriller Schrei: „Feuer!"

Wie ein langsam ersterbendes Echo wiederholte der Ruf sich noch dreimal auf matter Lippe.

Entsetzt stürzte Lambert an die Seite der Frau: „Franziska, fasse Dich! Es ist ja alles gut, Franziska!"

Er sah, wie sie hart in das Kissen zurückfiel und verstand die Worte, die sie aus fast bewegungslosem Munde flüsterte; „Üb' Gnade, Herr, in Deiner Huld!"

Er kannte auch diesen Vers, der ihm im gegenwärtigen Augenblick aus eigener innerster Seele entgegentönte. Franziska, sein frommes Weib, lechzte nach der Gnade Gottes, denn sie — blitzesschnell hatte ihr Geheimnis sich ihm entblößt — sie hatte vollführt, wozu ihn selber mehr als einmal Frevelmut gedrängt, sie hatte das Ereignis, das er in qualvoller Stunde vorgeschaut, mit starker Hand beschleunigt, sie hatte den Rinkhof angezündet!

Grauen packte ihn. Das Licht vom Türspalt her zeigte ihm ihr bleiches Angesicht, bleich wie das Linnen, auf dem ihr Haupt ruhte, langsam wich die schmerzliche Verzerrung der sonst so ebenen Züge. Hier lag sein höchstes Glück und sein herbstes Leid.

Mit brutaler Eindringlichkeit nahm ihn der Gedanke in Beschlag: ‚Wenn Du nicht einer vom gequälten Geschlecht wärst, so hätte Deine Frau nimmer den Frevel begangen, Du hast ihr den Weg dazu gewiesen; aus Treue ist sie ihn gegangen, die Ärmste, die nicht minder gequälte Seele.'

Tränen waren ihm in die Augen getreten, er wischte sie mit der Hand weg, um das blasse Antlitz weiter zu betrachten. Auf einmal fiel ihm etwas ein, das ein schwermütiges Lächeln auf sein Gesicht lockte: Nicht vergessen hatte sie damals die Neuversicherung des Gutes, sondern absichtlich unterlassen, auf daß niemand durch ihre Tat geschädigt werde.

„Die Brandstifterin!" murmelte er halblaut. Zugleich erfaßte er die Hand der Schläferin und drückte einen langen Kuß darauf. —

Von Stund' an war Lambert wieder ins Elend verstoßen. Nun wußte er seinen alten Glauben, daß Unsegen seinem Ehestand zuteil werden müsse, bewahrheitet. Nun war ihm die langverjährte Untreue zum ewigen Fluch für den Bund mit dem treugeliebten Weibe geworden und diesem selbst zum düsteren Verhängnis. Weil sie des Gatten Angst vor dem drohenden Unglück mitgefühlt hatte und ihn von dieser Angst zu befreien gewillt gewesen, war sie zur Verbrecherin geworden. Aus Liebe zu ihm, aus mißverstandenem Gebot ehelicher Treue in allen Stücken. Und er trug die Schuld, er, seine Ahnen, deren Erbteil seine Plage war, und der, der in sein Geschlecht in Urzeiten das Saatkorn dazu gelegt hatte. Was war ein solches Schicksal wert? Gott mochte es wissen, der arme Mensch hatte es geduldig zu ertragen.

Und in Geduld und in Mitleid füreinander, denn Franziskas Blick entging nicht das aufgebrochene Leidensmal auf Lamberts Stirn, und in stiller, gütiger Liebe gingen die beiden weiter durch ihre Tage. Dann aber schlug die Stunde, in der die Plage selber ihnen Erlösung verhieß. —

Wieder war es nächtliche Zeit. Lambert erwachte von einem dumpfen Geräusch. Es wurde auf der Diele gehämmert und klang, als triebe man Nägel in hohl liegende Bretter. Er sprang aus dem Bett, um nach der Ursache des Lärms zu sehen.

Wie er ſich dem Fenſter zuwendet, leuchtet ihm fahler Glaſt von draußen entgegen. Mondſchein kann's nicht ſein, denn es iſt in der Neumondswoche, auch Morgendämmerung nicht, denn er fühlt, daß er erſt vor kurzem zur Ruh gegangen iſt. Barfüßig und im Hemde tritt er ans Fenſter und ſchaut auf den freien Platz zwiſchen Haustür und Brückenpforte. Auf der Diele haben die Schläge aufgehört, dagegen dringt gedämpftes Stimmengewirr von dort her an ſein Ohr. Dann treten ſchwarz gekleidete Männer und Weiber aus dem Hauſe, das Geſinde des Rinkhofs. Ihnen folgt Xaver Kleimann, gleichfalls in Trauerkleidung. Er reiht die Leute zum regelrechten Zuge. Nun tragen Nachbarn des Hofes — Lambert erkennt ſie ſofort — einen ſchweren Sarg hinaus. Den heimlichen Zuſchauer überläuft es eiskalt. Jetzt kommt ein zweiter Sarg. Der Schulte fällt an der Fenſterbank auf die Knie, er hängt mit den Augen an dem ernſten Schauſpiel und entdeckt jetzt den Pfarrer im Ornat und Miniſtranten mit zepterſtieligen Laternen. Bruder Xaver ordnet weiter den Zug. Hat er nicht einmal geſagt: „Wenn der Rinkhof mich braucht, bin ich da?!“ Heut iſt er da, der künftige Teſtamentserbe der kinderloſen Schultenleute. Heut beſorgt er ihnen das letzte Geleite.

„Gott ſei Dank!“ ſpricht der kniende Mann, „ſie bringen den Schulte Rinkhof in derſelben Stunde zu Grabe, Franziska, wie Dich. Aber wann wird's ſein? Nicht gar lange mehr, denn der Xaver ſieht dann noch aus wie heute. Großer Gott im Himmel, ich danke Dir, gebenedeit ſei Dein Name in alle Ewigkeit! Amen!“

Der Spuk iſt zerronnen. Lambert erhebt ſich und tritt an das Lager der Frau. In der natürlichen Dunkelheit vermag er ſie nicht zu ſehen, aber er hört ihre Atemzüge. Sie ſind ruhig, nur einmal, ein paar Sekunden lang, ſteigern ſie ſich zu peinvollem Seufzer.

‚Armes Weib,‘ denkt Lambert, ‚Du haſt an meiner Seite den irdiſchen Frieden verloren, der Herrgott in ſeiner Güte, der uns gemeinſam aus dieſer Welt des Leidens abberufen wird, richte Dich mild im Jenſeits. Und ſolange wir hier noch Gäſte ſind, wollen wir nicht ablaſſen von Lieb' und Treue.‘

Ich erzähle . . .

Vieltürmig glänzte eine ſtolze Stadt,
Wir ſahen einen Wald von Maſten ragen,
Und Reih an Reih im grauen Dämmer lagen
Die hohen Schiffe ſegelmatt . . .
Doch Sonnengold gab ihnen neues Leben.
Breit lag der Strom. Das Ufer grüßte her.
Wir ſahen Land und Himmel ſich verweben
Im fernen Nebelflor. Wir ſahn das Meer!

Das war wie Märchen — Farbenmelodien!
Ein Wechſelſpiel von Glimmer, Rauſch und Glanz:
Die Wolken, die wie Heeresſäulen ziehn
Und mit gebauſchten, weißen Fahnen prunken —
Und unter uns, von Sonnengluten trunken,
Der ſchaumgekrönten Wogen kecker Tanz!

Es war ein Lachen. Tief in tiefſter Bruſt.
So innig treu. Getaucht in Licht und Luft.
Das iſt doch Leben! Und ein Sonnentag,
Der ſo in reinſtem Golde flutet,
Wie ihn das Jahr nur einmal ſchenken mag —
Ein Tag, an dem der Sommer ſich verblutet! . . .

Der Dampfer bebte. Schnurgrad ging ſein Lauf.
Sprühtropfen trieb der Wind zu mir herauf,
Wie Diamanten rund und hell und klar.
Schaumwellen folgten wie ein Zug von Schwänen.
Wir ſahen —
Doch was iſt Dir?! . . Tränen?!
Als ob ein Tröpfchen Gift im Worte war?! —

So tat ich Dir denn weh? . . Und glaubte ſchon,
Dein kleines Herz verſchenke Dank zum Lohn! —
Ich wollte köſtlich doch vor Dir erbauen
Mein ganzes Glück mit ſeinem Zauberbann . . .
Gewiß! Gewiß! Du ſollſt es auch noch ſchauen!
Das ſind nur Jahre, Kind! . . Nur Jahre! . .
Wer weiß, wann?! —

Julius Berſtl.

Gedichte.

Von Frida Schanz.

Der Brief.

Wie Flügelstaub lag es auf Deinem Brief. —
Nur schlichte Worte. Doch darin ein Beben
Der Seele, so unsagbar zart und tief!

Der Südwind hab die weißen Blätter eben,
Da war's, als ob ein Zittern sie durchlief,
Ein Zittern, wie von eignem innrem Leben.
Und leuchtend lagen sie dann wieder still, —
wie Schwingen
Von sonnenfrohen weißen Schmetterlingen.

Sommerabend.

Wie stehn nun die großen, stolzen
Rosen so zart am Strauch!
Das Abendrot ist verschmolzen
Zu silbergoldenem Hauch.

Des Tages Lärm ist verronnen
Zu hallender Feierruh.
Die Bäche gehn wie versonnen
Dem dämmernden Strome zu.

Die Sterne sind wach geworden.
Kühl weht's von der Gräser Tau.
Von der Wälder schwarzdunklen Borden
Schleppt's wie duftiges Schleierblau.

Taubenflug.

Und es geht ein alter süßer
Glauben; —
Und die blasse Frau nahm ihn zu
eigen —:
Kinderseelen können sich als Tauben,
Weiße Tauben, ihren Müttern zeigen.

Selig nun durchblitzt es oft die Arme
Bei der Tauben Flug im Sonnenscheine,
Und sie sucht in jedem bunten
Schwarme
Eine weiße, eine weiche, kleine.

In den schillernden, den braunen, grauen,
Sieht sie gute treue Hüterinnen.
Lange kann sie stehn, wenn hoch im Blauen
Tauben schwirren, — stehn und sinnen, — sinnen!

Pariserin. Porträtzeichnung von H. Fenner-Behmer.

Abb. 1. Der Königliche Palaſt zu Neapel (Domenico Fontana). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Italieniſche Königsſchlöſſer.

Von W. Hörſtel.

Seit der Einigung der italieniſchen Staaten unter Savoyens Kreuz dehnen ſich die italieniſchen Königsſchlöſſer von den Alpen bis Palermo, vom Mittelmeer bis zur Adria aus. Unter ihnen prangen das florentiniſche und das venezianiſche Schloß als Sterne erſter Größe am Himmel der Renaiſſancebaukunſt, während die Mehrzahl dem Barock und trotz ihrer zum Teil koloſſalen Verhältniſſe den Sternen zweiter Größe zugehört. Das intereſſanteſte von allen aber iſt das feſtungsartige Schloß von Palermo, wenigſtens für uns Deutſche; denn hier iſt der größte deutſche Kaiſer des Mittelalters aufgewachſen: Friedrich II.

Sarazeniſch ſind die Grundlagen der Palaſtburg, doch läßt ſich der arabiſche Kern nicht mehr mit Sicherheit aus den ſpäter um ihn gelegten Schalen herauslöſen. Daß aber die arabiſche Kultur die Herrſchaft der Sarazenen auf Sizilien überdauerte, und daß es den ſiegreichen Normannen erging wie einſt den Römern nach Beſiegung der Griechen, das ſieht man an den erhaltenen Reſten des Rogerbaues. Die Beſiegten gaben den Siegern ihre Wiſſenſchaften und Künſte, auch ihre Baukunſt, und in dem in ſarazeniſch-normanniſchem Stile erweiterten arabiſchen „Alkaſſar“ umgab eine ſarazeniſche Leibwache die in ſarazeniſche Seidengewänder gekleideten Normannenfürſten; morgenländiſch war das Zeremoniell ihres Hofes, und ihr Leben eine Fortſetzung deſſen der Emire.

Auf dem höchſten Turme des ſarazeniſch-normanniſchen Schloſſes wurde eine Sternwarte eingerichtet, und natürlich waren es arabiſche Gelehrte, die dort Sternkunde und Sterndeutung trieben. Auch heute dient der Santa Ninfa genannte normanniſche Schloßturm als Sternwarte, und von ihm aus entdeckte Piazzi 1801 die Ceres, ein paſſender Name für den von der alten Kornkammer Roms aus zuerſt geſehenen Stern. Einen Stern aber aus Druckerſchwärze verdient die prachtvolle Ausſicht von dem flachen Turmdach auf Palermo und ſeinen Golf.

In die Kapelle gelangt man aus dem erſten Stock des aus neuerer Zeit ſtammenden dreigeſchoſſigen Arkadenhofs. König Roger erbaute ſie 1132 und weihte ſie dem Apoſtel Petrus; Wilhelm I. ſchmückte ſie mit muſiviſcher Malerei und koſtbarem Marmor. In ganz Italien gibt es kein Bauwerk, das ſo fremdartig anmutet. Die griechiſchen Tempel Siziliens und Unteritaliens ſchaut man voll Bewunderung, aber man iſt auf ſie doch durch die Verbindung der griechiſchen Architektur mit der italieniſchen in Rom einigermaßen vorbereitet; der Cappella Palatina aber gleicht nichts auf

dem ganzen italienischen Festland, und jener Engländer hatte recht, der sie als das Wunder der Wunder, als das überraschendste unter den heiligen Juwelen bezeichnete, das Menschengedanken jemals geträumt und Künstlerhand je ausgeführt hat. In geheimnisvollem Halbdunkel verschwimmen die in Mosaik dargestellten Figuren des Alten und Neuen Testaments mit ihren griechischen und lateinischen Inschriften wie die Gestalten eines dämmernden Traumes; in der Morgenstunde aber, wenn die Sonne dieses Schatzkästlein erreicht, blitzen sie dem Beschauer von dem schimmernden Goldgrund der Wände oberhalb des Marmorgetäfels hell entgegen. Die 33 m lange und 13 m breite Basilika ist dreischiffig, durch antike korinthische Granit- und Cipollinsäulen geteilt, auf denen überhöhte Spitzbogen ruhen; sie hat einen erhöhten Chor und über der Vierung eine 18 m hohe Kuppel mit acht Fenstern. Neben der Kanzel steht ein $4^1/_2$ m hoher normannischer Marmorleuchter, dagegen stammen die (gotischen) Chorstühle aus neuerer Zeit. Die Tribuna ist mit der Halbfigur Christi geschmückt, der Triumphbogen mit einer Verkündigung. Der Fußboden ist mit farbigem Gestein ausgelegt, die flache Decke hat Tropfsteingewölbeteile, und ihr Getäfel ist mit Gold und Arabesken geschmückt. Hier fand man eine arabische Inschrift in kufischen Schriftzeichen: Lobeserhebungen und Segenswünsche für Erbauer und Bau. Die Mischung byzantinischer, arabischer und abendländischer Dekorationsmittel mit den einfachen Grundformen der Basilika macht im Verein mit dem Goldglanz und Marmorschimmer die Kapelle nicht zu einem Gedicht von Stein, wie man die gotischen Kathedralen genannt hat, sondern zu einem orientalischen Märchen, zu einem Zauberlied, das auf einer Marmorharfe mit goldenen Saiten begleitet wird.

Die Kapelle ist in das Schloß eingebaut und war ursprünglich von einem Portikus umgeben, von dem heute nur die Vorhalle mit sieben Säulen übrig geblieben ist. Hier erzählt eine Wandinschrift in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache — man wird dabei an die dreisprachige Überschrift des Kreuzes Christi erinnert — von einer Sonnenuhr, die auf Befehl der „königlichen Majestät, der Herrlichkeit Rogers des Erhabenen“ im 536. Jahre (der Hedschra) im Palast errichtet worden sei. Der Wunsch, daß „Gott seine Tage verewige und sein Zeichen bestätige“, blieb ein frommer. Seine und seines Hauses Stunde hatte bald geschlagen, denn am 30. November 1194 zog Kaiser Heinrich VI., der Gemahl Konstanzes, der Tochter Rogers, in das mit orientalischer Pracht geschmückte Palermo ein. Nach seiner Krönung wütete er auf das arglistig verbreitete Gerücht einer Verschwörung hin gegen des edlen Tankreds Familie und ihre Anhänger, wie später die Anjou gegen seine eigenen Nachkommen. Sein großer Sohn Friedrich II. wuchs, früh vaterlos, unter der Obhut seiner Mutter Konstanze in diesem sarazenisch-normannischen Schlosse auf, umgeben von den in die Conca d'Oro verpflanzten Wundern des Orients, von phantasievollen Lustschlössern mit immergrünen und immerduftenden Zauber-

Abb. 2. Der Palast zu Palermo. (Rekonstruiert 1600.)

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 3. Die Kapelle Palatina (XII. Jahrh.) im Palaſt zu Palermo.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

gärten, durch die ein Netz von Leitungen das klare Bergwaſſer führte. Aber nicht nur in ihren Bauten, ſondern auch in der Tracht und Lebensweiſe ihrer Bewohner trug die Stadt damals morgenländiſches Gepräge. Iſt es ein Wunder, daß der feurige Jüngling gleich dem Normannen Roger mit ganzer Seele die arabiſche Kultur einſog? Mit vier Jahren zum König Siziliens gekrönt, ward er in Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften unterwieſen und verlebte in dieſem Schloſſe ſeine „traurige, aber liederreiche, ſangvolle Jugend“. Auch als Mann kehrte er oft und gern nach Palermo zurück, wo er, in ſarazeniſche Gewänder gekleidet, einen orientaliſch prunkvollen Hof hielt. Sein Name

Abb. 4. Der Pittipalaſt zu Florenz. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

lebt in einem der Schloßgemächer fort, wie in einem andern die Bildniſſe der Vizekönige vom Ende des XV. Jahrhunderts bis zum Ende ihrer Herrlichkeit im XIX. an eine für die Inſel weniger glückliche Epoche erinnern, als die ſarazeniſch-normanniſch-ſtaufiſche war. Beſonders reich dekoriert ſind der Thronſaal, der Parlaments- und der Audienzſaal, in dem noch einer der Bronzewidder von Syrakus ſteht; doch erbleicht aller Glanz der ſpäteren Bauteile neben dem Zimmer Rogers und noch mehr neben der Cappella Palatina.

In Neapel, das freilich an der ſarazeniſchen Blütezeit Siziliens nicht teilnahm, aber ſonſt faſt immer das Geſchick jener Inſel teilte, ließ König Humbert in den geſchloſſenen Arkaden des Erdgeſchoſſes des Palazzo reale in Niſchen die Standbilder des Normannen Roger, Kaiſer Friedrichs II., der ſeinen Fuß auf die päpſtliche Bannbulle ſetzt, Karls von Anjou, Alfons' von Aragonien, Kaiſer Karls V., Karls III. Bourbon, Joachim Murats und Viktor Emanuels II. aufſtellen. Beim Anblick der ſieben Vertreter der nicht nationalen Dynaſtien könnten die Neapolitaner mit dem Chor in Schillers Braut von Meſſina ſagen:

Die fremden Beherrſcher kommen und gehen,
Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.

Abb. 5. Fenſter des Pittipalaſtes in Florenz (Ammanati). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Jenen aber galt das Wort: „Hab ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen, ſo hatt' ich dich zu halten keine Kraft." Sie alle empfanden, daß es unten an den Golfen Neapels und Palermos gut ſein war, und ſie errichteten deshalb dort Kaſtelle und Schlöſſer; aber keines jener fremden Herrſcherhäuſer hat ſich dort dauernd zu behaupten vermocht.

Im Gegenſatz zu Palermo weiſt Neapel keinen Palaſt aus der normanni-

ſchen Periode auf; auch die Staufen haben ſich hier kein Schloß erbaut, dagegen hat Friedrich II. das meerumſpülte trotzige Caſtel dell' Ovo vollendet, in dem ſpäter Manfreds Söhne ſchmachteten und ſtarben. Den Palazzo reale ließ der Vizekönig Graf von Lemos 1600 durch Domenico Fontana errichten. An römiſche Barockbauten erinnern der ſtattliche Arkadenhof ſowie die doriſche, ioniſche und korinthiſche Pilaſterordnung der dreigeſchoſſigen, 138 m breiten Faſſade mit ihrer „ermüdenden Symmetrie.“ Die einſt offenen Arkaden des Erdgeſchoſſes ſind mit Rückſicht auf die Solidität zum größten Teil zugemauert worden. Die dem Haſen zugekehrte Faſſade, wo zwei Seitenflügel vortreten, hat gar eine Breite von 230 m. Mit dem Arſenal iſt ſie durch eine gedeckte Brücke verbunden. Die Seitenloggia des Schloſſes trägt einen lieblichen Garten. Einen hervorragenden Schmuck

Abb. 6. Saal des Pittipalaſtes in Florenz.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 7. Hof des Pittipalaſtes zu Florenz von Bartolommea Ammanati.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

erhielt der Palaſt im Jahre 1651 in der mit Standbildern und Reliefs ausgeſtatteten zweiarmigen marmornen Staatstreppe. Aus dem XVII. Jahrhundert ſtammt auch die Dekoration der Mehrzahl der Säle. Sie enthalten koſtbare Gobelins, darunter einen mit der Darſtellung des Todes Coligny's, einige Antiken und unter den Gemälden Werke niederländiſcher Meiſter. —

Wie ein ägyptiſches oder aſſyriſches Bauwerk liegt der gewaltige Pittipalaſt auf einem Abhang des Bobolihügels in Florenz und macht auf den erſten Blick den Eindruck, als hätten Gigantenhände einen ungeheuren Steinblock aus einem Bruche Fieſoles dorthin getragen und in ſeinem oberen Teile auf beiden Seiten ein Stück hinweggemeißelt. Wenn wir ihn aber näher betrachten, ſo bewundern wir nicht nur den gewaltigen Maßſtab, ſondern auch die ebenſo harmoniſchen wie gigantiſchen Verhältniſſe, die ruhige Sicherheit des Schöpfers der Florentiner Domkuppel, des Kolumbus der neueren Architektur, Brunelleschos, der, auf jeden Schmuck verzichtend, mit den einfachſten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen wußte und dieſen majeſtätiſchen Ruſtikabau aufführte, der mit Recht ein Bild der höchſten Willenskraft genannt worden iſt; ſchon Vaſari ſagte trotz des burgartigen Charakters und der ſchlichten Einfachheit von ihm, daß die toskaniſche Architektur nie Reicheres und Großartigeres geſchaffen habe. Auf die Baugeſchichte dieſes weltbekannten Palaſtes und ſeine berühmten Kunſtſchätze einzugehen, fehlt hier der Raum, beides iſt auch ſchon oft geſchildert worden.

Die Gartenanlagen von Tribolo, Ammanati und Buontalenti zeigen wie die gleichzeitigen römiſchen Gärten, daß ſie Bildhauer und Architekten zu Vätern haben und daher architektoniſche Gedanken zum Ausdruck bringen müſſen. Die Grotte am Eingang mit ihren Stalaktiten, Muſcheln und Statuennischen hat freilich nur maleriſch zu wirken, dem Amphitheater dagegen mit ſeinem Rahmen von verſchnittenen Eichenhecken fällt die Aufgabe zu, die Seitenflügel des von Ammanati erbauten Pfeilerhofes fortzuſetzen, an die es ſich anſchließt.

Betrachten wir nun nach dieſer weltbekannten Perle der Frührenaiſſance ebenſo kurz die der Hochrenaiſſance unter den Königsſchlöſſern: die 1536 begonnene Li-

Abb. 8. Die Loggetta am Fuße des Campanile und die Bibliothek Sanſovinos, letztere heute ein Teil des königlichen Schloſſes.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 9. Der Palast zu Turin (XVII. Jahrh.). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

breria Sansovinos an der Piazzetta, die mit den von ihr aus am Markusplatz sich hinziehenden neuen Prokurazien Scamozzis den Königspalast Venedigs bildet. Der Toskaner Sansovino schuf in der Stadt der Markuskirche, des Dogenpalastes und der Ca d'Oro mit seiner Libreria ein Meisterwerk der Renaissance, wobei er der Doppelhalle die Herrschaft einräumte. Schon Palladio bezeichnete sein Werk als den reichsten und am prächtigsten dekorierten Bau seit dem Altertum, ein Urteil, das Burckhardt im XIX. Jahrhundert wiederholte, als er diese ehemalige Bibliothek das prächtigste profane Werk des modernen Europa, eine der glänzendsten Doppelhallen auf Erden, wenn nicht die glänzendste, nannte. In der unteren Pfeilerhalle verwendete der Meister die ernstere dorische, in der oberen die ionische Ordnung; darüber ein Fries Blumenguirlanden haltender Putten, auf dem kräftig vortretenden Gesims Statuen und auf den Ecken Obelisken. Sansovino kopierte die antiken Ordnungen nicht sklavisch, sondern hauchte ihnen sein eigenes Leben ein, und die reiche Dekoration, ohne die es in Venedig nun einmal nicht ging, wächst wie etwas ganz Natürliches aus dem wundervollen Bau hervor. Bei den Neuen Prokurazien schloß sich Scamozzi 1584 an Sansovinos Motiv an, aber er hatte noch ein drittes Geschoß aufzuführen, und für ein solches war Sansovinos völlig in sich abgeschlossenes Werk nicht geeignet, wie man aus einem Vergleich der beiden Gebäude leicht erkennt; beide aber enthalten große lichte Säle. Bekanntlich wurde beim Einsturz des Marksturmes auch der Königspalast beschädigt.

Abb. 10. Schild von Benvenuto Cellini im Palast zu Turin. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Die übrigen Königsschlösser gehören, gleich dem erwähnten neapolitanischen, zum größten Teil dem Barock an. So die piemontesischen. Als im Jahre 1562 Emanuel Filibert den Sitz seiner Regierung nach Turin verlegte, wählte er den Palazzo Vescovile als Wohnsitz, der nach seiner Erweiterung Palazzo di San Giovanni genannt wurde.

Abb. 11. Der Thronſaal im Palaſt zu Turin. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Da dieſer während der Belagerung von 1640 arg gelitten hatte, ließ die Regentin Madama Criſtina nach dem Plane des Grafen Amedeo Caſtellamonte 1646 einen neuen Palaſt beginnen, der nach mehrfachen Unterbrechungen, Erweiterungen und Erneuerungen, nach Deckeneinſtürzen, Brandſchäden und nach der Plünderung in der Franzoſenzeit Form und Inhalt von heute erhielt.

Äußerlich iſt der Palaſt ein ſchlichter Bau mit zwei Eckpavillons, zur Linken von der eigenartigen Kuppel der Cappella della Santa Sindone überragt. Der gelbliche Verputz der Backſteinfaſſade bildet einen grellen Kontraſt zu der raffinierten Dekoration des Innern, das einem überraſchend feinen Kern in einer wenig verſprechenden Schale gleicht. Auf den Pfeilern am Gittertor bewachen ſeit 1846 Kaſtor und Pollux zu Pferde den Eingang in den Schloßhof. Die prächtige Treppe Juvaras wurde unter Viktor Emanuel II. erneuert. „Il cavallo di marmo", das „Marmorpferd" mit ſeinem bronzenen Reiter, dem Herzog Viktor Amadeus I., und mit zwei Sklaven in gebückter Haltung, ſteht ſeit 1620 in einer Niſche am Treppenaufgang. Als das erſte ſeiner Art erregte es in der — heute an Denkmälern reichſten Stadt Italiens — ein ſolches Aufſehen, daß die Turiner ihm jenen Namen beilegten. Später fanden neben der Treppe noch andere Statuen Aufſtellung, ſo die Karl Alberts. Der „Schweizer-Saal" ſetzt die Weit- und Schönräumigkeit des Treppenhauſes fort. Hier intereſſieren uns beſonders die Fresken der Gebrüder Fea aus dem XVII. Jahrhundert, welche z. T. ſagenhafte Begebenheiten aus dem Leben von Helden des Sachſenſtammes darſtellen, darunter Wittekinds und Heinrichs des Vogelſtellers. Daneben lieſt man die Namen der Länder und Ländchen, über die ſich, wie man annahm, die Herrſchaft jener Fürſten erſtreckte: Suevia, Britannia, Brunsvigia, Anhaldia, Mansfeldia, Anglia, Brandeburgia, Misnia, Luneburgia, Holſatia, Luſatia, Dania, Bavaria, Turingia. Auch die Weſer, Elbe und Oder ſind durch allegoriſche Figuren dargeſtellt. Die Überraſchung, im Turiner Schloß jene Bilder und Namen zu finden, ſchwindet, wenn man hört, daß der Urſprung des ſavoyiſchen

Fürstenhauses auf Wittekind zurückgeführt wurde. Die vermeintlichen Ahnen vom Sachsenstamme bildeten daher das Präludium zu der Dekoration der übrigen Räume, in denen wichtige Ereignisse aus dem Leben des savoyischen Hauses zur Darstellung gebracht wurden. So sieht man in der Sala del Consiglio die Porträts von neun Gliedern des Herrscherhauses, die im Rufe der Heiligkeit starben.

Unter den neueren Bildern zieht im „Pagensaal“ besonders die Vertreibung Friedrich Barbarossas durch das Volk von Alessandria — der von den lombardischen Städten erbauten und dem Kaiser zum Trotz nach dem Papst Alexander benannten Festung — wegen der Komposition, der prächtigen, leidenschaftlich bewegten Figuren und des wirkungsvollen Kolorits die Augen auf sich. Der Maler, Professor Arienti, hat sich nicht nur im Geist in jene Begebenheit versenkt, sondern sich auf dem Bilde im Volkskostüm jener Zeiten mitten unter die den Belagerer zurückwerfenden Männer und Frauen gestellt; er bückt sich, einen Stein aufzuheben, während er einen andern schon in der Hand hält, auf dem er seinen Namen anbrachte.

Im Thronsaal schaut aus der Mitte der reichvergoldeten Holzdecke Mieles „Friede“ aus den Wolken hernieder, mit der Kriegswut zu seinen Füßen und dem schlafenden Mars am Boden. Ich notierte mir das beigegebene Motto: Multis melior pax una triumphis = „Ein Friede ist besser als viele Triumphe.“ Auch die Deckengemälde Claudio Beaumonts und des Wieners Daniel Seyter seien erwähnt. Aber fast noch mehr als die Malerei trägt zur Dekoration die wundervolle Holzschnitzerei bei, von der unsere Abbildungen aus dem Thronsaal und dem Empfangssaal der Königin eine Vorstellung geben. Der letztere heißt noch immer „Camera dell' Alcova“, und der Alkoven diente im Laufe der Zeit als Schlafzimmer, als Hofloge bei Bällen — erst Karl Albert ließ den geräumigen Ballsaal mit den schönen Marmorsäulen errichten — und seit dem XIX. Jahrhundert als Empfangsraum der Königinnen. Auf unserem Bilde sieht man außer einigen Gemälden und chinesischen und japanischen Vasen, die in Pyramidenform in den Ecken aufgebaut sind, die Karyatiden, Reliefornamente und Fruchtschnüre des Alkoven und seinen von zwei Putten gehaltenen ebenfalls hölzernen Bal-

Abb. 12. Empfangssaal der Königin im Palast zu Turin.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 13. Schloß Stupinigi in Piemont (Juvara). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

dachin mit der Krone. Alle dieſe Holzarbeiten ſind ſchwer vergoldet, und in der Sala del Conſiglio mußte ſich ein Kamin aus weißem karrariſchen Marmor ebenfalls ein goldenes Gewand überwerfen laſſen, um nicht aus dem Ton zu fallen; freilich wurde ſeine ſchöne Dekoration dadurch verhüllt. Auch der Tiſch inmitten der Camera dell' Alcova mit ſeiner aus feinſten Steinen zuſammengeſetzten Platte verdient Beachtung, wird aber doch durch die Tiſche Piffetis in anderen Gemächern des Schloſſes übertroffen, die aus Schildpatt und Perlmutter, Bronze und Elfenbein zuſammengeſetzt ſind und die feinſten figürlichen Ornamente aufweiſen.

In der berühmten Armeria reale, der königlichen Waffenſammlung, können wir leider nicht verweilen, da wir noch einen Blick auf die übrigen piemonteſiſchen Schlöſſer zu werfen haben. Da iſt zunächſt das etwa 11 Kilometer entfernte Stupinigi, das durch eine — heute durch den Hauptbahnhof unterbrochene — ſchnurgerade, von der Stadt von hochſtämmigen Bäumen beſchattete Straße mit dem Turiner Schloſſe verbunden iſt und noch deutlicher als dieſes in ſeiner an Verſailles erinnernden ebenen Lage und gewaltigen Ausdehnung, wie in der Dekoration der Prachträume zeigt, in welchem Maße die franzöſiſche Geſchmacksrichtung nach Piemont hinüber abfärbte.

Abb. 14. Schloß Moncalieri in Piemont (XVI. Jahrh.). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

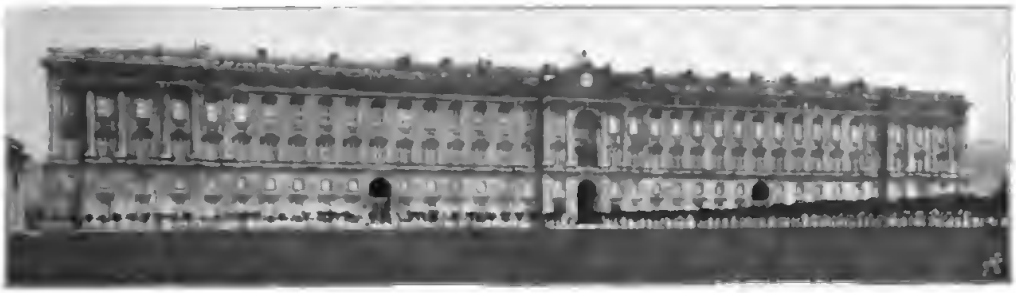


Abb. 15. Der Palaſt von Vanvitelli in Caſerta. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Über dem großen runden Saal in der Mitte des ausgedehnten Gebäudekomplexes wölbt ſich eine flache Kuppel, und auf dieſer thront ein Hirſch, denn Stupinigi war urſprünglich ein Jagdſchloß. Heute verlebt hier die Königin Margherita einen Teil des Sommers und den Herbſt, während König Viktor Emanuel III. häufig in dem 36 Kilometer von Turin entfernten großen Schloſſe von Racconigi weilt. Bis zum XVII. Jahrhundert eine Feſtung, ward dieſes im XIX. unter Karl Albert erneuert und erweitert. Der im Le Nôtreſchen Stile angelegte ausgedehnte Park aus dem Jahre 1755 enthält u. a. eine „Zauberer Merlin-Grotte“, eine Tempelinſel, Einſiedelei, ſchöne Brunnenanlagen, Brücken und ein großes Treibhaus in gotiſchem Stil. Racconigi ſowie die Villa von Polenza bei Bra ſind Privatbeſitz des Königs, und in beiden Parks wird Wild gehegt.

Das auf einer freundlichen Anhöhe über dem Po ſchön gelegene Schloß von Moncalieri erhielt im XVII. Jahrhundert ſeine heutige Geſtalt. Es iſt ein koloſſaler roter Backſteinbau mit vier Eckpavillons und zwei kleineren Rundtürmen im Mittelbau der Hauptfaſſade; es birgt die Porträts ſämt-

Abb. 16. Lo Scalone d'Onore (Vanvitelli) im Palaſt zu Caſerta. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 17. Fontänen und Kaskaden von Vanvitelli, Vialant, Brunelli und anderen in den Gärten des Palaſtes zu Caſerta.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

licher Herrſcher des ſavoyiſchen Hauſes und bietet eine wundervolle Ausſicht auf den gewaltigen Alpenkranz, der die piemonteſiſche Ebene umſchlingt, wie das Hufeiſen den Fuß eines Pferdes.

Noch deutlicher als bei dieſen piemonteſiſchen Schlöſſern macht ſich der franzöſiſche Einfluß bei dem Schloſſe von Caſerta geltend, das Vanvitelli 1752 für den neapolitaniſchen König Karl III. Bourbon erbaute, der dort ſein Verſailles haben wollte und von einer wahren Bauwut, um nicht zu ſagen von der Steinkrankheit, befallen geweſen ſein muß. „Einen ungeheuren Palaſt, eskurialartig, ins Viereck gebaut, königlich genug," nannte Goethe dieſen Bau. Die Südfront hat eine Länge von 253 Metern und eine Höhe von 41 Metern. Sie iſt ziemlich langweilig, aber um ſo intereſſanter iſt das Atrium mit ſeinen Durchblicken und Lichtſtrömen zwiſchen den durch Säulen geſchmückten und verſtärkten Pfeilern. Das Schönſte aber iſt die marmorne dreiarmige Prachttreppe mit 116 Stufen, die mit Recht als ein Meiſterwerk der Raumverteilung geprieſen iſt und gleich den Schloßtreppen

Abb. 18. Capodimonte zu Neapel.

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

in Neapel und Turin als ein geradezu klaſſiſches Beiſpiel für die Wertſchätzung der Treppenanlagen in damaligen Paläſten dienen kann. So prachtvoll die Schloßräume auch ſind, ſo mag es doch manchem Beſucher ergehen wie Goethe, dem die ungeheuren, leeren Räume „nicht behaglich“ vorkommen konnten.

Abb. 19. Laghetto im Schloßgarten zu Monza. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Mag es bei dem Anblick der Entfaltung der abſoluten Fürſtenmacht im Bau des Bourbonen Karl manchen fröſteln, ſo iſt doch, um mit Goethe zu reden, „die Lage des Schloſſes außerordentlich ſchön, auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt; und doch,“ ſetzt er hinzu, „erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis ins Gebirge.“ Dieſe haben nämlich eine dem rieſigen Bauwerk entſprechende Ausdehnung, man gebraucht zu ihrer Durchwanderung zwei volle Stunden. Goethe nannte ſie „ſchön und recht in eine Gegend gehörend, welche ganz Garten iſt“. Ihr Hauptreiz beſteht in den Waſſerfällen und Waſſerſcherzen, bei denen Tritone, Delphine und Masken mitwirken, und in der Verbindung des in ewiger Bewegung befindlichen Waſſers und ſeiner übermütigen Bewohner und der gleichfalls recht lebendigen barocken Marmorgruppen mit den geometriſchen Linien der Steineinfaſſung und dem ebenfalls nahezu unbewegten dunkeln Laub der immergrünen Baumvegetation, zu der die weißen Waſſerſchleier und die Marmorſtatuen einen wirkungsvollen Kontraſt bilden. Durch eine 38 km lange Leitung mit drei Arkadenſtockwerken, eine mit den altrömiſchen Aquädukten wetteifernde Anlage, wird die Waſſermenge herbeigeführt, um ſich in einem großen Fall in ein Baſſin zu ergießen und von hier aus in einer Reihe von Kaskaden in die Tiefe des großen Parterres hinabzurauſchen. Streng unter der Schere gehaltene hohe immergrüne Eichenhecken bilden einen prächtigen Rahmen zu der leicht zu überſchauenden Anlage. Ihre Ausdehnung würdigt man erſt, wenn man, den Bosco antico mit ſeinen dunklen Steineichen und Lorbeer- und ſeinen heller belaubten Bäumen links liegen laſſend, geradeaus durch den Bosco nuovo in etwa dreiviertel Stunden vom Schloß bis zur Terraſſe über dem Waſſerfall hinaufgepilgert iſt, wo das Auge nicht nur den Park mit ſeinen Waſſern, Terraſſen und Baumwipfeln überſchaut, ſondern auch den Veſuv mit ſeiner Rauchwolke erblickt.

Abb. 20. Der Palaſt in Monza (Piermarini 1777). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Immerhin ist es nicht die Aussicht, sondern die Anlage, die dem Park seinen Rang unter den Gärten jener Zeit sichert; an Aussicht wird er, und mit ihm alle Schlösser und Parks, vom Schloß auf Capodimonte weit übertroffen, das aus freier Höhe auf das Straßengewirr Neapels und den unvergleichlichen Golf herniederschaut. Derselbe Karl III. Bourbon war es, der auch dieses gewaltige Schloß mit seinem Pfeilerarkadenhof i. J. 1740 beginnen ließ; vollendet wurde es aber erst im XIX. Jahrhundert unter Ferdinand II., und zwar in dorischer Renaissance. Über die Festsäle und Wohnräume sind Skulpturen und Gemälde — unter anderen von Hackert, Angelika Kauffmann, Vanvitelli und neueren neapolitanischen Malern — zerstreut, die das königliche Museum von Capodimonte bilden. Erwähnung verdient auch der aus der Villa des Tiberius auf Capri stammende Fußboden des Speisesaales, ein Tisch mit Mosaik aus Pompeji und — da sich ähnliches wohl nicht oft in einem italienischen Palast finden dürfte — die Sammlung von Porzellanen, namentlich Biskuits, die sich hier freilich sehr einfach daraus erklärt, daß Karl III. eine, in der Franzosenzeit später wieder aufgehobene, Porzellanfabrik auf Capodimonte gegründet hatte. Weit herrlicher aber als alle Werke der Kunst in dem Schloß ist das große Naturpanorama unter ihm, das sich den entzückten Blicken von den Fenstern wie aus dem schön angelegten und an prächtigen Baumgruppen und Palmen reichen Garten darbietet.

Abb. 21. Museum und Bibliothek in Monza. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb. 22. Der Königliche Palast in Genua. Nach einer Photographie von Sciutto in Genua.

In der Ebene wiederum liegt der gleichfalls im XVIII. Jahrhundert erbaute Palast des durch seine „Stumme" berühmten Städtchens Portici, doch hat er einen andern Untergrund, als die Schlösser von Caserta

und Stupinigi, denn er steht auf Lava. Die Fahrstraße von Neapel nach Pompeji führt durch seinen Hof hindurch. Der bis zum Meeresstrand reichende Park ist heute Sitz einer Ackerbauschule.

Der schönste Schloßpark Oberitaliens ist der von Monza, der alten lombardischen Krönungsstadt, in deren Dom die eiserne Krone aufbewahrt wird, und die neuerdings durch die am 29. Juli 1900 dort geschehene Ermordung König Humberts eine traurige Berühmtheit erlangt hat. König Humbert hatte eine besondere Vorliebe für das dortige Schloß mit seinem abgeschlossenen Garten und seinem geöffneten riesigen Park, den ausgedehnten Rasenflächen und stillen Wassern, in denen sich die Kronen der alten, hochragenden, in schönen Gruppen vereinigten Bäume spiegeln, und dem die vom hohen blauen italienischen Himmel auf ihn niederstrahlenden Lichtfluten einen unbeschreiblichen Reiz verleihen. Er hat einen Umfang von 11 km, liegt ganz in der Ebene und wird von Kanälen und vom Lambro durchflossen, der seine Schönheit erhöht und den Übergang in die Landschaft vermitteln hilft.

Der 1777 für den Erzherzog Ferdinand begonnene Palast trägt die Kennzeichen des klassizistischen Stils, und die prächtigen Säle weisen keine Kunstwerke auf, die gleich dem Parke das Auge entzücken könnten; der Palast steht mit seinen geschlossenen Fensterläden und seinem verwahrlosten Garten wie ein verwunschenes Schloß da. Keine Blumenbeete umgeben ihn mehr, kein Springbrunnen sendet seine munteren Wasserstrahlen mehr empor, kein Nachen fährt mehr auf dem idyllischen Laghetto (siehe die Abb.); der offene Park aber wird noch in derselben Weise gepflegt wie früher, und die Scharen seiner Besucher erhöhen den Eindruck der Verlassenheit des Schlosses und seines einstigen Ziergartens. An der Stelle des Städtchens, wo der ritterliche König Humbert ermordet wurde, wird zurzeit eine Sühnekapelle erbaut, und ihre Glocke wird, wie man mir in Monza erzählte, jeden Abend fünf Minuten vor $^3/_4$ 11 erklingen und um den zu jener Stunde ermordeten König klagen.

In Mailand dient der an der Südseite des Domes 1772 an der Stelle des ältesten Visconti- und Sforzaschlosses errichtete Palast als königliches Schloß. Unter seinen weiten, schönen Sälen sei der Ball-

Abb. 23. Galerie des Palastes in Genua (XVIII. Jahrh.). Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

ſaal mit ſeinen Karyatiden und Kronleuchtern beſonders genannt, und von ſeinen Fresken verdienen die Bern. Luinis hervorgehoben zu werden.

In Genua ward, als nach der Franzoſenzeit die ſtolze Republik mit Piemont vereinigt worden war, im Jahre 1817 der rieſige Palazzo Marcello Durazzo in der engen Via Balbi für das Königshaus erworben und 1842 reſtauriert. Schon 1705 war der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts von den Lombarden Angelo Falcone und Francesco Cantone erbaute Palaſt durch Carlo Fontana erweitert worden. Dieſer zog durch ſein rieſiges Portal der reichen, aber hinter Galeazzo Aleſſis Genueſer Paläſten doch weit zurückſtehenden Faſſade manchen Tadel zu, und in der Tat paßt das Tor nicht übertrieben gut zu dem gedrängten Bau mit ſeinen vielen hohen Fenſtern, wie ſie die Genueſer Paläſte als Erbteil aus den oft nur 1—2 m breiten Gaſſen der Altſtadt auf die für das raumbeſchränkte Genua damals breiten neueren Straßen mitnahmen. Ich meine aber, man ſollte dem alten Fontana für ſein vielgeſchmähtes Rieſentor dankbar ſein, weil es aus der für heutige Verhältniſſe engen Straße einen überraſchenden Blick durch das Atrium hindurch auf die Altanbauten des Hofes und darüber hinaus auf den Hafen mit ſeinem Maſtenwald gewährt. „Geiſtvoll weiß der Architekt das herrliche Bild architektoniſch zu umrahmen und ſo mit dem Bauwerk und durch dieſes mit ſeinen Bewohnern in Verbindung zu ſetzen.“ (K. Gurlitt.) Aber nicht nur platoniſch iſt das Schloß mit dem Hafen verbunden, ſondern auch durch einen gedeckten Gang, der über die Via Carlo Alberto hinüberführt. Von großer Schönheit ſind die ſäulengetragenen Marmortreppen.

Und nun zum Schluß der Palazzo del Quirinale, der zwar früher erbaut wurde, als einige der bereits geſchilderten Paläſte, aber als der letzte, freilich last not least, zum italieniſchen Königspalaſt wurde. Im XVI. Jahrhundert von Flaminio Ponzio auf der Quirinalshöhe aufgeführt, diente er der friſcheren und geſunderen Luft jenes Hügels wegen als päpſtlicher Sommerpalaſt. In den großen Verhältniſſen der römiſchen Palaſtarchitektur angelegt, wurde er ſpäter mehrfach erweitert, unter anderen von Bernini, der ſich jedoch dabei an das Gegebene anſchließen mußte; ſeine freie Schöpfung dagegen iſt die Benediktionsloggia über dem Hauptportal. Der Hof hat etwas Impoſantes mit ſeiner mächtigen Pfeilerhalle. „In drei Armen erſtreckt er ſich gegen die Riſalite des nach hinten abſchließenden, von einem maleriſch ſich aufbauenden Uhrturm bekrönten Flügels, in dem ſich die eigentlichen Wohnzimmer befinden.“ (Gurlitt.) Vor dieſem liegt eine offene Loggia, während ſonſt am ganzen Obergeſchoß geſchloſſene Architektur herrſcht. Über der breiten Treppe iſt ein Freskogemälde Melozzos da Forlì eingemauert: ein ſegnender Chriſtus, von Engeln umgeben. Aus der freskengeſchmückten Sala Regia treten wir in Carlo Maderuas Cappella Paolina ein, die mit vergoldetem Stucco und Gobelins dekoriert iſt, und wo die nach dem Tode Viktor Emanuels II. eingegangenen Bei-

Abb. 24. Der Quirinal in Rom (Flaminio Ponzio).

Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Abb 25. Thronſaal des Quirinals in Rom. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

leidskundgebungen und Kränze aufbewahrt werden. Die Hauskapelle iſt von ihr durch eine Flucht von Zimmern getrennt. Von den Sehenswürdigkeiten dieſer Räume iſt der Moſaikfußboden aus der Villa Hadriana durch einen Teppich dem Blick entzogen, dagegen erzählen zwei Allegorien von intereſſanten geſchichtlichen Ereigniſſen: Overbecks Deckenfresko aus dem Jahre 1859: Jeſus ſchreitet mitten durch ſeine Landsleute von Nazareth hindurch, die ihn von dem Hügel hinunterſtürzen wollten — eine Anſpielung auf die Flucht Pius' IX. aus Rom im Jahre 1848, und der ebenfalls allegoriſche Fries von Thorwaldſen: Triumphzug Alexanders des Großen, den Napoleon I. für ſeinen Audienzſaal im Quirinal beſtimmt hatte. Hier iſt der Fries in Gips ausgeführt, für die — heute dem Herzog von Meiningen gehörende — Villa Carlotta am Comerſee ließ Graf Sommariva, der damalige Beſitzer der berühmten Villa, den Fries in Marmor von Thorwaldſen herſtellen. Auf dem Schloßplatz bilden die berühmten Koloſſalſtatuen des Kaſtor und Pollux, die Roſſebändiger der Thermen Konſtantins, nach denen der Platz früher Monte Cavallo (Pferdeberg) hieß, mit einem 15 m hohen Obelisken aus dem Auguſtusmauſoleum und einer antiken granitnen Brunnenſchale vom Forum eine wirkungsvolle Gruppe.

Auf Berninis für die Päpſte erbaute Benediktionsloggia trat im Jahre 1878 nach dem Tode Viktor Emanuels II. und der Thronbeſteigung König Humberts der deutſche Kronprinz Friedrich Wilhelm, „unſer Fritz", und hielt der dichtgedrängten Volksmenge auf dem Quirinalsplatz den damals neunjährigen italieniſchen Kronprinzen entgegen. Der alte Obelisk aber, der aus ſeiner Höhe die einzigartige Szene beobachtete, ſetzte ſich als ſteinernes Ausrufungszeichen hinter den Jubel des Volkes und hinter das Wort, das der verſtorbene König nach ſeinem Einzug in Rom einſt für ſich und ſeine Nachkommen geſprochen: Ci siamo e ci resteremo! „Hier ſind wir, und hier werden wir bleiben!"

Muſikaliſche Reliquien.

Eine Plauderei von Balduin Groller.

Wir ſind alle ſo. Wenn wir auf der Reiſe ſind, nehmen wir alle Merk- und Sehenswürdigkeiten mit großer Gewiſſenhaftigkeit durch, laufen alle Galerien, Muſeen und Kirchen ab, machen pflichteifrig unſere Notizen und Eintragungen ins Reiſetagebuch; um das aber, was wir zu Hauſe haben, um das Gute, das ſo nahe liegt, kümmern wir uns nicht. In Wien iſt es ganz beſtimmt ſo. Unzählige Leute, natürlich aus den gebildetſten Ständen, wiſſen viel beſſer Beſcheid um die Kunſtſchätze Venedigs als um die von Wien. Und man kann doch ruhig behaupten, daß unſere kaiſerliche Galerie noch etwas ganz anderes iſt, als die Galerie der Accademia in Venedig. Auf die gute Idee, der heimiſchen Sammlung dasſelbe Intereſſe entgegen zu bringen, wie der venezianiſchen, verfallen aber die wenigſten. Fragt man die Leute, ob ſie denn eigentlich auch die Wiener Galerie kennen, ſo erhält man die Antwort: ach ja, natürlich! Allerdings ſei's ſchon ein bißchen lange her, aber geſehen hätten ſie alles. In Venedig haben ſie es ſchon ſo weit gebracht, daß ſie wenigſtens Gian und Gentile Bellini auseinander halten können, für die heimiſchen Kunſtſchätze begnügen ſie ſich mit dem allgemeinen und unklaren Bewußtſein, „alles" geſehen zu haben.

Da habe ich auch nur das Strahlendſte und Hervorſtechendſte — die Galerie — erwähnt, es gibt aber noch ſehr, ſehr viel, was man auch geſehen haben ſollte, aber nicht geſehen hat, wohl nur, weil es ſo bequem und ſo nahe zur Hand liegt. Deshalb werde ich nicht müde, vielen meiner Wiener Freunde immer und immer wieder zu empfehlen, ihre Koffer zu packen, ſich einen Fiaker holen zu laſſen und nach dem nächſten ſtandesgemäßen Hotel in Wien ſelbſt zu fahren, um von dort aus gewiſſermaßen als Fremde die Sehenswürdigkeiten Wiens kennen zu lernen. Als Einheimiſche und im Kreislauf des Alltagslebens kämen ſie ſonſt ja doch nie dazu. Im übrigen will ich mich gar nicht beſſer machen; ich fühle mich ja mitſchuldig. Da erzählt mir neulich ein Doktor juris im Kaffeehauſe eine Menge Intereſſantes von unſerem Muſik-Muſeum. Muſik-Muſeum? Ich ſchämte mich in die Haut hinein. Hatte in meinem Leben nichts davon gehört. Ja, wenn das in Venedig ſtünde, dann ſollten Sie 'mal ſehen, was ich da mitzureden gewußt hätte! Wahrſcheinlich hätte ich da auch ſchon etwas Tiefſinniges darüber geſchrieben gehabt. Übrigens fand ich in meiner tiefen Beſchämung einen kräftigen Troſt in dem Unglück eines namhaften Muſikkritikers, das ihm erſt kürzlich paſſiert iſt. Es gab da ein hiſtoriſches Konzert, bei dem vorwiegend alte, heute nicht mehr gebräuchliche Inſtrumente zur Verwendung gelangten. Der Kritiker beſprach die Sache mit einem beträchtlichen Aufwand tiefer Gelehrſamkeit und trat zum Schluß mit großer Wärme dafür ein, daß in Wien eine Sammlung ſolcher Inſtrumente anzulegen ſei. Er hatte alſo keine Kenntnis davon, daß eine ſolche Sammlung ſchon längſt vorhanden war.

Am nächſten Vormittag war ich prompt im Muſik-Muſeum. Man hat einige Mühe, es zu finden; es blüht recht im verborgenen. Die Sache iſt ſo: Die Geſellſchaft der Muſikfreunde in Wien, kurz der Muſikverein genannt, hat ſich vor einem Menſchenalter, nachdem er ſchon durch eine jahrzehntelange vorherige erſprießliche Tätigkeit entſprechend zu Kräften gekommen war, von Meiſter Theophilos Hanſen einen neuen Palaſt, das Muſikvereinsgebäude, errichten laſſen. Dort iſt der größte Konzertſaal Wiens, dort ſind das Konſervatorium und die Schauſpielſchule untergebracht, und auch, ein wenig verſteckt, die Bibliothek, das Archiv und das Muſeum der Geſellſchaft.

Ich bin kein Muſikkritiker, ein Muſikgelehrter ſchon gar nicht, mein Verhältnis zur Muſik, der göttlichſten der Künſte, iſt überhaupt nicht der Rede wert, obſchon mir in meiner Jugend keine der ausgeſuchten Qualen des Klavierunterrichts vorenthalten worden iſt, obſchon ich ſogar — aus freien Stücken, ich bitte! — das Flöteblaſen erlernt habe, und obſchon endlich auch hinſichtlich des Quartettgeſanges meine Vergangenheit keine ganz unbemakelte iſt. Ich fühlte mich alſo trotz freundlicher, ſachverſtändiger Führung nicht recht ſicher in

Digitized by Google

dem menschenleeren Museum. Ich kam mir ein bißchen verloren vor und hatte die unklare Empfindung, daß nun eigentlich ein Gescheiterer da hergehörte. Machen Sie sich nichts daraus, Herr Redakteur. Wenn Ihnen da ein Sachverständiger eingehend Bericht erstatten sollte über die Schätze des Museums, so könnte er es meiner Schätzung nach nicht unter drei dicken Bänden tun, denen dann wahrscheinlich ein Supplementband mit Anmerkungen folgen würde. Ich weiß nicht, ob Ihr redaktionelles Herz sich danach sehnt, ich weiß nur, daß ich nicht der richtige Mann dafür wäre. Bei all meiner Unzulänglichkeit aber glaube ich ein nützliches Werk zu tun, wenn ich überhaupt Ihren Lesern das Vorhandensein dieser Schätze verrate. Wir wollen das Feld nicht abmähen, sondern — verzeihen Sie das Bild — um einige Blüten flattern und nur soviel Honig nippen, als gerade ausreicht, um der Geschichte auf den Geschmack zu kommen.

Ich konstatiere also, daß alles da ist, die wertvollen Instrumente, die kostbaren Bücher, die noch kostbareren Manuskripte. Mich zieht's zu den Manuskripten. Wenn man sein lebelang selber schreibt, kriegt man schließlich eine Schwäche fürs Geschriebene. Lassen Sie sich erzählen. Sehen Sie, da ist ein Blatt, so zwischen zwei Glastafeln gerahmt, daß nach erfolgter Drehung auch die Rückseite sichtbar wird. Die Vorderseite — es gehen einem ehrfürchtige Schauer an — weist Beethovens eigenhändige Niederschrift des Liedes „Ich liebe Dich, so wie Du mich" auf. Das Lied ist auf dieser Seite nicht zu Ende gebracht, aber — die Originalhandschrift Beethovens, es ist immerhin schon etwas und wert der pietätvollen Betrachtung. Damit ist das Interesse an dem Blatt jedoch noch nicht erschöpft. Es weist noch von der Hand Franz Schuberts geschrieben den Vermerk auf: „Des unsterblichen Beethovens Handschrift. Erhalten den 14. August 1817." — Auf der Rückseite findet sich von Franz Schubert geschrieben der Anfang eines seiner Klavierstücke. Also auf einem Blatte vereinigt die Handschriften von Beethoven und Schubert!

Die Geschichte ist noch nicht aus. Johannes Brahms war so glücklich, in den Besitz dieses Blattes zu geraten, und auch er signierte es: „Johannes Brahms im April 1872." Also nicht nur Beethoven und Schubert, sondern auch noch Brahms! — Die Geschichte ist noch immer nicht aus. Brahms schenkte das merkwürdige Blatt dem Museum. So gegen zwanzig Jahre später sitzt Brahms nach alter Gewohnheit wieder einmal in seinem Stammwirtshaus „Zum roten Igel" am Wildbretmarkt. Da gesellt sich ein Fremdling zu ihm und weist ihm ein Notenblatt vor. Er wisse, daß der Herr der berühmte Brahms sei, der sich für musikalische Reliquien interessiere. Er selbst wisse nicht, ob an dem Blatte etwas dran sei, aber es könnte doch sein, und für diesen Fall biete er es zum Kauf an. Man denke sich das Entzücken Brahms'. Das Blatt wies auf der einen Seite Fortsetzung und Schluß des Beethovenschen Liedes und auf der andern Fortsetzung des Schubertschen Klavierstückes auf, und alles in der Originalhandschrift. Einige Notenzeilen, die noch freigeblieben waren, hatte irgendein sorglicher Vater oder ein Musiklehrer benutzt, um wahrscheinlich einem Kinde das Wesen der Noten schriftlich zu erklären. Papier mag in der Biedermaierzeit ein seltenerer Artikel gewesen sein als heute und wurde darum auch bedachtsamer ausgenützt. Brahms erwarb das Blatt und schenkte es — es war im Jahre 1893 — ebenfalls dem Museum.

In einem Glaskasten sehe ich drei kleine Bruchstücke eines Notenblattes. Eigentlich sind es Schnittstücke, denn sie sind mit der Schere von einem ganzen Blatt abgeschnitten worden. Was ist das? Es ist der Mühe wert, der Sache nachzugehen. Denn die kleinen Stücke lassen erkennen, daß sie zu einer Niederschrift des Liedes „Der Tod und das Mädchen" von Franz Schubert gehörten. Und es war die Originalniederschrift von der Hand Franz Schuberts! Ein Stückchen weist die unverkennbar echte Unterschrift des großen Tondichters auf, und auch was die Notenschrift betrifft, kann für Forscher, welche die musikalische Handschrift Schuberts kennen, ein Zweifel an der Echtheit nicht aufkommen. Das ist eigenhändig von Franz Schubert geschrieben.

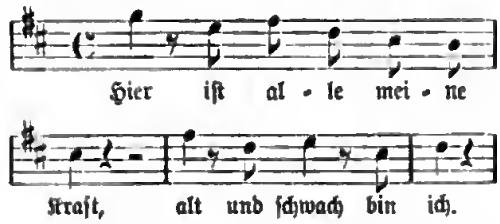
Eine seltsame Geschichte das mit diesen Papierstückchen. Ein Bruder von Franz Schubert, allerdings aus der zweiten Ehe seines Vaters, also ein Stiefbruder, war Geistlicher geworden. Ich habe ihn noch

persönlich gekannt, den guten Pater Herrmann. Er war Kapitular zu den Schotten und erteilte im Gymnasium des Schottenstiftes Religionsunterricht. Er ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Ich hatte ihm einmal eine kleine Bleistiftzeichnung von M. von Schwind geschenkt. Das lag nahe — ihm, dem Bruder Franz Schuberts! Ich hätte es aber nicht getan, wenn ich damals schon die Geschichte jener Papierstückchen gekannt hätte. Man höre nur: Pater Herrmann war im Besitze der Originalhandschrift des wundervollen Liedes „Der Tod und das Mädchen", und er führte sie einer ganz sonderbaren Verwendung zu. Alljährlich wenn ein Abiturient besonders schön maturiert hatte, schnitt er ein Stückchen von der kostbaren Handschrift herunter und zeichnete damit den glücklichen Prüfungskandidaten aus! Im Laufe der Jahre waren bisher drei der also Ausgezeichneten, die natürlich voneinander nichts wußten, so verständig, ihre Reliquien dem Museum zu überbringen. Die übrigen sind noch ausständig, aber ein Museum hat Geduld. Vielleicht fügt es doch noch ein freundliches Geschick, daß sich alle Stückchen wieder zu einem dann nur um so kostbareren Ganzen zusammenfinden.

Es braucht kaum noch besonders hervorgehoben zu werden, daß Schubert auch sonst noch außerordentlich reich im Museum vertreten ist und selbstverständlich auch Beethoven. Auf zu viele Einzelheiten kann ich außer den schon angedeuteten Gründen auch schon aus Raumrücksichten nicht eingehen. Immerhin sei noch das gedruckt vorliegende Programm des ersten und einzigen Konzertes, das Franz Schubert gegeben, erwähnt und von Beethoven das Manuskript zu seiner Symphonie „Eroica intitulata Bonaparte". Das Titelblatt weist Spuren einer grimmigen Wut Beethovens auf. Die Worte „intitulata Bonaparte" sind mit einer so heftigen Leidenschaftlichkeit durchstrichen, daß es dort ein Loch gesetzt hat. Die Erklärung liefert ein Vermerk unter dem Unglück: „Auguſt 1804." Beethoven hatte eben erfahren — es ging damals nicht besonders schnell mit den großen politischen Nachrichten —, daß Napoleon, sein großer Freiheitsheld, sich habe zum Kaiser ausrufen lassen. Daher der Ingrimm. Unschätzbar wertvoll ist noch Beethovens musikalisches Skizzenbuch, das er immer bei sich trug und in welches er die musikalischen Gedanken flüchtig einzutragen pflegte, die ihm unter dem Spaziergehen zuflogen, weiter das Skizzenbuch zur dritten Bearbeitung des Fidelio vom Jahre 1814, die Skizze zur berühmten „Neunten", und endlich auch die Skizze zu einer Komposition des — Erlkönigs. Man denke nur, welche Fundgrube für einen, der wirklich etwas versteht!

Man kommt aus der Andacht gar nicht heraus. Wenn wir so die Reliquien betrachten, erheben sich vor uns ehrfurchtgebietend die Geister von Bach und Händel, und förmlich lebendig wird der große Mozart, lebendig und uns menschlich nahe gerückt. Da liegt von ihm auf mehr als hundert Seiten bis zum Schlußpunkt eigenhändig geschrieben die G moll-Symphonie. Das Manuskript ist im Jahre 1788 entstanden in dem Hause auf der Währingerstraße, auf dem der heutigen Generation eine Gedenktafel von Mozarts Aufenthalt erzählt. Da liegt auch eine Komposition, von Mozarts eigener Hand wie folgt überschrieben: „Tänze. Von Wolfgang Amadé Mozart. Den 27. Jullii 1786. Unterm Kegelscheiben."

Vater Haydn möge hier nur seine Visitkarte abgeben, buchstäblich seine Visitkarte, wie er sich sie auf seine alten Tage stechen ließ. Außer seinem Miniaturbildnis und seinem Namen ist noch folgender musikalischer Seufzer auf ihr verzeichnet:



Lassen Sie mich zum Schluß wiederholen, daß ich mit vorstehenden Zeilen nicht die Absicht hatte, eine eingehende Beschreibung des Museums zu bieten. Es sollte nur versucht werden, Interesse zu wecken für eine Sammlung, die mir des Interesses würdig scheint.

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Klara Viebig, Einer Mutter Sohn (Berlin 1906, E. Fleischel & Ca.). — Adam Karrillon, Die Mühle zu Husterkah (Berlin 1906, G. Grate). — Georg Asmussen, Stürme (Dresden 1906, Carl Reißner). — Ernst Zahn, Helden des Alltags (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt). — Fritz Philippi, Unter den langen Dächern (Heilbronn 1906, E. Salzer).

Clara Viebig, die jetzt auf der Mittagshöhe ihres Lebens, ihres Schaffens, ihres Ruhmes steht, hat vor kurzem einen neuen Roman erscheinen lassen, der die kritischen Federn Deutschlands für einige Wochen wieder in Bewegung setzt. Dieser Roman wird niemand überraschen, der sich über die Gesamterscheinung der Erzählerin, über ihre Eigenschaften und Grenzen im klaren war. Er bestätigt nur alles früher Gesagte. Anläßlich des letzten Novellenbuches der Viebig stellt' ich die Naturgewalten, die in ihr leben, den Kulturmächten gegenüber, die eine Gabriele Reuter bestimmten. Naturgewalten sind es auch, die in dem jüngsten Roman „Einer Mutter Sohn" (Berlin 1906, E. Fleischel & Co.) gegen Kulturkräfte kämpfen: die Macht des Blutes gegen die Macht der Erziehung. Es war von vornherein kein Zweifel, auf welche Seite die robuste Erzählerin sich schlagen würde. Es war auch kein Zweifel, daß wir wie immer ein tüchtiges Werk darstellerischer Kunst von ihr erhalten würden. Ob der Grundgedanke, dem sie darin Körper gibt, überzeugen kann, ja, ob er überhaupt haltbar ist; ob es angeht, die geistigen und sittlichen Mächte des Lebens für die Bildung eines jungen Menschen so gering anzuschlagen, ja, sie fast völlig auszuschalten; ob wirklich das Erbteil des Blutes das beinah allein Ausschlaggebende ist, das ist eine zweite Frage, die jeder mit sich abmachen mag. Man sieht aber schon an dem aufgeworfenen Problem, wie viel Anteil an der Beurteilung des Buches die Weltanschauung des einzelnen haben wird. Ich möchte mich deshalb im ganzen diesem Werke gegenüber mehr referierend, als kritisierend verhalten.

„Einer Mutter Sohn" erzählt von einem kinderlosen Ehepaar, dessen Glück nur ein einziger Schatten trübt: eben die Kinderlosigkeit. Die Frau wird darüber schließlich schwermütig, hypernervös, hysterisch. Es nützt nichts, daß der aufmerksame und geduldige Gatte ihr jeden Wunsch von den Augen abliest und sie vor die Schönheiten der Welt führt. Auf ihren Reisen kommen sie auch nach dem Hohen Venn, und hier, mitten im Heidekraut, finden sie ein Kindlein, das die Mutter, eine arme Wallonin, ihnen gegen eine reichliche Entschädigungssumme abtritt.

Dieses Präludium erhebt sich nach meinem Gefühl rein erzählerisch zu großer Höhe. Man muß das vierte und fünfte Kapitel des ersten Buches lesen, um die ganze Wucht der Viebigschen Darstellung, ihr bedeutendes Können neu zu spüren. Die machtvolle und gedrungene Erzählung des Gemeindevorstehers, der vom Schmugglertode des Michel Solheid berichtet, flößt Respekt ein, und mit einem starken und packenden Akkord schließt auch die Szene der Kindesabtretung. Beweist Clara Viebig hier, wie meisterlich sie Volkstypen aus den Venndörfern schaffen kann, so beweist sie im folgenden, fünften Kapitel ihre Kraft der Naturschilderung. Wie auf der Flucht enteilt das Berliner Ehepaar mit dem Kinde. Aber aus den Sümpfen kriecht der graue, unheimliche Nebel und steht überm Venn wie eine versperrende Mauer; mit Pfiff und Geschrill, mit Gebell und Geheul jagt der Sturm über Sumpfloch und Torfgrube; wie Orgelton und schäumende Brandung braust es übers Moor, und die Winde heulen: denn da sind Eindringlinge, Diebe, die etwas mit sich fortführen, was einzig und allein dem großen Venn gehört! Wild und klagend tönt hoch aus dem Nebel dazu der Schrei von Vögeln, und dann entsinken den Nebeln große Tropfen, steigende, strömende, unaufhaltsame Tränen: das Venn weint!

Diese packende Naturschilderung hat natürlich symbolische Bedeutung: sie läßt uns ahnen, daß das Experiment der Verpflanzung des Vennsohnes mißlingen wird. Und nun hebt der eigentliche Problem- und Erziehungsroman an, der Schauplatz wechselt, mit dem Gebirgskind ziehen wir in eine bürgerlich-behäbige Grunewaldvilla. Wir erleben dort, was wir erwarteten: die sorgfältige Erziehung in dem reichen Hause vermag nichts gegen das Erbteil des Blutes; ererbte Instinkte brechen hervor; die zärtliche Liebe der Adoptiveltern kann in dem heranwachsenden Burschen, in dem gleichzeitig das Mißtrauen wächst, keine rechte Gegenliebe erwecken. In einer Reihe von Einzelzügen zeigt uns die Erzählerin, wie die angebornen Anlagen sich nicht unterdrücken lassen. Das Landkind, das doch von Heimat und Herkunft nichts weiß, hat eine geheime Vorliebe für Feld und Feldarbeit, legt Kartoffeln, steckt Bohnen und Erbsen. Das Proletarierkind, das im Luxus aufwächst, wird von dumpfen Trieben zu Kindern der Straße geführt, behagt sich am meisten in Portierkellern, wo ihm einfache „Schnecken" besser munden als die Torte zu Hause, und hängt sich mit Liebe an die Dienstmädchen. Seinen Adoptiveltern gegenüber bleibt der Junge kalt, zurückhaltend, fast feindselig. Wie ein Fremder steht er im Haus, obwohl er das Geheimnis seiner Geburt noch gar nicht kennt.

Aber Clara Viebig begnügt sich nicht mit diesen Zügen. Sie erzählt z. B. auch folgendes:

Da die richtigen Eltern des Knaben katholisch waren, zieht ihn eine unbewußte Sehnsucht nach jenen „Altären, wo die Heiligen prangten, und wo man Gott, den man doch bitten soll wie einen Vater, leibhaftig schauen konnte.“ Und immer, wenn er zur Konfirmandenstunde geht, schlüpft er vorher für Minuten in die Weihrauchluft der katholischen Kirche, wo seine Seele beim Klingeln des Glöckchens, beim Heben der Monstranz aufsliegt. Dieser mystische Zug zum katholischen Kult findet nicht etwa in Kindheitserinnerungen oder in einer phantasievollen Grundstimmung des Knaben seine Erklärung, sondern er ist eben da, weil die Eltern des Kindes katholisch waren. In jeder Weise ist der Held also dargestellt als völlig abhängig von den Mächten des Blutes, als ein bloßes Gefäß atavistischer Neigungen, die ihm zum Teil die freie Willensbestimmung rauben. Am Ende eines langen bedrückenden Leidensweges muß seine Adoptivmutter sich eingestehen, daß „alle ihre Theorien von Erziehung, Beeinflussung, vom Gebarenwerden im Geist kläglich über den Haufen gefallen“ sind. Der Schluß erzählt dann von dem frühen Tode des jungen Mannes, dem die Verpflanzung aus der Hütte eines Bennbarses in lichtere und behaglichere Verhältnisse so wenig zum Segen gereicht hat.

Zwischen den drei Personen, dem Ehepaar Schlieben und dem Adoptivsohn, spielt sich der ganze Roman ab. Und psychologisch sehr fein ist der Wandel dargestellt, den das Verhältnis der beiden Gatten durch den Sohn erfährt: wie sie zuerst durch ihn noch inniger gebunden, wie sie dann, unmerklich fast, mehr und mehr gerade durch den Jungen voneinander getrennt werden, wie sie sich endlich ganz wiederhaben an seiner Bahre! Besonders die Frau, die schmerzenreiche Pflegemutter, ist mit vieler Feinheit und Sorgfalt ausgemalt. Aber ich möchte, wie gesagt, hier nicht kritisieren, sondern nur referieren. Die Werke Clara Viebigs, der gelesensten Schriftstellerin Deutschlands, sind ja an und für sich eines starken Interesses und eines großen Publikums sicher.

In dem zweiten Roman, den ich heut anzuzeigen habe, wird zum Schluß erzählt, wie Agnes, die junge Wirtin zum Weltschirm, eine Nachricht von dem Jugendgespielen erhält, den sie geliebt hat und den sie hat hergeben müssen. Da schlägt sie die Schürze vors Gesicht und gräbt draben den lieben Kopf ins Kissen. Den „lieben“ Kopf! Es gibt viele, die das nicht schreiben würden, weil sie zu „objektiv“ dazu wären. Sie haben gewöhnlich aber auch jene überströmende Liebe zu ihren Gestalten nicht, die aller äußeren Objektivität zum Trotz hervorbricht und ihnen in schweren Stunden zärtlich und tröstend übers Haar streicht. Diese Liebe, die wir preisen, hat jedoch Adam Karrillan, der Odenwälder Dichter, der uns vor zwei Jahren den „Michael Holy“ schenkte und der uns jetzt einen prächtigen neuen Roman beschert: „Die Mühle zu Husterloh“ (Berlin 1906, G. Grote). Das Thema ist an sich nicht vergnüglich: wir hören von dem langsamen Herabgleiten und Verarmen eines reichen Mühlenbesitzers. Aber der Müller Höhrle wird uns doch sympathisch: man bangt und hofft mit ihm, man sieht sein Geschick mit Notwendigkeit sich vollziehen und erkennt es als typisch, als das Geschick vieler Tausender damals „in den grausamen Zeiten des Überganges, als der brutale Kapitalismus den Kleinbetrieb erwürgte“. Wir bekommen das Herbe und Derbe von Karrillon nicht geschenkt, aber es wird durchleuchtet und verklärt von einem schönen Humor, jenem wundervollen Nothelfer, der am besten davon zeugt, daß der Dichter zu Höhen der Freiheit gelangt ist.

Die Meinungen darüber, ob der erste oder zweite Roman des Odenwälders den Preis verdient, werden geteilt sein. Ich selber möchte doch fast der „Mühle von Husterloh“ den Vorzug geben. Karrillon hat sich inzwischen technisch vervollkommt. Er komponiert klarer und übersichtlicher. In „Michael Holy“ war gerade dies seine schwache Seite. Allerdings erschien das Buch voller und reicher, weil ziemlich rücksichtslos eine Unmenge an sich prächtiger Episoden hineingestopft war, alles, was dem Dichter grad einfiel und was ihm vom Herzen wollte. Beiden Werken gemeinsam ist die kräftig realistische Gestaltung, die Wärme und Fülle des Tons, der in Wind und Wetter gewachsene Humor. Wie unbekümmert der Dichter darstellt, wie weit er sich erlauben kann zu gehen, zeigt besonders eine Szene. Der alte Vater Höhrle, dem das Wasser schon bis zum Halse steht, sieht seine letzte Rettung darin, die reiche Rumpelbäuerin zu heiraten. Auf einer Wallfahrt, die er mitmacht, wird man sich auch schon halb einig. Da kommt die Prozession auf dem Rückweg grade recht zu einer Kirchweih. Die Entsühnten stürzen sich in den Taumel weltlicher Lust, und als die Nacht, die alte Kupplerin, sich herabsenkt, flüstert Adam Gutenrath mit gutem Grunde dem Kreuzträger zu: „Tu draußen den Herrgott weg, er braucht nicht alles zu sehen, was vorgeht.“ Auch die Rumpelbäuerin glüht in den Armen junger Burschen, und als sich Vater Höhrle bald stumm davon macht, tastet er sich in der Suche nach seinem Nachtquartier irrtümlich in einen Stall und erblickt beim Schein eines Streichholzes etwas, was er nicht zu erblicken vermutet hat. Im nächsten Moment stürmen vier Füße über ihn hinweg, und er liegt rücklings in einer übelriechenden Nässe. Da wandert er einsam durch die Nacht den weiten Weg zu seiner Mühle. Seine Träume, die noch vor kurzem „auf hypothekenfreien Wolken“ ins Blaue trieben, sind ausgeträumt, und als das Aveläuten ertönt, betet er nicht das „Gegrüßt seist Du, Maria“, sondern schlicht und einfach: „Herrgott, ich danke Dir für das Streichholz, das Du in meine Westentasche gelegt hast. Ohne sein Licht wär' ich mit Hörnern gleich einem Edelhirsch unter der Sonne herumgelaufen.“

Sicherlich eine der gewagtesten Situationen, in die ein moderner Dichter je seinen Helden gebracht hat. Denn schon die Entdeckung, die der Alte im Stall macht, zieht ihn etwas ins Lächerliche, — aber nicht genug damit: er muß auch noch in die unappetitliche Flüssigkeit fallen. Man sollte meinen, eine falsche Situation wäre nur eben für eine derb anzügliche niedere Komik

möglich, und der Vater Höhrle fiele damit unausweichlich dem Fluche der Lächerlichkeit anheim, die tötet. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Dieser Gefallene und Beschmutzte, der da einsam nach Hause geht und sein wunderliches und starkes Avegebet spricht, wirkt förmlich groß und rein — größer und reiner, als er vorher war. Und vor einem Dichter, der das vermag, der ungestraft seine Helden in äußerlich entwürdigende Lagen bringen und aus niedrigster Possenkomik Läuterungsflammen schlagen lassen kann, vor dem hab' ich allerhöchsten Respekt!

Um diesen Vater Höhrle, der alle Bitternis des Lebens auszukosten hat, und dem Karrillon, hart gegen sein eignes Geschöpf, auch den letzten Trost nimmt, so daß er ohne Hoffnung in die Grube fahren muß, gruppiert sich eine nicht geringe Zahl ausgezeichnet gegebener Gestalten. Welche davon soll ich zuerst nennen? Vielleicht den alten Mühlknecht, den Mühlbaschel, dessen Ohren taub geworden sind im Geräusch des Werkes, der in der freien Zeit, die der schlechte Geschäftsgang ihm läßt, seine im Wasserbau erfrorenen Fußballen aneinanderreibt und schwer sinnt, wie er seinen Herrn und die Mühle retten kann. Und in jener „Mannentreue", von der die frühesten Gesänge unseres Volkes sagen, läßt der alte Knecht das Leben für das Wohl seiner Herrschaft, zündet die Mühle an und fährt selber wie weiland Elias auf brennendem Wagen zum Himmel, nachdem er vorher seinen Rock ausgezogen und abseits gehängt hat: „Wenn sie allenfalls noch ein paar Brocken finden sollten, können sie dieselben da hineinwickeln." Als die Mühle brennt, stürzt auch Mordche Rimbach herbei, ein ehrlicher Jüd', eine Prachtgestalt. Er sieht, daß das Wasser das Feuer unterbekommt, er sagt sich, daß dies doch nur der Versicherungsgesellschaft zugute käme, und da fährt er mit jedem Feuereimer so tief, als ob er baggern wollte, ins Bachbett, bis die Spritze vorn glücklich so ganz verschlammt ist, daß sie kein Wasser mehr gibt. Die Galerie ist damit nicht zu Ende: da kommt noch Onkel Schütteldich, der schon drei Ledersofas zuschanden gesessen hat und zur Stunde mit der Kehrseite am vierten hobelt; da spielt die „prinzipielle" Hebamme Röse Ricke eine Rolle, wie es eine Berufskollegin schon im „Michael Holy" getan, und der grätige Apotheker, der Schneider und Musikant Klaus Priester, der krummbeinige Bäcker Nickel Lulay, der in die Welt zieht, schließen sich an. Es fällt auf, wie sehr im ganzen die holde Weiblichkeit zurücktritt. Die Zeichnung ist hier weniger fest, und wenn die tapfere Suse und die stille Agnes noch hingehen mögen: die Kommerzienrätin, die zuletzt mit Höhrle jun. ausrückt, bleibt uns völlig fremd. Karrillon ist kein Dichter der Liebe. Er ist ein ausgeprägt männlicher Dichter.

Besonderer Beachtung würdig ist auch die Sprache des Werkes. Man schlage einen beliebigen anderen Roman auf und lese dort drei Sätze, und drei Sätze dann hier: der Unterschied ist gewaltig. Das übliche glatte und saftlose Laufdeutsch, das weich und schnell, aber auch windhundmager dahineilt, ist dem Odenwälder fremd. Seine Sätze haben noch Stern und Kraft; sie sagen, was sie zu sagen haben, in aller möglichen Fülle, ohne daß sie deshalb weitläufig werden. Im Gegenteil: sie sind knapp, bildkräftig und von der scharfen Prägung der Volkssprichwörter. Man hat wieder einmal Freude an seiner Muttersprache. Brauch' ich da noch extra zu sagen, daß ich der „Mühle zu Husterloh" viele Leser und dem Adam Karrillon neue Erntejahre wünsche?

Mit einem dritten Roman wird man schneller fertig. Als ich ihn begann, hofft' ich nach den Empfehlungen verständiger Leute einen neuen Dichter zu erwischen. Als ich ihn zuklappte, hatt' ich den Hoffnungswimpel längst vom Mast geholt und war noch froh, daß ich wenigstens ein ehrliches und lesbares Buch gefunden hatte. Es heißt „Stürme" (Dresden 1906, Carl Reißner) und stammt von Georg Asmussen. Es ist poetisch etwas farblos, wie der Titel, den es trägt, aber ich zeige es an, weil es eine Eigenschaft besitzt, die mir immer schätzenswerter wird: es ist zu einem guten Teil aus eigenem Erleben geboren, und die Erfahrungen eines Mannes, der Jahrzehnte in praktischer Tätigkeit gestanden hat, der nur nebenbei einmal schriftstellerte, setzen sich darin ab.

Das Unglück will es ja nun, daß gerade diese Leute, die am meisten gesehen und erlebt haben, gewöhnlich nicht erzählen können, ja, daß ihnen etwas ganz Eigenes und Lebendiges in der Niederschrift zu etwas ganz Konventionellem und Matlem wird. Ähnlich reimen die Dilettanten aus ganz echter Liebe und Leidenschaft heraus doch unechte und nachempfundene Gedichte zusammen: unfähig, Eigenes auch eigen zu formen, glitschen sie in ausgefahrene Gleise hinein. Georg Asmussen ist nun zwar gewandter als viele andere und spinnt sein Garn sehr nett ab, aber unwillkürlich sagt man sich: welches Meisterwerk wäre entstanden, wenn ein Dichter und Künstler die gleichen angesammelten Erlebnisse und Erfahrungen in einem Werke ausgemünzt hätte! Auch Asmussen gerät in die Fahrbahn eines anderen und größeren. Seine „Stürme" würden nicht brausen, oder wenigstens nicht so brausen, wenn es keinen Gustav Frenssen gegeben hätte. Natürlich wird das der Autor nicht wahrhaben wollen. Er wird Stein und Bein schwören, daß er völlig unbeeinflußt geschaffen hat. Er kann diesen Schwur mit gutem Gewissen auch leisten, denn selbstverständlich ist ihm nie der Gedanke gekommen, zu kopieren. Ein Mann, der nach dem Kürschner 50 Jahr ist, ein weites Stück Welt gesehen hat und als Oberingenieur in Hamburg wirkt, hat naturgemäß, wenn er seine Augen nur ein bißchen zu gebrauchen verstand, so vieles aufgenommen und sich zu eigen gemacht, daß er auf Fremdes und Angelesenes verzichten kann. Und trotzdem kommt es zu keiner eignen Gestaltung des Eigenen, sondern es kommt zu einem unbewußten Hinübergleiten in eine schon vorgezogene Bahn. Da ist ein rothaariges Mädel, der „Birkfuchs", und in großer Verdünnung glaube ich darin einen anderen Rotkopf zu erkennen, Lena Tarn, dieses schönste Menschenbild der neueren Literatur. Und auch bei dieser und jener Gestalt treff' ich einen bekannten Zug — nicht so, daß man den

Finger darauf legen und im „Jörn Uhl“ nachsuchen wird, nein — nur im Gefühl hat man die Sicherheit, daß hier unwillkürlich und irgendwie etwas nachempfunden ist.

Damit ist zu allem Überfluß noch einmal gesagt, daß Georg Asmussen kein ursprünglicher Dichter und Gestalter ist. Er zeigt es auch sonst. Er hebt reichlich oft moralisierend den Zeigefinger. Oder nachdem er lang und breit über die Schmetterlinge gesprochen hat, denen unsre Blicke und Gedanken ins Blaue folgen, unterbricht er sich plötzlich mit den Worten: „Und doch kommen wir damit nicht weiter — also vorwärts!“ Am glücklichsten sind jene Partien des Buches geraten, in denen das holsteinische Landkind, der erfahrene Seemann, der Hamburger Ingenieur spricht. Man merkt da wohl den tüchtigen Menschen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß am Ende die Stürme verbrausen und freundliche Nachmittagssonne scheint, daß jeder Topf seinen Deckel findet, wenn die Pärchen auch anders zusammenkommen, als sie es erst selber glaubten, und daß die lange hin und her geworfenen Schifflein den rechten Kurs halten. So liest man das Buch denn mit freundlichen Gefühlen.

Bedeutender und eigentümlicher sind zwei Novellenbücher. Ernst Zahn, der Schweizer, hat das seine „Helden des Alltags“ genannt (Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt), und wie man es anders nicht von ihm erwartet, ist es wieder ein gut durchgereiftes, rechtes und tüchtiges Werk, das er uns vorsetzt. Man kann prüfen und schütteln, wo man will: alles solide, fest, gleichmäßig durchgebildet. Man kann jede der elf Novellen aus dem Rahmen nehmen und einzeln anschauen, und man wird fast ohne Ausnahme loben müssen. In Stoff und Stil, Charakteristik und Psychologie ist nichts versehen; alles stimmt gut zusammen und mischt sich glücklich. Zahn erzählt herbkräftig, aber nie so, daß das Herbe einmal bitter wäre und beißen würde; er erzählt eigen, aber doch so, daß es nie recht auffällt; er geht auf einem Pfade, der durchaus nicht die große Heerstraße ist, aber neben ihr hinläuft und Durchblicke auf sie gewährt, so daß das Publikum sich einerseits vertraut und sicher fühlt, anderseits dennoch etwas Besonderes hat. So werden Literatur- und Leserwelt gleichzeitig und gleichermaßen befriedigt.

Während ich das Vorgesagte noch einmal überblicke, merke ich selbst, daß hinter all diesem Lob ein Bedenken steht, ein geheimes „Aber“. Doch scheue ich mich fast, es auszusprechen, weil es vielleicht einen falschen Eindruck hervorrufen könnte. Diese ganz vortrefflichen Novellen nämlich wurden mir in all ihrer Vortrefflichkeit, als ich so eine nach der anderen las, etwas langweilig. An den Stoffen konnte das nicht liegen und lag es nicht. Es lag am Dichter. Er reizt uns als Persönlichkeit nicht genug, so fraglos er eine Persönlichkeit ist. Er ist immer der kluge und tüchtige Schweizer, dem man nicht ankommen kann. Seine Objektivität, seine gleichmäßige Sicherheit schauen wir erst mit großem Respekt, aber wenn er mit stets derselben festen und gleichmäßigen Sicherheit eine Figur nach der andern aus dem Sack holt, die im großen und ganzen dabei alle aus ähnlichem Holz geschnitzt sind, so ertappt man sich schließlich auf einer kleinen Ermüdung. Man wartet fast — so seltsam es klingen mag — mit Sehnsucht auf einen Fehlgriff, der den Respekt vermindern, oder auf etwas Außerordentliches, das ihn zu herzhafter Bewunderung erhöhen könnte. Doch Ernst Zahn kommt niemals aus dem Takt. Als ich in der wohl stärksten Novelle des Buches, im „Vinzenz Püntiner“ an eine Szene gelangte, die zu denen gehört, bei denen jeder Dichter all seine Kraft zusammennehmen muß, holt' ich unwillkürlich tief Atem, als müsse sich dabei etwas entscheiden. Aber es entschied sich gar nichts, es zeigte sich nur wieder, daß der Bahnhofsrestaurateur von Göschenen ein tüchtiger Erzähler, mehr noch: ein guter Dichter ist, der alle Mittel der Technik beherrscht und seine Fähigkeiten vortrefflich kennt und klug verwertet. Denn die Szene war tadellos gegeben, keinen Augenblick verließ den Autor die Sicherheit, man mußte sich von neuem überzeugen, daß er eigentlich alles kann und allem doch auch eine selbständige Wendung verleiht. Eigentliche Gewalt und Leidenschaft entfaltet er allerdings auch hier nicht. Ich glaube, er selbst läßt sich nie hinreißen; die schwyzerische Klugheit ist der vorsorgliche Hemmschuh, der Gefühlen und Leidenschaften bestimmte Grenzen steckt. Daher kommt wohl die gleichmäßige Sicherheit in allen Novellen, das Runde, Fertige, Gediegene, aber daher kommt es wohl auch, daß ihnen die starken persönlichen Akzente mangeln, so daß man, wenn man sechs Arbeiten des Buches gelesen hat, nach der siebenten nicht mehr neugierig ist, obwohl (oder weil) man vorher weiß, daß sie so vortrefflich ist wie die andern sechs.

Dies also war der geheime Vorbehalt bei den Worten, die das Buch rühmten. Naturgemäß entscheidet hierbei in der Hauptsache das Gefühl des einzelnen, und viele mögen anders empfinden als ich. Dann werden ihnen die „Helden des Alltags“ noch weit lieber sein. Und sie sind ja auch — was nochmals betont werden soll — jeden Lobes wert. Von „Vinzenz Püntiner“ sprach ich schon als von der besten Novelle. Würdig reihen sich ihm ein paar kleinere Stücke an: eins vom „Leni“, das nach der Mutter Tode die Zügel des Haushalts so fest in die Kinderhände nimmt und ohne Klage und Ermüdung wirtschaftet, bis mit des Bruders Heirat wieder eine Frau ins Haus kommt und das Leni sich zum erstenmal und gleich für alle Ewigkeit ausschläft; ein andres vom „Kaplan Longinus“, dem sterbend erst die Schönheit der Gotteswelt und ihr größtes Wunder, die Liebe, aufgeht, denn „daheim haben sie so viel Liebe in die Kirche tragen müssen“, daß fürs Haus nichts mehr übrig blieb. Erfreulich ist auch der „Geiß-Christeli“, der als Laufbursch in ein großes internationales Hotel soll, aber schon am ersten Tage „Blas mir“ sagt und wieder ausrückt — heim in seine Berge. Am liebsten schildert Ernst Zahn die wortkargen Menschen, die nichts aus sich machen, die ruhig Lasten über Lasten schleppen, eben Helden des Alltags, deren ganzer Wert erst spät oder gar nicht erkannt wird. Zäh, tüchtig, für sich und ohne jedes Aufheben ringen sie mit ihrem Bündel

Stiller Winkel. Gemälde von Rudolf Poffin.

Schritt für Schritt vorwärts: „Es muß eins viel tragen, bis es zum Sterben kommt", sagt die Mutter von Vinzenz Püntiner.

Das zweite Novellenbuch — oder nein: es ist ganz ausgeprägt ein Buch der Skizzen — hat ein Pfarrer geschrieben, ein feiner Eigenbrödler mit lebendigen Augen, die selber schauen wollen: Fritz Philippi. Unter dem Titel „Hassetbach und Wildendarn" erschienen vor einigen Jahren Erzählungen aus dem Westerwälder Volksleben von ihm, und niemand konnte verkennen, daß ein neuer Dichter darin sprach. Liest denn aber ein Mensch heut Skizzen? In der Zeitung: ja!, im Buch: nein! Und so geschah es, daß der Wind darüber ging und daß die marktgängige Ware das schmale Buch erdrückte. Nur einen kleinen Stamm von Freunden konnte es sich schaffen, und die trösteten sich damit, daß ein Wald- und Bergpfarrer viel Arbeit, auch viel nutzlose Arbeit ebenso gewöhnt sei wie eine kleine Gemeinde. Deshalb wird er doch nicht müde und versucht es von neuem, Seelen zu fangen. Und was er in der großen Einsamkeit und Stille gefunden, was der Sturm ihm gebraust, der die Tannen wie Gerten biegt, was das Heidekreuz ihm erzählt hat, auf dem die Raben sich vom Flug ausruhn, vor allem, was ihn die harten und wunderlichen Menschen der Öde durch Leben und Sterben gelehrt — das trägt er hinab zu den Leuten, die in den engen Gassen wohnen: ein eigner und kraftvoller Prediger, ein Wanderer, der an jedem Wegweiser liest, wo es sei, da das Leben mittrn durchs Herz gehe, stark und ungebrochen.

„Unter den langen Dächern" ist dieses zweite Buch von Fritz Philippi benannt (Heitbroun 1906, Eugen Salzer), und schon sein Titel wird die Befürchtung zerstreuen, als hätte dieses Werkchen eines Pfarrers mehr mit dem Himmel als mit der Erde zu tun. Es ist aber schwer, von seiner Art einen Begriff zu geben. Am ersten könnte man Fritz Philippi etwa in die Nähe Rosseggers und Hansjakobs rücken, doch das Rechte ist es auch noch nicht. Wie der Steirer scheint er ganz auf die Skizze gestellt zu sein und in größeren Kompositionen zu versagen: Romane les' ich von Rosegger nicht gern und Romane möcht' ich auch von Fritz Philippi nicht lesen. Aber um so prächtiger sind seine Skizzen. Es gibt Sätze und Wendungen darin, die einem direkt einen Stoß versetzen.

Doch aus der kurzen Überraschung wird bald eine lange Freude. Und es gibt Gestalten darin und Gesichter, wie man sie etwa am Rand von Remarquedrucken als rasche Künstlerradierungen sieht: nicht ausgeführt, nur skizzenhaft gehalten, aber gerade dadurch überraschend lebendig. Ich denke z. B. an den alten Jumb, seine Pfeifenköpfe und seinen tiefsinnigen Hund Butz. Wie ergreifend aus dem Munde des Knurrhahns die Beichte kommt, daß er eigentlich immer auf der Flucht vor dem Leben gewesen sei und sich zuletzt vor ihm in die einsame Stube zurückgezogen habe! Wie der junge Vikar da ihm die Stütze reichen muß, während er selber auf Rat und Stütze gehofft hat! Wie der Alte endlich weich und nachdenklich, milder und stiller wird, den Abend vor seinem Tode noch „O alte Burschenherrlichkeit" singen will und dann stirbt! „Nun lag der atte Jumb mit dem Kopf zur Seite. Die Pfeife hing im Mund . . . Er hatte erst noch das letzte Krüstchen ausgeraucht." Nichts Pastörtiches mengt sich in das rein Menschtiche, obwohl doch ein Pastar von Pastoren erzählt. Es ist so wunderschön an Fritz Phitippi, daß der Mensch in ihm auf den Talar, nicht der Talar auf den Menschen abfärbt.

Möchten viele „unter den langen Dächern" heimisch werden!

Severa.

Wenn je das Glück mich träfe,
Ich hielte es für den Traum,
Es rührte an meine Schläfe
So leise, ich fühlt' es kaum.

Es flöchte ja nur den Frieden
Als Kranz mir um das Haupt
Und der wird jedem beschieden,
Der an die Erde glaubt.

Und wenn es der Stirne Sehnen
Mit kühlem Laub umgibt,
Es führte mich nie zu denen,
Welche der Himmel liebt.

Wenn je das Glück mich fände,
Ich würd' ihm ins Auge sehn —
Ich küßte seine Hände
Und ließe es weiter gehn.

Walther Unus.

Antike Vasen. Aus dem Besitz von Dr. P. Arndt.

Illustrierte Rundschau.

Antiken aus Privatbesitz in der Ausstellung des Bayerischen Museums-Vereins. — Die neuen Ausstellungsräume van Eduard Schultes Kunstsalan in Berlin. — Küche und Speisezimmer van Bernard Stadler, Paderbarn. — Silberne Ehrenpreise des Kölner Automabilklubs vom Hofjuwelier Clemens Dahmen. — Zu unsern Bildern. — Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Großes Staunen rief die Ausstellung hervor, die der Bayerische Museums-Verein saeben mit Antiken aus Münchener Privatbesitz veranstaltet hat. Die Fülle der Werke, die da im Sezessionsgebäude zu München dem großen Publikum zum erstenmal öffentlich gezeigt wurden, überraschte ebenso wie ihre Mannigfaltigkeit und Originalität. Wir geben von dem wertvollen Material bayerischen Kunstsinnes und Sammelfleißes einige Ausschnitte im Bild wieder. Prinz Rupprecht von Bayern, der preußische Gesandte in München, Graf Pourtalès, Prof. Frhr. von Bissing, Graf Berchem, Frhr. von Schacky auf Schönfeld, Prof. Pringsheim, Dr. Berolzheimer und der Privatgelehrte Dr. Paul Arndt hatten den Hauptteil der größeren Antiken beigesteuert. Dazu gesellten Hofrat Stützel, Dr. Bassermann-Jordan, Franz Wolters, Toni Stadler, O. Seitz, Prof. Holmberg u. a. entzückende Funde aus ägyptischen, etruskischen und kleinasiatischen Gräbern, Kleinzeug aus punischen und mykenischen Kunstschichten, goldne Geschmeide, Fragmente aus antiken Vasen mit Malereien, Kleinbronzen, Terrakotten u. dergl. mehr.

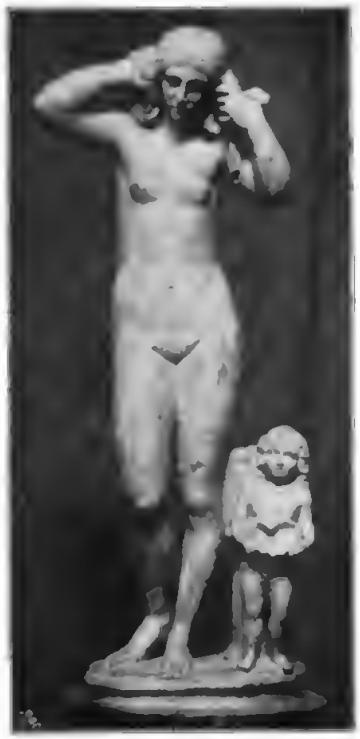
Weiblicher Torso. Aus dem Besitz des Grafen Pourtalès.

Es war eine ungeahnte Augenweide, die sich da für den Kunstfreund und für den Archäologen im besonderen bot. Dem Bayerischen Museums-Verein ist für diese bedeutsame Veranstaltung ebenso warm zu danken, wie der Verwaltung der Glyptothek. Deren vom Verein überwiesene Leihgabe, Knabenstatue von Polyklet, hat in einer Nische des Göttersaales Aufstellung gefunden. Diese Überweisung ist um so höher einzuschätzen, als die Glyptothek bislang eine empfindliche Lücke in Werken des Polyklet aufwies, jenes Meisters, dessen Skulpturen schon im Altertum zu den berühmtesten gehörten und die zu den für die Antike am meisten charakteristischen Schöpfungen zählen. Ein wertvolles Stück aus der Schule dieses Meisters ist der männliche Torso aus dem Besitz des Grafen Pour-

tales. Er stellt einen Speerträger (Doryphoros) dar, nach dem vermutlich der Kanon, eine Art akademische Musterfigur, gebildet war. Interessant ist auch der weibliche Torso aus dem gleichen Besitz. Ein klassisches Stück hellenischer Kunst bildet der weibliche Porträtkopf aus dem Besitz des Prinzen Rupprecht von Bayern (vgl. Abb. S. 595). Lieblich und von trefflicher plastischer Wirkung ist das Sklavenköpfchen (vgl. Abb. S. 595) aus dem Besitz von Dr. Berolzheimer. Von aparter Schönheit und edler Formengebung zeugen die griechischen Vasen aus dem Besitz des Privatgelehrten Dr. Arndt.

Bildnis. Fragment im Besitz des Prinzen Rupprecht von Bayern.

Unter die schönsten Stücke der gezeigten Antiken möchte ich eine Marmorstatuette „Aphrodite“ (vgl. Abb. S. 595) rechnen, die Prof. A. Pringsheim dem um die Erhaltung und Beschaffung antiker Kunstwerke verdienten Bayerischen Museums-Verein zum Geschenk gemacht hat. Diese etwa 62 Zentimeter hohe Plastik stammt aus Italien; die genaue Herkunft ist ebensowenig wie bei den vorgenannten festzustellen. Die Stütze der ebenmäßig schönen Aphroditenfigur ist in der Art einer henkellosen Vase gehalten, wie bei den auf alexandrinischen Ursprung zurückgehenden Figuren. Neben ihr steht ein kleiner Eros als Diener. Diese Nebenfigur ist, wie im Altertum üblich, flüchtig und nachlässig gearbeitet im Gegensatz zu der sorgfältig ausgeführten Figur der Göttin. Der kleine Eros hält eine Muschel vor sich in beiden Händen; solche Muscheln dienten als Behälter für Salben. Die Göttin, eben dem Wasser entstiegen, faßt mit den Händen in die Lockenfülle, damit die Wassertropfen ablaufen können.



Aphrodite. Im Besitz von Prof. Pringsheim.

Von ähnlicher Tragweite und Bedeutung wie für München diese Ausstellung, ist für die Reichshauptstadt ein Ereignis lokaler Kunstgeschichte: Die altberühmte Kunsthandlung von Ed. Schulte hat zum großen Aprilumzug ihr neues Heim, Unter den Linden 75, eingeweiht, nachdem es das dem Abbruch verfallene Redernsche Palais hatte verlassen müssen.

Sklavenköpfchen, von der Seite und von vorn gesehen. Im Besitz von Dr. Berolzheimer.

Was Alfred Messel architektonisch da geleistet hat und zu leisten beabsichtigt, läßt sich jetzt noch nicht übersehen, denn das neue Haus ist als Eckhaus der Linden und der zu verbreiternden Neuen Wilhelmstraße gedacht, und das schmale Eckgrundstück, das jetzt den Engpaß beherrscht, muß erst noch fallen. Aber der innere Ausbau der neuen Kunstsalons, wirkt ungemein anheimelnd. Man gelangt im Erdgeschoß aus dem Vestibül geradeaus, zweimal je eine kleine Treppe emporsteigend, zunächst in einen Seitenlichtraum, darauf in vier hübsch gruppierte Oberlichtsäle. Der Ankömmling hat einen schönen Durchblick bis zum Ende des ersten Oberlichtsaales. Die hier ausgestellten

Werke sollen zur Geltung kommen, sie dürfen von dem Drumherum nicht erdrückt werden. Aber die Säle muten dabei doch gar nicht etwa nüchtern an, sie haben im Gegenteil etwas recht Behagliches. Und das Wichtigste: der Lichteinfall ist überaus günstig reguliert. Im neuen Schulteschen Kunstheim haben wir jedenfalls eine glückliche Vereinigung von repräsentativer Würde und intimer Wohnungskunst.

Wohnungskunst im Sinne moderner Ästhetik und zugleich praktischer Lebensbedingungen bietet auch Bernard Stadler in Paderborn in den beiden Einrichtungen, deren Bilder wir auf S. 597 veröffentlichen.

Wir sehen da zunächst eine Küche, deren Möbel aus la-

Die neuen Ausstellungsräume von Eduard Schultes Kunstsalon in Berlin W, von Baurat Prof. A. Messel.

Küche. Von B. Stadler-Paderborn.

fierter polnischer Kiefer bestehen. Bei Stadlers Schränken ist die untere Hälfte des Sockels zurückgezogen: damit der Sockel nicht allzusehr abgetreten wird und die trotzdem unvermeidlichen Kratzer und Schrammen möglichst wenig ins Auge fallen. Die Formen sind ganz schlicht, so daß fürs Abstauben einige Minuten genügen. Trotzdem macht die Küche einen behaglichen Eindruck durch die guten Verhältnisse der einzelnen Schränke.

Das Speisezimmer Bernard Stadlers ist eichen, geräuchert, und hat altkupferne Beschläge mit abstehenden Griffen. Im Büfett wie in der Anrichte besteht die Rückwand aus olivgrünen Kacheln. Der Unterteil des Büfetts springt in der Mitte nach vorn vor, der Oberteil weicht zurück. Dadurch bietet die Büfettplatte ausgiebigen Platz. Charakteristisch sind an der Anrichte die hohen Borde und das abschließende Schränkchen. Für den Ausziehtisch hat Stadler die eirunde Form gewählt, die er für die günstigste eines Familientisches hält. Mit Recht. Ein runder Tisch weist gegenüber eckigen den Vorteil auf, daß an ihm die Reihe der Stühle nirgends unterbrochen wird. Stadler hat die Rundung auch an den Enden so stumpf gehalten, daß den dort Sitzenden das Auflegen der Ellbogen möglich ist.

Die nächste Seite der Rundschau wendet sich nicht nur an Freunde von Kunst und Kunstgewerbe, sondern auch an die Sportgewerbe. Sie sehen da die geradezu fürstlichen Ehrenpreise, die der Kölner Automobilklub für sein diesjähriges Tourenpreisfahren ausgesetzt hat. Es sind dies getriebene silberne Prunkstücke, die, aus der Werkstatt des Hofjuweliers Clemens Dahmen zu Köln hervorgegangen, als ein neuer schöner Beweis für die künstlerische Hebung der so lange Zeit arg vernachlässigt gewesenen guten alten Feinschmiedekunst zu begrüßen sind. Wir nehmen vom Schautisch folgende Ehrenpreise, um sie den Kennern und den Gewinnlustigen im Bilde vorzuführen: einen in Silber getriebenen oxydierten Prunkbecher (oben, Mitte), oxydierte Silberbecher (rechts und links) und eine in Silber gearbeitete polierte Empirebowle.

Dem reichen Bildschmuck dieses Heftes geben u. a. die Reproduktionen nach Borissoffschen Ge-

Speisezimmer. Von B. Stadler-Paderborn.

mälden eine besonders charakteristische Note. Fast den ganzen Monat April hindurch standen diese Bilder, die uns die arktischen Regionen so nahe bringen, im Mittelpunkt des Berliner Kunstlebens. Der Kunstsalon Keller & Reiner, Berlin W, Potsdamerstr., hatte sich das große Verdienst erworben, diese fremde Welt in einer Gesamtausstellung des Borissoffschen Werkes den Kunstkennern, Ethnologen, Kulturhistorikern und Geographen vorzuführen, die alle in gleichem Maße ihre volle Befriedigung fanden.

Silberner getriebener oxydierter Becher.

In Silber getriebener oxydierter Prunkbecher.

Von den selbständigen Künstlergaben erwähne ich zunächst das Titelbild: „Sommer" von Prof. Gabriel Max, eine kornttragende Schnitterin mit blitzblauen Augen und einem zur „Ernte" ladenden roten Mund. Ist hier alles in funkelndem Sonnenlicht gebadet, so liegt über Prof. Hans Oldes Erntebild der schwüle, bange Druck aufziehender Gewitterstimmung. Wie das Korn wogt und sich wiegt, ein flimmerndes Meer bildet, Millionen reifer Ähren, und wie der Schnitt der Sense fast hörbar zu werden scheint! Prof. Leo Samberger bietet in einer Zeichnung das Bildnis seines gleich berühmten Kollegen, des Prof. Frhrn. von Habermann. Badende Knaben führt Peter Severin Kroyer in seinem Seebild vor, das besonders gut die laue, matte Dünnung des wie bleiern daliegenden, kaum atmenden Meeres wiedergibt. Eine überaus wirkungsvolle sommerliche Licht- und Waldstudie verdanken wir Max Ilth: „Sonnenflecken" huschen über den Waldboden des dürftigen Forsts und über die rohgezimmerten Waldschenkentische und Bänke zwischen den Baumstämmen, deren Kronen nicht mehr sichtbar sind. Ein Lieblingsstück vieler von der letzten Berliner Secession ist das Bildnis, das Robert Weise von einer schlanken jungen Engländerin gibt, die eine wundervolle Dogge am Riemen hält. In ein kleines holländisches Nestchen führt uns Rudolf Possin, der in seinem Gemälde „Stiller Winkel" einen Ausschnitt aus dem Straßen- und zugleich dem Familienleben des Landes der Windmühlen, des Nebels und der blauen Kacheln gibt. Eine wirkungsvolle, lebhaft bewegte Plastik bietet Clemente Origo in seiner Bronze: Viehhirt der pontinischen Sümpfe. — Keck und flott guckt H. Fenner-Behmers „Pariserin" dem Leser ins Gesicht. Eigentlich schön ist sie nicht. Aber sie hat's in den Augen. Und ihr Näschen ist eben „so echt pariserisch". Ganz wie Paul Delmet, der Montmartrepoet, singt: „Ton nez semble un petit gamin, retroussé plus qu'il n'est d'usage, et narguant le long du chemin tous les promeneurs du passage ...!" Ob sie wirklich alle stehen bleiben, die Spaziergänger der Boulevards, von dem „kleinen Gamin" im Kindergesichtchen der niedlichen Pariserin angelockt? Möglich. Ich würde ganz gewiß auch nicht die Augen niederschlagen. H.

In Silber gearbeitete und polierte Empirebowle.

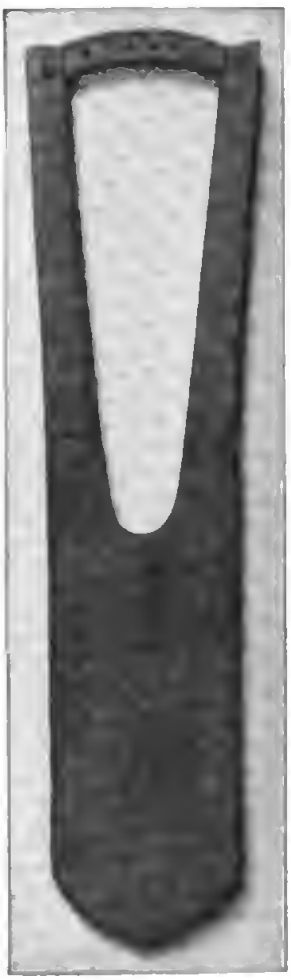
Oxydierter Silberbecher.

Silberne Ehrenpreise für das vom Kölner Automobilklub ausgeschriebene Tourenpreisfahren, entworfen und ausgeführt von Hofjuwelier Clemens Dahmen in Köln a. Rh.

Reste eines altgermanischen Einbaumes. Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Wir besprechen an dieser Stelle Bücher nur ausnahmsweise; im allgemeinen nur, wenn sie einen besonders ausgeprägten künstlerischen Charakter tragen. Dies scheint uns bei der Deutschen Geschichte von Prof. Dr. Ed. Heyck (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig) in hervorragender Weise der Fall zu sein. Das auf drei Bände berechnete Werk ist zurzeit bis zum Abschluß des zweiten Bandes gediehen, bis zum Westfälischen Frieden, und gestattet daher ein Urteil über seine Eigenart. Hier, im Anschluß an die Rundschau, käme eigentlich in erster Linie die Illustration, der künstlerische Schmuck in Betracht, aber ihn allein betrachten, hieße dem Ganzen unrecht tun. Während nämlich bei den meisten illustrierten historischen Werken unserer Zeit das Bild recht willkürlich neben dem Text einhergeht, oft gewaltsam zum Zweck der Illustration herangezogen erscheint, ist in dieser Deutschen Geschichte der Zusammenhang zwischen Text und Bild auf das sorgfältigste gewahrt worden; augenscheinlich dank persönlicher eifriger und verständnisvoller Mitarbeit des Verfassers selbst. So weicht die Illustration denn auch vielfach ganz vom Schema ab, geht eigene Wege und hat sich neue Quellen zu erschließen gewußt aus den reichen Schätzen der deutschen Kunst, aus unseren besten öffentlichen und privaten Sammlungen. Dem kam zugute, daß die Heyckische Deutsche Geschichte keineswegs nur politische Geschichte gibt. Im Gegenteil! Der Untertitel des Werkes lautet: „Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben", und dem, was dieser Untertitel ausspricht, ist der Verfasser in vollem Maße gerecht geworden, ja er hat gerade auf das Volkliche, auf Stammesart, auf alle Zweige der kulturellen Entwicklung besonderes Gewicht gelegt. Aber anders als andere, und das kann nicht stark genug betont werden: er schmiedete nicht auf der Grundlage von hundert vorhandenen Werken ein neues Buch zusammen, sondern er schöpfte aus Eigenem. Hinter diesem Werk steht eine Persönlichkeit, die gern ihre besonderen Wege geht

Trauernde Frau in germanischer Tracht. In Germanien entstandenes römisches Bildwerk zu Mainz.



Alemannisches Saiteninstrument, gefunden in Oberflacht bei Tuttlingen. Der untere Teil ist hohl. Die Harfe wurde bei der Ausgrabung in den Armen eines weiblichen Skeletts gefunden mit blondem Haar. Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Kaiser Karl IV. und König Wenzel. Aus der Prachthandschrift der Goldenen Bulle.

lich. In die großzügigen Übersichten aber sind überall reizvolle Einzelheiten verflochten: hier scharf umrissene Schilderungen von Persönlichkeiten, dort kulturelle Details: der Verfasser geht an dem intimen Leben am Hofe Karls

Denkmünze mit dem Bildnis Maximilians.

des Großen so wenig vorüber, wie etwa an dem auf den Hansekontoren, er leuchtet ebenso in die Zustände des deutschen Adels, wie in die des deutschen Bürgertums in den verschiedenen Perioden hinein; er erzählt, er weiß, was so selten ist, zu plaudern, ohne daß der Ernst des Werkes darunter leidet. Etwas ganz eigenes aber ist es, wie sich das starke Naturgefühl und der Landschaftssinn des Verfassers in dem Werk niederschlug. Immer wieder empfindet man, daß er alles andere eher als ein Stubengelehrter ist: in allen Teilen des Reichs und überall jenseits der Grenze ist er zu Hause, hat selbst gesehen und weiß meisterlich seine eigenen Eindrücke in die geschichtliche Darstellung zu verweben, gleichviel ob er von den Straßen handelt, welche die deutschen Kaiser auf ihren Römerfahrten zogen, von den Reichsstädten, von den Burgen des Mittelalters oder von den Schlachtfeldern Gustav Adolfs. Das gibt dem Ganzen den seltenen Reiz der Anschaulichkeit und wiederum die oft überraschend persönliche Note: Es ist ein Buch recht für solche, die unser deutsches Volk und Land lieb haben. S.

und von Vater Usus und Mutter Schema nichts wissen will. Diese deutsche Geschichte wird dis in alle Einzelheiten vor der Kritik der Fachwissenschaft bestehen in ihrer absoluten Zuverlässigkeit, doch das ist ihr geringster Ruhm, denn diesen Vorzug teilt sie mit so manchen anderen Werken. Man findet aber in ihr viel und vielerlei, was man in anderen deutschen Geschichten vergebens suchen würde: man findet in ihr lebendige Schilderungen der Verfassungsbildungen, sie weckt in uns das Verständnis für die Pfade, die von den Urzuständen unsres Volkes zu den Zuständen unseres heutigen Deutschen Reiches führten, sie zeigt uns, wie unser Volk aus verfassungsrechtlichen Einzelgebilden zur Nation wurde, und sie gibt, bei überall hervorleuchtender heißer Liebe zum Reich, der Geschichte der Territorialstaaten größeren Raum, als sonst üb-

Reichsadlerwappen vom sogen. Ruprechtsbau des Heidelberger Schlosses. Aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, aber auf Ruprecht bezüglich

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

NESTLE'S KINDERMEHL

enthält beste Alpenmilch.

Paris 1900: Ausser Wettbewerb als Jury-Mitglied.

33 goldene Medaillen.

27 Ehrendiplome.

Altbewährte Nahrung für Kinder, Kranke und Genesende. Verhütet und beseitigt Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe.

Nur echt, wenn die Dosen mit der Schutzmarke „Nest" und dem Namenszug des Erfinders Henri Nestle versehen.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Augustheftes:

	Seite
Prunkstücke moderner Kleinkunst. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit vier Kunstbeilagen und sechs Textabbildungen	601
Wir gingen selbander am blühenden Hag. Gedicht von Frieda von Bülow	609
Henrik Ibsen †. Von Eugen Zabel. Mit einem Bildnis des Dichters	610
Der Mittag des Glücks. Skizze von Paul Oskar Höcker	616
Scherzliedchen. Gedicht von Georg Martell	623
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Mein Rückblick. Von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit dem Bildnis der Verfasserin	624
Holländische Reisetage. Von Heinrich Aldegrever. Mit vierundzwanzig Textabbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen	633
Simplicitas. Roman von Hermine Villinger (Schluß)	652
Der Sommermorgen. Gedicht von v. Goetzen	673
Medea und das Goldene Vließ. Eine kulturgeschichtliche Argonautenfahrt von Beatus Muth	674
Hochsommer. Gedicht von Richard Schaukal	680
Sommermittag. Gedicht von Richard Schaukal	680
Unser Mond. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit dreizehn Textabbildungen, zum Teil in Tondruck	681
Alte Magie und moderne Heilkunst. Von Dr. Julius Stinde †	698
Der Ring. Novelle von Georg von der Gabelentz	703
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse	717
Vollmond. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort	722
Illustrierte Rundschau. Von H. v. S. Denkmünze zur goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares von Baden, entworfen von Prof. Rudolf Mayer-Karlsruhe. — Die Güldenkammer im Bremer Rathause von Heinrich Vogeler. — Der Schatz von Pfreimd. — Villa Lindenhof von Prof. Littmann in München. — Tafelaufsatz von Hofgoldschmied Theodor Heiden in München. — Zu unsern Bildern	723

Kunstbeilagen:

Meeresleben. Emaille von Prof. Wilhelm Widemann. Faksimilewiedergabe.	Titelbild.
Im Eise. Emaille von Prof. Wilhelm Widemann. Faksimilewiedergabe	zw. 602 u. 603
Nautilus in Silberfassung. Emaille von Prof. Wilhelm Widemann. Faksimilewiedergabe	zw. 606 u. 607
Schöpfung. Emaille von Prof. Wilhelm Widemann. Faksimilewiedergabe	zw. 608 u. 609
Bildnisstudie. Farbige Zeichnung von H. Fenner-Behmer. Faksimiledruck	zw. 664 u. 665
Birkenstudie. Aquarell von Elisabeth Mauderer. Faksimiledruck	zw. 672 u. 673

Einschaltbilder:

Meine Schwester. Gemälde von Philipp Klein. Tondruck	zw. 616 u. 617
Reifendes Korn. Gemälde von Prof. H. von Volkmann. Tondruck	zw. 632 u. 633
Römischer Kater. Bronze von Aug. Kraus. Tondruck	zw. 680 u. 681
Carmen. Gemälde von José Villegas. Tondruck	zw. 704 u. 705
Am Bodensee. Gemälde von Richard Kaiser. Tondruck	zw. 712 u. 713
Hühnerfütterung. Gemälde von R. Schramm-Zittau. Tondruck	zw. 720 u. 721

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Sechzehnter Band. Nr. 12.
Dwars in den Weg. Erzählung von Eugenie Rosenberger. Schluß.

*) In der 1906. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: A. Diedmeyer in Leipzig, Hospitalstraße 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit einer Extrabeilage von A. Dürninger & Co., Hoflieferanten, Herrnhut i. S.

Meeresleben. Von Prof. Wilhelm Widemann.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:
Theodor Hermann Pantenius
und Hanns von Zobeltitz.

XX. Jahrgang 1905/1906. Heft 12, August 1906.

Prunkstücke moderner Kleinkunst.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Nach langer Verödung des vornehmen häuslichen Geschmacks regt sich heute ein freudiger Eifer für feineren künstlerischen Besitz. Er reiht unsere Gegenwart zwar noch nicht den großen Kulturzeiten an, denn so jäh und rasch lassen sich die Höhenwerte nicht vorwegnehmen, er zeigt aber jenen starken und lebhaften Willen, aus dem noch immer das schönere Werden, die emporführende Bewegung sowohl in der Entfaltung der Talente wie in der Erziehung der allgemeinen Urteilsfähigkeit und damit wieder in der Wechselwirkung, die sie auf die Allgemeinheit der Künstler ausübt, hervorgegangen ist. Unserer Zeit speziell zu eigen ist, im Gegensatz sowohl zu der einlinigen Klassizität oder der Gotik wie der Renaissance, die möglichst vielseitig umfassende Lernbildung, die gleichermaßen nach der geschichtlichen und der völkervergleichenden Seite hin zu allen erreichbaren stilistischen oder ästhetischen Eigenheiten und Vorbildern greift. Dadurch hat sie sich schon jetzt eine Fülle von feinen und besonderen Techniken näher gerückt, die wir noch vor kurzem nur als das Eigentum zurückliegender reicher Geschmacksperioden oder entlegener, durch hohes Kulturalter verfeinerter Völker, wie der Ostasiaten, anzusehen gewohnt waren. Die Schätze der Kunstgewerbemuseen werden aktiv fruchtbar in unseren Tagen; seine Zweckformen, Liebhabereien und Schönheiten einer zuletzt kaum mehr gewagten Freude am material-edlen Wert kehren heute in unsere Häuslichkeit, in den Schmuckbereich des modernen Lebens zurück. Wem es die Gunst seiner Mittel erlaubt, der möchte diese mit soviel Freude wiederentdeckten ziervollen Kostbarkeiten nicht mehr bloß in Museen und hinter Vitrinen bewundern, sondern derlei auch zu eigen als Familienschätze von unvergänglichem Wert besitzen. Und schon ist auch das Verständnis lebendig geworden, daß sich das Äquivalent der für ein Kunstwerk aufgewendeten Summe keineswegs allein nach dessen Flächenmaßen in Leinwand oder nach den Dimensionen einer monumentaleren, für das Privathaus nur unter besonderen Umständen harmonisch geeigneten Skulptur bemißt.

Besonders erfreulich aber ist es, wenn wir aus der Ermunterung aller Künste nun auch schon wieder hinzugefundene eigenartige Gedanken hervorgehen sehen. Wenn wir Künstler von sicherer Formbeherrschung und selbständiger poetischer Erfindungsgabe am Werke finden, ihre Schöpfungen aus den Kreisen des Vormaligen und des Entlehnten zu befreien und durch neuartige Anwendungen und Erweiterungen des bisher Geübten eine neue Gattung vornehmster — gerade auch in innerlicher Beziehung durch das verwendete Material vornehmster — Feinkunstwerke in die künftige Geschichte

der Künste und des Geſchmacks einzuführen. Dies iſt der Fall bei einer Anzahl von figürlichen Gruppen, welche der bisher durch ſeine größeren plaſtiſchen Arbeiten bekannte Berliner Bildhauer Profeſſor Wilhelm Widemann ſoeben nach vierjähriger Arbeit vollendet und zur Ausſtellung in einen Berliner Kunſtſalon gebracht hat.

Das eigentlich Neue an dieſen figürlichen Gruppen iſt erſtlich und hauptſächlich die ſpezifiſche Art der maleriſchen Emailverwendung auf gediegenem Silber, und ſodann die Art, wie in dieſen Arbeiten, direkt mit ihrem koſtbaren Material zuſammen, natürliche Steinarten — edlere und ſeltene, aber auch ganz einfache — zu einer außerordentlich fein beobachteten Wirkung ihrer beſonderen Formen- und Farbeneigenſchaften gebracht worden ſind. Es ſei an dieſer Stelle, vorwegnehmend, um das Geſagte deutlicher zu machen, nur auf die abgebildete Gruppe der „Schöpfung“ verwieſen: auf den wundervollen, aus Griechenland ſtammenden Halbedelſtein, der mit ſeiner eigentümlich brodelnden Oberfläche und ihrem mattſchimmernden violettgrauen Ton das Gewölk in der Gruppe bildet, mit einer Zartheit und luſtigen Leichtheit, die in ihrer ganzen Reinheit freilich nur der originale Stein zeigen kann. Natürlich ſind die erwähnten Neuerungen kein Selbſtzweck, womit ſie allenfalls „intereſſant“, aber auch nicht viel mehr wären. Sie wollen für ſich nichts bedeuten, als geſchickt gefundene Mittel zur neuartigen Hervorbringung innerlich einheitlicher, in all ihrer leuchtenden und zarten Pracht jedes Surrogat und jeden bloßen äſthetiſchen Firnis ablehnender Kunſtwerke zu ſein.

Das Bildnis Profeſſor Widemanns bringen die Monatshefte nach einem Gemälde von M. Röbbecke. Auch Hubert Herkomer hat von Widemann ein liebenswürdig-feinerfaſſendes Porträt entworfen. Die beiden Künſtler ſind Freunde, und Herkomer, der ja ſelber in jüngerer Zeit mit Emaillen, auf Kupfergrund, hervorgetreten iſt, hat ſich ſtets für die anders gerichteten Emailarbeiten Widemanns im mündlichen und ſchriftlichen Austauſch lebhaft intereſſiert und bei manchem Beſuch in dem Berliner Atelier an den Fortſchritten der Herſtellung freudigen Anteil genommen.

Wilhelm Widemann ſtammt aus dem alten Poetenlande Württemberg, dem übrigens auch die Goldſchmiede- und Emailleurfamilie der Dinglinger angehörte, an deren Arbeiten im Grünen Gewölbe man in gewiſſem, doch nicht direktem Bezug bei denen unſeres modernen Künſtlers wohl denken mag. Er wurde am 28. Oktober 1856 in dem durch ſeine Metalltechniken bekannten Schwäbiſchen Gmünd geboren. Und ein rechter Norddeutſcher iſt er bis heute nicht geworden, ſoweit man nicht von nationaler Geſinnung ſpricht; jedenfalls iſt er ein ſehr natürliches, liebenswertes Menſchenkind geblieben, ein Mann von zartempfindendem Charakter und feinem Sinn für jegliche Schönheit, der in ſeiner unmittelbaren Schaffenswelt aufgeht und darin ſteckt. Und in einigen eng mit ihr verwandten, auf dem Gebiet der ſchönen Naturkunde liegenden Liebhabereien. Der kleine Garten des Ateliers hinter dem nichts verratenden Plankenzaun iſt ein feines, überraſchendes Idyll von duftenden Blütengehängen und leuchtenden, böcklinisch-ſüdlich mit ihren Zwiebelwurzeln in den Raſen verſtreuten Blumen; und wer Glück hat, der kann es ſo treffen, die großen Schmetterlinge der Tropen ſich durch den hohen Werkſtattraum um die hell von Schlinggewächſen umgrünten Pfeiler wiegen zu ſehen, mitten in der Reichshauptſtadt Berlin: die ausgeſchlüpften Wunderkinder exotiſcher Puppen, die er immer zu ganzen Dutzenden in kundig liebevoller Pflege hat. Eines Sommers gedenk' ich, da führte ich Wilhelm Widemann auf ſchöner zweiſamer Tour in die Schärenwelt des Skagerrak. Das war etwas, wie er da auf unſerem Felſeneiland an den wellenumkoſten Klippen und auf den ſchmalen Sandeinſpülungen dazwiſchen dem Seegetier mit unermüdlicher Hingabe der Beobachtung am lebenden Modell nachſpüren konnte! Dem Volk der roten und veilchenblauen Seeſterne und den vorbeiſlitzenden Fiſchen und allem großen und kleinen Muſchel- und Krebsgetier bis zu den komiſchen Taſchenkrebſen, die gerade in jenen Tagen einer nach dem andern das katzenjämmerliche Geſchäft der Häutung abmachten; manch Krebslein und Seeſtern mußte mit hinauf an das für ſie nicht roſige Licht, um mit ſeinem jungen Leben zu bezahlen, daß er zum Wiedererſtehen und Dauern in Silber und funkelnden Emaillen auserkoren worden war. So fuhren wir nicht ganz, aber einigermaßen wie der

Im Eise. Von Prof. Wilhelm Widemann.

Profeſſor Wilhelm Widemann. Gemälde von Moritz Röbbecke.

Schillerſche Taucher hinunter und herauf an glatten Schründen in ſchaukelnder Flut; und nahe umher im leichten Spiel der Wellen auf ſchwediſch lachende weiße Sommernajaden, und im weichen, braunwellenden Seetang ſich wärmend der vor lauter Ausdauer blaugefrorene vergnügte Profeſſor mit dem ringsum fließenden Bart — o du klarblauer Himmel und ahnungsvoller ſeliger Böcklin!

In ſeiner Heimatſtadt Gmünd trat der ſchulbefreite junge Widemann ſeiner Neigung nach in die Lehre als Ziſeleur, und er erzählt gerne dankbar von der Anleitung, die er namentlich von dem verſtorbenen Profeſſor Bauer erfahren hat. Dann kam er nach München zu Fritz von Miller, dem Profeſſor für Metallarbeiten an der Königlichen Kunſtgewerbeſchule, und empfing in dieſen Jahren, die ihm die ſchöne Welt des freien

Silberner Armleuchter für das Reichstags-Präsidialgebäude.

Künstlertums erstmals ahnungsvoll auftaten, die unveräußerliche Liebe zum Münchnertum, die mit seinem Wesen innig verbunden ist und ihn nach fröhlichem Ausdruck und scherzendem Sprachgebrauch oft eher für einen gebürtigen Bayer als für einen Schwaben halten lassen mag. Auf München folgten sieben Jahre Rom, voll Schönheit und auch voll ringender Not, da er sich hier in der Fremde keck auf eigene Füße stellte: auf sein junges Können und sonst nur noch auf seinen jungen Zukunftsmut. Dabei lebte er mit und sah um sich in dem römischen Künstlertreiben, das damals noch so viele gute deutsche Namen einschloß, und gewann zu seiner Jugendliebe für München die zweite, die durch sein Leben geht, zu italienischem Milieu und auch zu italienischem Formenzauber hinzu. 1884 bis 1891 war er Lehrer an der Frankfurter Kunstgewerbeschule, für das Ziselierfach. Von hier nach Berlin holte ihn Wallot weg, der durch Widemanns Arbeiten — große schöne Kleinkunstwerke, unter anderem für die Königin Olga von Württemberg und andere fürstliche Besteller, die sie der weiteren Öffentlichkeit freilich damit entrückten — aufmerksam geworden war und der sich mit einer gewissen genialen Zuversicht sagte, daß dieser Mann auch als plastischer Helfer im größeren Fach der rechte sein werde. So wuchs Widemann in die Dimensionen des Marmors und Steins, der großen Bronze, in die weitläufigen Räume des Bildhauerateliers hinein, wo seine zahlreichen figürlichen Skulpturen, Allegorien und Füllungen für das Reichstagsgebäude entstanden, unter anderen auch das charakteristische Standbild des Kaisers Maximilian. Ihnen schlossen sich das Giebelfeld des Reichstags-Präsidialgebäudes, Figuren am Kaiser Friedrich-Museum, in und am neuen Berliner Dom, Reliefs im Herrenhause, sowie die skulp-

turale Ausſchmückung der großen Amerikadampfer „Deutſchland“ und „Wilhelm II.“ an. Ferner Gruppen und Niſchenfiguren für ſchöne Privatbauten des Tiergartenviertels und die feinen, inhaltsvollen Bronzereliefs an den Pfeilern in dem von Meſſel erbauten Wertheimſchen Kaufhauſe, dem intereſſanteſten und am meiſten künſtleriſchen modernen Profangebäude Berlins. Zurzeit iſt Widemann mit figürlichem Schmuck für das Berliner Rathaus betraut worden.

Aber gerade in den letzten Jahren hat ſich auch wieder der urſprüngliche Metallkünſtler in ſeiner Benvenuto Cellini-Natur geregt und Betätigung gefunden. Für das erwähnte Reichstags-Präſidialgebäude hat er die vier großen, 1,60 Meter hohen ſilbernen Armleuchter geſchaffen, deren Baſis im Verein mit den wechſelnden Girlanden am oberen Schaft die zwölf Monate darſtellt, während in die Formengebung des Aufbaus auf eine feine Weiſe der beſtimmte Charakter übertragen worden iſt, welchen dieſe neuen Reichsbauten bis ins einzelne durch die beſondere Stiliſtik Wallots ausgeprägt erhalten. Sodann iſt, mit Auguſt Vogel, A. Gaul und Taſchner zuſammen, Widemann neuerdings der große Tafelſchmuck für das Kronprinzenpaar, das Hochzeitsgeſchenk der preußiſchen Städte, übertragen worden.

Silberner Armleuchter für das Reichstags-Präſidialgebäude.

Neben dieſer regen Tätigkeit ganz für ſich ſtehen die koſtbaren Arbeiten aus Edelmetall mit Feuervergoldung und Email, deren wir am Eingang gedachten. Einem Email, das ſich natürlich nicht in der Weiſe des Cloiſonné an Zellen- oder Grubenfüllung bindet, ſondern das die, je nachdem, über dem Silber leuchtenden oder andernfalls „opaken“, undurchſichtig matten Töne auf ganz freie Weiſe zur ſchmiegſam maleriſchen Wirkung bringt.

Eines Kommentars bedürfen dieſe Grup-

Mittagszauber.

pen kaum. Wollen sie doch, wie das rechte Kunstwerk immer soll, nicht so sehr eine Gedankenverbindung auslösen, als vielmehr eine eindrucksvoll empfundene Stimmung hervorbringen, die in diesem Falle — selbst wo der „Gedanke" tragisch wäre, wie bei der Eisbärgruppe — nach der Seite des auf reine und edle Weise Prächtigen liegt, des klar und hell Anmutigen, des Graziösen, oder auch wieder der gedrungen geschlossenen, durch feine Abstufungen bewirkten Harmonie in Farbe und Komposition. Es mag subjektiv sein, wenn uns in der „Schöpfung", obwohl man vor ihr deutlich genug von dem Goetheschen

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang

wieder ersaßt wird, der uranische Teil nicht ohne eine astronomisch historisierende Nebenvorstellung bleibt; vielleicht drängt sie sich doch eben nur dem Historiker vor. Darum liegt nichtsdestoweniger über diesem flammenden plastischen Bilde, durch seine glücklich kühnen, ganzen Farben bewirkt, ein Reiz und eine wahrhaft schöpfungsklare, schöpfungsreiche Freudigkeit, die

Nautilus in emaillierter Silberfaſſung. Von Prof. Wilhelm Widemann.

Eisbär und Sirene.

Meeresidylle.

unbeſchreibbar iſt. — Das Stärkſte in dem feingeſtimmten Kontraſt ihrer Farben iſt die Gruppe „Im Eiſe“ oder „Walroß und Sirene“: durch das Widerſpiel des ſammetig Stumpfen und Schweren in dieſer naſſen pelzweichen braunen Epidermis des walroßmaſſigen Silbers zu dem hellgoldigen Haar und dem lichten, von Blau in Silber ſchillernden Fiſchleib der Sirene, und dazu der tief kalt und blau emporrauſchenden Woge um das froſtglitzernd eiſige Kriſtall.

Wie der Einſiedlerkrebs ſich aus dem Meeresſchneckengehäuſe hervorſtreckt, das er ſich zur Wohnung zugeeignet hat, ſo lehnt

Schöpfung. Von Prof. Wilhelm Widemann.

sich in der stattlichen Gruppe „Mittagszauber“ — die Abbildungen geben eine gewisse Verkleinerung — das schlanke Nixlein aus ihrer schönen Muschel heraus und sonnt sich, daß das Haar und die leuchtend bunten Schuppen aufglänzen, auf meerumspültem Gestein. Um dessen besonderen Sockel entfaltet sich dann darunter noch wieder ein neuer farbiger, naßschillernder Reichtum von Seetieren und perlenglänzenden Muscheln. Wieder hat die Nixe oder Najade diese entzückende schlanke Elastizität des gestreckten Leibes, dieses schnellende, schnalzende Fischharte und Fischbewegliche, das Widemann solchen Lieblingsgestalten zu geben weiß: aus der ganzen ihm eigenen, intimen Naturvertrautheit mit den Meeresgeschöpfen, die er schon in Italien und seither auch durch die vortreffliche Hilfe des wunderreichen Berliner Aquariums gewonnen hat, nicht so sehr als einer, der suchen kam aus dem jedesmaligen besonderen Zweck, sondern als einer, den der lebhafte Sinn für solches Schauen ganz von selber trieb.

Dem äußeren Aufbau der Gruppe „Eisbär mit Sirene“ liegt das Motiv zugrunde, daß der Bär, in dem Augenblick, wo er die Sirene geschlagen hat, auf das Herüberdämmern der Polarnacht in das wiederkehrende Licht aufmerksam wird und, sich aufrichtend, in seiner Bewegung festgebannt innehält. Ein paar rubinrote traurige Tropfen des Bluts sickern von dem weißen, leblos erschlafften Leibe herunieder; im übrigen ist gerade diese Gruppe wieder durch die Einfachheit in der Kraft ihrer Kontraste besonders schön: die eisig blaue, spülende und gischtend leckende Welle, das lautre reine Weiß an dem schwarzfunkelnden Felsen, das verblüffend genau wie angewehter loser Schnee wirkt, das tönige weiche Weiß des Bären mit den lebendigen Augen, und dazu als Trägerin lebhafteren Farbenwechsels allein das junge hingestreckte Meerweib. Genau entspricht dieser koloristischen Skala, wie sich im plastischen Aufbau die größere Ruhe und die Bewegung verteilen, aber wiederum auch so das vollkommenste Gleichgewicht geschlossener Komposition erreichen.

Um den schwarzen, kalten, schneeüberwehten Basaltfelsen herauszubringen, ist mit finderischem Blick nichts weiter, als ein „ganz gewöhnlicher“ Feuerstein verwendet worden, dessen bleiche Kreidehaut die spülende Ostsee am Mecklenburger Strande von Heiligendamm gewaschen hatte. Wie der sich nun hier unübertrefflich glücklich zwischen das blendend emaillierte massige Silber fügt, tut er deutlicher als irgendeine Versicherung kund, zu welchem Grade dem bildnerischen Manne, der diese seinen Kunstwerke geschaffen hat — viel höher, als daß er etwa mit dem kombinierten Luxuswert seiner Materialien kokettierte — die Aufgabe stand, für eine rein ästhetische und rein künstlerische Idee je nur das genau geeignetste Material, in seinen zartesten und zurückhaltendsten, wie andererseits freilich auch in seinen glänzendsten, gesteigertsten Qualitäten zu verwerten.

Zunächst waren diese „Prunkarbeiten“ der Emailkunst auf Edelmetall, wie Widemann sie selber bezeichnet, nur von engeren Kreisen gesehen und bewundert worden; mit ihnen von der Redaktion der Monatshefte, die sie nun, als die erste, veranschaulichend vorführt. Durch hübschen Zufall vertraute sie den begleitenden Text in die Hände eines ihrer Mitarbeiter, der in der Lage war, Persönliches und Herzliches durch seine Zeilen hindurchklingen zu lassen. Inzwischen sind, im Frühjahr 1906, die Arbeiten in Berlin bei Schulte ausgestellt gewesen und haben dort das höchste Interesse erregt.

Wir gingen selbander am blühenden Hag.

Wir gingen selbander am blühenden Hag,
Blau war der Himmel und sonnig der Tag.
Es reiften die Ähren im wogenden Feld,
Ein Singen und Jauchzen lag über der Welt.
Wie bebende Wonne umflutet' es mich,
Ich wußte und fühlte und lebte nur Dich.
Der Tag ist versunken, die Sonne entflohn —
Im Ährenfeld träumte der purpurne Mohn.

Frieda von Bülow.

Henrik Ibsen †.

Von Eugen Zabel.

Der Lebensweg Ibsens zog sich auf seiner ersten Hälfte durch dunkle und irreführende Pfade von Sorge und Entbehrung, Verkennung und Anfeindung in seinem Vaterlande hin. Er stand schon in der Mitte der Dreißiger, als er in Norwegen immer noch für einen verbitterten, unbequemen und fast unheimlichen Trotzkopf galt, der sich vergeblich nach Freunden und Erfolgen umsah. Außerhalb seiner Heimat wußte man damals von ihm überhaupt nichts. Seine Aussichten, sich literarisch zu entwickeln und zu behaupten, schienen ins Leere zu zerrinnen, sein ganzes Dasein in der Luft zu schweben. Aus der Kindheit verfolgte ihn die Erinnerung an den Zusammenbruch seines elterlichen Hauses, dem er auch innerlich entfremdet war. Er gedachte der Zeit, wie er als Knabe bereits für sich zu sorgen hatte und die Bilder seiner Phantasie, die er festhalten wollte, zwischen den Tiegeln und Retorten einer Apotheke vor sich aufsteigen sah. Er rief sich die Tage zurück, als er karg ernährt die Hörsäle der Universität betrat, ohne den Weg von der Wissenschaft zum praktischen Leben zu finden, wie er als Redakteur einer Wochenschrift für Artikel zu sorgen hatte, die niemand lesen wollte, wie er in dem bescheidenen Theater in Bergen als Dramaturg und in Christiana als Bühnenleiter wirkte, bis die Gläubiger kamen und das Haus schlossen. Er glaubte noch das höhnische Lachen des Publikums bei dem Erscheinen seiner „Komödie der Liebe“ zu hören und die herablassende Miene zu sehen, mit der über eines seines kraftvollsten Stücke „Die Kronprätendenten“ geurteilt wurde. Er fühlte sich von den Zuständen, die damals in Norwegen herrschten, wie von unerträglichen Fesseln umstrickt, die er abschütteln mußte, um sich zur Freiheit der Persönlichkeit hindurchzuringen. Um Kraft und Sammlung für sein Schaffen zu finden, nahm er seinen Aufenthalt in Italien und Deutschland. Damit hatte er einen gefährlichen Sprung ins Ungewisse getan und sein Schicksal herausgefordert. Er wollte siegen oder untergehen. Sein Wahlspruch lautete: Alles oder Nichts!

Die zweite Hälfte seines Lebens bildete den Aufstieg zum Erfolg, zuerst vorsichtig und langsam, dann mit immer festeren und schnelleren Schritten. Der Morgen brach für ihn an und zeigte ihn inmitten einer literarischen Gemeinde, die treu zu ihm hielt und für das Verständnis seiner Werke eifrig wirkte, bis er auf hohen, hellen Pfaden angelangt war, über welche die Anerkennung fast aller Kulturvölker leuchtende Strahlen ausbreitete. Aus geheimnisvollen Tiefen, wo schwer faßbare Phantasiegestalten aneinander vorbeischweben und weltgeschichtliche Probleme ihrer Lösung harren, zog es den Dichter in das moderne Leben. Er schuf eine Gattung des Gesellschaftsdramas, die vor ihm noch nicht vorhanden war und die volle gespannte Kraft seiner Persönlichkeit zum Ausdruck brachte. Aus dem Kleinen und Kleinsten, das uns beständig umgibt, im wirren Treiben des Alltags auftaucht und für die meisten schnell wieder verschwindet, schuf er Kunstwerke von dem scharfen, glänzenden Schliff des Diamants. Sie fingen all die Triebkräfte auf, die in Kopf und Herz den Willen des Menschen bestimmen, und verteilten sie bis zu den feinsten Auszweigungen, um uns in einen bestimmten Kreis von Stimmungen einzufangen. Sie halten uns durch das Unerbittliche der Charakterschilderung fest, versetzen uns in immer stärkere Spannung und üben einen bis zum Äußersten gehenden tragischen Druck aus, wenn vor unsern Augen ringendes und leidendes, zuckendes und kämpfendes Leben ausgelöscht und vernichtet wird. Als Ibsen siebenundzwanzig Jahre nach seinem damaligen Scheiden wieder zu dauerndem Aufenthalt in die Heimat zurückkehrte, war er aus einem norwegischen Dichter, den seine Landsleute zu Boden gedrückt hatten, ein europäischer Dichter geworden, dessen Spuren sich in der Entwicklung der modernen Bühne überall nachweisen ließen. Die Übersetzungen und Erklärungen seiner Werke, die biographischen und ästhetischen Arbeiten, die ihm gewidmet wurden, bildeten eine kaum zu übersehende Reihe. Vor dem Nationaltheater in Christiania erhob sich sein Kolossalbild neben dem andern, das Björnson gewidmet war. Die ersten Bühnenkünstler wetteiferten in der Darstellung seiner Werke. Sein ganzes Lebenswerk lag alsbald in musterhafter deutscher Übertragung, sorgfältig geprüft und erläutert, wie die Schöpfungen unserer klassischen Dichter, vor. Ibsen wurde Zeuge seiner Unsterblichkeit, als ein tückisches Geschick die Organe seines Schaffens plötzlich lähmte und ihn noch vor seinem Tode der Welt entzog.

Ibsen hat um die Liebe seiner Heimat so mächtig gerungen, sie durch Entsagung und Selbstaufopferung so teuer erkauft, ihr so rücksichtslos den Spiegel vorgehalten und sie durch sein Dichten geistig so sehr gehoben, daß man ihn nur im Zusammenhang mit Norwegen und der Eigentümlichkeit von Land und Leuten verstehen kann. Aus diesem harten Boden sind seine Werke emporgewachsen und zu ihm senken sie die Zweige nieder, so hoch auch die Gipfel für alle Welt sichtbar emporragen. Wir können seine Dichtungen nur verstehen, wenn wir das mächtige Gebirgsland vor Augen haben, das sich vom Nordkap bis nach Christianssand im Süden so weit aus-

Digitized by Google

dehnt, wie Flensburg von Florenz entfernt ist, mit seinen endlosen Fjorden, jenen schmalen Meeresarmen, die von schroff herabhängenden Bergwänden eingefaßt sind, seinen schneebedeckten Gipfeln und rauschenden Wasserfällen, seinen dem Festland vorgelagerten flachen, grün bewachsenen Schären, seinen zahlreichen Abstufungen von menschenfremder Großartigkeit bis zu einladender Lieblichkeit. Die Berge wirken auf uns, als ob sie ins Meer gesunken seien, denn unter der Wasserfläche setzen sie sich oft bis über eintausend Meter, zweimal so tief fort, als sie hoch sind. Wir betrachten entzückt die beständig wechselnden Bilder, berauschen uns an dem Spiel des Lichts auf dem Wasser an sonnigen Tagen und in taghellen Nächten und glauben in diesen mächtigen Natureindrücken lauter Geheimnisse und Rätsel zu erblicken, die der Lösung harren. Alles drängt sich zum Meere, lebt auf und von ihm und hat den Blick in die Höhe und Ferne gerichtet. Über den Tälern zieht sich im Innern des Landes das Fjeld hin, die Hochfläche, auf der kein Baum wächst, die sich mit seiner steinernen Öde immer weiter auftürmt, dem Wanderer Furcht einflößt und mit seiner traurigen Einsamkeit wie der langsam heranschleichende Tod erscheint.

Die Bevölkerung ist so dünn gesät, daß nur wenig über sechs Einwohner auf den Quadratkilometer kommen. Sie leben still und bescheiden für sich hin, als ob die übrige Welt sie nichts anginge, die erst seit kurzem infolge der Zunahme des Fremdenverkehrs ihr Interesse zu erregen beginnt. Überall, wo der Charakter der Norweger sich rein erhalten hat, überrascht er durch seine überlegene Ruhe, seine von Leidenschaften unberührte Gefaßtheit, seine tiefe Innerlichkeit. Ihre Freude äußert sich nicht in lautem Jubel, ihr Schmerz nicht in Jammer und Verzweiflung. Bei den lustigsten Situationen, die uns in lärmenden Jubel versetzen, bewahren sie in ihrem Wesen etwas Stilles, Verhaltenes und Heimliches, als ob es unanständig wäre, seine Vergnügtheit vor andern zu verraten. Bei dem tiefsten Leid wie bei der Beerdigung eines Familienangehörigen erstarren sie in stummem Weh, ohne die Mienen zu verziehen oder ein Wort zu sprechen. Sie können weder lachen noch weinen. Sie haben Zeit über das Leben nachzudenken, sich mit Geschehenem und Zukünftigem zu beschäftigen. Sie lauschen aufmerksam auf die Sprache der Natur und wissen auf ihre Fragen Antwort zu geben. So leben sie in einer Welt für sich und spinnen das Netz ihrer Sorgen und Hoffnungen sinnend zu seinen Maschen aus.

Selbst bei den flüchtigen Eindrücken, die man von Norwegen bei einer Küstenfahrt empfängt, glaubt man die Luft der Ibsenschen Dichtungen einzuatmen. Dringt man tiefer in das Innere des Landes ein, so wirken der ernste landschaftliche Hintergrund und die Eigentümlichkeit der Bevölkerung wie Illustrationen zu seinen Dramen. Auf dem Wege von Christiania nach dem Hardanger erreichen wir in einer freundlichen Landschaft das Städtchen Skien, das wiederholt durch Feuer vernichtet wurde, sich aber durch den Handelsgeist und Gewerbefleiß seiner Bewohner immer wieder emporgerafft hat. Hier ist Ibsen am 20. März 1828 geboren und durch die starken Eindrücke seiner Kindheit in seinem Charakter wesentlich bestimmt worden. Im Südosten der Stadt erblicken wir die steile Bratsbergklev mit den Ruinen der gleichnamigen Kapelle, wo der Blick frei über die Umgebung schweift und auch der Knabe mit seinen einsamen Phantasien gern geweilt hat.

Südlicher, nicht weit von Christiansand an der Küste des Skagerrak, liegt die noch kleinere Stadt Grimstadt, wo Ibsen hinter dem Ladentisch oder im Laboratorium seine Jahre als Apothekerlehrling abdiente. Als er in die Stellung eines Gehilfen vorrückte, wurde Europa durch die Wirren des Jahres 1848 heftig erschüttert. Auch Ibsen spürte die revolutionäre Bewegung in seinem Innern und vollendete in dem darauffolgenden Winter ein Drama „Catalina“, von dem dreißig Exemplare verkauft wurden, während die übrigen sich im Laden eines Krämers in Packpapier verwandelten. Dann tauchte die Hauptstadt des Landes vor ihm auf, Christiania mit dem Königsschloß, den Laubgängen des Parks, dem blau schimmernden Fjord, den geschmackvollen Villen und reizenden Spaziergängen in der

Henrik Ibsen.

Umgebung. Mit zweiundzwanzig Jahren sah Ibsen zum erstenmal ein von ihm verfaßtes Stück auf der Bühne, „Das Hünengrab", bei dessen Komposition und Sprache er sich auf den Spuren Oehlenschlägers bewegte und in dem er von dem Gedanken ausging, daß die Kunst im Süden ihre Aufgabe erfüllt habe und nach rauheren Ländern ziehe, wo noch eine Fülle unverbrauchter Naturkraft vorhanden sei.

In Norwegen begann schon damals ein starkes Unabhängigkeitsgefühl zu erwachen, das sich namentlich auf literarischem und künstlerischem Gebiet äußerte. Der berühmte Geiger Ole Bull war einer der eifrigsten Vorkämpfer für diese Bestrebungen. Nachdem er das Publikum von Europa und Nordamerika in die Konzertsäle gelockt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt Bergen zurück, um auf seine Kosten ein Nationaltheater zu begründen. Das altmodische und schwerfällige Gebäude kann man mit seinen beiden Seitenflügeln noch jetzt sehen, wenn man vom Hafen kommt. Als Ole Bull sich nach einer literarischen Kraft für seine Bühne umsah, übertrug er Ibsen das dreifache Amt, als Dramaturg die eingereichten Stücke zu prüfen, als Regisseur die angenommenen zu inszenieren und als Dichter für das Theater selbst Dramen zu schreiben. Er verfaßte in dieser Stellung vier Bühnendichtungen, von denen er aber nur zwei veröffentlichte, die „Herrin von Oestrot", das den Kampf einer patriotisch begeisterten Frau gegen einen ränkeschmiedenden dänischen Diplomaten darstellt, und das „Fest auf Solhaug", das einer viel sonnigeren Stimmung entsprang und das Liebeswerben eines Barden in romantisch gehobenen Situationen darstellt.

Mit dem Drama „Die Krieger auf Helgeland", das unter dem Titel „Nordische Heerfahrt" auch über eine Reihe deutscher Bühnen gegangen ist, suchte Ibsen auf steilen Pfaden den Weg zu den Quellen deutscher Poesie. Er grub starke menschliche Motive aus den Familiengeschichten aus, die in Island gepflegt werden, und schilderte die Zeit, in welcher die Sagen der Edda entstanden. Aus der Verhüllung des Sagenhaften traten bei dem Schaffen des Dichters die Probleme der Liebe und Ehe bald immer deutlicher hervor. Er trat in der „Komödie der Liebe" mitten unter die moderne Gesellschaft und ließ einen Hagel satirisch zugespitzter Pfeile auf seine Zeitgenossen herabsausen, die, abseits von allen höheren Ideen, behaglich und mit verlogener Selbstgerechtigkeit in ihren Nestern saßen. Viel bedeutender ist das historische Drama „Die Kronprätendenten", durch Originalität und Schärfe der Charakteristik sowie durch viele feine Züge ausgezeichnet, bei denen man merkt, daß ein ganzer Mann, ein vollwertiger Dichter und Dramatiker sich mit Heimatempfindungen vollgesogen hat, um sie in ein Werk voll Kraft und Eigenart hineinzubannen.

Die überschäumenden Ideen des „tollen Jahres" hatten Ibsen mächtig ergriffen. Er richtete pathetische Aufmunterungsgedichte an die Magyaren und beschwor sie, für Freiheit und Menschenrechte im gerechten Kampf gegen die „Tyrannen" einzustehen. Er verfaßte nach dem dänischen Krieg von 1864 eine lange Reihe von Sonetten an König Oskar von Schweden und forderte ihn darin auf sich an die Spitze seines Heeres zu stellen und den bedrängten Brüdern an Schleswigs Grenze zur Hilfe zu eilen. Er träumte von der Möglichkeit, die drei nordischen Reiche im Sinne der kalmarischen Union einheitlich zu gestalten und in dieser Verschmelzung ein Gegengewicht gegen die Großmächte zu finden, die Dänemark besiegt hatten. Politisch aufs schwerste enttäuscht und abgestoßen von den Männern, auf die er seine größten Hoffnungen gesetzt hatte, verließ er die Heimat und begab sich mit einem Reisestipendium nach dem Süden.

Man möchte sagen, daß die norwegische Landschaft auf Ibsens Phantasie um so mächtiger und unmittelbarer wirkte je weiter er sich von der Heimat entfernte. Während ihn die Pracht des Südens umgab und Italien alle Reize aufbot, um ihn zu fesseln, waren seine Augen mehrere tausend Kilometer nach Norden gerichtet. Die berauschende Schönheit, die er in Wirklichkeit sah, trat zurück vor der Erinnerung an einsam gelegene Schneefelder, aus denen Sturzbäche herniederrauschen, an grüne Matten mit weidenden Rentieren, an den stummen Ernst der Fjorde. Im Jahre 1865 hatte er sich nach einem kleinen Ort im Albanergebirge bei Rom, nach Ariccia, zurückgezogen, wo die in der Nähe befindlichen Wälder während der Sommermonate willkommene Kühlung gewähren. Bei dieser Gelegenheit schrieb er eine seiner schroffsten und schärfsten Dichtungen „Brand", die ihm in Skandinavien zuerst einen Namen machten. In der Person des Pfarrers, der alles seiner Überzeugung opfert, drückt Ibsen seine Empörung über die matten und schwankenden Seelen aus, die im Leben alles verpfuschen und nichts Großes aufkommen lassen. Die Dichtung spielt in einem Kirchspiel am Fjord an der westlichen Küste Norwegens. Gleich zu Anfang befinden wir uns auf den Schneefeldern des Hochgebirgs und hören das Donnern der Lawinen, von denen eine beim Herabstürzen den Helden am Schluß des Stücks unter sich begräbt. Noch reicher an landschaftlichen Schilderungen ist „Peer Gynt", dem man es ebenfalls nicht anmerkt, daß es zwei Jahre darauf in Ischia und Sorrent geschrieben worden ist. Die Dichtung zeigt uns das Gulbrandsdal mit seinen wohlhabenden, stolzen Bewohnern, seinen Kirchen und Hünengräbern, seinen wilden Wald- und Felspartien, die vom Luogen in malerischer Weise durchströmt werden. Der Grat mit seinem Firneis und Schnee, Geröll und Sand wird vor uns lebendig. Das Innere eines verschneiten Nadelwaldes tut sich auf. Die Menschen gleiten auf Schneeschuhen einher. Wir schauen in die Hütten mit ihren seltsam knorrigen Menschen hinein. Grieg hat diese Natur- und Menschenstimmung in seinen prächtigen Melodien zu „Peer Gynt" wundervoll wiedergegeben. Nur einmal hat der Aufenthalt in Rom den Dichter zum Schaffen begeistert, als er sein großes historisches Drama „Kaiser und Galiläer" schrieb und den weltgeschichtlichen Kampf zwischen dem Heidentum und dem Christentum mit dem Todesruf des Kaisers Julianus: „Du hast gesiegt, Galiläer!" dramatisierte. Aber schon

vorher hatte Ibsen mit seiner Komödie „Bund der Jugend“ den Weg zu dem Gebiet gefunden, auf dem ihm die vollste Entfaltung seiner Kraft beschieden sein sollte.

Unter den Dramen Ibsens bilden die zwölf modernen Gesellschaftsstücke, die er von 1877—99 veröffentlichte, eine eng miteinander verknüpfte Reihe und die reifsten Früchte seines Schaffens. Auf ihnen beruht vor allem die starke Einwirkung, die der Dichter auf die Bühne, zumal in Deutschland ausgeübt hat. Von ihnen führen deutlich erkennbare Spuren durch das Schaffen unserer Dramatiker, den Stil unserer Schauspielkunst und die Anschauungen der Kritik und Ästhetik. Ibsen hatte die Form gefunden, die es ihm ermöglichte, den theatralischen Zusammenhang der von ihm erschauten Gestalten in der knappsten und eindrucksvollsten Form zur Anschauung zu bringen. Das Suchen nach historischen Stoffen lag jetzt weit hinter ihm. Er fühlte sich fortan ausschließlich als Erforscher gegenwärtiger Zustände. Er ließ seine Figuren nicht mehr ins Große und Phantastische hinauswachsen, wo die Leidenschaften mit ungehemmter Kraft zusammenprallen, sondern stattete sie mit den Farben jener Wirklichkeit aus, die jedermann zugänglich ist und einen Kampf alltäglicher Interessen darstellt. Ebenso entsagte Ibsen für diesen Kreis von Dramen der Versprache, die er für eine absterbende Kunstform hielt.

Statt des rhythmischen Wohlklangs der gebundenen Rede ist diesen Werken eine bis zum Äußersten ausgefeilte und zugespitzte Prosa eigentümlich, aus der es kaum möglich ist auch nur wenige Worte zu beseitigen, ohne den Sinn des Ganzen zu gefährden. Viele Wendungen berühren geradezu wie fertige Epigramme, die bei der sorgfältigen Durchsiebung der Sprache zurückgeblieben sind. Das Charakteristische in ihnen beruht aber darin, daß sie sich jener Form dramatischer Analyse nähern, als deren glänzendstes Beispiel aus früherer Zeit „König Ödipus“ von Sophokles erscheint. Wenn das Drama beginnt, liegt der größte Teil der Geschehnisse bereits hinter uns. Wir treten beim Beginn des Stückes schon in den letzten Akt einer Handlung ein, die sich vor den Augen der Beteiligten auf der Bühne und den Zuschauern im Theater in ihrem wahren Zusammenhang erst allmählich enthüllt. Man meint schwere Schleier zu sehen, die sich allmählich heben und dabei beständig heller scheinendes Licht auf Dinge und Zustände fallen lassen, die so lange im Dunkeln lagen. Immer mehr breiten sich die Charaktere in ihren eigentlichen Triebfedern und Empfindungen auseinander. Immer klarer blicken wir in das geheimnisvolle Spiel der Hirn- und Herztätigkeit hinein. Immer rascher treiben die Situationen einer völligen Umkehrung alles dessen zu, was bis dahin bestanden hat. Mehrere, und zwar die erfolgreichsten dieser Dramen dauern nicht länger als einen vollen Tag, andere nur anderthalben Tag. So langsam wir zu Anfang mit dem Aufgebot der feinsten psychologischen Mittel in die Handlung eingeführt werden, so hastig greifen gegen den Schluß die Motive ineinander, um die Katastrophe herbeizuführen, auf deren Eintreten das ganze Stück angelegt ist. Diese Technik ist so sehr Ibsens Eigentum, daß sie beinahe allen seinen Nachahmern mißglückt ist und sich nur in seiner Hand als ein so erfolgreiches Mittel der dramatischen Spannung bewährt hat.

Den Anfang dieser Gesellschaftsdramen bilden die „Stützen der Gesellschaft“, ein Bild des rücksichtslosen geschäftlichen Egoismus, der alles unter sich zu zertreten sucht. Mit der breit ausgeführten Figur des Konsuls Bernick erleben wir, wie die Lüge und Heuchelei sich einen Prunkmantel von Ehrenhaftigkeit umzulegen und vor der Welt zu glänzen suchen, bis die Stunde der Vergeltung kommt. In dem herzlosen Streber und Erfolgsmenschen erwacht das Gewissen. In dem Augenblick, als er die Huldigung seiner Mitbürger entgegennehmen soll, bekennt er seine Schuld, fühlt, was er seiner Familie zu verdanken hat, und erklärt die Frauen für die wahren Stützen der Gesellschaft. Das Stück, das weder den schroffen Ernst noch die siegreiche theatralische Technik der folgenden Dramen besitzt, gewann sich durch die frische Lebendigkeit der Vorgänge und die dankbaren schauspielerischen Aufgaben sofort die Gunst des Publikums.

Einen schwereren Stand hatte das ungleich bedeutendere „Puppenheim“, das sich unter dem Titel „Nora“ erst allmählich einen festen Platz auf unsern Bühnen eroberte, um ihn dann bis zum heutigen Tag mit unverminderter Kraft zu behaupten. Die Figur der kleinen Frau, die sich in ihrer Ehe immer nur wie ein Kind behandelt sah und plötzlich zum Bewußtsein ihres Daseins kommt, um einen furchtbaren Entschluß auszuführen, konnte in Berlin selbst durch eine Künstlerin wie Hedwig Niemann nicht überzeugend dargestellt werden. Daß sie Mann und Kinder verläßt, weil das erwartete „Wunderbare“ nicht eintritt, konnten ihr die Zuschauer nicht verzeihen. Und doch hatte Ibsen, um Schlimmeres zu verhüten, gegen seine Überzeugung für die ersten Aufführungen einen versöhnenden Schluß entworfen, der erst später beseitigt wurde. Die unerbittliche Logik in dem Charakter der Nora triumphierte schließlich auch über den widerstrebenden Geschmack des Publikums und erweckte in ihm die Überzeugung, daß die Originalität und Folgerichtigkeit dieses Charakters ihn zu einer dauernden Bereicherung des modernen Theaters stemple.

Noch größerer Anstrengungen bedurfte es, um die „Gespenster“ der großen Menge verständlich zu machen. Die Stickluft, in der sich dieses Drama abspielt, die unheimlichen Vorstellungen der Vererbung, die darin umherschleichen, der grauenvolle Vorgang des Blödsinns, der sich in allen Phasen vor uns abspielt, und die Tragödie des qualvoll gepeinigten Mutterherzens, dessen Zuckungen wir beobachten, machten den Eindruck dieses Stückes fast unerträglich. Es bildete sich eine engere literarische Gemeinde, die mit feinem Spürsinn und unerschrockener Begeisterung zugunsten ihres Herrn und Meisters die Grenzen der Bühne zu erweitern und die Berechtigung solcher Stoffe nachzuweisen suchte. Die Rolle des Oswald wurde alsbald zu einem Spielball der Virtuosen, namentlich des genialen

Italieners Ermete Zacconi, so daß diese Dichtung um ihren eigentlichen Mittelpunkt gebracht wurde, der in dem tragischen Schicksal der Frau Alving zu suchen ist. Immer blieben aber die „Gespenster" das Quälendste und Niederdrückendste von allem, was Ibsen geschaffen hat, so daß sich dies Stück nur in größeren Pausen auf die Bühne bringen ließ.

Wie viele eindrucksvolle und unvergeßliche Gestalten, die wir in Erscheinung und Wesen genau zu kennen glauben, treten uns in den später erschienenen Stücken entgegen! Da naht sich uns der prächtige Hitzkopf Dr. Stockmann, der seine Entdeckung des verseuchten Badewassers jubelnd der Welt verkündet, um von der kompakten Majorität in der berühmten Volksszene niedergeschrieen zu werden, mit seinem Weib und seinen Kindern wie auf einem Felsen im brausenden Meer thront und sich mit der gefährlichen Wahrheit tröstet, daß der stärkste Mann in der Welt der sei, der allein steht. Ihm folgt die „Wildente" mit der unvergleichlichen Gestalt der Gina, von der selbst ein Ibsenhasser wie Max Nordau in seinem Buche „Entartung" zugestehen muß, daß sie als ein ins Weibliche übersetzter Sancho Pansa eine der tiefsinnigsten Schöpfungen der ganzen Weltliteratur darstelle, neben der rührenden Gestalt der kleinen Hedwig, die im verletzten Ehrgefühl statt des flügellahmen Vogels sich selbst erschießt. Düster blicken uns Rosmer und Rebekka aus „Rosmersholm" entgegen, wie sie sich und andere zu Adelsmenschen erziehen wollen, aber unter dem Druck einer ungesühnten Schuld gemeinsam den Weg zu dem Mühlbach antreten. Ellida, die „Frau vom Meere", die den Zwang ihrer Ehe abstreifen will und erst aus dem Gefühl der Freiheit zur Selbsterkenntnis und inneren Genesung kommt, bietet das bei Ibsen ungewöhnliche Schauspiel eines versöhnenden Ausgangs. Um so tiefer wühlen in tragischen Situationen wieder „Hedda Gabler" und „Baumeister Solneß", dort mit dem dämonischen Frauencharakter, der, in seinem Ehrgeiz und Schönheitssinn schwer getäuscht, Hand an sich legt und dem Architekten hier, dessen todgeweihte Sehnsucht nach einem höheren Wirken in dem Turmbau verkörpert wird. Die Kindestragödie „Klein Eyolf", das Trauerspiel des ungestillten Durstes nach Macht und Besitz „John Gabriel Borkmann" und der dramatische Epilog „Wenn wir Toten erwachen" bringt den Kreis dieser Bekenntnisdramen zum Abschluß.

Während diese Hauptwerke erschienen, spielte sich das Leben des Dichters wie nach der Uhr ab. Unabhängig von den Eindrücken der Welt, die ihn umgab, war er unaufhörlich und nach unerschütterlichen Grundsätzen mit der Komposition seiner dichterischen Pläne und der Ausarbeitung seiner Dramen beschäftigt. Das Sinnen über den Stoff, wie er sich in großen Umrissen seiner Phantasie bemächtigte und allmählich immer mehr Leben und Farbe annahm, bildete die erste Stufe seines Schaffens. Hierauf ging er daran, seine Eindrücke niederzuschreiben, die Einteilung der Handlung in Akte und Szenen vorzunehmen, wobei es ihm wesentlich darauf ankam, den frischen Guß der Erfindung nicht durch vordringliche Grübelei zu früh erstarren zu lassen. Mittlerweile waren ihm die Figuren immer näher gerückt, die Szenen immer fester miteinander vernietet, die Aufzüge wie die einzelnen Teile eines hoch geschwungenen Baues harmonisch miteinander verbunden. In dieser Stimmung erfolgte die zweite Niederschrift seiner Dramen, die damit im wesentlichen fertiggestellt wurden. Die dritte und letzte Fassung, die das Stück druckfertig machte, brachte keine wesentlichen Veränderungen, sondern nur die Beseitigung von überflüssigen Stellen im Dialog und eine weitere Verschärfung des Ausdrucks, soweit sie ihm nötig erschien.

In bezug auf seine Arbeitsteilung hielt Ibsen es mit Goethes Pandora, die sagt: „Aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste, ist morgendlich." Um ein Uhr legte er seine Feder beiseite und machte mit der peinlichsten Sorgfalt Toilette für seinen Spaziergang. Wie die Königsberger ihre Uhr danach stellen konnten, wann Immanuel Kant an ihren Fenstern vorbeiging, erschien auch Ibsen immer zu gleicher Stunde auf der Straße. Seine Persönlichkeit mußte jedermann auffallen. In seiner äußeren Erscheinung drückte sich eine geniale Überkraft aus, die durch keinerlei äußeren Zwang, wohl aber durch innere Selbstzucht bis zur peinlichsten Ordnungsliebe gebändigt worden war. Sein Wuchs war eher klein als groß zu nennen, fiel aber durch das Stämmige und Knochige seiner Glieder auf. Die Haare bäumten sich von selbst auf und wurden durch Kamm und Bürste in einer bestimmten Form festgehalten, wodurch die charakteristische Stirn des Dichters um so bedeutender hervortrat. Hinter den großen Brillengläsern schleuderten die Augen scharfe und stechende Blicke. Das Kinn war sauber ausrasiert, während der Backenbart an beiden Seiten breit und tief auf die Schultern fiel. Seinen Überrock trug Ibsen immer zugeknöpft, daneben auf der Straße einen Zylinder und in der Hand einen Regenschirm. So konnte man ihn in Rom auf dem Korso erblicken, wenn er seine Schritte zum Café Aragno, dem Stelldichein aller Fremden, lenkte. So erschien er im Café Maximilian in München hinter einem Berg von Zeitungen, in deren Spalten er eifrig zu suchen und zu lesen schien, während er gleichzeitig das Publikum beobachtete, das sich um ihn versammelt hatte. So saß er nach seiner Rückkehr in die Heimat hinter einem bestimmten Eckfenster im Grand Hotel von Christiania, bis der Mund verstummte, der so viel kraftvolles Leben und tiefe Weisheit der Welt verkündete. Nur die gebrechliche irdische Hülle blieb übrig, bis auch sie erstarrte und zerfiel. Um so stärker begann der Dichter in seinen Werken unsterblich fortzuleben.

Unter den modernen Dramatikern ist es niemand so wie Ibsen gelungen, die Anerkennung aller seiner Schöpfungen zu erleben. Bald nach ihrem Erscheinen sind sie an ersten Bühnen zur Darstellung gelangt und Gegenstand lebhaften Interesses in allen literaturfreundlichen Kreisen geworden. Selbst der Widerspruch, der sich gegen sie erhob, hat nur dazu beigetragen, ihre Wirkung zu verstärken und der Gemeinde des Dichters

neue Anhänger zuzuführen. Ein ähnliches, beneidenswertes Los ist von unsern eigenen Dichtern weder Hebbel noch Ludwig, weder Kleist noch Grillparzer beschieden gewesen. Das gilt vor allem von Hebbel, mit dessen grüblerischem Ernst Ibsen mancherlei Berührungspunkte hat. Aber der kraftvolle Sohn unserer friesischen Küste wendet sich bei uns vorwiegend an die enge Schar literarischer Feinschmecker, während die so vielfach befremdenden und rätselhaften Gestalten, die aus dem hohen Norden zu uns gewandert sind, in Deutschland überall die gastlichste Aufnahme gefunden haben.

Die ungewöhnliche Wirkung Ibsens liegt unzweifelhaft darin, daß er die feinsten Saiten unseres Nervenlebens in Schwingungen versetzt und zuerst mit leichtem, dann mit immer stärkerem Druck auf unser Gefühl wirkt, wo es am empfindlichsten ist. In seinen Dramen scheinen alle Organe des Menschen bloßgelegt zu sein, so daß wir das rollende Blut in den Adern zu sehen, die Pulsschläge zu hören und die unaufhörlichen Wechselwirkungen zwischen Denken und Fühlen zu beobachten glauben. Ibsen hat sich allerdings ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er mit seinen Stücken eine Idee vertrete, die außerhalb der Handlung liegt. Er hat es abgelehnt, für das, was seine Personen sprechen, die Verantwortung zu übernehmen. Er will in dem Leser oder Zuschauer seiner Werke nur die Täuschung erwecken, daß sie einem Ausschnitt des Lebens beiwohnen, wie es sich in Wirklichkeit abspielt.

Tatsächlich findet aber die Zolasche Erklärung vom Wesen der Kunst, daß sie die Natur darstelle, wie sie durch ein Temperament betrachtet wird, auch auf ihn volle Anwendung. Ibsens Stücke drehen sich alle um einen bestimmten Punkt. Sie wollen den Menschen zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit und Lebensaufgabe bringen, den Kampf schildern, in den er dabei mit seiner Umgebung gerät, und die Illusionen zerstören, auf die er sich in seiner Schwäche stützt und die ihm plötzlich wie zerbrochene Krücken vor die Füße fallen. Ibsen enthüllt die Lebenslüge, mit der die Menschen ihre Blößen bedecken und etwas anderes scheinen wollen, als sie in Wirklichkeit sind. Er rüttelt an den Grundlagen der Liebe und Ehe, wenn sie nicht ein völliges Aufgehen der Menschen ineinander bedeutet, und weiß dies Thema wie ein Komponist seinen musikalischen Satz auf die mannigfaltigste Weise durchzuführen. Er fragt den einzelnen: Bist Du ganz das, was Du sein sollst? Er stellt sich ihm in den Weg und lockt ihm aus der angstvoll keuchenden Brust das Bekenntnis seiner Schuld. Er fordert Wahrheit um jeden Preis, ob auch die Welt darüber zugrunde gehen mag. Er reißt beständig an den Pfeilern, auf denen der Bau der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht. Mag sie lieber auseinanderbrechen, als immer wieder zusammengeflickt werden, da das Ganze doch nur ein Stümperwerk ist! Der Dichter macht uns die Schilderung dieser menschlichen Unvollkommenheit und Verdorbenheit oft zur Qual, so daß wir seine Werke wie einen Alpdruck empfinden. Wir vermissen den gewaltigen Anprall der Leidenschaften, der uns bei den großen Tragikern früherer Zeiten wie köstliche Wogenbrandung umschäumt. Wir entbehren das majestätisch lodernde Flammenspiel, wenn das Schicksal zum Schluß über dem Haupt des Helden, der dem Untergang geweiht ist, die Brandfackel schwingt. Wir halten es für einen Mangel, daß dem Dichter die Gabe des Humors versagt ist, der uns arme und müde Erdenwanderer mit seinem Lachen und Necken tröstend begleitet. Ibsen preßt in seiner Entrüstung immer nur die Lippen aufeinander und beißt sich auf die Zunge. Er würde es für eine schwere Sünde halten, die Komödie des Lebens so gelten zu lassen, wie sie nun einmal ist, und ihren Mitspielern die Freude daran zu gönnen.

Ibsen hat für das Drama unserer Zeit bei weitem nicht das letzte Wort gesprochen. Es ist übertrieben, ihn mit tragischen Dichtern wie Shakespeare oder Schiller zu vergleichen, deren Gedanken und Empfindungen uns in Fleisch und Blut übergegangen sind, ihn auch nur vom Standpunkt der Seelenerkenntnis einem so weltumspannenden Genie wie Goethe gegenüber zu stellen, mit dessen Werken wir wie mit einer eisernen Rüstung, mit Schwert und Schild in den Lebenskampf ziehen, der uns nie im Schmerz erdrückt oder zur Verzweiflung bringt, sondern immer tröstet, erhebt und mutig macht. Aber Ibsen geht wie ein gewaltiger Zuchtmeister durch das geistige Leben der Gegenwart, wie eine Leuchte durch ihre unterirdischen düsteren Gänge, wie ein Warner und Ermahner, wie ein sorgsamer Vater, der seine Liebe zu seinen schwachen, verirrten Kindern gerade darin zeigt, daß er sie streng behandelt und die schlechten Instinkte aus ihnen heraustreibt, damit die frischen, von tatem Laub und Gezweig befreiten Knospen zur Blüte gelangen können.

Die Welt wird schwerlich allein durch die moralischen Forderungen beherrscht werden, die Ibsen in seinen Dramen aufstellt. Hunger und Liebe werden nach dem bekannten Schillerschen Wort das Getriebe weiter bewegen, die Leidenschaften im wilden Weltkampf auch in Zukunft vorwärts stürmen, der Starke wird den Schwachen nach wie vor zu unterdrücken suchen und die Heuchelei sich mit ihrer Tugendmaske durchs Leben schleichen. Mit der Zertrümmerung des Irrtums und der Lüge ist es allein nicht getan. Wir müssen den Schutt aufräumen und neue Wege zu ebnen suchen, die Fundamente tiefer legen und die Häuser fester bauen, in denen wir leben wollen. Bei diesem Vorwärtsstreben zum Großen und Hohen zeigen uns die Dramen Ibsens, vor welchen Abgründen und Sümpfen wir uns zu hüten haben. Aber an Stelle der Selbsttäuschung, die Ibsen zerstört, werden andere Träume und Hoffnungen treten und das Wort unseres größten Dramatikers wahr machen: „Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod."

Der Mittag des Glücks.

Skizze von Paul Oskar Höcker.

Sie hatte geahnt, daß der Regierungsrat diese Frage heute abend an sie richten würde. Er war ja nur deshalb vor seiner Amerikareise noch einmal nach Baden-Baden herübergekommen. Während sie durch die Schloßruine wanderten, ab und zu stehen bleibend, um dem Klang der Äolsharfen zu lauschen, deren berühmte Harpeggien schon so manches Liebesgeständnis melodramatisch begleitet haben mochten, hatte sie fast ängstlich auf das entscheidende Wort gewartet. Nun, da er's sprach, erschrak sie. Aber insgeheim tat ihr's doch wohl.

Seit ihrer Pariser Studienzeit, wo der schwarze Legrange, der lustige arme Teufel, sie (die damals schon Fünfundzwanzigjährige) zu seiner Frau hatte machen wollen, war dies das erstemal, daß so in aller Form um ihre Hand angehalten wurde.

Sollte sie keinem einzigen der Männer, denen sie in den dazwischenliegenden zehn Jahren begegnet war, begehrenswert erschienen sein? Tante Heimchen meinte: ganz allein sie selbst, ihr unnahbares Wesen sei schuld. Immer hatte ein geheimes Mißtrauen sie erfüllt. Zu den blendenden Schönheiten zählte sie nicht, das wußte sie. Solang ihr Künstlername noch nicht bekannt war, solang sie noch hungerte und rang, hatte man sie übersehen. War es also in den letzten Jahren, wo sie nicht einmal mehr Jugend zu verschenken hatte, etwas anderes als ihr Ruhm, ihr Geld, ihre gesellschaftliche Bedeutung gewesen, was die Herrenwelt locken konnte? Man hielt sie für kühl, wohl gar für hochmütig. Aber sie war nur stolz. Und eine Sehnsucht lebte doch in ihr, eine innige, zärtliche Sehnsucht, die mit den Jahren noch immer gewachsen war. Jetzt, wo sie auf der Höhe stand, wo ihr heißer Ehrgeiz sich den Platz an der Sonne erkämpft hatte, jetzt hätte sie alles, alles dafür hingegeben, Weib, nur Weib sein zu dürfen.

Davon ahnte der Regierungsrat nichts. Er war ein vornehmer Mann, ein kluger Mann, er besaß ein feines künstlerisches Urteil, aber es ging von ihm eine seltsame Kühle aus.

Mitfortreißend war seine Werbung jedenfalls nicht, so deutlich sie auch seine Verehrung für sie zum Ausdruck brachte.

„Man ist nicht mehr berechtigt, als tollköpfiger Jüngling Sonne, Mond und Sterne vom Himmel herunterzuholen, wenn man dreiundvierzig Jahre zählt. Ich könnte Ihnen nur eins beteuern, Fräulein Hilde: daß ich Ihnen für den ganzen Rest meines Lebens Tag für Tag dankbar sein würde. Denn ich weiß wohl, was es für eine freie, schaffensfrohe Künstlerin bedeutet, in die gewisse Enge einzutreten." Da er ihr wehmütiges Lächeln bemerkte, beeilte er sich hinzuzusetzen: „Wohlgemerkt — nur eine äußerliche, rein gesellschaftliche Enge. Denn in Ihrer Kunst sollten weder mein Amt noch der Kreis, an den ich gebunden bin, Sie stören."

Es trieb sie zu keinem jubelnden Ja, aber sie brachte es auch nicht über sich, ihm schlankweg einen Korb zu geben. Ein paar Tage wollte er ja in Baden bleiben, also konnten sie als verständige, reife Menschen in aller Ruhe darüber weiter nachdenken.

Als verständige, reife Menschen! Ach — war er nicht zu verständig, ihr Bewerber? So überlegt und verständig, daß er das Weib in ihr verletzte?

An der schmalen Steintreppe, die zum Erdgeschoß hinunterführte, blieb sie stehen und gab ihm die Hand. Sie wollte allein nach der Stadt zurückkehren.

„Auf Wiedersehen also!" sagte er leise und küßte ihre Fingerspitze.

Sie trat wieder an die Steinbrüstung, stützte die Arme auf und sah in das von der Sonne vergoldete Badener Land hinaus. Die Herbstfarben der Laubwälder gaben dem Bild etwas Reiches, Festliches. Aber sie schloß bald wieder die Augen. Vor ihrem Geist erschien ihr letztes Werk, ihre Ariadne.

Digitized by Google

Meine Schwester. Gemälde von Philipp Klein.

Der Regierungsrat, der als Ausstellungskommissar einen Überblick hatte, meinte, es würde in St. Louis Aufsehen erregen. Es lag Größe in dem Bildwerk. Nicht die sieghaft auf dem Panther reitende Dionysosbraut stellte es dar, sondern das junge, verlassene, in seinem ersten, tiefen Schmerz ergreifend schöne Weib. Man sagte, es sei ihr Meisterwerk geworden. Selbst Tante Heimchen, die in den acht Jahren gemeinsamen Hausstandes und Nebeneinanderlebens noch immer nicht die Scheu vor dem Nackten überwunden, die das Werk daher mit einem gewissen Vorurteil hatte entstehen und wachsen sehen, selbst Tante Heimchen stimmte in die Bewunderung ein. Der Blick der Ariadne rührte sie sogar zu Tränen. Die alte Dame meinte, die abscheuliche Person, die Reusche (Hildes Modell), habe weder zum Gesicht, noch zu den Augen etwas gegeben. Der Blick hätte unbedingt etwas von Hilde selber. Aber die Leute würden es wohl nicht merken, denn so weich und kummervoll kannte sie ja keiner.

Ach ja — all ihr Schmerz lag darin, all ihre Sehnsucht, all ihr Heimweh.

Hilde preßte plötzlich die Hände gegen die Schläfen, eilte die Steintreppe zum Schloßhof hinab und durch den efeubesponnenen Torweg zum Halteplatz der Wagen. Sie entließ den Kutscher und schlug den Fußpfad ein.

Zwischen den Stämmen sah man das Abendrot — darunter die scharfen Silhouetten der Schlösser und Villen auf den westlichen Vorbergen des Schwarzwalds — und tief unten das glänzende und doch so liebliche Baden-Baden.

Sie war trotz aller Atelierarbeit immer in sportlicher Übung geblieben, das hatte ihr eine jugendlich schlanke Figur erhalten und ermöglichte ihr beim Wandern ein flottes Tempo. Sie überholte die Mehrzahl der schlendernden Paare auf ihrem Weg zu Tale. Die Jacke ihres silbergrauen Tuchkostüms stand offen, die weißen Chiffonenden des schalartigen Blusenschlusses flatterten im Wind.

„Hilde!" rief's plötzlich — als der Fußweg die Fahrstraße querte — aus einem Landauer.

Eine elegante, vielleicht etwas zu kostbar gekleidete Dame war im Wagen aufgestanden und hatte den Kutscher veranlaßt zu halten. Sie sprach dabei mit dem Herrn, neben dem sie gesessen, ein paar Worte — ein Knabe von etwa zwölf Jahren öffnete den Wagenschlag — und stürmisch, dabei aber doch wieder zögernd, weil sie ihrer Sache nicht ganz gewiß war, trat die Fremde auf die Bildhauerin zu.

Hilde kam die Dame bekannt vor. Sie stand etwa Anfang der Dreißiger, neigte aber schon bedenklich zur Fülle. Hübsch war sie dabei unbedingt. Das puppenhaft Mollige, das ihr Gesicht besaß, wurde durch das Auge veredelt. Überhaupt lag in dem Antlitz etwas versteckt, das auf mehr als die elegante Modedame hinwies.

„Nein, es ist wohl nicht die Möglichkeit — Loni, Mädel, Du?!"

Und nun küßten sie sich ab. Der Herr und der Knabe — ganz unverkennbar Vater und Sohn — kamen mit verlegen-geschmeichelter Miene näher und grüßten. Darauf fand die Vorstellung statt. Die junge Frau sagte nur: „Mein Mann — unser Junge." Erst später erfuhr Hilde den Titel, den der Gatte ihrer ehemaligen Freundin und Studiengenossin führte; es war der Reichsgerichtsrat Freiherr Dr. Hans von Wyneken.

„Du liebe Seele — was hab' ich doch noch so oft an Dich gedacht! Die Serpentintänzerin, die Du in Dresden auf der Ausstellung hattest, steht in meinem Zimmer. Ich wollte Dir noch schreiben. Wußtest Du nicht, daß wir sie gekauft haben?"

„Ja, verzeih, ich hörte den Namen natürlich vom Agenten — aber da Du selbst nichts von Dir hast verlauten lassen ..."

„So wartete eins aufs andere. Siehst Du, Du warst zu stolz — ich zu schüchtern."

„Schüchtern — Loni?! Bist Du nicht mehr der fröhliche Unband?"

Frau von Wyneken kehrte sich nach ihrem Gatten um. „Ach, Liebchen, ein Dutzend Ehejahre wandelt den Menschen. Was, Hans? — Wir haben übrigens oft von Dir gesprochen. Warst Du denn nicht noch auf Fedors Taufe?"

„Nein, Du schriebst mir ja, aber ich war damals gerade nach Paris übergesiedelt und brauchte jeden Franc, da ging's mit so einer weiten Reise nicht."

„Hilde, Hilde, was hast Du doch Karriere gemacht inzwischen. Wie fleißig Du gewesen sein mußt. Ach — ich schäme mich geradezu vor Dir — ja, daß ich so dastehe ..."

Erschrocken über das, was ihr entfahren war, wandte sie sich wieder ihrem Gatten zu und suchte ihn durch ein Lächeln zu entwaffnen.

„Willst Du das gnädige Fräulein nicht einladen, im Landauer Platz zu nehmen?“ fragte Herr von Wyneken, bemüht, durch besondere Korrektheit das temperamentvolle Übermaß seiner Gattin einzudämmen.

„Ja, komm, Hilde, steig ein. Wo wohnst Du? Du reisest viel? Wo ist Dein ständiger Wohnsitz? Warst Du nicht vorigen Winter in Rom? Herr von Reitschen sagte mir's. Der einzige gemeinsame Bekannte bis jetzt — ist das nicht drollig? Du hast natürlich einen ganz anderen Verkehr als ich. Viel interessanter. — Puh, Hans, da bekomm' ich aber einen Blick! Fedor, klettere lieber auf den Bock, ja, willst Du? — Nein, Hans, bitte, bitte, setz Du Dich mit Hilde zusammen, dann hab' ich den Rückplatz und kann ihr ins Gesichtel sehen. — Gott, wie stehen die alten Zeiten vor mir wieder auf. Papas Atelier — die Schüler — wir beide mitten darunter mit heißen Wangen.“

„Meine liebe Frau hat mir viel von Ihnen erzählt. Ja. — Ihr Herr Vater war Offizier, nicht wahr?“

Hilde bejahte, aber Loni rief lachend: „Das ist nun das einzige, was mein guter Hans davon behalten hat. Und wie ich ihm vorgeschwärmt habe von Deinem fabelhaften Fleiß. Papa hat Dich mir ja immer als Leuchte hingestellt.“

„Die Talentvollere warst doch Du, Loni.“

„Aber von einer märchenhaften Faulheit, was? — Fedor, bitte, Du kannst Dich ruhig mit dem Kutscher unterhalten, es stört uns nicht.“ Lachend setzte sie, zu Hilda gewandt, hinzu: „Man darf sich doch nicht selbst das bißchen Autorität untergraben.“

Loni war Münchnerin von Geburt, sie hatte von ihrem berühmten Vater das halbe Talent und den ganzen goldenen Leichtsinn geerbt. Der Professor hatte seiner Tochter oft genug prophezeit: entweder werde sie eine europäische Berühmtheit als Bildhauerin — oder sie müsse sich nach seinem Tod ihr Brot als Opernstatistin verdienen. Als man ihn zu Grabe trug, folgte die Equipage des Königs seinem Sarge. Das war aber der letzte Glanz für seine Hinterbliebenen; Geld erbte Loni nicht. In ihrem Schmerz, in ihrer Ratlosigkeit, an Arbeit nicht gewöhnt, dabei verzärtelt und verhätschelt, wäre sie vielleicht trotz ihres großen bildnerischen Talents zugrunde gegangen: ihr hübsches Gesicht, das ihr Vater immer ihre Gefahr genannt hatte, wurde da ihre Rettung. Bei der Gedächtnisfeier, die man in der Akademie für den heimgegangenen Meister abhielt, verliebte sich der Freiherr von Wyneken in sie und bat bald darauf um ihre Hand.

Seit der Hochzeit hatten sie und Hilde einander nicht mehr gesehen.

Wie wunderlich es Hilde berührte, gerade heute wieder mit der ehemaligen Studiengenossin zusammenzutreffen.

Loni ging es gut — sie stand im Mittag ihres Glücks! Und sie —?

Über den Pariser Modellhut der hübschen jungen Freifrau hinweg schweifte Hildes Blick zu der schlanken, sehnigen Gestalt des Knaben. Er hatte in seinem ganzen Wesen unbedingt etwas Aristokratisches — genau wie sein Vater, der sich, trotzdem er schon hoch in den Fünfzigern stehen mußte, tadellos hielt.

Wie sie die Freundin um den Sohn beneidete!

„Ich freue mich, Loni, daß ich Dich wiedersehe — so glücklich wiedersehe! Du wirst mir viel, viel erzählen müssen.“

„Ach, ich habe gar nicht so viel zu berichten. Wir leben eigentlich ziemlich still. Du dagegen jagst von Erfolg zu Erfolg —!“

Hilde schüttelte leicht den Kopf. „Ich jage nicht. Es wird mir furchtbar schwer.“

„Du sollst glänzende Einnahmen haben.“

„Seit einigen Jahren, gewiß. Vorher, in Paris, hieß es dafür aber auch hungern.“

„Mein Gott! — Hans, hörst Du? Sie hat hungern müssen. Das ist doch entsetzlich.“

„Es war noch nicht das Schlimmste. Manchmal, wenn man so ganz losgelöst war von allem, was Haus und Familie heißt, kam man sich schon so erniedrigt vor.“

„Hilde —!“

„Ja, das kannst Du Dir nicht so recht vorstellen. Du hast einen lieben Mann gehabt, der Dich schützt, Dir jeden Wunsch von den Augen ablest, und hast ein prächtiges Kind.“

„Herrn von Reitschen hatten Sie in Rom kennen lernen, gnädiges Fräulein?“ fragte der Reichsgerichtsrat nach einer kleinen Pause.

„Dort nur flüchtig — näher erst hier."

„Hier in Baden?"

„Ja. Mitte September war er das erstemal hier — und gestern kam er wieder."

„Hans, denk' nur, der Regierungsrat ist also doch noch nicht an Bord!"

„Er will nächste Woche nach St. Louis. Wir trafen uns diese Stunde oben auf dem Alten Schloß."

„Da müssen wir uns heut abend zusammentun. Wir wohnen im Hotel Stefanie, Hilde."

„Mein Atelier hier ist nur klein. Ich wohne mit einer Verwandten zusammen, Fräulein Heim."

„Tante Heimchen lebt noch? — Hilde, weißt Du noch, das stammt doch von mir, daß wir sie Heimchen nannten. Ob sie mich erkennen wird? Du darfst ihr nichts sagen. Sie muß raten. Nein, freut mich das, daß wir uns getroffen haben. Am besten, wir fahren gleich bei Dir vor. — Ist Dir's so recht, Hans? Ihr kommt mit hinein, laßt uns dann aber für ein Plauderstündchen allein miteinander. — Hast Du etwas Größeres in Arbeit?"

„Eine Porträtbüste: die Kronprinzessin von Rumänien."

„Ein wundervoller Kopf. Ich bin sehr gespannt. Und sonst?"

„Entwürfe — viel Entwürfe."

Die junge Frau hatte den Handschuh abgestreift. „Ich hab' tatsächlich feuchte Finger bekommen vor Erregung. — Weißt Du, manchmal kam es wie Heißhunger über mich. Nach dem Atelier — nach der Arbeit. Und wenn ich nur den Tongeruch hätte einatmen können. Es war rein zum Verzweifeln. Na, Hans hat viel durchgemacht mit mir."

„Und hat sich bei Ihrem Herrn Sohn Talent gezeigt?" fragte Hilde den Reichsgerichtsrat.

Der lächelte. „Ich glaube, er wird wohl Jurist werden. Das ist schon gewissermaßen Tradition bei uns."

Die Villa, die Hilde für diese Saison gemietet hatte, lag an der Lichtentaler Allee, jenseits der Oos. Fräulein Heim, ein weißhaariges Fräulein, befand sich im Garten, als der Landauer an der kleinen Knüppelholzbrücke hielt. Überrascht blickte sie auf.

Loni fand einen herzlichen Ton für das alte Fräulein. Nur einen Augenblick kam sie ins Stocken: sie entsann sich nicht, ob sie zu einander damals Du gesagt hatten. Gemeinsam begab man sich in Hildes Atelier — das ziemlich geräumige Gartenhaus, das isoliert von der Villa stand, war dazu hergerichtet worden — und bewunderte die fertigen, halbfertigen und begonnenen Arbeiten. Einer der Entwürfe war in einem halben Dutzend Skizzen vorhanden: Loni erkannte die Fortschritte von der einen zur andern sofort.

„Das ist, was auch Reitschen so hoch bei Dir anerkennt, Hilde: Deine Unermüdlichkeit, Dein Ringen nach dem reinsten, schlichtesten und vornehmsten Ausdruck. Mädel, aber was quälst Du Dich dabei. Du mußt Dich ja zu Tode arbeiten."

„Ich habe ja sonst nichts zu tun. Übrigens ist mir die Zeit noch immer knapp genug."

„Könnt' ich Dir doch von meiner Zeit abgeben!" sagte Loni lachend. Es lag eine gewisse Gereiztheit in ihr, seitdem sie sich im Atelier befand. Auch ihr Lachen hatte einen bitteren Beiklang. Das entging weder Hilde noch Tante Heimchen.

Als der Reichsgerichtsrat sich nebst seinem Sohn von den Damen verabschiedete, ließ er sich noch die Adresse des Regierungsrats von Reitschen geben und empfahl sich, um den gemeinsamen Bekannten aufzusuchen und gleichfalls für den Abend nach dem Hotel Stefanie zu bitten.

Die beiden Freundinnen standen schweigend vor dem Probeabguß der Ariadne: ein nacktes Weib, das die Arme erhoben hat, mit den krampfhaft ausgespreizten Fingern den Hinterkopf umfaßt und in schmerzvoller Spannung ins Weite blickt. Es war, als ob sie zwischen den Felsen am Strand stünde und das unendliche Meer vor sich hätte. Sehnsucht und Verzweiflung rangen in ihrem Ausdruck. Aber so gebrochen, so zerschlagen die Haltung des jungen Weibes war, es lag doch der ganze Zauber ihres Geschlechts in der Darstellung des schönen Frauenkörpers.

Durch das geöffnete Atelierfenster hörte man die Abschiedshöflichkeiten des Reichsgerichtsrats und des alten Fräuleins. Dann vernahm man das Wegrollen des Landauers und die Stimme des Stubenmädchens, das Fräulein Heim nach dem Hause bat.

Endlich war es rundum ganz still.

Lonis nervöse, weiche Hand tastete nach der von Hilde.

„Mädel — was liegt da drin!“ sagte sie endlich leise, fast den Atem anhaltend. „Das ist ja die Vollendung. Das hast Du erreicht. Du. Ach — Hilde!“

Und aufschluchzend warf sie sich der Bildhauerin plötzlich an die Brust.

„Warum weinst Du denn, Loni?“ fragte Hilde bestürzt.

„Ach — ich bin ja so unglücklich, Hilde, bin ja so namenlos elend ...“

„Du? — Du?!“

„Ich kann Dir's nicht mit so ein paar Worten sagen. Es kämpft ja schon zehn Jahre lang in mir. Du mußt mir Ruhe lassen. Ich werde Dir's schon erklären. Mädel — wie beneid' ich Dich! Was bist Du — und was bin ich! Ach, wenn Vater noch lebte — wenn doch Vater noch lebte!“

Hilde war ganz betroffen. „Was quälst Du Dich denn? Du kommst in all Deinem Glück, reich, gefeiert, verwöhnt, mit Deinem vornehmen Mann, Deinem gesunden, schönen Kind in meine einsame Werkstatt ... Ja, ahnst Du denn, was diese Mauern schon gesehen haben? In was für trostlos verzweifelter Stimmung ich oft genug war? ... Loni, jetzt will ich Dir's ehrlich beichten. Ich hab' Dich beneidet. Und nicht nur Dich. Ich habe jedes Weib beneidet, das um seiner selbst willen von einem rechtschaffenen Mann geliebt wird. Ich hab' mich so innig, ach so innig nach einem Kind gesehnt. Das alles, was Du hier siehst und was draußen in der Welt herumzieht, was ich mit den Händen, mit dem Talent und dem Verstand geschaffen habe, würde ich hingegeben haben — gern, ohne Klage — wäre mir's dafür vergönnt gewesen, mit meinem Blut — so wie Du ... Ach Loni, was ahnst denn Du von der grausamen Einsamkeit, in der ich bin. Geben möcht' ich, geben. Aber was ich am liebsten geben konnte und wollte, das verlangte keiner von mir. Man schätzt mich, man achtet mich — aber die Kunst, Liebe zu erwecken, verstehe ich nicht. Ich bin so mutterseelenallein mit mir, Loni. Nein, nein, beneide Du mich nicht. Du hast das bessere Teil erwählt.“

Es war dunkel geworden, als Tante Heimchen endlich die beiden Freundinnen zu stören wagte. Sie fand sie beide in Tränen aufgelöst.

Ob sie denn nicht Licht haben wollten? fragte das alte Fräulein.

Nein, um keinen Preis! — Das sagten sie einstimmig.

Und Arm in Arm gingen sie dann noch lange auf den schmalen Gartenwegen spazieren, blieben an der klingend über die breiten Steine fließenden Oos stehen, sahen in das Gewimmel der Lichter, die drüben auf der Chaussee vorübersausten, und erzählten einander aus der langen, langen, schweren Zeit, die hinter ihnen lag.

Lonis Ton klang wieder sehr verbittert und vergrämt. Hundertmal, tausendmal hatte sie's bereut, die Ehe eingegangen zu sein. Ihr Mann war ihr von Anfang an nur wenig gewesen. Mit aller Inbrunst hatte sie in der Leere ihrer jungen Ehe das Kind erwartet gehabt. Aber Fedor war das Ebenbild seines Vaters: kleinlich, eitel, nüchtern und egoistisch.

„Es ist die Strafe,“ sagte sie leise, „denn siehst Du, damals — hab' ich mich verkauft!“

Ihre Arme hatten sich gelöst. Hilde zuckte zusammen. „Wie kannst Du so sprechen, Loni!“

„Grausam mag's klingen. Aber es ist die Wahrheit. Und darum hab' ich Vaters stolze, große Künstlerseele verleugnet, darum hab' ich den Jugendträumen von Ruhm und Selbständigkeit entsagt — um dies Durchschnittsleben an der Seite eines Alltagsmenschen zu führen.“

„Aber er liebt Dich?“

„Er würde mich lieben, wenn ich Weibchen, ganz Weibchen sein könnte.“

„Das kannst Du nicht?“

„Nein, es lehnt sich alles in mir dagegen auf. Es war eine Sünde, daß ich mich verheiratete.“

„Dann ist es also schon zu Konflikten zwischen Euch gekommen?“

„O was denkst Du. Wir sind beide Kompromißnaturen. Ich revoltiere nur noch ganz für mich im geheimen. Und für die große Welt — spiele ich eben die glückliche Frau.“

„Ach, ich glaube doch, daß Du's sein könntest, wenn Du nur wolltest.“

„Nein, Liebchen, gerade das Talent fehlt mir.“

„Arme Loni —!“

* * *

Der Reichsgerichtsrat hatte im großen Speisesaal des Hotels einen Tisch belegen lassen. Man kam um halb acht Uhr zusammen und nahm sogleich die Plätze ein. Fedor speiste mit, sagte aber nach dem Dessert ohne jede Mahnung Gutenacht und verschwand.

Es war ein festliches Bild: Die Damen fast ohne Ausnahme in großer Toilette, die Herren im Frack, viel Brillanten, viel duftende Blumen, auf fast allen Tischen die Kristallschalen mit perlendem Champagner. Hinterher in dem prächtigen Wintergarten bei Mokka, Havanna und Zigarette ein behagliches Plauderstündchen. Loni besaß unendlich viel Charme, sie repräsentierte vorzüglich. Ihr Gatte war der gewinnendste Wirt. Und auch Herr von Reitschen zeigte sich von seiner besten Seite. Er wußte sehr anregend zu plaudern. Man hätte glauben sollen, daß zwischen den vier Menschen eine vollendete Harmonie herrschte. Aber das war nur die Tünche der guten Erziehung. Hilde merkte jetzt die tiefe Kluft, die zwischen den Gatten bestand, nnd sie ward immer trauriger gestimmt.

Natürlich war mehrfach von St. Louis die Rede. Zur Ausstellung wollte der Freiherr von Wyneken auf alle Fälle hinüberfahren. Der Regierungsrat redete ihm zu einer ausgedehnteren Reise zu. Um Amerika gründlich kennen zu lernen, dazu bedürfe man eines ganzen Jahres. Herr von Wyneken hatte große Neigung dafür. Nahm er endlich einmal Urlaub, dann wollte er auch gleich etwas Wertvolles dafür eintauschen. Da Fedor einen Privatlehrer hatte, die Kosten auch in einem solchen Falle nicht mitsprechen durften, so konnte man den Jungen mitnehmen.

Loni erklärte jedoch sofort: sie könne sich zu einer längeren Seereise keinesfalls entschließen. Worauf ihr Gatte den Plan fallen ließ.

Aber hernach, als man noch zur Promenade hinüberwanderte und Loni bei der Freundin einhängte, gestand sie ihr: es sei ihr sehnlichster Wunsch, daß ihr Mann die Reise ausführte und Fedor mitnähme.

„Was wolltest Du aber so ganz allein in Leipzig?"

„Ich bliebe nicht daheim. Ich würde alles, alles vergessen, was zwischen jetzt und damals liegt, — und würde wieder meine Studien aufnehmen."

„Arbeiten — Du, Loni?"

„Komm weiter. Verrate mich nicht. Du, das bohrt und drängt und treibt nun schon so lang in mir. Aber mit Haus ist darüber ja nicht zu reden. Er würde mir's unter keinen Umständen gestatten, daß ich wieder das Bossierholz in die Hand nehme. Gar Aktarbeiten — die doch immer mein Bestes wurden. Du ahnst ja nicht, wie eng, wie kleinlich in unseren Kreisen darüber geurteilt wird. Herr von Reitschen ist nicht anders. So hoch er Dich stellt — er findet, Du vergäbst Dir etwas durch die Motive, die Du wählst."

Hilde war zusammengezuckt. „Das hast Du selbst von ihm gehört?"

„Ja. Öfters. Er findet es unweiblich ... Ach, wenn Vater das hätte mitanhören müssen, wenn der geahnt hätte, daß ich, ich, ich einmal so über seine Kunst, unsere Kunst würde sprechen lassen, ohne aufzuspringen, aufzuschreien!"

„Loni — sag' mir eines, bitte, bitte!"

„Nein, laß mich Dir zuvor mein Herz ausschütten. Es zerspringt mir sonst."

Sie sah sich hastig nach den beiden Herren um, die ihnen — im eifrigen Gespräch über St. Louis — im Schlenderzuge der eleganten Promenadengesellschaft folgten.

„Siehst Du, Hilde, die Jahre über, wenn ich so an Dich dachte, Deine Werke sah, Deine Fortschritte, Deinen Fleiß, Dein wachsendes Können bewunderte, dann schämte ich mich immer gewaltig. Und ein paarmal war ich nahe daran, alles im Stich zu lassen, zu Dir hinzustürzen und Dich anzuflehen: rette mich! Aber dann kam die Feigheit, die Furcht vor dem Skandal — und auch sonst die äußere Unmöglichkeit."

„Wenn Dir's so furchtbarer Ernst gewesen wäre, Loni, hätte ich Dir natürlich geholfen."

„Künstlerisch, ja, das weiß ich. Aber Geld angenommen hätt' ich doch nicht von Dir. Nein, niemals. Und es würde doch Jahre dauern, bis ich aus eigener Kraft etwas verdienen könnte."

„Dein Talent wird noch da sein — es braucht nur wieder geweckt zu werden. Alles andere käme auf Deinen Fleiß an."

„Dazu hätt' ich das beste Vertrauen. Nur — ach, es ist so erbärmlich, ich weiß es wohl — so wie Du früher entbehren, hungern und kämpfen und ringen, das könnte ich nicht."

Hildes Arm sank hinab. Ein müdes Lächeln trat auf ihre Lippen. „Ja, Loni, vor den Preis haben die Götter den Schweiß gesetzt. Weißt Du nicht mehr, wie oft uns Dein Vater das gesagt hat?"

„Ob ich's noch weiß. Aber die Not hab' ich immer gefürchtet. Deshalb hab' ich ihn damals ja auch genommen."

„Und jetzt? Wie denkst Du Dir also die Zukunft?"

„Wenn ich jetzt ein volles Jahr vor mir hätte, in dem ich frei wäre, in dem ich wieder ganz von vorn zu studieren, zu arbeiten anfangen könnte ..."

„Heimlich, Loni?"

„Ja, heimlich müßte es schon sein."

„Und sagen würdest Du's ihm erst bei seiner Rückkehr?"

„Ja. Vorausgesetzt, daß ich bis dahin erreicht habe, was ich erreichen muß. Dann käme die Scheidung — und wenn ich mich auch ein wenig einschränken müßte ..."

Hilde blieb darauf eine Weile stumm. Mitleidig überdachte sie, wie sich die Freundin ihre „Rettung" dachte. Nein, gar so bequem, wie sie sich's vorstellte, ging es denn doch nicht!

„Warum sagst Du gar nichts mehr, Hilde?"

„Ach, Loni, wenn ich mir's recht überlege, taugst Du doch ganz und gar nicht für eine solche Unternehmung."

„Du meinst, ich hätte zu wenig Ausdauer?"

„Du bist zu verwöhnt, bist im guten Leben vielleicht zu matt, zu bequem geworden. Wenn Dir's ernst wäre, dann müßtest Du entschlossen Deinem Mann gegenübertreten und von ihm Deine Freiheit fordern. Aber daß Du seinen Reichtum noch so lange in Anspruch nehmen wolltest — nein, das begreife ich nicht. Es wäre ein garstiger Kompromiß. Und nun müßtest Du doch alle Halbheit ablegen, danach streben, vor Dir selber und vor aller Welt ein ganzer, wahrhaftiger Mensch zu werden."

„Wie wundervoll Du sprichst, Hilde. Du tust mir so wehe — so furchtbar wehe — aber ich liebe Dich trotzdem. Und bewundere Dich und Deinen Stolz, Hilde."

„Ja, Liebste, mein Stolz war vielleicht mein Unglück."

„Du bist nicht unglücklich. Du bist ja so reich — weil Du Dich selbst hast."

Trübe lächelte Hilde. „Ich hätte mich so gern geteilt, Loni."

Eine ganze Weile gingen sie im Gefühl stumm nebeneinander weiter.

„Wenn nun ein Mann um Dich geworben hätte, Hilde, der von Dir verlangt hätte, Du solltest Deiner Kunst entsagen?"

„Ja — wer weiß. Wenn ich ihn geliebt hätte, wahr und aufrichtig, mit allem, was in mir ist, dann wär' ich ihm gefolgt."

„Hm. Seltsam. Das sagst Du." Loni sann vor sich hin, dann begann sie wieder: „Aber wenn nun einer käme — sagen wir z. B. einer wie der Regierungsrat — der Dir Deine Kunst nicht direkt verbietet, der aber von Dir irgend etwas als Opfer fordert — etwas, das für Dich dazu gehört, für ihn nicht, weil er nicht Künstler ist. Vielleicht, daß Du den Akt aufgibst. Es fällt mir gerade ein, weil er sich immer wieder darüber aufhielt. Was tätest Du dann?"

„O — die Damen sind ja so vertieft," mischte sich Herr von Reitschen, der den Damen an der Seite des Reichsgerichtsrats dicht auf die Fersen gekommen war, plötzlich ein. „Es ist eine Kunstdebatte?"

„Ja, ein scherzhaftes Problem," sagte Hilde.

„Darf man's hören?"

Die Herren kamen rechts und links an die Seite der Damen. Das Tempo mäßigend und den Zug der Promenierenden verlassend, steuerten sie auf eine der weniger belebten Alleen zu.

Hilde war recht bleich geworden. Der Regierungsrat bemerkte es sofort.

„Es handelt sich um das Thema Kunst und Heirat. Was uns Frauen ja naheliegt. Da kam's zu einer heikeln Frage." Sie lachte gezwungen. „Loni, wiederhole sie den Herren doch."

Nach einigem Sträuben kam die junge Freifrau dem Ersuchen nach.

Herr von Reitschen runzelte die Stirn. „Ich bitte Sie aber dringend, gnädiges Fräulein, nicht mißzuverstehen. Von Ihrer Kunst — von Ihnen als Weib — hab' ich natürlich niemals anders als in Tönen der höchsten Verehrung gesprochen."

Der Reichsgerichtsrat bestätigte das.

„Aber in dem einen Punkt, Herr von Reitschen, können Sie das Weib vom Künstler nicht trennen?"

„Offengestanden — nein. Da das Thema einmal zur Sprache kommt, will ich

ganz ehrlich bekennen: die Vorstellung quält mich, ja, entsetzt mich geradezu, daß Sie mit solchen Wesen, solchen niedrigen Geschöpfen, die sich für Geld als Modell hergeben, eine Luft atmen sollen. Nein, nein, nein, oft hab' ich gar nicht zum Genuß Ihrer Werke kommen können. Der Gedanke störte mich. Sie standen mir eben zu hoch — Sie vergaben sich dadurch in meinen Augen etwas — und das wollte ich nicht dulden."

Eine längere Pause trat darauf ein. Endlich sagte Hilde mit leicht vibrierender Stimme: „Und wenn ich nun z. B. Ihre Frau wäre, Herr von Reitschen, dann würden Sie mir nicht gestatten, daß ich mich mit Aktarbeit abgebe?"

„Ich ertrüge es nicht, gnädiges Fräulein."

Hilde warf ein wenig den Kopf zurück. „Ja, in diesem Falle würde ich Ihnen, wenn Sie um meine Hand anhalten würden, natürlich ‚Nein!' sagen müssen."

„O —!"

Sie waren stehen geblieben. Eine Sekunde lang sahen sie einander Aug' in Auge.

„Ist es nicht recht fröstlich hier geworden?" fragte Hilde dann, sich dichter in ihren weißen Taftmantel hüllend.

„Die Musik schweigt längst — es ist Mitternacht," sagte der Reichsgerichtsrat.

So wanderte man denn heimwärts. Die kleine Gesellschaft begleitete Hilde. Wieder schritten die Damen voraus.

„Du warst vorhin so ernst geworden, Hilde?" fragte Loni in gedämpftem Ton.

„Es war auch ernst," erwiderte Hilde.

„Du —?!" Betroffen starrte sie die Freundin an.

„Still, still. Es war das Schlußkapitel meines einzigen kleinen Romans."

„Ein Antrag von ihm? Wirklich? Und Du hast ihn lieb?"

„Ich hätte mich danach gesehnt, einen Menschen so von ganzer Seele lieben zu können — und dann vielleicht doch noch ein junges Menschenkind in den Armen zu halten. Aber mit der Hoffnung ist es jetzt vorbei. Endgültig."

„Hilde — das Herz kann sich einem umdrehen, wenn man Dich so sprechen hört. Und wenn man sich sagt: es ist vielleicht nur eine Schrulle, die Dich an Deinem Glück hindert? Wärst Du denn wirklich nicht imstande, ein Zugeständnis zu machen?"

„Nein, Loni, das ist ganz und gar ausgeschlossen. Ich gehöre von nun an nur noch meiner Kunst."

„Arme, liebe Hilde. Da glaubt' ich Dich nun immer so glücklich — in der Sonne Deines Ruhms — und beneidete Dich."

„Wie ich Dich, meine gute Loni."

Sie waren an der Brücke angelangt, Hilde öffnete die Gartentür.

Mit Händedrücken und Gutenachtwünschen ward Abschied genommen. Als der Regierungsrat beim letzten Gruß Hilde ins Auge sah, begegnete er einem kalten, unnahbaren Ausdruck.

Hilde ging nicht sogleich ins Haus. Sie trat zuerst in ihr Atelier ein. Ein kleiner Streifen Mondlicht fiel herein. Sie warf sich inmitten ihrer Werke auf einen Stuhl und weinte — weinte so herzbrechend wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Andern Tages fiel Tante Heimchen ein neuer Zug in Hildes blassem Antlitz auf. Wie ein gütiges, verzeihendes Lächeln war's.

Nun hatte sie sich endlich zum Frieden durchgerungen. Sie stand im Mittag ihres Glücks — und Tante Heimchen meinte ja, der lange Abend, der nun folgte, sei in seinem stillen Frieden viel, viel schöner als der stürmische Morgen, an dem immer noch so viel Wetterwolken am Himmel stünden.

„Hast recht, Tante Heimchen. Jedem Menschen ist sein Teilchen Glück bestimmt. Er muß es nur erkennen. Und wenn das Glück, das ins Nachbarhaus gehört, bei einem anpocht, dann darf man die Tür bei Strafe nicht öffnen."

„Wie wunderlich Du sprichst, Hilde. Hast Du Sorgen?"

„Bewahre, Tante Heimchen. Ich bin jetzt endlich ganz und gar zufrieden." Sie breitete die Arme aus. „Und schaffen will ich — fröhlich schaffen!"

Scherzliedchen.

Wie zum Himmel die Sterne
Und zur Flamme der Schein,
Wie die Schale zum Kerne
Und die Traube zum Wein;
Wie der Stock zu den Reben
Und die Äste zum Stamm,
So gehören fürs Leben
Wir Beide zusamm' ...

Georg Martell.

Bernhardine Schulze-Smidt Bremen 1900

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Mein Rückblick.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Am Kinderstubentische bei der Ollampe sitzt ein mageres, kleines Mädchen von acht oder neun Jahren. An den Ohren hin hat es zwei semmelblonde Rattenschwanzzöpfchen, rückwärts zusammengebunden, und es hat verträumte Augen unter schweren Lidern und sieht dümmerlich drein: Näschen gen Himmel, Mund halboffen. „Nächstens muß Schlosser Thies entschieden ein Hängeschloß davor legen!" — Es trägt eine Armelschürze und schneidet mit der stumpfen Schere emsig Neuruppiner Bilderbogen aus, das Stück für einen Bremer Groten, gleich vier Pfennig Kourant. — „Neuruppin, zu haben bei Gustav Kühn." — Glücklicher Gustav Kühn — und es reimt sich auch noch! — — Da ist ein besonderer Bilderbogen, den liebt das Kind vor allem, und doch fühlt es ängstliche Schauer beim Betrachten, und es kann sich nicht entschließen ihn auszuschneiden. Es muß den Vers unter dem seltsamen Bilde wieder und wieder buchstabieren; das Fingerchen kriecht langsam an den Zeilen entlang, und die kleine Nase schnauft dazu. „Alberne Deern, nu pack man ein; nu mußt Du zu Bette gehn," sagt die alte Wärterin, verwahrt Schere und Bogen und zieht ihr Opfer ins Halbdunkel an den einfachsten aller wohlsituierten Waschtische. — Bald darauf verschwindet sie in die Küche, einen Stock tiefer, zum Abendbrot, und das Kind liegt wach im Bettchen beim Geflimmer des Nachtlichts und denkt über sein Bild nach. —

Da führt eine graue Treppe ohne Geländer hinauf in die roten Abendwolken und verschwimmt darin. Jede der zehn Stufen trägt eine andre Gestalt, die ihren rechten Fuß auf die nächste Stufe setzt. Zu unterst ein Knäbchen im Schottenkittel; es hält einen Blumenstrauß in der Hand. Zu zweit ein Jüngling mit dem Federhut, neben sich sein Windspiel; zu dritt der Seemann mit Bartkrause unterm Kinn weg; er hebt das Fernrohr ans Auge. — Und so geht's weiter, vom blaubefrackten Biedermann und hauptstützenden Grübler in der Pelzschaube zum freundlichen Groß-

vater mit Schlafrock und Zipfelmütze, höher — höher — vorüber am verkrümmten Hinkebein, bis dahinauf, wo des uralten Greises Sarg sich auf der letzten Stufe in die karminroten Abendwolken hineinschiebt. — — Den Vers weiß das traumwache Kind schon auswendig:

Zehn Jahr: — ein Kind,
Zwanzig Jahr: — ein Jüngling,
Dreißig Jahr: — ein Mann,
Vierzig Jahr: — wohlgetan,
Fünfzig Jahr: — stillestahn,
Sechzig Jahr: — geht's Alter an,
Siebzig Jahr: — ein Greis,
Achtzig Jahr: — schneeweiß,
Neunzig Jahr: — gebückt zum Tod,
Hundert Jahr: — Gnade bei Gott. —

— — — — — — — — — — — — — —

Unzählige Male hat das Kind noch an den Vers gedacht, als das Bild und die Schrift schon längst zerrissen waren; dem Mädchen ist er durch die Gedanken gelaufen am sommerlichen Morgen seines zwanzigsten Geburtstages, damals, kurz bevor die Österreicher im August 1866 den Prager Frieden schließen mußten. Die Frau hat auf der Höhe ihres Glückes bei der Erinnerung gelächelt, und der Witwe ist es wie ein Stich in die Seele gegangen: „Vierzig Jahr: wohlgetan!" — Dann kam der neue, große Aufschwung voll stolzer Zukunftspläne: „Fünfzig Jahr: stillestahn?" — Lächerlich! nur das nicht —! vorwärts, aufwärts; ist Dir's nicht, als säheſt Du da droben vor den Abendwolken den Ruhm stehen und Dir mit dem Lorbeer winken? — — Das war eine Fata morgana, und jetzt heißt es: „Sechzig Jahr: geht's Alter an." Jetzt darf ich wohl ohne Vermessenheit den ernsten Rückblick tun; denn die Zeit des atemlosen Schwindels, des Trotzens und Wagens und Aufbegehrens wider den steinigen Weg und das Dorngestrüpp liegt unter mir. Ich sehe die Abendwolken schon nahe und hoffe auf die sternklare Ruhe dahinter.

Freilich — wenn es nach den Überlieferungen ginge, läge mir die letzte Ruhe noch weitab; zwei oder drei Stufen höher gegen die roten Wolken empor. Wir Smidts sind ein zähes, langlebiges Geschlecht. Siebziger und Achtziger stehen hinter der Generation von heute, und unsere geliebte Seniorin der Gegenwart sitzt wohl tagaus tagein im Rollstuhl, aber sie freut sich noch herzlich ihres Lebens und ihrer einundneunzig Jahre, und wer ihr ins kluge und schalkhafte Gesicht sieht, glaubt ihr das hohe Alter nicht: die vorletzte Stufe — „gebückt zum Tod." — Die halbe Stadt Bremen kennt sie als „Tante Mine", die unsre Jugendtorheit gemeistert und mit Strenge bestraft hat und unser Reisen, Freude und Leid liebend mit uns teilt, bis auf diesen Tag. — Sie ist eine Persönlichkeit für sich; viel mehr als das, was wir gemeinhin unter den Begriff des Originals legen. Originale „sind"; Persönlichkeiten „werden". Zu ihnen gehört, neben dem gottgewollten Lebenskampfe, der Kampf mit dem Ich, der selbstgewollte, der sein: „Dennoch!" behauptet, und wenn er gleich mit Niederlage zu enden scheint.

Von solchen Persönlichkeiten weiß unser alter Stammbaum genug und erzählen die Gesichter der Familienbilder draußen auf der Dunge, dem Smidtschen Landsitze. — Klare und scharfe Geister, Mut und Wille schauen uns Nachgeborene aus den untergangenen Augen der Männer an, Heiterkeit und kluge Eigenart aus denen der Frauen, obgleich diese sich auf Heim und Familie beschränkten. Einst, als mein Geburtshaus noch stand, das alte, schlichte Haus „zur Dungen", hingen mehr Bilder in der wunderschönen „alten Stube" mit Wappenfenstern und ungefügen Vorzeitsmöbeln; aber auch das, was nach dem Brande vor zwanzig Jahren ins neue Dungener Haus gerettet wurde, kann der Jugend von heute noch beredt genug predigen: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt."

Da draußen in der Tiefebene zwischen Weser und Lesum, auf der weltfernen Bauminsel mitten in blumigen Viehweiden, bin ich vor sechzig Jahren an einem sengenden Augusttage geboren. Draußen rief der Kuckuck, die Lerchen stiegen trillernd, und die Mücken summten und tanzten in der Sonnenglut. Die Hoftauben girrten: „Friede! Friede —!" und im verbuschten Garten duftete es herrlich nach Reseda und Centifolien, Phlox und bunten Wicken. — Das war meine Heimat. Ich glaube, die kleine Muse, die mit jedem Dichter geboren wird, muß schon an unserem ersten Lebensmorgen heimlich aus unserer Dungener Rumpelwiege entschlüpft und ans vielscheibige Fenster der Wochenstube geflattert sein, ungeschickt, wie ein junges Spätzchen. Sie hatte bescheidene Flügel und war des schwachen Erdenwurms schönere Hälfte; sie durfte hinausschauen. Da sah sie vor dem Fenster die zwei mächtigen Rieseneichen ragen, die der dunkle Efeu umarmte, und sah weit hinten die Wasserfläche der Grafft im Sonnenlicht blitzen, das schon rot im Westen wurde, über dem schlängelnden Blumendeiche vor den Wiesen und jenseits des Lesumer Kirchturms und der Hügel von St. Magnus. Sie ahnte die Poesie der „mutterlosen Kirche", fern auf kahler Deichkappe; sie hörte den gelben Kirschvogel flöten, hell, neckisch, geheimnisvoll — und hörte die Geisterchen flüstern im Grillenzirpen: „Heimat! liebe Heimat!" — Ja, wenn nachts die Nebel weiß auf dem ebenen Gelände standen, wenn das winterliche Hochwasser im Sturm Wellen über die Blumenwiesen schlug — die kleine Muse fand ihre einzige Insel immer wieder, und auch der Sturm brauste wild: „Heimat! Liebe Heimat!" — Dann war der unscheinbaren, irdischen Hälfte der kleinen Muse oft so zumute, als müßte sie niederknien und diesen geliebten Heimatsboden küssen.

Das kam auch davon, daß damals die Ausflüge von der Stadt aufs Land noch förmliche Reisen für die Kinder bedeuteten. Reisen im Kutschwagen, oder große Wanderschaften an des Vaters Seite, immer die Lindenchaussee entlang, nachdem die Bremer Winkelstraßen überwunden waren. — Hinter den Straßen dehnte sich die neue Welt scheinbar endlos mit Feldern und Sanddünen, Landgütern und strohgedeckten Bauernhäusern. Und der Horizont so weit, so frei. Das Kind meinte, bald müßte nun Amerika in Sicht kommen. — Im Bremer Heim wohnte die Freiheit auch, aber eine andre; eingehegt von Großvaters Gartenplanken und städtischer Sitte. Dennoch: das rechte, echte Jugendparadies war

sie so gut wie die ländliche Dunge. — Da standen die drei traulichen Häuser der Brüder Smidt einträchtig unter einem Dache, verbunden von gemeinsamer Wandelterrasse, und jedes Haus hatte seine solide Mahagonitreppe durch zwei Stockwerke, seine hohen, hellen Zimmer, seine wohnliche Einrichtung. Unser Haus lag in der Mitte und war am einfachsten — uns dünkte es königlich, weil wir glückselige Kinder waren. — Kinder in allen drei Häusern, Brüder und Schwestern, die lustig miteinander aufwuchsen im Wunderreich des großen Gartens bis zu Großvaters Haus. Das lag den Häusern seiner drei Söhne gegenüber, und Taule Mine führte die weiblichen Regierungsgeschäfte darin, unterstützt von Henrich, dem seinen „Herrendiener", der bei feierlichen Anlässen den Scharlachfrack trug. — Denn unser Großvater hieß: Seine Magnifizenz, der erste Bürgermeister, und bekleidete sein Amt lebenslänglich. —

Wir hörten wohl ab und zu von Amt und Würden, und daß unser schlichter und ehrwürdiger Großvater ein ganz anderer Mann sei, als Hinz und Kunz; ja, ich zählte ihn, kraft meiner ausbündigen Phantasie, so bald und halb unter die Könige, und malte mir abends im Bett heimlich aus, wie wonnig es sein müßte, wenn ich Prinzessin Bernhardine hieße und „allen Leuten etwas zu befehlen hätte" —, aber über alle *Könige* der Welt ging uns doch unser *Großvater*, der gütige, schenkfreudige, der leider nur Sonntags früh für uns Zeit fand, wenn wir Kinder in langer Kette zu ihm hinüber durch den Garten zogen, um ihm guten Morgen zu sagen. Darauf hielt er. —

In seinem Garten schalteten und walteten wir nach Lust und Belieben, nur seine Nelken und Tulpen, Ranunkeln und Sauerkirschen — die durften wir nicht anrühren und keine Beelblumen abreißen. Im übrigen: — *wie* spielten, *wie* lebten wir in Glückseligkeit und ungebrochenem Frieden nach dem Beispiel unserer Eltern. Wie reich waren wir; welche Quellen von Poesie und reiner Freude sprudelten uns. Wir wuchsen aus Kinderstubenzucht und Schulzucht heraus und waren immer noch Kinder ohne Falsch und Arg, deren Herz und Verstand sich sonder Zwang entwickeln durfte. Der Humor und die Zufriedenheit blieben bei uns, und der Garten, der nach Großvaters Tode unter die Söhne geteilt worden, ward allmählich wieder *ein* Reich ohne Hecken und Pforten. —

Mein Elternhaus bildete für die Smidtsjugend einen Mittelpunkt. Vater und Mutter hatten den lebhaftesten Sinn von der Welt für alles, was wir mit unsern Freunden unternahmen. Sie beteiligten sich hingebend daran. Wir lasen Shakespeare in verteilten Rollen ohne Streichungen, mein Vater präsidierte und kritisierte, und wir Jugendlichen nahmen unsere Aufgaben todesernst. Wir veranstalteten Aufführungen und stellten lebende Bilder; hüllten uns in schleppende Bettlaken und waren Griechen; denähten alten Tarletan mit Flittern und sauben uns seenschön, und wenn ein Prolog fehlte, hieß es: „Bernhardine, Du *mußt* das bis morgen mittag halb zwei dichten, aber bitte, *recht* lang und poetisch." — Ich litt schwer an allgemeinem Unverstandensein und duhlte deshalb gern um die Gunst der Genossen, setzte mich hinten in den Garten, hielt mir die Ohren zu und dichtete auf Tod und Leben. Meist ging es wunderschön, und so gewöhnte ich mir's an.

Halt — das ist vorgegriffen. — Die kindische, kleine Muse hat schon viel früher zu flüstern und zu schaffen begonnen. In diesem Rückblicke möchte ich sie von ihrer prosaischen und unscheinbaren, irdischen Hülle trennen; denn sie war wirklich ein liebes, beflügeltes Äthergeschöpfchen, das von der Zauberin Phantasie in schillernde Schleier gehüllt ward, und dessen Blicke die Weltbilder größer und plastischer erfaßten als Alltagsblicke. Es sah Hunderte und Tausende, wo jene nur Zehn und Zwanzig zählten, es sah Gelb für Gold, Glas für Diamanten, Radieschen für Rosenknospen an — gute Menschen für Engel, unangenehme für Hexen und Teufel. — Seine Puppen lebten und lachten, die knisternde Nachtlampe erzählte Geheimnisse, und aus dem singenden Teekessel auf dem Kohlenkomfoor stiegen nicht nur Melodien empor. Auch Gespenster in grauen Schleiern kamen wirbelnd aus seiner Messingschnauze, und das Glucken des Öls in der Moderateurlampe ward zum Schluchzen des unsichtbaren Hausgeistchens, das die Schraube gefangen hielt. Und nun erst der Garten! Diese Elfen in den Blumen, diese Wunder im tiefen Lilienkelche: goldene Stempel — himmlischer Duft. Die nestelnden Täubchen im Herzen der Pfingstrose, die grüne Schlafmütze, frühmorgens auf den dottergelben Escholzienblüten, die schwarzköpfigen Pferdchen vor dem blauen Venuswagen, wenn man den geduckelten Sporn vorsichtig wegzupfte. Dazu Vogelstimmen und Schmetterlinge; die Bienen und die vielfarbigen „Edelsteine" in den Kieswegen — —: das Kind hob Schätze, herrlicher als Königsschätze, und über seinem Glücke walteten Unschuld und Liebe. —

So ward seine kleine Muse flügge, als sie neun Erdenjahre zählte, und in einem heiligen Silvestergedichtchen sprach sie sich zum erstenmal in richtigen gereimten Strophen aus. Hier liegt es vor mir, und seine Einfalt rührt mich fast wie damals, als das kranke Kind es unter stillen Tränen mit seiner schönsten Schrift auf den winzigen Blumenstraußbogen malte:

Vom Himmel steigt ein Engel mild hernieder,
Auf seinem Haupte glänzte eine Kron' von Eis,
Es schimmern herrlich ihm die großen Flügel,
Sie sind bedeckt von Schnee so silberweiß — —

— — — — — — — — — — — — — —

Du fragst, was hat der Engel zu bedeuten
Und wie heißt er? Er heißt das neue Jahr —
Man kannt' ihn schon im grauen Attertume
Schon da, wo Abraham und Isaak war — —

— — — — — — — — — — — — — —

Das also war der Anfang, und das Kind stichelte sich aus den vergilbten Papierabfällen von Vaters alten Akten mit Stopfgarn ein Heftchen zusammen, klebte ein ausgeschnittenes Herz von weißem Schreibpapier auf den grünen Deckel und schrieb großartig darauf: „Gedichte von Bernhardine Smidt, erster Band. 1855. —

Ich sehe meinen ersten Band vor mir, unregelmäßig beschnitten, eng und schief liniiert, weil sehr viel auf jeder Seite stehen sollte, und dieser und jener stammelnde Vers liegt mir noch in den

Ohren. Merkwürdig heiße und gefühlsdrängende kleine Lieder und alle ein bißchen schwermütig, wenn es Kinderschwermut gibt. Ehe das Heftchen voll war, ging es verloren. Vielleicht während des nächsten Ferientücks zur Dungen; denn in der Heuscheune auf dem hochgetürmten Vorrate fürs liebe Vieh dichtete sichs besonders schön, gleich nach Tisch, wenn die Schwüle über Haf und Garten hing. Am Ende haben die Kühe alle die Kindheitspoesie mit dem Heu gefressen, ebenso wie ein andres, kostbareres Sammelwerk: Grimms Märchen. — Trotzdem: — heute wie damals ist mir die Angst des Kindes vor der Welt gegenwärtig, die so viel größer war, als der große Heimatsgarten und das Dungener Königreich — vor dem unermessenen Sternhimmel und der furchtbaren Ewigkeit; vor den aufheulenden Raubtieren in Kreuzbergs Menagerie und den vielen Menschen, die es nicht verstanden.

„— die mich nicht verstehn — —": ist das nicht die Klage, die der Mächtigste und der Elendste gemeinsam haben, laut und leise? Nur die Alltäglichkeit auf der sicheren Landstraße des Lebens kennt sie nicht. Vor allem bebt sie fast durch die Seelen derer, die den Beruf zur Wort- und Gedankenkunst in sich tragen, weil eben die Phantasie sich an ihre Fersen heftet, mit ihnen luftige Höhen erklettert und ihnen aushilft, wenn sie über Hindernisse stürzen und in Trübsalssümpfe versinken. Allein sie tut ihnen auch Böses an, aus ihrer Überkraft heraus; sie macht es, daß die Nüchternen und Ruhigen falch eine kleine Sklavin der Phantasie in den Strafwinkel stellen: „Du lügst!"

Schreckliches Wort, besonders für ein Kind, das den eigentlichen Trieb und die häßliche Lust an der ärgsten Sünde gar nicht in sich trägt und sich von zehn Malen neunmal unschuldig-schuldig fühlt. Dennoch, von außen betrachtet, ein wahres Wort, das: „Du lügst!" Nur der feinste Forscher entdeckt schon beim Kinde die kristallenen Fassettenaugen, die aus lauter Spiegelchen bestehen — die Facettenaugen, — und mischt sich das bunte Resultat jener Spiegelungen mit dem Naturtriebe, der uns allen innewohnt, seit Mutter Eva und der Schlange, so ist das „verlogene Kind" fertig. Gebrandmarkt steht es zwischen den artigen Gespielen, entfremdet sich ihnen und stößt sich selber aus ihrem Kreise. — Tiefer und tiefer steigt es in sein seltsames Innenleben hinab; die äußeren Dinge werden zu blassen Gedankenerregern. — Es wandelt im Irrgarten herum, bis es endlich das Luftschloß mit dem goldenen Dache und den diamantenen Fenstern im Märchenwalde gefunden hat. Die eigene Welt ist fertig — schön aber unpraktisch. —

Ich glaube, wenn ich Vater und Mutter und mein Jugendparadies nicht gehabt hätte, so wie sie waren, aus dem „verlogenen" Kinde wäre ein unerträgliches und sehr verschrobenes Geschöpf geworden. So aber halfen mir liebende Herzen und kräftige Hände über den Werdeschmerz hinweg und schlugen Lichtungen in den Märchenwald. Sie sorgten auch, daß hinter dem Luftschlosse sich allmählich ein solides, rasenberanktes Schlößchen auferbaute; das stand dann, Gottlob, tröstlich da, als das Luftschloß jämmerlich zusammenpurzelte und in blauem Dunst zerfloß. — Fürs erste jedoch fand das dumme Kind, das bei kleinem dem Backfische entgegenwuchs, seinen goldbedachten Dichterbau unbeschreiblich schön und ließ seine Seele sich darin ausbreiten. — Es erzählte abends vor Schlafengehn den jüngeren Schwestern Geschichten, in denen sich Unmöglichkeit auf Unmöglichkeiten häufte, bis die beiden kleinen Zuhörerinnen flehten: „Bitte, bitte, hör auf, wir können es nicht mehr aushalten!" — Es träumte den Schulweg entlang, so daß es über den Riesen Roland am Rathause und über die Körbe der Eierfrauen stolperte; es träumte auch in der Schule, haßte den Rechenlehrer und verfertigte schöne Aufsätze, halb tiefsinnig halb unsinnig. Und dann tauchte an seinem Horizonte urplötzlich die Liebe auf. — Zwei jugendliche Cousinen im nachbarlichen Onkelhause wurden zu gleicher Zeit Braut. Wenn das neugierige Kind abends zwischen Licht und Dunkel auf der gemeinsamen Terrasse hin- und herspazierte, sah es zuweilen im Vorübergehen durch die Scheiben der Glastür ein zärtliches Paar auf dem Sofa kosen, und sein knapp elfjähriges Herz wurde groß in ihm.

Die alte Hausnähterin mußte Band II der gesammelten Werke zusammenheften — diesmal die rosa Bogen aus der Weihnachtspapeterie von Großmutter in Kyritz gespendet. In dies entzückende Heft kam der erste „Roman", ein ganz richtiger mit lauter Liebe, und er hieß: „Emmy oder der Myrtenkranz." Ich weiß, daß ich meinen ersten Roman unter Wanneschauern schrieb, und ganze zwanzig Seiten füllte er. Staunend hörten die kleinen Schulfreundinnen in den beiden Freiviertelstunden zu; nur der Schluß erregte starkes Mißfallen. Die Dichterin wußte nicht „wie Verheiraten war", und deshalb ließ sie Bräutigam und Braut, Pastor und Hochzeitsgesellschaft vor dem Traualtar vom Blitz erschlagen. „— Hättest Du nur wenigstens Emmy leben lassen!" klagten die Schulfreundinnen, und die Dichterin in der Knospe zuckte großartig ihre Achseln: „Wenn ich es doch nicht weiter weiß —?!" Das war ein unantastbares Argument. —

Weshalb entsinne ich mich dieser kleinen Episode so besonders genau? — Weil wenige Tage später der erste Schicksalsblitz in unser sonniges Kinderleben niederfuhr. Wir hatten noch kaum eine Ahnung von Sterben und Tod, und nun nahm uns Gott den Höchsten über unserem Jugendglücke, unseren Großvater Smidt, vierundachtzigjährig, mitten aus seiner gesegneten Arbeit für den kleinen Bremer Staat hinweg. — Am weißen Hause drüben lagen die grünen Läden vor den Fenstern, und wir Kinder alle gingen langsam durch Großvaters Frühlingsgarten hin und her — unser blühendes Reich, dessen gütiger König von uns geschieden war. Ach, zu unfaßlich, um darüber zu weinen; es konnte einfach nicht sein! Erst neulich hatte er uns dort oben in seinem runden Zimmer wunderbare Früchte ausgeteilt: Apfelsinen, die im Paradiesgarten wachsen.

Es war ein herrlicher Maitag. Die Obstbäume blühten und die frühen Syringen an der Planke. Die Hanigrasen standen ganz in Knospen, und die Vögel zwitscherten, Bienengesumm

und Schmetterlingsgetändel umschwirrten die duftenden Hyazinthenbeete; vom Dam und van St. Remberti läuteten die Trauerglocken. — Tiefe Stille um Großvaters Haus, und wir sprachen leise, wir, die wir sanft lachten und riefen und einander neckten. Wir drückten uns die Hände und geladen uns treu zusammenzuhalten.

Van den Erwachsenen sahen wir wenig, aber unser Vater gab meiner Schwester July und mir einen Aufsatz auf, den wir ihm abliefern sollten, wenn Großvaters Beerdigung varüber sein würde. Wir wagten aber nicht anzufangen; eine atemraubende Furcht vor „dem Letzten" drückte unsere kleinen Herzen. — Denn wir sallten Großvaters Tod und Begräbnis schildern.

Dann ereignete sich dieses Letzte, und der Margen prägte sich mir als etwas Unvergeßliches ein. Im Hause einer unbekannten, alten Dame an der Cantrescarpe wurde uns ein Fenster gezeigt; van dem aus sollten wir „zusehen". Wir wurden flüsternd, fast ehrfurchtsvoll behandelt; wir bekamen Schakalade und Wickelkuchen und dappelten Butterkuchen, als wäre es Geburtstag, und es war doch ein Tag, an dem die Welt eigentlich stillstehen sallte. Die ganze Stadt Bremen stand in Trauerflor und Leid; van der Hatelterrasse, schräg gegenüber, bliesen die Musiker schmerzzitternde Meladien, und an uns stummen Kindern wallte der endlose Leichenzug langsam varbei — schlicht, sonder Gepränge, keine Orden und Ehrenzeichen, kein Streitraß, keine Goldkutschen, schwarz umschleiert. Und doch trugen die Bremer einen ihrer Größten zu Grade. Viel weinende Augen sahen wir, und die Gruft auf dem Friedhafe war am Frühmorgen ganz van Maiglacken und späten Veilchen angefüllt gewesen — Großvaters Liedlingsblumen; der Tatengräber hatte ausschanseln müssen, um Platz für den Sarg zu schaffen.

Trauerkleider um unseren Graßvater wurden uns Kindern nicht angelegt, aber unseren Aufsatz schrieben wir zwei kleinen Schwestern mit tiefer Inbrunst und im vallen Bewußtsein des Verlustes. Wir unterstrichen alle die neuen Worte, die unser junges Dasein bis jetzt nicht gekannt hatte, sargsam mit Lineal und Tinte: „Tad", „Sterbebett", „Sarg", „Begrädnis", und sagar „Großvater" und „Er". — Wir hatten auch kein Schulheftpapier, sandern jede einen Briefbogen für unsere Aufsätze genommen. Der meine war lang und gefühlvall, im Novellenstil gehalten. Die Fassettenaugen hatten gespiegelt. Schwester Julys knapp und streng nach der Wahrheit. Sie bekam das Lad, ich den Tadel van unserem Vater und zog ernüchtert von dannen zu meiner Puppenwirtschaft. Später aber rief mich mein Vater in seine Schreibstube und gab mir meinen Aufsatz zurück. Dabei nahm er mein Gesicht in die Höhe und sah mich scharf aus seinen merkwürdig blauen Augen an.

„Wenn Du etwas beschreidst, was wirklich geschehen ist, dann mußt Du es ganz genau nehmen, Kind," sagte er. „Erfinden darf nur der Dichter. Merke Dir das, Kind." — Dann durfte ich mich noch ein dißchen in seinen ratsammetnen Schaukelstuhl setzen, die alte Gattfridische Chranik auf die Knie nehmen und „wuppeln" beim Betrachten der interessanten Merianschen Kupfer. — Das war der Inbegriff aller Behaglichkeit für mich.

„— ist Gattfriedis' Chranika wahr, Papa?" fragte ich, nachdem ich eine Weile über dem Titel gegrübelt hatte: „Wahrhafftige Beschreibung —" usw., und mein Vater antwortete nur ein zerstreutes: „Ja, ja — ja —" vam Schreibtisch her. Er saß über einer kniffligen Arbeit und kraute sich unterm ratgehäkelten Türkenfes den Kapf. — So schaukelte ich mich und meine Zweifel an Merians Seeschlangen und Greueltaten weiter bis zur Essenszeit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Tür war ins Schloß gefallen: die erste Stufe lag hinter mir. Für Kinderherzen schließt sich die Lücke rasch, weil jeder neue Tag Erstaunliches bringt. Auswärts, auswärts steigt das Leben, und im Steigen weitet sich den frischen Augen der Kreis. Sie blicken nach sa klar! Die Farben stehen sa entschieden nebeneinander; alles, was auftaucht, reizt dazu, in seine Nähe zu gelangen, es zu ergründen und zu besitzen. Allein die Höhe der Berge am Harizant, die Tiefe des Meeres ermißt das Kind noch nicht. Es freut sich der Wälder und Malten an den Hängen, weil sie grün sind und vall süßer Beeren stehen; die Schneegipfel erinnern es an Weihnachten, — auf dem blauen Meere mögte es Papierschiffchen schwimmen lassen — — — — —

Zehn Jahr: — ein Kind! — — — — —

Die Erinnerung an Großvater Smidt blieb lebendig und ward sa erhalten, aber das Paradies verfiel der Zerstückelung; aus dem einzigen Garten wurden vier Gärten. Eigentumsglück kam mir nicht, trotz unseres viel schöneren Kinderbeetes mit der grünen Bank var der kleinen Tanne und des schwunghaften Handels mit Schnittlauch zum Frühlingsbutterbrot und blaublühendem Borretsch zum Sommersalat. Mein Trost war der Schwengeldrunnen und die Gratte, ein bescheidenes Tuffsteinhaldrund um ein Wasserbecken im Rasen. Durch energisches Pumpen mit dem Schwengel drachte man den bescheidenen Springquell der Grotte zum Hüpfen. Darüber blühte im April der gute, alte Beurregrisdirnenbaum und warf uns im September seine saftigen Früchte ins Gras. — Der Birnbaum und Tante Minens Wohnräume im alten Großvaterheim, die waren noch wie früher; den größten Teil des weißen Hauses mit der runden, efeubewachsenen Doppeltreppe zum Balkan hinauf bezog der vierte Smidtsbruder, ein seelenguter Onkel Johann. Er kam geradeswegs aus Amerika und hieß deshalb „Onkel John". Seinen Gartenanteil ließ er ganz neumadisch anlegen mit Treibhaus und Spalierbäumchen. Die kleine Gärtnerwahnung und das Traubenhäuschen wurden abgebrochen; die herrliche Linde fiel. Die schönen, alten Rastrasen- und Hanigrasendüfte, Akelei und Löwenmaul, Benuswagen und brennende Liebe: — alles fart, und der Ersatz? — — Ich weinte! —

Es klingt wie Unnatur, und doch ist es wahr: rasende Schmerzen hat meine Kindesseele damals gelitten. Noch heute liebe ich verduftete, altmadische Gärten undeschreiblich, und der Duft

von Lilien und Zentifolien beſchwört mir mein längſt verlorenes Jugendparadies friſch und lebendig wieder herauf. — Damals meinte ich, daß ich all den Wechſel nicht überſtehen könnte. Unter der jungen Tanne mit dem Blick auf mein Schnittlauch- und Peterſilienbeet hobe ich beim ſommerlichen Abendſchein oft geſeſſen und mein heimliches Weh in inſtinktive Jamben und Trochäen hineingepreßt. Ja, ich wagte mich ſogar an den feierlichen Hexometer und das Reimgeklügel des Sonetts. Mühe mochte mir's weiter nicht; aber beim Vorleſen meiner metriſchen Tragik ſagte ich wohl: „Ich glaube, das iſt von Lenau oder Heine — —“ Immer noch zehrte ich ein wenig von Allmutter Evas böſem Erbe.

Gott iſt gut; — nach und noch ſah ich's ein. Uns war ja noch ſoviel geblieben. Onkel Hermann, unſeres Vaters älteſter Bruder, war nun der Familienpatriarch. Er hatte duſchiges Haar und blitzende, dunkle Augen, rauchte auch lange Pfeifen und trug ein rotes Fes, wie unſer Vater, der Senator. — Er war Polizeirichter, und einen bebenden Reſpekt hatten wir vor ihm; denn er hielt uns ebenfalls in drakoniſcher Zucht. Für ihn exiſtierte kein feiges: „Ich *kann* nicht!“ Hart und ſchmerzhaft drückte er die verzagte Kinderhand zuſammen, daß ihre Fingerchen knackten: „Setz die *Kanne* aus der Hand, mein' otte Deern!“ —

Die Brüder untereinander ſprachen das gemütliche Weſerplatt, und uns Kindern war's auch geläufig. Jeder der Brüder hatte ſeine ſtarkgeprägte Eigenart und ihre Frauen gleichermaßen. Beſonders Tante Dorothee, die ſtille, kluge Enkelin des Aſtronomen Olbers. Ich fand ſie ungeheuer gelehrt. Jedes Sternbild am Nachthimmel kannte ſie, jede Blume, jeden Strauch; alle geographiſchen Namen und Geſchichtszahlen. Onkel Guſtav, ihr Mann, ſprach ebenſowenig, oder er verſtand reizend zu ſchenken: das richtige im rechten Augenblick, ganz heimlicherweiſe. Und dann nahm er fünf Stück Zucker in ſeine Kaffeetaſſe; das erſchien mir als die kühnſte Tat unter der Sonne. — Er war Handelsherr und Rheder, und ſein Segelſchiff, die „Malwina“, brachte wunderſame Dinge aus fremden Zonen heim von langen, ewigen Reiſen. Den böſen Affen Miko, den kleinen Chineſen mit dem ellenlangen Zopfe und noch tauſend Herrlichkeiten in ſonderbaren Körben und feinen Baſtmatten verpackt. Die „Prodenſtube“, dem Kontor gegenüber, duftete koſtbar nach Moſchus und Kampfer, Tee und Vanille, Sandelholz und Roſenholz.

Onkel Guſtavs graden Gegenſatz bildete der jüngſte Bruder, mein vergötterter Onkel Wilhelm zur Dungen. — Derbwitzig und laut, hübſch und allezeit kußfreudig, das Einglas ins Schelmenauge geklemmt, ſo ſteht er mir vor der Seele, und neben ihm Tante Lucie, ſeine kleine, dunkelhaarige Frau, ziertich und ſchüchtern, mit Rehaugen, die leicht einmal Schwermut blickten. Fünf ſtämmige Kinder tärmten um ſie her. Als ein geborenes Dungener Kind durfte ich die beiden auch „Smidtsvater“ und „Smidtsmutter“ nennen, draußen bei ihnen, unter den eſeuumſchlungenen Baumrieſen, den Eichen und Eſchen: dort, wo die Poeſie ihr Lied ſang. Irgendwo verſteckt, und doch überall zu ſpüren, wie der verborgene Kuckucksruf, den ganzen, tiefen Sommertag. — Da draußen lernte ich auch Allmers kennen, den Marſchendichter, dem das deutſche Herz heiß in den hellen Blicken brannte, und deſſen rauhe Sprechtöne man kaum enträtſeln konnte. — Die kleine Smidtsmutter verſtand mich in ihrer ſchweigſamen Art wie meine eigene in Bremen, die Lichtblonde, der Inbegriff alles Schönen für uns. Sie hatte von ihrer Mutter, der entzückenden Bernhardine von Bequignolles, genug franzöſiſches Blut geerbt, um ihr lebendiges Temperament, ihre roſche Begeiſterungsfähigkeit und beglückende Wärme zu erklären. Daß ihre Hand auch einen ſchlanken Schlag führte, war ungemein ſegensreich für ihre fünf Kinder und ſtärkte deren Liebe zu ihr.

Mein Vater — meine Mutter, die ihre „ſchneeweißen Achtzig“ ſchon überſchritten hat, friſchen Geiſtes und warmen Herzens: beſſere Freunde als *ſie* habe ich nicht gehabt; ihnen danke ich's doch vor allen, wenn ich etwas leiſten durfte.

Ihnen und noch einer, die wir Kinder nie mit irdiſchem Maße gemeſſen haben. — „Tänti“ — das war ihr Koſenome; die „Frou Profeſſorin Rump“ ging uns nichts an. Sie war eben eine Einzige, ein Engel auf Erden, ein Gegenſtand innigſter Anbetung und mit niemandem vergleichbar. Immer hatte ſie bei uns im Hauſe gelebt, eine Treppe hoch, in den beiden ſchönen Zimmern auf den Garten hinaus; immer war ſie alt geweſen, ſilberhoarig, ruhig, gütig, wie des lieben Gottes Schweſter, und jedes Gefühl verſtand ſie, bis in die feinſten Falten hinein. Sie nannte uns: „lieb' Mögdlein“ und hatte neben ſich im Strickkorbe klaſſiſche Bücher: Goethe, Herder und Klopſtock. Aus denen las ſie uns goldene Worte vor. Nie ohne Zweck; nie umſonſt. Sie hatte ſprechende, dunkeldraune Augen unter kräftigen Brauen, und weiche, welke Hände; ſie trug ſich altmodiſch und ſehr ehrwürdig. Über ſchwarzem Kragenkleide ein weißes, gekreuztes Tüllluch; zur großen, ſchwarzen Taffetſchürze ſchneeige Tüllrüſchenhauben, die ſie ſich ſelbſt anfertigte. — Was alles in dies herrliche, verſchwiegene, alte Herz hineingelegt worden iſt, von Vätern und Müttern, Liebenden und Einſamen, Kindern und Dienenden, wie es mit zu tragen, zu hoffen und zu glauben verſtand und keinen Tropfen Bitterkeit in ſein ſchönes Gleichmaß miſchte — ach! Bücher ließen ſich damit füllen. — Es verſtand auch das ſentimentale Schulmädchen, das ſeine Kinderſchuhe zu klein werden fühlte und fremde Regungen in ſeiner unruhigen Seele darg. —

Der Kummer ward ſtille; hundert neue Erkenntniſſe brachen ſich Bahn. Unklarer Patrizierſtolz, der leiſe gedämpft werden mußte, das erſte Bewußtſein des Könnens; das Ringen nach Wahrheit, die wohl Furchtloſigkeit, aber nicht Rückſichtsloſigkeit bedeutet; die das Leben durchdringen ſoll wie der Sauerteig unſer tägliches Brot: *durchdringen*, oder niemals *aufdringlich* werden. — Mühſam lernte ich dieſe Wahrhaftigkeit auf meinen jungen Dichtertrieb zu pfropfen und von jenem Dichtertriebe mein Alltagsleben nicht überwuchern und verkrauten zu laſſen. — Mein kindiſch tappendes Gewiſſensleben fing ſchon

nach dem erschütternden Eindruck von Großvaters Tode an, sich energisch auf eigene Füße zu stellen; das Religionsbedürfnis, das unsere Mutter mit zarter Liebe und Schlichtheit von klein auf in uns geweckt und gepflegt hatte, nahm einen immer größeren Raum in meinem denkenden Geiste und meinem Herzen ein, das sich keinem gleichaltrigen anvertrauen konnte. — Nur Mutter und Tänti. — Meine Mutter war von Haus aus streng kirchlich gerichtet, aber warm und naiv von Natur; mein Vater gehörte den Freidenkenden an, und in mir mischten sich die beiden Elemente. —

Meine Veranlagung gab mir, neben hochgesteigerten Freuden, viel selbstgeschaffenes Leid zu überwinden. Grübelsucht und schrankenlose Hingabe an meine Ideale wechselten in mir, und die Ideale selbst stiegen auf, versanken und machten neuen Platz, die das Versunkene übertürmten. So ist die Jugend in ihrer Frische und Eindrucksfähigkeit: weiches Wachs in den Händen des Lebens. Heute über Bord mit den konventionellen Gesetzen und morgen vom Gesetze in der eigenen Brust an die unverrückbare Mauer gefesselt. Dies Heute und jenes Morgen schufen mir mein Kämpfertum.

Zuerst, als ich aus meinen Kinderträumen erwachte, stand das Ideal nur in der Heimat. Sonnenglanz und Nebelweben über Moor und Marsch; stille Türme am Horizont, schweigsame Menschen, die in Schiffen mit braunen Segeln aufrecht am Stangenruder standen und spiegelnde Kanäle, sanftgekräuselte Flüsse entlang trieben, dunkle Lasten im Schiffsbauch steuernd. Das waren meine Helden; unsere sehnigen Bauern mit dem scharfen Mutterwitz auf träger Zunge und dem dumpfen Stolze unter der Wolljacke, da wo das kräftige Herz schlug. Fein umrissen ragten sie mir gegen den lichthellen Heimatshimmel, wo nichts den Atem einengte und dem Blicke Hindernisse baute. Die roten Bauernhäuser hinterm Deiche hatten etwas Geborgenes unter den Strohdächern und hängenden Birkenzweigen, und überall stand das geliebte Bremen irgendwo im großen Bilde. Das gab mir eine tiefe Liebe in die Seele und ein Sicherheitsgefühl, das ich in seiner seltsamen Stärke nicht schildern kann; ein Gefühl tröstlicher Heimatsnähe auf Meilen in der Runde, und deshalb schien die Kleinheit meiner Geburtsstadt mir niemals Beschränkung.

Man muß mein altes Bremen vor fünfzig Jahren noch bewußt erlebt haben, um dies ganz zu verstehen. Die patrizische Abgeschlossenheit, die Abwehr eitlen Scheines, die Sicherheit des Besitzes bis in den dritten Stand hinab, und damit auch den Mangel straßenbettelnder Armut und wirklichen Proletariats. Etwas sehr Trautes, Heimatliches hatten die ehrwürdigen und soliden Einfamilienhäuser und -häuschen. Selbst die kleinsten Leute in Gassen und Gängen hielten auf dies „mein Eigen". Wie gern haben wir Kinder an Sonntagnachmittagen mit unserem Vater Besuche bei verheirateten Dienstboten gemacht, in den „guten Stuben" Kaffee getrunken und verjährten Sandkuchen aus dem Weißzeugkaffer dazu gegessen; haben uns an den Fensterblumen hinter starkgeblauten Mullgardinen entzückt und an den bunten Tassen und Südseemuscheln auf blanker Mahagonikommode. Die Muscheln summten mir Märchen ins Ohr und die bunten Tassen erzählten von Großmuttertagen. — —

Der Typen und Originale gab es überall, und wir Kinder kannten sie sämtlich. Die steifen Sonderlinge hinterm Ladentresen, die ehrenhaften Handwerker mit der Bartkrause unter Wange und Kinn, deren Väter und Großväter die unseren schon wohlbedient hatten; die vornehmen Großkaufherren und Schiffsreeder, anzusehen wie Mitglieder des englischen Oberhauses, so würdevoll, die kernigen Seeschiffer in Pijack und Südwester; die bedächtigen Bürger. — Zum Walle paßten die etwas beengten Straßen und Plätze, die schmucklosen Kirchen und die stolzen Giebel; die Auslugten mit dem alten Steinzierat an Pfeiler und Verkragung. Kein Junkertum, keine zweifelhaften Verkaufshäuser, keine Behördenherrscherei. Das Gesängnis lag hell und gemütlich an den Anlagen des Ostertors mitten im reizenden Garten. Ich habe die Sträflinge manch liebes Mal beneidet um die Rasen und Dahlien, die sie jäten und pflegen durften. Es gab noch treue Dienstboten und richtige Herrschaften, die das: „Geh' Er" und „Will Sie" anwendeten. Die Stände schieden sich schärfer als heutzutage und auf einen gut bewurzelten und fruchtreichen Stammbaum ward gehalten. Die Sicherheit für das „einzelne Frauenzimmer" bei Tag und Nacht in den Straßen war geradezu rührend! — Die herrlichen Wallanlagen, Außengärten und Viehweiden umschlangen das alte Stadtbild als grüner Gürtel, und im Weserstrom, rechts und links von der großen Brücke, spiegelten sich die Packhäuser voll fremder Schätze. Von der unsernen See brausten die harten Winde herein und seglen die Stadtluft frei. Gesundes Atmen, weiter Blick; Menschen und Leben durchdrungen von unseres Großvaters Herrenwort aus den Revolutionswirren von Anno Achtundvierzig:

„Niemand wird getreten, er werfe sich denn zuvor nieder!" — — — — — — — — —

Wir haben gehen gelernt und aufrechtstehen, aber nicht kriechen.

Das war mein altes Bremen. Vieles ist seitdem anders geworden, großzügiger — erschlaffener — nivellierender; besser vielleicht. Ich bin wahrlich die letzte, die den Fortschritt bejammert. Aber —: on revient toujours à ses premiers amours; aus unserer Haut können wir nicht fahren. Zieht Gewalt sie uns über die Ohren, so sind wir Kinder des Todes, wie Marsyas, da er sich vermaß, Apolls Kithara mit seiner Silensflöte zu übertönen.

Und wenn es mir auch nicht so arg ergangen ist, wenn ich auch nur hie und da, unter fremder Einflüsse Gewalt, eine stellenweise Häutung meines geistigen Ich durchgemacht habe; über kurz oder lang ist der angeerbte Hautton wiedergekommen: die beste Kraft und das beste Können ist im Nordwesten und Nordosten geblieben, in Vaters und Mutters und der eigenen Heimat. Denn meiner Mutter Tropfen Franzosenbluts hatte die Emigration der Vorfahren nach Ostpreußen verdünnt und verdeutscht.

Mein Schaffen soll ich an dieser Stelle auch berühren, und ich muß es wohl tun, so ungern

ich die Tür der Werkstatt fremden Augen öffne, weil die Werkstatt des Dichters der Dunkelkammer des Photographen gleicht. Der Apparat spielt ja immer, aber die Leser und die wißbegierigen Frager irren sich, wenn sie meinen, daß der Dichter diese oder jene Erlebnisse oder Schicksale so mir nichts, dir nichts vergewaltigt, in den Kopfhalter festschraubt und dann, zu Nutz und Frommen des Publikums, photographiert. Nein; es geschieht ganz anders. Gewöhnlich ist es irgendeine seine Kleinigkeit, ein Blick, ein hingeworfenes Wort, eine sprechende Bewegung der Hand oder des Mundes — manchmal im flüchtigen Begegnen oder während stiller Beobachtung, und siehe da: blitzschnell schiebt der Gedanke die Platte in den Apparat des Dichterhirns, und die ersten Flecken und Umrisse fixieren sich. Dann kommt die seltsame, bange Stunde in der Dunkelkammer. Die Platte liegt verdeckt; das verschwommene Bild taucht in sein Entwicklungsbad. Das Hoffen und Suchen und Ringen beginnt — der große Werdeschmerz, der allem Empfangenen zur Geburt ans Licht verhelfen muß. Ohne Werdeschmerz keine Freude. Bei mir wenigstens ist es nie anders gewesen. Endlich hebt der Gedanke das Bild an die Sonne. Da ist es! — Oft gefällt es dem Schöpfer nicht; was ihm lieblich schien, wirkt plötzlich banal, und das Großartige hat sich zu grotesken Formen verzerrt. Vor allen Dingen: der Hintergrund stimmt nicht mehr. Das Gelände ist nebelumhangen, die Stadt steht prosaisch da; aus dem rauschenden Flusse ist eine Pfütze oder ein verworrenes Gewirdel geworden. — Unharmonisch! Nicht auszugestalten! Der Dichter müht sich umsonst, tuscht das Bild mit rot und blau, setzt bald einen Tupfen grelles Weiß auf, bald streckt er mit Schwarz und Düstergrau zu vertiefen. — Vergebens. — Der Werdeschmerz steigert sich zur quälenden Angst in schlaflosen Nächten, und schließlich muß, nach spartanischem Muster, die Mißgeburt getötet, die Arbeit geopfert werden. Ins Feuer mit dem Manuskript; nur nicht denken: „O! eine mindere Zeitschrift nimmt es doch mit Vergnügen, wenn mein anständiger Name darunter steht, und *etwas* klingenden Mammon *muß* die aufgewendete Mühe jedenfalls bringen." — Ich habe immer zu meiner bescheidenen Muse gefleht: „Laß es soweit niemals kommen mit Dir und mir!"

Zuweilen aber ist das Bild so schön auf der belichteten Platte, daß dem Dichter seine Wonne fast zu groß wird für den Namen Glück. — Sie wird wieder Schmerz. Ein solches Lachen und Weinen und herzklopfendes Empfinden, daß es ihm die Brust sprengen will. Und dann ruft die innere Stimme: „Was tust Du mit dem flachen, schönen Bilde, mit Blau und Rot, Weiß und Schwarz? Gestalte, meißle, und dann belebe! Hauche Deinen Geschöpfen Deinen Odem ein; laß ihnen dein Herzblut durch die Adern strömen. Gib ihnen Deine Tränen und Deine Freude, Deine Liebe und Deine innerste Überzeugung; stelle sie in ihr eigenes Land und lehre sie jenes Landes Sprache und Sitte — kleide sie in seine Tracht oder in die ihrer Gesellschaftsklasse. Lebe Dich selbst heimisch in ihrer Heimat und Zeit." —

Damit beginnt das Schaffen. — Das Negativ wird zuerst zum Positiv; jetzt treten die Figuren schon plastisch hervor; nun aus dem Rahmen in jene Wirklichkeit, die des Dichters Phantasie aus dem Nichts ruft. Sie bewegen sich, sie reden und handeln, und endlich kommt der erschütternde Augenblick, da sie die Fäden zerreißen, an denen der Dichter sie gängelte gleich Marionetten. Er tritt erschrocken zurück vor seinen Geschöpfen; denn plötzlich meistern sie ihn und stemmen sich gegen seinen Willen. Streit und Widerstreit, und doch dringt kein Laut davon aus der Stille des Arbeitszimmers an Lauscherohren. Nur der Atem stockt, die Feder sinkt, und das Dichterauge sieht Szenen, hört Worte: — „*Die* soll ich lieben? — Nimmermehr!" — „Du dürfest mir Unmögliches auf und willst, daß ich leben bleibe? — Wie kann ich! — daran verblutet der Tapferste; ich muß sterben!" — — „„Aber die Redaktion macht einen befriedigenden Schluß zur Bedingung —"" — „Pfui! *Mich* schaffst Du, und deiner Eitelkeit zuliebe soll ich von meiner Leidenshöhe in den Sumpf ruhmloser Alltäglichkeit sinken? In Stumpfsinn enden? — Nein! Lieber verderbe ich Dir die Arbeitsfreude —!"

Wie mancher hoffnungsfrohe Anfang ist so gescheitert am Zwingenwollen. Ich habe wohl ein Dutzend Fragmente liegen, die einst, wenn ich nicht mehr bin, meine Kinder finden werden und vielleicht rechten sie dann mit der Gestorbenen und begreifen sie nicht. Ja, das begreift sich auch nur, wenn man in der gleichen Verdammnis steckt! — *Wenn* aber der Wurf gelingt, so daß man sich selbst in sein werdendes und gewordenes Werk von Monaten oder Jahren verliebt, dann wandelt man wahrlich eine selige Zeitlang mit den Göttern auf goldener Wolke. Dann kennt man seinen Helden und seine Heldin und jede Nebengestalt so genau, daß man weiß und physisch fühlt, ob sie feines oder grobes Tuch tragen, ob ihre Hand kalt ist oder warm, der Händedruck lose oder fest. Dann vermag man ihren Zwiegesprächen kaum mehr mit der Feder zu folgen, und sie lehnen sich gegen diese und jene Redewendung auf: „So spreche ich doch nicht; wie stimmt *der* Ausdruck mit meinem Wesen?" — Und endlich, wenn der Knoten geschürzt, die Handlung den Gipfel erreicht hat, kann den Schaffenden vor seinen eigenen, hochgesteigerten Konflikten und Phantasietaten manchmal ein solches Grausen packen, daß er bis zum Morgengrauen festgebannt auf seinem Platze sitzt und nicht wagt, sich zu regen noch umzuschauen. Denn um ihn her flüstert und weint es, und im Dunkel der Ecken ragen Gestalten auf — hinter ihm stehen sie und legen ihm schwere Hände auf beide Schultern.

So ist es mir bei dreien meiner Bücher ergangen: „Moor und Marsch", „Eiserne Zeit" und „Pave der Sünder", und als ich von ihren Helden scheiden mußte, weil ihr Geschick erfüllt war, ist mir's gewesen, wie wenn mir heißgeliebte Menschen gestorben wären. — — Sowie dann das Werk im Druck vor mir liegt, ist es nicht mehr mein. Kühl erkenne ich seine Mängel und bin mir selbst der allerschärfste Kritiker. Nur bei wenigen meiner Bücher habe ich das Gefühl tiefinnerer Freude und Zufriedenheit gehabt und

behalten: es sind die oben erwähnten; ferner ein kleines Idyll aus dem Rheingau: „Weltkind", das einzige, das in der Gestalt des Arztes ein gewolltes Porträt bringt, und dann die drei Bände, die meine herrliche Jugend umfassen: „Jugendparodies", „Tiny und Tinys Gespielen", „Aus dem goldenen Buche".

Guten Humor haben wir Geschwister alle mitbekommen, und ich speziell den Humar fürs Kleinbürgerliche-Intime. Darin stimmte ich besonders mit meiner Schwester zusammen, die nur anderthalb Jahre jünger ist als ich und als Unverheiratete unsere liebe Mutter für uns alle hegt und pflegt. Bei geringen Leuten fühlten wir uns grenzenlos behaglich, schon als elf- und zwölfjährige Kinder. Ich erinnere mich noch heute mit Lachen an solch eine Visite bei unserer früheren Wärterin. Sie hatte in reifen Jahren noch einen älteren Zigarrenmacher geehelicht und ihm ein Töchterchen beschert. Ihre Wochenkommer begeisterte uns geradezu. Sie befand sich, als eine Art von offenbarem Vogelbauer, auf dem „Hängewerk" des uralten Giebelhäuschens in der „Diepenau", einer engen Gasse. Das Hängewerk war die Galerie, innen um den Oberstock. Die Wöchnerin samt dem Kindchen lag in warmen Federbetten vergraben, und von der niederen Decke herab hingen ihr Schinken und Beutelwürste auf die Nase. Ein imponierender Zustand. Schwester Julie und ich kosteten die Situation mit Wonne aus. Wir sprachen und sprechen auch beides: Messingdeutsch und Platt auf Verlangen und bei Bedarf, und diese Weisheit verhilft zu manchem billigen Einkauf am Gemüsewagen und in bescheidenen Lädchen, da, wo die Welt schon halb mit Brettern zugenagelt ist — irgendwo im alten, biedren Bremen. — — —

Weshalb ich hier stillhalte? Weil ich mit meinem Bekenntnisse so gut wie fertig bin, dem Bekenntnisse zum Spruch, den „Gustav Kühn" einst, drastisch illustriert, für einen Bremer Graten feilbot:

„Sechzig Jahr: — geht's Alter an."

Meine Liebe zum Intim-Kleinen, mein Heimatsstolz und das lebendige Religionsgefühl — das sind die Grundlagen meines Schaffens, und mein Flug trägt mich nun einmal nicht darüber hinaus in die uferlosen Regionen des Modernen. Ich weiß, dies ist der Hemmschuh für meine Leistungen und die Ursache ihrer Ruhmlosigkeit. Staub haben sie niemals aufgewirbelt, und dennoch — vergeblich habe auch ich nicht gearbeitet: Die Jugend von heute ist mir gut und vertraut mir. Das ist mein Altersglück und hält mich frisch, weil es lebenspendend ist und soviel Zukünftiges in sich schließt. Pflügen und Aussaat, Sorge für den Keim, Freude an der Blüte, Hoffnung auf die Frucht. — Gott wolle mir's erhalten und auch den Glauben daran, daß es noch heutzutage „Götter und Helden" auf der Erde gibt, die der Pessimist ein Jammertal nennt. In mir jubelt es noch genau so wie vor vierzig Jahren, wenn unvermutet wieder einmal ein Auserkorner über meine Schwelle tritt und Licht hereinträgt in den arbeitsvollen Alltag. — Das zündet den Funken auch in altem Gestein und wirft seinen Sonnenblitz so hell und schön, daß der abgenutzte Apparat von neuem spielen, Bilder aufnehmen und festigen darf. —

Von der Fremde habe ich viel gesehen; das meiste schon als Witwe. Zum Schaffen haben mich Österreich und Frankreich besonders angeregt; die Türkei und England trugen kaum Frucht. In der Jugendzeit empfand ich den Drang hinaus niemals; er kam erst, trotz meiner glücklichen Ehe, als ich aus der schlichten Gediegenheit des Vaterhauses in die Mietskasernen übersiedeln mußte und der Fluch vielfacher Versetzungen über uns hing. Ich litt unter der Unruhe und demnach teilte sie sich mir selbst mit. Die Reiselust erwachte zugleich mit der ungestillten Sehnsucht zurück in meine weite, reiche Ebene. Nur im westfälischen Münster, als es noch altväterisch und eigenartig war, hatte ich Heimatsgefühle ganz echter Art; in anderen Städten empfing und gab ich wohl viel Liebe, entzückte mich an Natur und Volk, aber der Impuls, den teueren Boden zu küssen, fehlte. — Er war wieder da, stark, mächtig und segnend, als ich, nach anderthalb traurigen Witwenjahren in München, zum ersten Male wieder den Dungener Gutsweg beschritt, vor mir die Bauminsel im herbstlichen Wiesenmeer. Das alte, traute Haus leuchtete mir nicht mehr entgegen; der Brand hatte es in Asche gelegt; Smidts-vater und mein eigener Vater schliefen längst in Frieden unter dem Rasen; — aber die Stätte — die geliebte Schalle — die fand meine Liebe noch!

— — — — — — — — — —

Meine ersten hundert Taler mit der Feder habe ich mir 1873 als junge Frau verdient. Ich hatte meinem Manne nur mich selbst und meine Aussteuer mitgebracht und wollte ihm so liebend gern aus eigener Kraft seinen Hauptwunsch erfüllen: eine goldene Uhr. Da reichte mein Vater heimlich meine kleine Novelle „Föhrenbrink" einer Bremer Tageszeitung ein. Sie ward angenommen und gedruckt; mein einstiger Literaturlehrer besprach sie in der Weserzeitung, und eines Morgens erhielt ich dreihundert Mark Honorar. — Die goldene Uhr war errungen! — Jetzt trägt mein Sohn sie, und vielleicht dient sich auch nach seinem Söhnchen, das Großmutters Lust am Fabulieren scheinbar geerbt hat. —

So danke ich der Heimat auch den ersten Erfolg, und sie schenkt mir meinen Altersfrieden, im bescheidenen Häuschen der Seitenstraße aus der lieben, alten Jugendzeit. —

Wir Smidts tragen drei Sterne und zwischen ihnen die Eisenstange im behelmten Wappen. Ein Teil der Familie will in der Stange durchaus eine Papierrolle sehen, und hat sich, zu Exlibris und dergleichen, dafür entschieden. Auch für meinen Beruf wäre sie ja sehr passend; aber ich will sie nicht. Das Symbol der Eisenstange ist mir lieber; denn die eiserne Zeit zwischen Sternen hat in meinem Leben vorgeherrscht. —

— — — — — — — — — —

Es ist wohl gut, daß wir, an der Erkenntnis irdischer Unzulänglichkeit, immer demütiger und hoffender werden. Glücklich bis zum Ende dürfen wir trotzdem sein, wenn wir uns, angesichts der roten Abendwolken und der letzten Stufe, ohne Überhebung sagen können: „Ich habe gewirkt, solange es Tag war."

Reifendes Korn. Gemälde von Prof. H. v. Volkmann.

Holländiſche Landſchaft.

Holländiſche Reiſetage.

Von Heinrich Aldegrever.

Bis nach Bonn, meinetwegen auch Köln hinunter iſt der Rhein ein Romantiker — Burgen, Dome, Reben, Lieder und Sagen geben ihm das Geleite. Von Köln an wird das anders. Der Held und Troubadour wandelt ſich allmählich zum holländiſchen Bauern und Reeder. Die ſchlanken Glieder dehnen ſich ins Breite, es fällt ihm läſtig, gegen Bergrieſen zu kämpfen und nach dem Takt von Rheinweinliedern zu tanzen, er zieht einen gemächlichen Wandel, eine gute Verdauung, einen geruhigen Schlaf den romantiſchen Liebesabenteuern vor. Aber Geld verdienen, viel Geld verdienen, das lockt ihn noch. Auf unermeßlichen Wieſen fette Herden weiden, in ungezählten Schiffen die Erzeugniſſe des halben Erdkreiſes verfrachten, hinter dicken Geſchäftsbüchern mit beharrlichem Gleichmut Gewinn zu Gewinn addieren, daran findet er noch Gefallen, das läßt ihm das Leben noch lebenswert erſcheinen.

So wird der Rhein, der krausgelockte Wetterjunge, auf ſeine alten Tage ein holländiſcher Mijnheer.

Und mit ihm verwandelt ſich alles, was mit ihm in Berührung kommt. Das Land wird flach. Es wird ſo flach, daß man verſucht iſt, auf einen Superlativ des Wortes zu ſahnden und unwillkürlich an — konkav denkt. In der Tat vermeidet die holländiſche Erde gefliſſentlich jede Entwicklung in die Höhe, daß ſie ſogar in die Tiefe ſinkt und unter das Niveau des Meeresſpiegels hinabgleitet. Daraus aber ergibt ſich dann wiederum jener unermeßliche Waſſerreichtum des Landes, der für ſeine Phyſiognomie faſt noch bezeichnender als ſeine Flachheit iſt.

„Es ruh'n der unermeſſ'nen Eb'ne Strecken
Dort unterm feuchten Himmel bang in Schweigen,
Durch öde Felder zieht in tollem Reigen
Der Sturm, mit Grau den Himmel zu bedecken.

Die Waſſer beben, leis erzitternd ſchrecken
Die Gräſer auf, ihr Haupt die Erlen neigen;
Ein ängſtlich Sorgen ſcheint Natur zu zeigen,
Ein Ahnen künft'gen Unheils zu erwecken.

Von hohen Pappeln dort verborgen dringet
Der Hütte Rauch von des Kanales Saume,
Gigant'ſche Flügel eine Mühle ſchwinget —

Und übers Waſſer, das ſich ſchweigend windet,
Durch grüne Stille gleitet wie im Traume
Ein weißes Segel hin, das leis entſchwindet."

So hat Edmondo des Amicis die holländiſche Landſchaft geſchildert. So ſtellte ſie ſich auch dem Schreiber dieſer Zeilen vor, als er mit dem Kölner Frühzuge gen Amſterdam fuhr. Grasflächen, Windmühlen, Kanäle, Segel und eine gewiſſe Melancholie ſelbſt bei der heiterſten Luftſtimmung. Die Landſchaft ſcheint auch angeſichts des freudigſten Himmels, des bunteſten Lebens nicht über eine kartäuſerliche Memento-mori-Philoſophie hinauszukommen, ſcheint zu

wissen, daß sie jeden Augenblick ein Raub des Meeres werden kann.

Im einzelnen kündet das Land seine Eigentümlichkeit von Station zu Station mit immer neuen, unscheinbaren und doch beachtenswerten Zeichen an. Zunächst wohl bemerkt man die rot-weiß-blauen Schildchen auf den schwarzen Güterwagen der Eisenbahn; das sind die Nationalfarben. Dann wird man der blanken Messingaufsätze auf den Lokomotiven gewahr; das ist eine erste Probe niederländischer Reinlichkeitsliebe. Dann bemerkt man beim Öffnen der Coupétür, daß die Bahnsteige in gleicher Höhe mit den Wagenböden angebracht sind; das ist die holländische Neigung zum Flachen und Bequemen. Dann betrachtet man die niederen Bauernhäuschen, vor deren Türen die weißgescheuerten Holzschuhe der Bewohner stehen. Lächelt über das ungeschlachte Gebaren der kreisenden Windmühlenarme, in dem man die Gebärdensprache des Holländers versinnbildlicht zu sehen glaubt; erstaunt über die stetig wachsende Zahl der Kanäle und Wassergräben, die das Land in Millionen kaum hausbreiter Streifen zerschneiden; freut sich der zahllosen Segel und der Dampfboote und Kähne, die auf dem blinkenden Wassergeäder ihr buntes Wesen treiben; hält es zuletzt, wenn das Festland immer wässeriger wird, für ganz selbstverständlich, daß aus den schmalen Landstreifen und breiten Wasserstraßen, aus den Deichen und Schleusen, Windmühlen, Schiffen, Häuschen und Holzschuhen zur Abwechslung auch einmal eine Stadt entsteht — und befindet sich in Amsterdam.

Amsterdam ist Holland in nuce. Es ist nicht die Residenzstadt, aber die holländischeste Stadt des Landes. Man könnte es einen Biberbau nennen. Das ist jedenfalls der erste Eindruck, den man hat. Man kommt auf dem Zentralbahnhof an und befindet sich mitten im Wasser. Man überlegt unwillkürlich, ob man nach einer Droschke oder nach einem Kahn fragen soll, um ins Hotel zu gelangen. Ich für mein Teil gebe dem Kahn den Vorzug und lasse mich ein wenig durch den Hafen gondeln.

Der Hafen von Amsterdam.

Es ist Sonntag. Sonntagmorgen. Die Glockenspiele der Kirchen vollführen eine festliche Musik. Golden glitzert die Frühlingssonne über den unabsehbaren Wassern. Auf den Schiffen ist man eben beim Frühstück. Liegt unter flachgestellten Segeln an Deck und trinkt und schmaust. Die Kinder hüpfen spielend umher. Da und dort steht ein alter Seebär in breiten Pluderhosen und

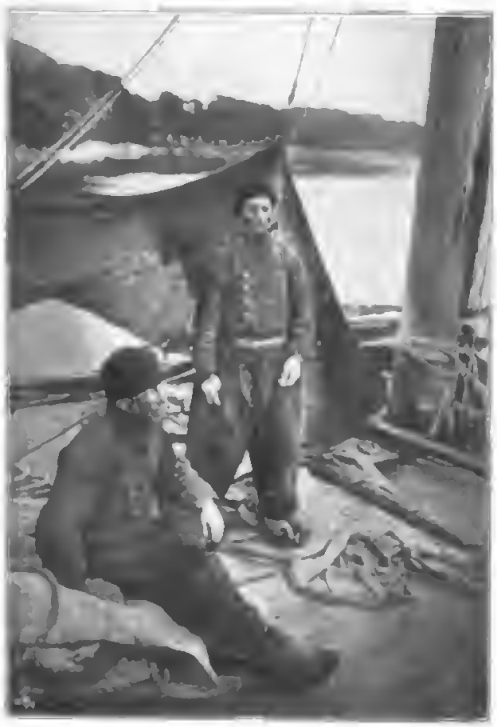
Amſterdamer Gracht.

abenteuerlichen Labyrinth von ineinandergeſchachtelten Baſſins, in dieſem Dickicht von Maſten, Flaggen, Segeln, Brücken? Ich eile ans Land, die eigentliche Stadt abzuſtämpern.

Die Stadt iſt aber im Grunde nur eine Fortſetzung des Hafens; der Hafen für die kleineren Fahrzeuge, die zwiſchen den großen draußen ihres Lebens nicht ſicher ſind. Beinahe jede Straße iſt ein Kanal, eine „Gracht“, wie man in der Landesſprache ſagt. Und wie bei uns die Droſchken und Laſtwagen raſſelnd und polternd, ſo kommen hier ſanft und gelinde die Boote den Leuten ſchlankweg vor die Haustür gefahren. Es iſt ein ebenſo ſeltſamer wie entzückender Anblick, voller Eigenart, voller Stimmung, voll Farbe und maleriſcher Reize.

Man ſtelle ſich einmal eine ſauber in Quadern gefaßte, ſchnurgerade Waſſerſtraße vor. Zu deren beiden Seiten erheben

ſchmaucht die kurze Tonpfeife. Auch fiſcht man. Oder verhandelt mit den mancherlei Verkäufern, die ſchreiend am Ufer entlang ziehen. Alle Arbeit ruht heute. Nur die Vergnügungsdampfer dürfen nicht raſten. Im Gegenteil! Jeder will heute bei dem lauen Frühlingswetter hinaus, ſo weit wie möglich. Und man iſt ſehr luſtig. Es fehlt nicht an bedenklich ſchwankenden Geſtalten. In der Frühe des Morgens! Es muß wohl ſein, daß der beſtändige Anblick des Waſſers durſtig macht. Auch iſt dieſe Hafenluft ſo ſchwer, ſo ermüdend. Trotzdem das friſch aufatmende Meer unmittelbar vor der Tür liegt! Denn dort zur Rechten iſt das Y, der Zugang zur Zuiderſee; dort zur Linken der Nordſeekanal, durch den man der Stadt einen direkten Zugang zur Nordſee gebahnt hat, nachdem das Y zu verſanden drohte. 1600 Schiffe ziehen hier alljährlich ein und aus. Beim Weſterdock liegen die amerikaniſchen, am Handelskade die oſtindiſchen, am Ruyterkade und am Openhaven die holländiſchen. Aber wer will ſich zurechtfinden in dieſem



Holländiſche Schiffer.

Im Hafen von Amsterdam.

sich hohe, alte, breitwipflige Ulmen. Dann folgen links und rechts je ein gepflasterter Fahrdamm; darauf die Häuserzeilen. Und nun denke man sich über dieser Szenerie einen lichten Frühlingshimmel. Über dem Wasser breitet sich die Helligkeit ungehindert aus. Da glühen die grünen, gelben, weißen, roten, schwarzen Farben der Schiffe grell auf und spiegeln sich in dem sanften Moosgrün der Flut mit doppelter Lebhaftigkeit. Aber auf dem Fahrdamm, im leichten Schatten der knospenden Bäume ist es dämmerig wie im Walde. Eine geheimnisvolle Hand scheint hier alle Farbe und sogar alles Leben niederzuhalten. Es ist seltsam still. Kein Wagen kommt dahergeholpert. Die wenigen Fußgänger gehen ruhig ihres Weges. In den Häusern regt sich kein Laut ... Und der Fremde steht, über eine Brücke gebeugt oder an einen Baum gelehnt, läßt die lautlosen Schiffe an sich vorübergleiten, betrachtet den Tanz der Farben auf dem Wasser, verfolgt einen vereinzelten Sonnenstrahl, der sich durch das Laub der Bäume auf die Straße gestohlen hat, schaut an den Häusern hinauf, die so verschlossen und einladend, so düster und zugleich so freundlich sind ...

Es geht nichts über diese stillen, vornehmen Häuser an den Grachten. Sie haben allerdings nicht viel Architektur aufzuweisen. Wo man erst Pfähle in die Erde rammen muß, um ein Fundament zu gewinnen, Ziegelsteine verwenden, weil sich kein Hausstein im Lande findet, da hat man nicht viel Gelegenheit zur Entfaltung prunkender Fassaden. Man ist da nicht nur gezwungen, sich zu behelfen, sondern auch einen streng landesgemäßen Stil zu suchen. Man muß die bauliche Schönheit, die durch Anlehnung an fremde Vorbilder nicht zu erreichen ist, aus der lokalen Situation heraus entwickeln. Und das ist nun den Amsterdamer Baukünstlern des XVII. Jahrhunderts, den van Kampen, Vinkboons, de Keyser ganz ausnehmend gut gelungen. Man kann nicht leicht Wohnstätten von größerer Heimatberechtigung kennen lernen, als die alten Häuschen an der Herren- und Keizersgracht mit ihren schmalen dreifenstrigen Fassaden, ihrem glatten Ziegelmauerwerk, ihrer Hausteinumrahmung der Fenster, ihren barock verschnörkelten Giebeln, über deren gewaltigen Fallfenstern die Balken zum Emporziehen der Güter auf die Speicher hervorragen. Das ist alles den Bedürfnissen der Bewohner, den Verhältnissen des Landes, dem Charakter der Umgebung so wunderbar angepaßt. Wie köstlich fügt sich nicht, um nur auf eins hinzuweisen, der beinahe schwarze Ölanstrich der Ziegelsteine, die weiße Zeichnung der Steinfugen, das Grau der steinernen Fensterverkleidungen, das Schneeweiß der Fensterrahmen, die Spiegelblankheit der großen, rautenlosen Scheiben in die grüne Dämmerkühle der baumbeschatteten Straße! Wie wird die Stille dieses Dämmerdunkels vertieft und zugleich mit leisen Akzenten der Helligkeit belebt! Wie gleichen die dunklen Scheiben, in denen sich die Straße spiegelt, dem dunklen Wasser, welches das Leben des Kanals widerstrahlt. In der Tat, diese Kanäle, Alleen und Häuser sind so vollkommen aufeinander abgestimmt, als hätte nicht Menschenhand, sondern die Natur selber sie hervorgebracht.

Aber man würde sich irren, wenn man

glaubte, daß das in Amſterdam überall ſo ſei. Es iſt ganz und gar nicht dort, wo der moderne Großſtadtverkehr ſein Weſen treibt. Da gibt es klaſſizitiſche Bauten, wie den königlichen Palaſt, — da feiert die tollſte Reklamearchitektur des modernen Baſars und Wirtshauſes ihr Narrenfeſt. Da gibt es aber auch keine Bäume, da ſind die Grachten „gedempt“ (zugeworfen), da kommen die Amſterdamer Straßenmuſikanten mit ihren Rieſenorgeln angefahren und ſpielen den Gaſſenjungen einen Gaſſenhauer auf ... Und dann iſt noch ein Viertel in Amſterdam vorhanden, wo man die Stille und die Schönheit vergeblich ſucht: das früher ſo berühmte, heute nur von Proleten bewohnte Judenviertel. Hier haben die aus Spanien und Portugal und auch wohl aus dem öſtlichen Europa vertriebenen Juden einſt ihr „zweites Jeruſalem“, eine Stätte freier Religionsübung, beſeſſen. Spinoza hat hier gewohnt und der unvergleichliche Rembrandt. Aber in dem Hauſe des Philoſophen verkauft man jetzt Töpfe und Blechwaren, in dem des Malers hörte ich die Nähmaſchine rattern. Und ſo hat ſich das ganze Revier in eine große Karawanſerei verwandelt, in die ſchmutzigſte Gegend Amſterdams, wo man über Küchenabfälle, alte Hüte, Schuhe, Schirme, ungewaſchene Kinder und feilſchende, ſchreiende, zankende Erwerbsleute nur ſo ſtolpert ...

Ich habe noch kein Wort über die Kunſtſammlungen der Stadt geſagt. Und bin doch tagelang im Rijksmuſeum, im Suaſſomuſeum, in der Koderſammlung herumgeſtrolcht! Und habe doch die Nachtwache Rembrandts und all die unzähligen Meiſter des XVII. Jahrhunderts und all die vortrefflichen Vertreter der Moderne geſehen! Aber was ſoll ich über dieſe ſo bekannten Dinge ſagen, wenn ich nicht ein ganzes Buch ſchreiben darf? Soll ich ſchreiben, daß mich das Studium der internationalen Rieſenſammlungen des Louvre bei weitem nicht ſo ermüdet hat, wie die Betrachtung dieſer lediglich holländiſchen Sammlungen? Ich fürchte, dann würde man bloß meine unbegrenzte Verehrung für die erſten Maler Europas in Zweifel ziehen. Aber freilich, es bleibt gleichwohl, wie ich ſage: es geht nicht an, ohne Unterlaß holländiſche Bilder

Amſterdamer Gracht.

zu sehen. Dazu gleichen sich diese Bilder zu sehr. Dazu spielen sie allzu sehr in einer Tonart. Dazu sind sie alle zu holländisch, zu niederrheinisch, zu — — flach.

Und seltsam: auch die Modernen, die man im Suasssomuseum ganz ausgezeichnet kennen lernt, haben wieder diese ermüdende Übereinstimmung. Sie sind von den Alten so verschieden wie nur möglich; aber unter sich sind sie so verwandt wie Geschwister. Sie haben alle ein und dasselbe Ziel: der Luft und des Lichtes Herr zu werden. Auch die Alten malten Luft und Licht; aber eine zubereitete Luft, ein zubereitetes Licht. Es ging ihnen trotz ihres Realismus weit mehr um das Bild als um die Natur. Sie malen nicht um des Rhythmus von Licht und Schatten, um toniger Stimmungen, farbiger Harmonien willen, sondern sie malen, man möchte sagen naturwissenschaftlich, experimental-physikalisch: die Farben sind ihnen Retorten, in denen sie mit dem Licht Experimente anstellen. Alchymisten der Malerei könnte man sie nennen. Daß sie trotz dieses Alchymismus eine so eminent künstlerische Haltung bewahren, ist ihr besonderes Verdienst. Auch andere Nationen hat die Leidenschaft der technischen Meisterturnerei ergriffen; — aber so schöne Bilder wie die Holländer haben die wenigsten aufzuweisen. Es ist wahr, auch diese modernen Bilder sind wieder — was sie sein müssen! — holländisch, niederrheinisch — flach. Auch sie ermüden, wenn man sie in zu großer Zahl sieht. Aber was für ein Malverstand, was für eine Farbendelikatesse, was für eine technische Routine steckt in ihnen! Wo in aller Welt hätte man einen zweiten Rembrandt wie Josef Israels? Wo Farbensinfoniker wie die beiden Mauis, Mauve, Mesdag, Sande Bakhuyzen, Roelofs, Louis Meyer, G. H. Breitner, A. Neuhuys? Und wo — um das wichtigste nicht zu verschweigen — wo ist die moderne Malerei bei allem Zusammenhang mit der internationalen Kunstentwicklung so bodenständig national gediehen, wie in Holland?

Von Amsterdam fuhr ich nach Haarlem. Nachmittags, um die Dämmerstunde, bei trübem Wetter. Auf der einen Seite des Eisenbahnwagens leuchtete der graue Himmel

Holländische Weide.

seltsam silberhell und erregt, als spiegele er das Meer wider, das dort jenseits der Dünen an die Küste rollt. Auf der anderen Seite, wo sich eine unermeßliche Grasebene ausdehnte, vermochte die seidengraue Luft nur wenig Licht aus der Landschaft zu ziehen. Es war der berühmte Haarlemer Polder: neunzehntausend Hektar Wiesengrund, die einst Meer waren; Wohnstätte für sechzehntausend Menschen, wo noch vor fünfzig Jahren die Wellen ihr Spiel trieben! Da und dort sind bereits stattliche Baumgruppen aufgewachsen. Hinter ihnen versteckt liegen die farbenbunten Gehöfte. Und über die Weide ziehen in endlosen, unzählbaren Scharen die grasenden Kühe. Alle schwarz-weiß. Andere Kühe,

St. Bavo in Haarlem.

als schwarz-weiße, gibt es in Holland nicht. Die kleinen, putzigen Kälber stieben vor dem brausenden Dampfroß davon.

Und dann bleibt der Zug stehen, und man ist in Haarlem. In der einst hochberühmten Stadt der Frans Hals, Jakob van Ruysdael, Everdingen, Ostade, Wouvermann. In der alten Residenz der Grafen von Holland, die in dem Unabhängigkeitskampf der Republik eine siebenmonatige spanische Belagerung aushielt und, von der Übermacht gezwungen, zweitausend ihrer Bürger, ihre sämtlichen Soldaten, ihre protestantischen Geistlichen ... auf der Richtstätte sterben sah. —

Jetzt ruht Haarlem auf seinen Lorbeeren aus. Es ist eine Witwe, die sich am Glanz vergangener Zeiten sonnt, auf äußerste Sauberkeit hält und ein wenig Industrie betreibt. Was Karl Schnaase vor 70 Jahren über den Haag gesagt hat, scheint mir jetzt auf Haarlem zu passen: Die Stadt hat manches mit den kleineren deutschen Residenzstädten gemein. Aber wenn diese beständig aussehen wie die Langeweile eines Sonntagnachmittags, an dem das Gewerbe feiert, das schöne Wetter die Bewohner vor die Tore gelockt hat, und nur wenige Übelgelaunte oder Zögernde in den Mauern zurückgeblieben sind, so empfindet man hier mehr die behagliche Stille eines festtäglichen Morgens. Die deutsche Sitte, berechnet auf die ehrenhafte, unverhohlene Dürftigkeit des Beamten oder Gelehrten, liebt schon an sich eine gewisse Sparsamkeit in allen Formen des Lebens, der Tracht und der Wohnung, die mit der Prätension vornehmer Muße nicht vereinbar ist. In Holland dagegen sind Lebensweise und Bauart schon auf den Zustand des Rentners eingerichtet, der bei überflüssigem Reichtum und mäßigen Ansprüchen seine Muße benutzt, um sich ein Ideal von Gemütlichkeit zu schaffen ...

Fleischhalle in Haarlem.

Stille, Muße, Rentnertum, Behagen und dazu die üblichen Kanäle, Bäume, Schiffe, Windmühlen der holländischen Städte, das ist Haarlem. Und eine Stimmung geht von dieser kleinen alten Provinzstadt aus — man könnte zu träumen glauben, während man so durch die Gassen dahin schlendert. Sonderlich an diesen müden, trüben, ein wenig traurigen Frühlingsabenden ist es wundervoll. Ich bringe es nicht über mich, ins Hotel zu gehen; ich treibe mich bis zum Eintritt der Nacht in den menschenleeren Gassen und an den dunklen Grachten herum.

Man baut hier schon etwas anders als in Amsterdam. Der Boden ist nicht mehr gar so unzuverlässig; man darf schon mehr echtes Steinmaterial verwenden. Aber man braucht es nur zur Verzierung. Der Ziegelstein regiert auch hier. Und auch die großen, blanken, rautenlosen Fenster hat man und die Leidenschaft für allersauberste, allerweißeste Tüllgardinen. Nichts ist so verlockend, wie ein Blick durch diese blanken Spiegelscheiben in die dunklen Stuben, deren Geheimnisse diese weißen Gazeschleier hüten. Wie es drinnen blinkt von Sauberkeit und Wohlstand! Wie aus dem Dämmer mild und kostbar und zurückhaltend der Glanz der Möbel und Schmuckgeräte aufleuchtet. Was für ein geheimnisvolles, rätselhaftes, zartes Dasein hier die Farbe führt. Man fühlt den ganzen Zauber, den dieses Dämmerungsmilieu auf die empfindlichen Augen der alten Maler ausüben mußte. Man begreift, wie sie aus reiner Gourmandise zu jenen dunklen Stimmungen ihrer Gemälde gekommen sind, die man später so irrig „Atelierdunkel" genannt hat.

Besonders schön nehmen sich in dem dunklen Rahmen der Stuben die Farben der Blumen aus. Vorn die blanke Scheibe, links und rechts die schimmernd weiße Gardine, im Fond das weiche, tiefe, transparente Schwarz — wie sollte da nicht die ganze kokette, raffinierte Schönheit der Blume mit Elan zur Geltung kommen. Nicht umsonst haben die alten Holländer ihre Blumenstillleben auf schwarzen Hintergrund gemalt! Und nicht umsonst sind die Holländer einmal die Gärtner Europas gewesen. Von Ende April bis Ende Mai liegt die ganze Stadt Haarlem auf einem einzigen bunten Riesenkissen von Narzissen, Hyazinthen, Tulpen, Krokus, Anemonen. Seit dem XV. Jahrhundert ist die Haarlemer Hyazinthenzucht der Stolz der Niederlande. Schon im XVII. Jahrhundert wurde für seltene Spielarten der Haarlemer Hyazinthe ein Vermögen geboten. „Semper Augustus" brachte es im Jahre 1623 auf 12000 Gulden. Es entstanden eigene Tulpenbörsen, wo man mit

Mühle am Spaarne bei Haarlem.

In einem Hofje zu Haarlem.

den Zwiebeln wie mit Staatspapieren handelte und ſie zum Gegenſtand von Differenzgeſchäften machte. Das Jahr 1637 weiß von einem großen Tulpenkrach, der unzählige Prozeſſe hervorrief, zu berichten. Und um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war die Situation eine ähnlich exaltierte. „Bleu passo non plus ultra“ wurde 1734 um 1600 Gulden verkauft ... Tempi passati. Wir züchten heute „ſchwarze“ Roſen und weiden unſere ſatte Müdigkeit an den bizarren Reizen der Orchideen.

Auf ungefähr durch die Straßen ſchlendernd, finde ich mich plötzlich auf einem rieſengroßen Platz: dem Markt. Finſter und ungebärdig reckt ſich eine weitläufige Kirchenanlage in die Höhe: St. Bavo. Daneben kauert klein, ſchmächtig, gern gefällig, der originellſte Ziegelſteinbau des Landes, Lieven de Kays Meiſterſtück, die Fleiſchhalle. So alſo ſieht unverfälſchte holländiſche Renaiſſance aus! Ich ſchreibe mir mit zwei Worten ihr Verdienſt in das Notizbuch: Sie hat das Genie des Ziegelſteins entdeckt. Sie hat uns überführt, daß man aus ganz gemeinen Backſteinen Architektur, künſtleriſche Architektur machen kann. — Wie? Es kommt bloß darauf an, daß man die Geſetze des Materials vollſtreckt und ſeiner Ehre mit aufgeklebten Stuckzieraten nicht zu nahe tritt.

Weiter ſchreitend komm' ich in die Gegend der Kanäle. Regungslos liegen die Schiffe im Waſſer. Da und dort ſtehen ein paar Männer am Ufer, die Hände in den Hoſentaſchen, die kurzen Tonpfeifen im Mund. Eine ſchwarze Windmühle, die ihre Geſpenſterarme noch immer kreiſen läßt, ſpiegelt ſich in der unbewegten Flut. Aus den Häuſern, deren Fenſter geöffnet ſind, dringt das Geräuſch von Stimmen. Drinnen ſitzt man im Dunkeln und plauſcht. Ein Storch ſetzt ſich mitten auf die Straße. Auf dem Geländer einer Brücke, die in geſchweiftem Bogen über das Waſſer ſpringt, ſitzt eine weiße Katze, die das Pfötchen leckt. Im Hintergrunde taucht mit vielen ſpitzen Türmchen die Amſterdamer Poort auf. In weiter, weiter Ferne rollt die Eiſenbahn. Und mit eins ſtehe ich vor einem impoſanten antiken Bauwerk, deſſen hohes Marmorportal von einem ſchweren eiſernen Staketentor verwahrt wird. Da das Tor nur angelehnt iſt und das Ganze den Eindruck eines ſtaat-

lichen Gebäudes macht, trete ich ein. Leise wie ein Dieb schiebe ich mich zwischen den Eisenstäben hindurch. Ich befinde mich in einer hohen Marmorhalle und schaue in einen weiten Hof, den ringsum Gebäulichkeiten umgeben. Alle Fenster dieser Baulichkeiten sind mit Blumentöpfen geschmückt. Zwischen je zwei Fenstern befindet sich eine Tür. Wer mag hier wohnen? Ist es ein Kloster? Wie schön die breiten, alten Buchen den Hof mit ihrem Grün erfüllen! Wie hübsch die Gärtchen vor jeder Haustür sind! Wie artig sich's hier wohnen ließe! Und nirgends ein Mensch. Unbemerkt wie ich gekommen gehe ich wieder fort. Ein altes Männchen, das draußen über die Straße humpelt, erteilt mir Auskunft. Und

Das Stadthaus in Haarlem.

Das Frans Hals-Denkmal in Haarlem.

da erfahre ich denn, daß ich in einem „Hofje" war, einem jener in Holland und besonders in Haarlem viel verbreiteten Stifte, die würdigen alten Leuten unentgeltlich zur Benutzung überlassen werden. Wahrscheinlich also hauste da drinnen hinter jeder Tür ein altes Leutchen, das am andern Morgen die Fensterverschläge öffnete, die Blumen begoß, ein dickleibiges Gebetbuch vom Kaminsims nahm und sich hinter den brummenden Teekessel setzte, die Morgenandacht zu feiern ... Und jetzt schliefen die alten Leutchen, ganz still und ohne Sorgen und vielleicht ohne Gedanken an die Welt da draußen, die sie weit, weit hinter sich zurückgelassen ... Wie selig das wohl sein mag, so ganz sicher, ganz geborgen vor allem Geschick in beschaulicher Zurückgezogenheit ruhige, gleichmäßige Tage zu leben!

Ich fand es nun doch an der Zeit, ein Hotel aufzusuchen, und als ich dann in einem stillen, kleinen Zimmerchen beim Abendbrot saß, holte ich mir bei Freund Baedeker Rat über die bevorstehenden Genüsse des nächsten Tages: „Im Rathaus lernt man den fröhlichsten aller Maler, neben Rembrandt den größten Farbenvirtuosen, den Haarlemer Meister Frans Hals, genau kennen, der mit zehn großen Schützenbildern vertreten ist, so daß man seinen ganzen Entwicklungsgang verfolgen kann ... Im Theylerschen Museum sieht man den Riesensalamander, den Schleuchzer für einen Diluvialmenschen gehalten, und eine Sammlung der wundervollsten Skizzen und Zeichnungen alter holländischer Meister. In der Groote Kerk ist das Stern-

gewölbe aus Zedernholz hergeſtellt und in der Mauer ſteckt eine Kanonenkugel von der ſpaniſchen Belagerung im XVI. Jahrhundert. Und — und — und —“ Aber ich will nur gleich geſtehen, daß ich am anderen Tage weder Meiſter Hals, noch die Schleuchzerſchen Knochen, noch die Groote Kerk beſucht, ſondern mich auf die Straßenbahn geſetzt und hinaus nach Zandvoort ans Meer gefahren bin.

Tulpenfelder bei Hillegom. Aufnahme von Dr. Trenkler & Co. in Leipzig.

Das war eine köſtliche Fahrt! Mitten hindurch durch die blühenden, leuchtenden Tulpen-, Hyazinthen-, Gladiolenfelder der Haarlemer Blumenzüchter! Wie bei uns das Getreide wächſt, in weiten Feldern, ſo wachſen hier die prangenden, duftenden Gartenblumen. Es war ein Farbentanz ſo bunt und ſo fröhlich, ein Duften ſo ſüß und betäubend, daß ich unwillkürlich an die Sirenenſage der Alten dachte, die vielleicht urſprünglich auch nur eine Perſonifikation für Naturſchönheiten einer beſtimmten Gegend war. Der erfindungsreiche Odyſſeus hat bekanntlich ſeinen Gefährten die Ohren mit Wachs verklebt und ſich ſelber an den Maſt ſeines Schiffes gebunden, um den Lockungen der Sirenen ungefährdet zu entgehen. In unſerem Zeitalter des Verkehrs iſt man ähnlicher Maßnahmen leider überhoben, da die Straßenbahn mit einer Geſchwindigkeit dahinraſt, die kaum eine nähere

Hyazinthenfelder bei Hillegom. Aufnahme von Dr. Trenkler & Co. in Leipzig.

Betrachtung, geſchweige denn ein Deſertieren zu den lockenden Reizen der Natur geſtattet.

Auf die Blumenfelder folgte ſchöner, dichter Eichwald. Die Eiche, der Baum der Stärke, ſcheint zugleich der verwegenſte Baum zu ſein: ſie wagt ſich bis an die Grenze des feindlichen Gebietes. Aber lange vermag auch ſie ſich nicht zu behaupten. Die Stämme werden kleiner und kleiner, zuletzt trotzen nur noch etliche verkrüppelte Zwergſträucher dem beißenden Salzwind und dem treuloſen Sande. Und nun geſchieht etwas Wunderbares. Es iſt, als heiße die Natur plötzlich alle Inſtrumente ihres Orcheſters verſtummen, um uns in Spannung zu verſetzen. Mit angehaltenem Atem harren wir, was geſchehen möge. So weit das Auge ſchweift, nichts als Sand und bleiches, wie von Angſt gelähmtes Riedgras. Am Horizont, da wölbt ſich's tauſendfarben und grüngrau: die Dünen. Und man denkt an einen Wall, eine Notwehr, hinter welcher der Feind lauert. Was wird hinter der Verſchanzung ſein? Die Dünen wachſen und wachſen. Wollen ſie ſich zur Bergeshöhe erheben? Iſt der Feind dahinter ſo furchtbar? Was iſt es für ein Feind? Warum iſt die ganze Gegend ſo leichenfahl? Rauſcht es nicht in der Ferne? Was wird man erleben?

Fiſcherfrau von Zandvoort.

Und mit eins iſt man hoch oben auf den Sandhügeln, läuft eine kurze Dorfſtraße hinan — ſieht vor ſich das blaue, endloſe Gewäſſer, das in weiten Schaumkreiſen den Uferſand heraufgekrochen kommt —

„Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt, zehntauſendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einſt dich begrüßten
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen."

Aber den Strand entlang wimmelt es von Hotels und anderen Schöpfungen des ſommerlichen Badelebens. Zandvoort iſt im Verein mit Scheveningen das teuerſte Nord-

Am Strand von Zandvoort.

seebad nächst Ostende. An die fünfzigtausend Badegäste gehen in beiden Bädern jährlich ein und aus. Die reichsten Leute des reichen Holland geben sich hier ein Stelldichein. Ist es darum besonders „vornehm“ in Zandvoort oder in Scheveningen? Ich war einmal zur Saison dort und glaube, daß der Holländer jener Vornehmheit, die wir Deutschen, von Paris beeinflußt, so nennen, überhaupt nicht fähig ist. Er kann sich das Leben sehr viel kosten lassen, ohne die geringste Spur von Eleganz zu erreichen. Die Damen können die teuersten Stoffe und den kostbarsten Goldschmuck zur Schau tragen,

Kurhaus mit Strand von Scheveningen. Aufnahme von Dr. Trenkler & Co. in Leipzig.

ohne dadurch den Reiz ihrer Persönlichkeit zu steigern. Man vermißt hier, hat Georg Forster vor vielen Jahren geschrieben, jene leichte, spielende Flamme des Geistes, die in den feinen Fältchen der Stirne lauscht und des Mundes gedankenreiche Stille umgaukelt. Jenen leichten Lebensatem, der alles durchhaucht, jenen Blitz, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet. Hier ist der Geist in der Masse gebunden und mit ihr verkörpert. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die selbstzufriedene Behaglichkeit gewinnt oft das Ansehen von kalter Unempfindlichkeit; die langsame Gleichmütigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten . . .

Wer die See um ihrer selbst willen besuchen will, der gehe in Holland nicht nach Scheveningen und auch nicht nach Zandvoort, sondern in die Fischerdörfer, die sich die ganze Küste entlang angenistet haben. Die Häuser, die man dort findet, haben eine viel „stilvollere“ See-Architektur, als die loggienreichsten Strandpaläste der Weltbäder, und der „gute Ton“ in Holzschuhen, der dort herrscht, hat bei weitem mehr Güte und Ton als die weißesten Strandschuhe und seidensten Strandtoiletten sich träumen lassen. Man kann sich gar nicht genug „aus-genießen“ in solchen von allem nur müde machenden Modeschwarm und -Rausch fernen Schwärmerwinkeln. Und es läßt sich gar nicht gut anstellen, ihre liebsten und köstlichsten Reize zu schildern. Ich begreife nur zu wohl, daß die Maler alljährlich wie die Bienenschwärme darüber hergefallen kommen. Soviel Farbe wie hier ist nirgends. Wie bunt sind diese Häuschen! Hellrot die Dächer, braun die Mauern, weiß die Steinfugen, grün oder blau die Fensterläden, schwarz die Türen, gelb und lila und scharlachfarben die kleinen, grünumzäunten

Hofstilleben.

Hausgärtchen. Dazwiſchen nun die Menſchen! Die Männer meiſt ſchwarz oder braungrau gekleidet mit weißen Holzſchuhen. Die Frauen in bunten Kattunkleidern, die Arme nackt, um den entblößten Hals die rote Korallenſchnur, auf dem Kopf die ſchimmernd weiße Leinenhaube mit dem gleißenden Goldblech im Nacken und den baumelnden Schmuckgehängen an den Schläfen. Es iſt wahr, ſo viel Farbe müßte unbedingt zur Farbenkirmes entarten, wenn ſie anderwärts aufträte. Hier aber, in dieſer feuchten, alle Gegenſätze verſöhnenden Atmoſphäre, unter dieſem eintönigen, immer ein wenig grau geſtimmten Himmel, im Rahmen dieſer fahlen Dünen und des beinahe horizontloſen Meeres — hier iſt die Buntheit ſogar notwendig, um den Menſchen in der unermeßlichen Monotonie der Landſchaft nicht ganz verſchwinden zu laſſen. Mir hat es in dieſen Dörfern und bei dieſen derb-braven Menſchen ſo wohl behagt, daß ich den ganzen Weg von Zandvoort bis Leiden und Haag zu Fuß oder auf Waſſerwegen zurückgelegt habe.

Haag, einſt das größte Dorf Europas, dem Louis Bonaparte Stadtrechte verlieh, iſt jetzt die Hauptſtadt des Landes, die Reſidenz der anmutigen Königin und ſelbſt ſo anmutig und nett wie nur eine Königin ſein mag. Hier verzehrt der Holländer das Geld, das er in Amſterdam, Rotterdam oder auch in den indiſchen Kolonien verdient hat. Man traut es ihm kaum zu, aber er hat es wirklich verſtanden, dieſem Städtchen ein gewiſſes Gepräge des Luxus und der Nobleſſe zu geben. Das macht, er hat allen Handel draußen gelaſſen und höchſtens dem feineren Gewerbe, den Fayence-, Bronze-, Gold-, Silberwaren und Möbeln eine Stätte gewährt. Nur was reiche Leute, die ſich an ihrem Reichtum gütlich tun, in ihrer Nähe ſehen oder bequem erlangen mögen, dürfte ſich in dieſer Stadt der vornehmen Privathäuſer und Regierungsgebäude niederlaſſen. Der Holländer

iſt ein Kaufmann, freilich, aber ſein Kaufmannstum iſt ihm nicht Selbſtzweck. Sobald er nur irgend kann, flüchtet er aus den Geſchäften in den gottgeſegneten Hafen des Rentnertums. Man kann Holland dreiſt das Land der Rentner und Haag die Hauptſtadt eines Rentnerſtaates nennen. In Ruhe behagliche Hausvätertage zu ſpinnen, das iſt höchſte holländiſche Seligkeit. Nichts ſchätzt der Holländer ſo ſehr als ſein „Home“, ſein Heim, ſeine klug gegen jedes fremde Eindringen verteidigte Häuslichkeit. Nicht zufrieden mit den Ketten, Gittern, Schranken, mit denen er ſein Haus nach außen abſperrt, hüllt er ſich auch perſönlich in eine kalte Zurückhaltung, um ſich ſein Recht auf ungeſtörte Muße zu ſichern. Ja, vielleicht iſt die ganze exzentriſche Hausputzwut der Holländerinnen nur ein weiteres Abſchreckungsmittel in dem Arſenal der nationalen Hausverteidigung. Nirgends wird ſo viel geſcheuert, wie im Haag. Nichts amüſiert den Reiſenden dort ſo ſehr, wie der Anblick dieſer blonden, drallen Dienſtmädchen, die mit nackten Armen und bloßem Hals, auf dem Kopf ein kleines weißes Häubchen oder ein Goldkäppchen, an Fenſtern, Türen, Faſſaden, Trottoirs beſchäftigt ſind, die Mauern zu bürſten, die Flieſen zu ſcheuern, den kupfernen Zierat zu putzen, das Holzgetäfel zu polieren, kurz „in einer permanenten Reinlichkeitshyſterie“, wie Maxime du Camp ſagt, „dem Scheuermoloch zu opfern“.

Das Mauritshuis im Haag.

Haag iſt wohl auch vor allen andern

Der Plein im Haag. Aufnahme von Dr. Trenkler & Co. in Leipzig.

Städten Hollands am reichſten mit Promenaden und Plätzen geſegnet. Man muß das ganz beſonders hervorheben, denn wenn die Holländer irgendein Plätzchen in ihren Städten finden, das ſie glauben macht, ſie ſeien Feſtländer, ſo rufen ſie holla! hurra! Ein Plein! Es iſt ein nationales Ereignis! Im Haag gibt man dem Haupt-„Plein" ſchon gar keinen Namen mehr, man ſagt einfach: „de Plein", Platz, und iſt durchaus nicht geneigt, darin etwas Abſonderliches zu finden. Was die Parkanlagen betrifft, ſo erinnern ſie in ihrem allgemeinen Charakter an den Bois de Boulogne, aber der Bois iſt ſchöner, maleriſcher, ſkizzenhafter, freier. In Holland, dem Land der ſchnurgeraden Kanäle, müſſen auch die Parkanlagen ſich der Regelmäßigkeit befleißigen und Geometrie ſtudieren ... Man iſt nicht umſonſt das Volk, deſſen eigentlichſte Begabung, neben dem Handel, die Mathematik, Phyſik und klaſſiſche Philologie ausmachen.

Die ſchönſte Gegend der Stadt iſt die Umgebung des „Binnenhofes". — Und der ſchönſte Teil des Binnenhofes wiederum iſt der gegen den „Vijver" gerichtete, wo aus einem großen blanken Teich mit baumreicher Inſel das uralte Schloß der Grafen von Holland aufragt. Auch das Mauritshuis mit ſeiner weltberühmten Galerie ſpiegelt ſeine antikiſierende Faſſade in den Fluten des Vijver. Hier muß man ſich auf einer der Bänke am Ufer niederlaſſen und über Hollands Geſchichte nachdenken. Fromentin hat hier einſt auf ſeiner Reiſe einen ganzen Abend geträumt und dann in den „Grands maîtres d'autrefois" von ſeinen Träumen wunderſchön geſchrieben. Damit das holländiſche Volk zur Welt kam, damit die holländiſche Kunſt mit dem Volk das Tageslicht erblickte, dazu bedurfte es — und das iſt der Grund, warum das eine mit dem anderen ſo Hand in Hand geht — einer Revolution; und dieſe Revolution mußte tief gehen und mußte glücklich ſein und dieſe Revolution — und das war die nicht unerhebliche Forderung, die Holland an das Schickſal zu ſtellen hatte — ſie mußte die Logik der Notwendigkeit für ſich haben. Das Volk mußte alles verdienen, was es erlangen wollte, es mußte entſchloſſen, überzeugt, arbeitſam, geduldig und heldenhaft ſein, frei von ungeſtümer Begehrlichkeit, und es mußte in allen Punkten ſich würdig zeigen, ſich ſelbſt zu gehören. Man möchte meinen, daß die Vorſehung ihre Augen über dieſem kleinen Volk wachen ließ, daß ſie ſeinen Kummer prüfte, ſeine Anſprüche abwog, ſeine Kräfte abmaß, daß ſie zu dem Urteil gelangte, daß alles reif ſei zur Tat und daß ſie an dem gegebenen Tage ein einzigartiges Wunder zu ſeinen Gunſten geſchehen ließ. Der Krieg bereichert das

Anſicht aus dem Haag.

Land, anstatt es zu verarmen; der Kampf stärkt, erhebt und stählt das Volk, anstatt es zu entkräften. Was die Holländer vollbracht hatten gegen so viele physische Hindernisse, gegen die Gewalt des Meeres und seiner Überschwemmungen, und gegen die Unbilden des Klimas, das tun sie nun auch gegen die Fremden. Und sie kommen zum Ziel. Was ihnen zum Untergang werden soll, das wird ihnen zum Heil. Nur für den einen Gedanken haben sie noch Sinn: die Sicherheit der Existenz. In einem Zeitraum von 30 Jahren unterzeichnen sie zwei Verträge, die sie erst befreien und dann konsolidieren. Um die gewonnene eigene Existenz zu befestigen und ihr den Glanz der gedeihlichen Zivilisation zu sichern, fehlt es nur noch an einer Kunst, die allem Errungenen die Weihe gibt, die den neuen Ruhm in die Lande hinausträgt, die die neuen Erscheinungen zu gestalten weiß; und das Schicksal hat es gefügt, daß diese Kunst das Ergebnis ward des nun folgenden zwölfjährigen Waffenstillstandes. Dieses Ergebnis ist so plötzlich, ist so unmittelbar geboren aus dem politischen Ereignis, dem es entspricht, daß es den Anschein hat, als sei das Recht, eine nationale und freie Malschule zu haben — und dies schon am Tage nach dem Friedensschluß — ein Teil der Friedensbedingungen des Jahres 1609 gewesen.

An den Ufern des Vijver im Mauritshuis und im Binnenhofe stehen die beiden Elemente, die sich für uns zu dem Begriff „Holland" verbinden, gleichsam personifiziert nebeneinander. Dort Rembrandt und Paul Potter, hier Wilhelm von Oranien, Barneveldt, die Brüder de Wit, Moritz von Nassau, Heinsius — um nur die berühmtesten und bekanntesten Namen zu nennen. Und dazu dann die Generalstaaten, diese von dem Lande selbst und innerhalb seiner Grenzen aus dem Kreise der intelligentesten, geweckteſten, standhaftesten und heldenhaftesten Bürger gewählte Versammlung, dieser lebendige Teil, diese Seele des holländischen Volkes, die innerhalb dieser Mauern lebte, sich immer neu ergänzte, aber in steter Beharrlichkeit immer sich selbst gleich blieb; die dort während der 50 stürmischsten Jahre, die Holland gekannt hat, ihren Sitz hatte, die Spanien und England standhielt, die Ludwig XIV. ihre Bedingungen diktierte, und ohne die weder Wilhelm, noch Moritz, noch ihre großen Ratgeber irgend etwas hätten sein können. Nimmt man an, daß der Nachruhm, der, wie man sagt, Tag und Nacht wacht, hier zur Erde herniedersteigt und sich an irgendwelcher Stelle niederläßt, wo wird er dann wohl in seinem Fluge innehalten, und über welchem dieser Paläste wird er wohl seine goldenen Schwingen falten, um von seinem Fluge zu ruhen? Über dem Palast der Generalstaaten oder über dem Haus von Paul Potter und Rembrandt? Welch sonderbarer Wandel in dem Kommen und Gehen von Gunst und Ruhm! Wie erklärt sich ein solches Maß von Interesse für ein Bild, und ein so geringes Maß von Interesse für die Größe eines geschichtlichen Vorganges? Große Politiker haben hier gehandelt und große Bürger; Revolutionen sind von hier aus ins Werk gesetzt worden, und Staatsstreiche, Schweres ist hier erduldet worden, Kämpfe von tiefster Bedeutung sind hier ausgefochten, tiefe Wunden hier geschlagen, alles das, was uns entgegentritt da, wo ein Volk geboren wird, und dafern dieses Volk einem andern Volke angehört, von dem es sich trennt, einer Religion, die es umwandelt, einem politischen Gemeinwesen, mit dem es die Gemeinschaft bricht und das es zu verdammen scheint durch die einfache Tatsache der vorgenommenen Trennung. Alles das berichtet die Geschichte; erinnert sich dessen auch nur das Land? Und wo finden wir das lebendige Echo solcher außergewöhnlich tiefen Bewegung?

Man empfindet es ordentlich als Störung seines kontemplativen Behagens, aus dem stillen Haag zu scheiden und das laute Rotterdam aufzusuchen.

Ungefähr die Hälfte der gesamten niederländischen Einfuhr zur See und fast vier Neuntel der Ausfuhr nehmen ihren Weg über die Empore an der Maas. Auch der bedeutende Schiffsverkehr auf dem Rhein hat hier seinen Knotenpunkt. Getreide, Zucker, Kaffee, Tabak, Tee, Gewürze, Käse, Branntwein, das sind so ungefähr die gangbarsten Handelswaren. Wenn man beim Bahnhof aussteigt, schlägt einem ein Geruch wie beim Eintritt in einen Spezereiladen entgegen. Nicht zu vergessen den Teergeruch: Teer ist für die Rotterdamer Luft, was anderwärts der Sauerstoff sein

Im Hafen von Rotterdam.

mag. Sogar die Blumen, die man auf dem Markte kauft, duften nach Teer.

Aber es ist überaus vergnüglich, sich in dieser großen Faktorei ein wenig herumzutummeln. Handel und Handelspraktiken, wohin man schaut. Man steigt beim Bahnhof in die Straßenbahn und findet den Fahrplan der Eisenbahn in die Fensterscheiben des Wagens eingeätzt. Man fährt an einem schönen, breiten Kanal vorbei und sieht unmittelbar neben der Akademie der bildenden Künste eine riesengroße Windmühle, die ihre Flügel schwingt. Man kommt auf der ersten größeren Haltestelle an und steht vor der Börse. Man schiebt sich ein paar Schritte durch das Gewühl der Lastwagen und hört über seinem Kopf, auf einem turmhohen Viadukt, der die Stadt in ihrer ganzen Länge überspannt, die Eisenbahn vorüberpoltern. Man durcheilt die engen Krämerstraßen der Altstadt und blickt durch vergitterte Fenster in tiefe Gewölbe hinein, aus denen Tabak und Käse winken. Man erreicht den Hafen und findet ihn beherrscht von einem richtigen New-Yorker Himmelskratzer, der auf seinem Dach ein gewaltiges Reklameschild emporreckt. Man mietet eins der kleinen Fahrzeuge, die als eine Art Fiaker des Wassers fungieren, und fährt, während ringsherum die Ketten der Dampfkrane rasseln, die Eisenbahnzüge über ihre Viadukte donnern, die Signalpfeifen der Schiffe einen Höllenlärm vollführen, die Matrosen schreien, die Hafenknechte fluchen, die Schiffsschrauben und Schaufelräder die Flut aufwühlen, durch die unermeßlichen, in Rauch und Ruß und Dünste gehüllten, farbenbunten, vielverzweigten, verkehrdurchtobten, schiffewimmelnden Hafenanlagen.

Das ist nun eine ganz unvergleichliche Situation. Man sollte es nicht glauben, aber es gibt tatsächlich ein Gefühl von Macht und Stolz, so mitten drin zu schwimmen in dieser Orgie des schachernden Erwerbsgeistes, in diesem Dionysostaumel des profitwütigen Merkur. Auch der praktische Materialismus hat sein Pathos und seine Ekstase. Er begehrt nichts Höheres als die Befriedigung seiner „sacra auri fames", aber was er tut, tut er mit einem solchen Aufwand an Kräften, er tut es mit einem solchen Aufwand an Geist, er tut es vor allen Dingen mit Hilfe so gewaltiger Errungenschaften der modernen Technik, daß man sich nachgerade mit Begeisterung als Bürger einer Zeit empfindet, die aus ihren wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen heraus ein so grandioses Schauspiel, einen solchen Dithyrambus der Plusmacherei erzeugen konnte.

— Indem ich überblättere, was ich ge-

ſchrieben, gewahre ich mit Schrecken, daß die Grenzen eines Feuilletons längſt erreicht, wenn nicht gar ſchon überſchritten ſind. Und ich hatte noch ſo viel zu erzählen! Beſonders von Delft wollte ich berichten, wo einſtmals die berühmten Fayenceerieen beſtanden und auch heute wieder ein Etabliſſement für Porzellanwaren entſtanden iſt. Wenigſtens von dem letzteren muß man mich mit einigen Worten noch ſprechen laſſen. Wie man weiß, hat gegen 1800 das aufkommende engliſche Porzellan, das bei weitem widerſtandsfähiger war, die Delfter Produktion mit ihren annähernd dreißig Fabriken binnen kurzer Jahre glatt vom Erdboden hinweggewiſcht. Johannes Knötter, Dirk Haarles, Pieter van Darne, Marcellus de Blügt und wie die berühmten Lieferanten faſt aller Höfe des XVII. Jahrhunderts alle hießen, ſahen ſich einer nach dem anderen genötigt, ihre Öfen auszulöſchen, ihre Arbeiter zu entlaſſen, ihre Vorräte zu billigen Preiſen an Krethi und Plethi zu verkaufen. Delft ſchien vergeſſen. Da kam vor etlichen Jahrzehnten ein junger Ingenieur auf den Gedanken, den härteren engliſchen Ton, der einſt den weicheren Delfter verdrängt hat, auch in Delft zur Verwendung zu bringen, und ſiehe, der alte Ruf der holländiſchen Induſtrie im Verein mit der Geſchicklichkeit des Unternehmers und ſeiner Helfershelfer brachten in erſtaunlich kurzer Zeit die blauweiße Delfter Ware mit den alten erprobten Muſtern der Bemalung zu neuer Beliebtheit. Man wird beim Beſuch des Etabliſſements zunächſt in einen Raum geführt, wo der zu ſeinem Staub gemahlene Ton mit Waſſer angefeuchtet und vermittels einer Preſſe zu Kacheln geformt wird. Weiterhin ſieht man dann, wie ſtärker angefeuchteter Ton in hölzernen Formen zu Tiſchgerät, Vaſen uſw. verarbeitet wird. Die fertigen Formen werden im Ofen ſo lange geglüht, bis alle Feuchtigkeit entwichen und der Ton vollſtändig erhärtet iſt. Jetzt gehen die Plateelſchelder, die Maler, aus Werk, mit Kobaltblau die Muſter aufzutragen, worauf die Geſchirre einem zweiten Feuer, zur Befeſtigung des Dekors, ausgeſetzt werden. Da das meiſte „Delfter“, das wir in Deutſchland kaufen, deutſche Nachahmung, kein Originaldelfter iſt, ſo ſei darauf hingewieſen, daß die Fabrikmarke des heutigen Delfter Porzellans eine Flaſche, die ſog. „Apothekerflaſche“ iſt.

Und damit ſoll nun des allzu länglichen Reiſeberichtes Ende endgültig erreicht ſein.

Wer zum Zwecke des Kunſtſtudiums Holland bereiſt — und das wird ja wohl der Reiſezweck faſt aller Beſucher des Landes ſein — der verfehle ja nicht, zwei Bücher mitzunehmen: die erwähnten „Grands maîtres d'autrefois“ von Eugène Fromantin und Karl Schnaaſes „Niederländiſche Briefe“, Bücher, die für die Niederlande nichts geringeres bedeuten, als Burckhardts berühmter „Cicerone“ oder Taines klaſſiſche „Italieniſche Reiſe“ für die Italienfahrer.

Der Marktplatz in Delft.

Simplicitas.

Roman von Hermine Villinger.

(Schluß.)

31.

Karlsruhe, 5. März 18..

Ach Gott, Lisbeth, Friede! Friede! Friede! Ist das ein Glück! Unter Fahnen geht man dahin — alle Menschen sind sich gut.

Beim Einmarsch der Truppen, wie liebevoll alle Freunde waren, wie teilnehmend! Wir waren bei Bekannten in der Langen Straß' zur Ankunft der Truppen. Alle meine Jugendfreundinnen, alle vom Kloster, und die Bekannten der Eltern brachten uns Lorbeerkränze für Hermann. Für das arme Hermännle, das noch in Frankreich liegt. Aber als die Truppen einzogen, warf ich all die vielen Kränze hinunter, daß sie nur so flogen. — Es war eine solche Notwendigkeit zu geben, und wenn's nur Tränen waren. Ach, und wie das dritte Regiment kam, so reduziert, alles tot, von Hermanns Zug nur noch ein einziger Landwehrleutnant übrig — man kam aus dem Heulen nicht heraus. Ich hatte einen Kranz für ihn bekommen, gerade als wir das Haus verließen. Den wollt' ich ihm aufheben. Lisbeth, auf einmal war mir doch, als dreh' sich die ganze Stadt um mich 'rum — Wer kam uns entgegen? Leutnant Rot. Er sprach mit Papa. Ich gab ihm meinen Kranz. Wunderbar ist doch das Leben.

Deine Minz.

32.

Karlsruhe, 2. April 18..

Das tut mir leid für Dich — arg leid — die Eigentümliche nicht mehr am Leben — eine so liebe, weise Freundin, die einzige, die Du in Mannheim hattest. Und ich habe sie nie kennen gelernt. Also gleich nach jenem Theaterabend legte sie sich! Daß sie noch bei Deinem letzten Besuch an mich gedacht, vergess' ich ihr nie. Also ich müßt' noch viele Wege machen, ich sei noch lang nicht fertig? Die hat mich verstanden. Siehst Du, Du und Mama, Ihr wollt mich immer so bürgerlich haben. Es ist eine ewige Angst in Euch, ich könnt' was Auffallendes tun. So laßt mich doch in Ruh! Ich rufe alle die vielen Heiligen aus dem unerschöpflichen Heiligenbuch im Kloster an, mich zu ändern, ich kann es nicht. Wenn sie's aber auch nicht können, so nehmt vorlieb. Ja, ich hab' viele Fehler, jeder Mensch hat viele Fehler. Jedenfalls aber hab' ich ein gutes Gewissen und einen guten Magen, und darüber muß man sich doch alle Tag' freuen dürfen.

Du aber leidest an einer chronischen Bescheidenheit, machst eine solche Geschicht' wegen der paar Sächelchen für Nick! Viel zu viel sei's? Lieber Gott, hätt' ich sollen ein halbes Kittelchen und ein halbes Schuhle schicken? Aber ich hab' alles mit Liebe gestrickt, nein, gehäkelt.

Jetzt stick' ich Taschentücher für Hermann. Es ist zum Verzweifeln, daß er immer noch nicht da ist; zweimal mußt' er unterwegs wegen Fieber seine Reise unterbrechen. Jetzt liegt er in Vesoul in einem Kloster.

Die Stunden bei Fräulein Anna haben angefangen. Sie guckt mich immer ganz verwundert an über das viele, was ich nicht weiß. Es ist so gastfreundlich in ihrem Elternhaus, grad wie bei Euch. Man ist immer willkommen und kann mit an dem Tisch sitzen. Ebenso bei Poetzens.

Neulich mußte ich einmal in einem adeligen Haus Besuch machen, da war's anders. Plötzlich kam die Schwiegertochter herein und sagte: „Mama, ich habe mir Tee bestellt, Du kommst doch auch?" Ich bin natürlich gleich aufgebrochen.

Und weißt Du, wenn man bei Ettlingers ist, da werden so interessante Ge-

ſpräche geführt über Dinge, von denen man nie eine Ahnung gehabt. Gelacht wird natürlich auch. Du mußt nicht glauben, daß hier nur Ernſthaftigkeit iſt. Da hielt ich's gar nicht aus. Weißt Du, es iſt immer lebendiges Leben hier. Nur komme ich noch nicht recht mit, wenn über irgendeine wichtige Frage geſtritten wird.

In den Stunden ſind wir jetzt bei Leſſing. Ich verehre ihn ſo, daß er ſchon in meinem Zimmer hängt.

Schaff' Dir nur gleich ſeine Werke an; wenn ich komm', bring' ich dann mein Heft mit den Notizen mit zur Erläuterung.

Was aber am allerſchönſten iſt — wenn Leutnant Rot an meinem Fenſter vorbeireitet. Er iſt übrigens Premierleutnant geworden.

Ich komm' gleich wieder.

— — — — — — — — — — —

Bei Tiſch hat Papa geſagt, er halte es nicht länger aus, er wolle Hermann holen. Wir ſind glückſelig. Es wird ſchon gepackt. Das beſte Zimmer wird hergerichtet. Es iſt eine Aufregung bei uns, Du kannſt Dir denken! Es war ja ſo entſetzlich, das lange Warten. Ich wollte nur nicht immer davon reden. Wir ſind alle ganz zappelig und aufgeregt geworden.

Leb wohl und freu Dich mit uns.

Deine Minz.

33.

Karlsruhe, 2. Juni 18..

Seit unſerm letzten Zuſammenſein hat ſich viel geändert. Wenn ich denke, wie Papa und Hermann damals im Schritt angefahren kamen und die ganze Nachbarſchaft in den Fenſtern lag, und Mama, Tantele und ich uns ſo entſetzlich zuſammennehmen mußten, um ſtandhaft zu bleiben. Ach und ſo ſtill und teilnahmlos war er in jenen erſten Tagen. Jetzt iſt ſeine Wunde in beſter Heilung begriffen. Er ſpielt ſchon Klavier; im Anfang hat er immer daneben gegriffen. Er konnte das gar nicht begreifen. Der Arzt ſagte ihm, das ſei die natürliche Folge ſeiner Gehirnwunde.

Was hat der arme Bub durchgemacht! Denke Dir, er lag viele Stunden, von den Seinen verlaſſen, im Schnee. Er hat noch immer kein Gefühl in den Beinen, ſie waren erfroren. In einer Scheune kam er zu ſich, unter lauter verwundeten Franzoſen. Er ſchlug die Augen auf und ſah um ſich, da begegnete er dem Blick des neben ihm beſchäftigten Arztes. Der lächelte ihm zu, und auch Hermann lächelte.

Nicht wahr, wie ſchön, daß ihm der Feind zulächelte bei ſeiner Wiederkehr ins Leben?

Natürlich dreht ſich jetzt alles um ihn. Die Wunde muß täglich ein paarmal ausgeſpritzt werden, und wenn Waſſer drin iſt, ſieht man das Pochen des Hirns.

Papa machte ſich im Anfang große Sorgen, ob Hermann weiter dienen könne. Der Arzt hat ihn beruhigt; er iſt ganz ſtolz auf die prächtige Heilung der Wunde. „Seinen Treff fürs Leben," ſagte der Arzt, „hat er freilich weg. Und wohl über ein Jahr wird er mit ſeiner Wunde zu tun haben."

Aber es könnte alles noch ärger ſein, und da Hermann mit jedem Tag heiterer wird, ſind wir ganz glücklich.

Morgens kommt Öſterle, ſein Burſche, ins Wohnzimmer, macht's Klavier auf, legt rechts eine Haarbürſte hin, links eine, und ſtellt die Noten aufs Pult, alle aufgeſchlagen. Dann tritt der Herr Leutnant ein und nimmt am Klavier Platz. Beim erſten Ton, den er anſchlägt, kommt's Tantele herunter, Papa erſcheint, Mama. Ich bin ſchon da, denn die Vorbereitungen intereſſieren mich auch ſchon ſehr. Jetzt wird ein Stück um das andre heruntergeſpielt: Undine, les cloches du monastère, Dein iſt iſt mein Herz, Der brüllende Löwe, Die Favoritin uſw. Dabei bürſtet Öſterle dem Herrn Leutnant das Haar immer mit zwei Bürſten — ritſch, ratſch, ganz im Takt, er wendet die Blätter um und legt hurtig die fertig geſpielten Stücke auf die Seite. Und regelmäßig wird mit Undine angefangen und mit Undine aufgehört.

Das geſchieht ſo alle Tag, und immer mit dem größten Ernſt. Nur ich lach' inwendig.

— — — — — — — — — — —

Ich konnte neulich nicht weiterſchreiben. Tantele hat uns verlaſſen. Sie iſt ins Vinzentiushaus übergeſiedelt. Ihr Entſchluß war für uns eine große Überraſchung. Mama wollte nichts davon wiſſen, aber es gelang ihr und uns nicht, Tantele zu überreden, bei uns zu bleiben. Sie werde immer kränklicher, ſagte ſie, und brauche der Pflege;

und gerade jetzt sei der richtige Augenblick für sie zum Gehen. Wir seien durch Hermanns Anwesenheit zu sehr eingeschränkt, und das gehe nicht auf die Dauer.

Es war auch gar nichts mehr zu machen. Ohne ein Wort zu sagen, hatte Tantele sich ein Zimmer im Vinzentiushaus genommen. Alles war ausgemacht, der Tag des Einzugs schon festgesetzt.

Heut nach dem Mittagessen hab' ich Tantele in ihr neues Heim geführt. Mama lag zu Bett. Tanteles Auszug hat sie so alteriert, daß sie ihr böses Kopfweh bekam. Es konnte niemand ein Wort sprechen bei Tisch. Während Hermann ruhte, kam Tantele in Hut und Mantel: „So, jetzt wollen wir gehen." Auch Papa merkte nichts davon.

Ich führte also Tantele aus der Waldstraße in die Karlstraße, und von da die paar Schritte zum Vinzentiushaus. Sie geht so leicht, ihre Hand lag auf meinem Arm wie eine Feder. Ich fühlte genau, was in ihr vorging, aber ich konnte nichts sagen. Ich wußte, beim ersten Worte wär's mit meiner Fassung ausgewesen. Kennst Du das, wenn alles wie im Traum ist, daß man meint, die Dinge geschehen weit fort, wie hinter einer Nebelwand? Tantele, die immer bei uns war — Ich kann's jetzt noch nicht begreifen, daß es anders ist. Ich werde täglich zu ihr gehen.

Ich weiß nicht, was das ist, aber bei uns geniert man sich, über Gemütsbewegungen zu reden. Jetzt ist wieder großes Schweigen, darum komm' ich zu Dir. Nicht wahr, ich hätte zu Tantele sagen sollen, wie leid mir's ist, daß sie von uns geht? Es drückt mich so, daß ich nichts gesagt hab'. Ich bitt' Dich, beruhig' mich.

Deine Minz.

34.

Donaueschingen, 24. August 18..

Papa ging mit Hermann an den Schluchsee und holte mich dann in Freiburg ab nach Donaueschingen, wo er die Bäder gebraucht. Ich bade auch, weil ich einmal da bin. Mama bleibt in Karlsruhe wegen Tantele. Ich bin immer glücklich, wo's grün ist und wo man Bergle sieht. Neulich waren wir einmal auf einer herrlichen Höhe, da sah man weit ins Land. Ich schrie vor Glückseligkeit und hätt' mein ganzes Ländle ans Herz drücken mögen. Dann sind wir eingekehrt, Papa, ein paar junge Mädchen, ein Leutnant, der verwundet war — ach nein, verlang' nicht immer, daß ich Dir die Leut' beschreib' — wir sind halt eingekehrt in einem netten, kleinen Dorfwirtshaus. Da sagte Papa zur Wirtin: „Wir möchten gern einen guten Kaffee haben." „Jawohl," sagt sie, „den können Sie haben." „Ist Zichorie im Haus?" fragt Papa. „Jawohl," sagt sie, „ein ganzes Kistle voll." „Bringen Sie mir einmal das ganze Kistle her," sagt Papa. Sie geht und kommt mit einem Zigarrenkistle voll Zichorie wieder herein. „Ist jetzt gar nichts mehr drauß?" fragt Papa. „Kein Bröfele," sagt die Wirtin. „So, jetzt machen Sie uns einen Kaffee von lauter Kaffee," sagt Papa, und wir lachten, und die Wirtin lachte auch, und der Kaffee war ausgezeichnet.

Lisbeth, ich weiß eine, die sich aufs Tanzen freut. Auch hab' ich Lessing bei mir. Trotzdem ist eine solche Unruh in mir; bis in den Traum verfolgt sie mich. Z. B. heut nacht war ich in großer Verlegenheit; ich ging mit Dir spazieren, auf einmal bemerkte ich, daß Du zweimal vorhanden warst, rechts ging die fromme, gewissenhafte Elise vom Kloster, mit dem Schlüpfchen am linken Ohr, und links ging die Lisbeth und sah sehr patzig aus. „Minz, wir gehen nach Heidelberg," sagte sie, „Minz, wir fahren nach Bingen" — Und drüben, die Elise, sagte immerzu: „Mais, Hermine — mais, mais, Hermine" — Du kannst Dir meinen Zustand denken! Ich hab' der Sach' ein End' gemacht und bin aufgewacht.

Und neulich träumte mir von der Vesper im Kloster, weißt Du noch, wenn einem an den heißen Sommersonntagen die Augen immerfort zufielen und man sie pour l'amour du bon Dieu wieder aufriß. Den ganzen verzweifelten Kampf machte ich wieder haarklein durch und hörte das dixi Domine unsrer lieben Klosterfrauen und sah, wie sie sich in ihren Chorstühlen erhoben und wieder niederknieten. Ach, es war doch eine glückselige Zeit, und wir werden nie damit fertig werden. Ich seh' uns grau und Deine Kinder erwachsen (meine Kinder seh' ich nie), und wir reden noch immer von den alten Geschichten im Kloster bis an unser seliges Ende.

Also im September komm' ich, schlepp' mich mit Deinen Buben herum und eß all Dein Eingemachtes. Deine Minz.

35.

Karlsruhe, 28. Dezember 18..

Was, da liegste wieder! Ich hab' ja diesmal keine Ahnung gehabt! Drum hast Du geschrieben, ich soll lieber später kommen! Eigentlich hätt' ich mir's ja denken können, denn Dein letzter Brief war entsetzlich elegisch, und Du hast wieder wahre Beichtstuhlfragen an mich gestellt. Aber ich war so versunken in meine Angelegenheiten, daß ich's nicht einmal gemerkt hätte, wenn die Welt untergegangen wäre. Da kam Deines lieben Mannes Brief mit jenem mir schon so bekannten Anfang: Meine liebe Frau hat mir usw.

Mama ist voll Mitleid mit Dir. Ach Gott, wie mühselig ist doch so ein Eheglück! Aber ich freu' mich immer, wenn wieder so ein Kreatürle auf die lieb' schöne Welt kommt. So, und Lenchen hat auch eins? Was denn für eins?

Sei ruhig, jetzt kriegst Du Deinen langen Wochenbrief, ich hab' wieder viel erlebt, 's isch prachtvoll, was ich immer alles erleb' —

Also ja, er reitet alle Tag' vorbei, und dann klopft mir's Herz. Wir haben uns neulich zum ersten Mal länger gesprochen in einer kleinen Gesellschaft. Denke Dir, ich tanzte im Advent! Mea culpa! Weißt Du, er ist so fein, und das ist doch eigentlich das Allerschönste; für mich wenigstens. Ich weiß ganz genau, er könnte mich nie verletzen. Manche Männer, die haben so was Heimliches mit Blicken und Händedrücken. So was tut er nie. Wir sprachen von Weihnacht, und ich erzählte ihm, daß ich am heiligen Abend immer ein wenig betrübt sei, denn so schön wie im Kloster könne für mich Weihnachten nie wieder werden. Er sagte: „Denken Sie ein wenig an mich, ich werde recht einsam am heiligen Abend sein." Sofort hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als ein Vielliebchen mit ihm zu essen. Natürlich verlor ich's sofort. Und dann, ach, ich sage Dir, mit welcher Glückseligkeit ich vor dem Fest herumlief — es war entsetzlich schmutzig, aber in mir sangen hunderttausend Lerchen. Und am Weihnachtsabend packte ich sein Geschenkchen zusammen — ein Zigarrenetuis mit seinem Namenszug und ein paar kleinen Stickereien inwendig. Ich hatte Zigaretten hinein gesteckt, und darunter befand sich ein Papierröllchen mit folgenden Worten:

Und wenn allein ein Menschenkind
Am Weihnachtsabend sich befind't,
In einer Stimmung trüb und traurig,
Wie's Wetter draußen kalt und schaurig:
Da öffnet leise sich die Tür,
Und Englein treten sanft herfür
Und zünden mit geschäft'gem Sinn
Viel Lichtlein an im Herzen drin.
Und sieh, in wunderbarem Schimmer
Steht's Lichterbäumchen hell im Zimmer,
Und Bilder aus vergang'ner Zeit
Beleben all die Einsamkeit.

Ach Lisbeth! Lisbeth! Und am andern Tag kam ein wunderschönes Bouquet, auch mit einem Verschen. Es hatte Bezug auf unser Gespräch; er sagte nämlich, man müsse sich im Leben darauf einrichten, auf alles zu verzichten. Ich habe mir das nie gesagt und ihn darum sehr bewundert. Sein Gedichtchen lautet:

Steh' Schildwach, mein Herz,
Frag' an, wer da sei?
Sei's Kummer, sei's Schmerz —
Sag': Ronde vorbei.

Neulich bei Tisch sprach Papa von ihm und sagte, Leutnant Rot bringe es fertig, ohne Zuschuß auszukommen, und das sei sehr zu bewundern, aber zum Heiraten sei er nicht. Ich wurde dunkelrot.

Armes Tantele! und der Tanzstundsverehrer und der Referendär, die so gute Partien wären! Ich gehe oft tagelang nicht ins Vinzentiushaus, bloß um von Tantele nicht über meine Angelegenheiten ausgefragt zu werden.

Es hängt schon eine wunderhübsche Toilette für den Ball am Neujahrsabend da; hellblau. Ich bekam sie zu Weihnachten.

Ich muß Dir was von Mama erzählen. Die Schneiderin schickte die Toilette vor Weihnacht mit der Rechnung, und Mama war nicht zu Haus. Nun verlangte sie, daß ich am Tag vor Weihnachten, wo ich so entsetzlich viel zu tun hatte, noch den weiten Weg zur Schneiderin gehen solle und die Rechnung bezahlen. Ich sagte: „Da ist doch nach Weihnachten noch Zeit." Da bin ich ernstlich gezankt worden! Ob ich denn gar nicht daran dächte, daß die Schneiderin auch Kinder habe, denen sie gern bescheren möchte? Es sei überhaupt ein Unrecht, eine unbezahlte Rechnung auch nur

über eine Nacht zu behalten, das solle ich mir fürs ganze Leben merken. Daß man an so etwas nicht von selbst denkt! Ich begreife mich oft gar nicht. Hermann ist darin wie Mama. Du glaubst nicht, was für ein guter Kerl er ist. Er hat mir zu Weihnacht ein Hundertfrankstückchen geschenkt, das er sich im Feldzug erspart hat.

So, jetzt wart ein bißle, jetzt gehen wir spazieren. Nachher komm' ich wieder.

— — — — — — — — — — —

Eben kommt Dein Bleistiftbriefle. Ja, natürlich, weil Du jetzt drei Buben hast, soll ich am End' einen Mordsrespekt vor Dir haben, als sei ich derweil immer sechzehnjährig geblieben. Und trösten soll ich Dich, weil Du fürchtest, mit Deinen drei kleinen Bündeln nicht fertig zu werden? Du kannst ganz ruhig sein, das sind jetzt nur Deine Wochenbettlamentationen. Du wärst auch mit Deinem Rosenkranz nie zur Zeit fertig geworden, wenn Du unter die Karmeliterinnen, seligen Angedenkens, gegangen wärst, und hättest es höchstens zu einer sainte lambine gebracht. Jetzt steht Dir ein energischer Mann zur Seite, der immer zehn Minuten auf Dich wartet, wenn Du noch Dein Taschentuch und Deine Handschuh suchst, dem Karl die Nas' putzest und dem Nick einen Kuß gibst. Sei nur froh und Gott dankbar. Bist Du jetzt erbaut?

Ach ja, und Mama hat wieder einmal ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus mir machen wollen und mich ins Kleidermachen geschickt. Drei Tage ging's. Ich sagte mir, vielleicht kann ich dann eine nützliche Freundin für Dich werden und Deinen Kindern die Kleider machen. Aber dann passierten mir nacheinander solche Schnitzer, daß ich als etwas völlig Hoffnungsloses nach Hause geschickt wurde. Aber trotzdem Mama und Tantele nun wieder ganz unglücklich über mich sind, ich kann nichts dafür, in mir ist die frohste Zuversicht, ja, sie könnte nicht größer sein, wenn Leutnant Rot eine Million hätte und ich in einer Stunde ein Kleid zusammenschneidern könnte.

Ich hab' Dir noch nicht gesagt, daß neulich das Abschiedskonzert von Levi stattgefunden hat. Es ist für Karlsruhe schrecklich, daß er geht. Brahms war da, und sein Triumphlied wurde aufgeführt. Klara Schumann spielte in diesem Konzert, das eine der schönsten musikalischen Aufregungen war, freilich mit Wehmut untermischt. Denn nicht nur, daß wir unsern genialen Kapellmeister verlieren, welche Persönlichkeit ist Levi, wie hat er's verstanden, die Menschen zusammenzubringen! Denke Dir, daß ich durch ihn nun Ettlingers habe, die mir weiter helfen werden im Leben.

Nach dem Konzert waren wir im Iffland, und Klara Schumann und Johannes Brahms spielten uns zum Tanze auf. Das ist doch wirklich ein großartiges Erlebnis! Brahms sieht wie der heilige Johannes aus.

So, und damit's wieder zwölf Seiten sind, denn das brauchst Du im Wochenbett, kriegst Du jetzt noch die Geschichte vom heiligen Abend erzählt.

Also ich freute mich über mein Ballkleid, und die Bescherung war vorbei, und Hermann spielte les cloches du monastère. Da sah ich plötzlich, wie die Töne und der durchsichtige Tarlatan meines Kleides ineinanderflossen, daß das ganze Zimmer wie mit Wellenlinien angefüllt war. Die nahmen mich auf, und eh ich mich's versah, wo war ich — im großen Saal mit den vier Bäumen und stand vor dem Kripple unter der Engelschar. Aber zu meinem Erschrecken war ich nicht auch ein Engel wie damals, mit offenen Haaren und dem weißen Rosenkranz, sondern ich war's Schreiberle in einem lächerlichen Frack mit dem Zylinder und der blonden Perücke, hinter dem Ohr die Feder. Und ich fühlte wohl, daß ein Befremden um mich entstand, was ich da tue im Fastnachtsrock am heiligen Ort. Aber schnell kam mère Dominika herbei, die nicht gestorben war, niemand war gestorben. Und mère Dominika sagte: „Auch's Schreiberle kann Gnade finden." Worauf die révérende mère mir alsobald etwas vom nächsten Baum herunterlangte — ganz klein war's und von Zucker, aber es trug einen Säbel und hatte ein Gesicht, das mir sehr bekannt war. Und ich, voll Verlegenheit fraß ich's schnell hinunter. Aber die Kinder um mich herum waren mir fremd, und so ging ich umher und suchte nach einem bekannten Gesicht. Sieh, da tauchte eines auf, nicht Deines, ein dunkles Gesicht mit schwarzen Augen gesellte sich aus der Vergangenheit zu mir — jenes Mädchen, das bei meinem Eintritt ins Kloster einen Tag

neben mir in der ersten Klasse saß und dann heimlich, früh morgens, durch die Kirche entwischte. Was wollte sie hier? Was trieb sie in diese Räume zurück, die keine Erinnerungen für sie bargen? Trotzdem nahm ich ihren Arm, und wir durchwandelten das Haus. Ich zog sie, denn sie war so schwer, so kalt und stumpf. Mir aber pochte das Herz, und durch meine Adern zog die Freude wie ein Sturmwind. O meine Klasse, mein lieber, heller Korridor — wie ich alle Gesänge hörte, all das fröhliche Jauchzen, wie die kleinen Geheimnisse mich umschwirrten und ich das Leben empfand so leicht wie eine Seifenblase. Wie ich sie die Treppe hinauf zerren mußte, die kalte, stumme Begleiterin an meiner Seite, und dann wieder festhalten mußte! Denn sie sah nichts, kannte nicht den lieben Wandschrank auf der halben Treppe — da drin war ja die große Schachtel, aus der mir die mère Prefète zur Fastnacht jedesmal die gelbe Perücke herausholte — Ach mit welcher Freude warf sie mir mein Perückle jedesmal zu!

„Was geht das mich an, wie ist das alles so langweilig," murmelte die schwarze Gestalt an meiner Seite, und weiter gingen wir, hinauf zum obern Korridor, der dunkler ist wie der untere, niedriger, und wo mir einmal so weh zumute war. Denn einmal trat mère Ignace aus ihrem Zimmer da oben und hatte rotgeweinte Augen. Und rasch ging sie an mir vorbei und erwiderte kaum meinen Gruß. Und ich stand in Gedanken. Hier, vor diesem Schrank stand ich und blickte der dunklen Gestalt nach und wunderte mich aus tiefstem Herzensgrunde, daß eine Nonne weinen konnte, denn damals glaubte ich, es sei nur Glück in diesen Zellen, nur Ruhe und Friede, und ging hin und vergaß, wie Kinder vergessen. Jetzt aber standen sie wieder vor mir auf, jene rotgeweinten Augen, ich sah die dunkle Gestalt den Korridor entlang eilen, und aufschluchzend eilte ich ihr nach — das heißt, ich wollte es, meine Begleiterin hielt mich fest — „Du bist ja ganz verrückt," sagte sie, „Du lachst und weinst, und es ist doch alles vorbei." Und ich fragte: „Bist Du glücklicher, weil dies Haus Dir nichts sagt und Du kein Lachen und keine Tränen für seine Erinnerungen hast?" Sie ist mir die Antwort schuldig geblieben, denn das Kloster zerfloß plötzlich vor unseren Augen und wir mit ihm. — Gelt, schön? Ich bin selber ganz gerührt.

Erinnerst Du Dich an jenes dunkle Mädchen, das damals heimlich das Kloster verlassen hat? Wo mag sie nun sein in der Welt, und warum mußte sie mir plötzlich wieder einfallen?

Jetzt aber leb' wohl, bald komm' ich und schau mir den dritten an. Vorher aber wird getanzt. Vier Bälle sind in Aussicht. Weißt Du, ich denke gar nicht; wie's Denken kommt, sag' ich: „Ronde vorbei."

Deine Minz.

36.

Karlsruhe, 1. Februar 18..

Wir tanzten auf beiden Bällen den ersten Walzer und den Kotillon miteinander. Jetzt kommt noch eine Gesellschaft und dann noch zwei Bälle. Ich gestehe Dir, daß ich sonst an nichts denke. Das aber merke ich, daß Papa immer ernster wird, je glücklicher ich werde. Es liegt so etwas in der Luft wie eine große Vernunftpredigt. Ich mach' mich immer davon. Er ist der feinste Mensch, den ich in meinem Leben kennen gelernt hab'. Nur seine Augen strahlen, wenn er auf mich zukommt; sonst fällt nie ein Wort zwischen uns, das nicht jedermann hören dürfte. Er will immer erzählt haben, und ich erzähl' ihm von allem was ich weiß. Meistens aber tanzen wir. Ob er gescheit ist, ob er bedeutend ist? Wie soll ich das beurteilen? Mein Tanzstundsverehrer ist sehr gescheit, aber ich habe mich nie wohl mit ihm gefühlt. Auch nicht mit dem Referendär, der ein hervorragender Mensch sein soll. Ich weiß nur, wenn Leutnant Rot auf mich zukommt, ist alles froh, alles glückselig in mir, und ich vergesse die Zukunft und die Vergangenheit und 's Kloster. Es ist dann so, als sei ich nur für diesen einzigen Augenblick auf der Welt und als sei alles andere Nebensache. Er hat mich auf sechs Touren für die nächste Gesellschaft engagiert. Es war zu herzig; immer handelte er mir noch eine ab. Ich wollte durchaus nicht, aber plötzlich waren's sechs. Glücklicherweise sind die Eltern nicht mitgeladen. Sechs Touren würde Papa unanständig finden. Mama begreift's. Tantele erzähl' ich immer nur von den guten Partien, mit denen ich tanze. —

Mir hat so schön geträumt. Ich sah aus einem Glas mit dunkelrotem Wein dunkelrote Rosen wachsen, immer höher und höher, wie Feuer breiteten sie sich aus. Dazu die herrlichste Musik. Ich erwachte; es war die Militärmusik von der Kaserne her.

Im Frühjahr sehen wir uns, gelt? Was wird im Frühjahr sein?

Deine Minz.

37.

Karlsruhe, 1. März 18..

Vor drei Tagen war der letzte Ball. Er war nicht da, und ich war doch vergnügt — anscheinend, sehr anscheinend. Du darfst schon zufrieden mit mir sein, ich arbeite an meinem Herzen, daß die Funken stieben. Erinnerst Du Dich an die gräßliche Sonntagssuppe im Kloster mit den schwarzen Brocken? Ich konnte sie kaum hinunterbringen im Anfang, und doch schämte ich mich, es zu sagen, und habe sie mit aller Gewalt hinuntergeschluckt, oft mit Tränen des Widerwillens. Ich weiß nicht warum, aber ich muß jetzt an diese Suppe denken. Mit der Zeit hab' ich sie ganz gleichgültig essen gelernt — Und vielleicht mit der Zeit — ach, wenn doch nur schon viel, viel Zeit 'rum wär' — Ach, welch' ein trauriger Unterschied. Der schwarze Rabe war da und tanzte den Galopp mit mir. Es war eine elende Hopserei. Aber erst die Unterhaltung! Dumm ist er nicht, er hat natürlich gemerkt, wo der Has' im Pfeffer liegt. Er sprach von der Blindheit und Gedankenlosigkeit der jungen Mädchen (damit war ich gemeint), die ihr Herz an hoffnungslose Tänzer hängen und damit ihre Jugend verlieren. „Ein Jurist," sagte er, „ist das einzig Richtige für ein Mädchen aus guter Familie, ein tüchtiger Jurist bringt es unzweifelhaft bis zum Minister." „Ja," sagte ich, „aber es ist so lang bis dahin." Einen Augenblick schwieg er, dann sagte er: „Sie stehen sich selbst im Licht —" und verschwand.

Ach Gott, ich kann ihn nicht ausstehen mit seiner Auspasserei, wenn ich nur sein Gesicht seh', verödet sich mir 's Leben. Wie so anders ist doch er!

Weißt Du, Lisbeth, es war so — jener Gesellschaftsabend war der Höhepunkt. Er ging nicht von mir weg! Er tanzte nur mit mir. Wir haben uns immerfort gezankt — eigentlich, ich glaube, wir benahmen uns so, als seien wir ganz allein auf der Welt — So oft er kam, sagte ich ihn fort, dann machte er ein ganz steifes Kompliment und ging, stand aber schon im nächsten Augenblick wieder da. Darauf lachten wir über eine Viertelstunde. So ging es den ganzen Abend.

Am andern Morgen brachte er mir meinen Fächer. Und dann kam das große Erwachen. Papa stand unter meiner Zimmertür: „Wie denkst Du Dir denn das?" fragte er, „es geht nun einmal nicht. Nimm Vernunft an, Kind. Es kann nicht sein." Ich hätte nicht um die Welt geweint oder mich schwach gezeigt. Ja, es war mir in diesem Augenblick ganz wunderbar zumute, so als marschiere ich in die Schlacht und höre Militärmusik. Ich nickte Papa zu, und er ging.

Es ist nun alles anders, gerade so als habe Papa auch mit ihm gesprochen. Ich weiß es nicht. Er kam nicht auf den letzten Ball, und im Theater dreht er sich im Anfang nicht ein einziges Mal um, um plötzlich, während des letzten Aktes, keinen Blick von mir zu wenden. So werden wir immer abwechselnd schwach, und dann helfen wir einander wieder. Mama ist am unglücklichsten, sie nimmt's entsetzlich schwer, so daß ich immer tun muß, als sei ich ganz vergnügt. Das Beste ist, ich bin sehr fleißig, daß keine Gedanken kommen, kopfüber hab' ich mich in die Literatur gestürzt. Fräulein Anna ist jetzt ganz zufrieden mit mir, sogar das Trockene, das ich früher nicht ausstehen konnte, interessiert mich jetzt, das heißt, ich zwinge mich dazu.

Natürlich, nachts, da kommt's dann — im Schritt hör' ich sie heranschreiten, die großen Schmerzen und Qualen — und es ist dann, als begleite sie ein Trommelwirbel, der immer stärker, immer stärker auf mich eindringt, bis zum Verzweifeln — da hilft mir gar nichts, kein Beten, kein zu Gott schreien, nur das eine kann mich retten — ein lautes, kräftiges: „Ronde vorbei!" Aber ich muß es mit tiefer Stimme sagen, mit einer Stimme, die nicht zittert — dann zieht es weiter, und ich habe gesiegt. Wenn aber mein „Ronde vorbei" kläglich klingt, dann bin ich unterlegen und heule mich zu tot. Aber ich kann's nicht leiden, wenn mir's Papa ansieht, und darum

nehm' ich mich entsetzlich zusammen. Ach Gott, und mein arm's Mütterle —

Ich hab' schon oft eine Faust auf die Lieb' gemacht.

Kommen soll ich. Gern, aber jetzt geht es nicht. Hermann ist nur noch ein paar Wochen bei uns, dann kehrt er, noch sehr schonungsbedürftig, in seinen Dienst zurück. Denke Dir, so jung wie er ist und darf nie mehr wie andere junge Menschen sein Leben genießen, sondern muß immer auf seine Wunde Rücksicht nehmen. Bei jeder Anstrengung, ja, wenn nur die Sonne auf seinen Kopf scheint, bekommt er große Schmerzen.

Also später dann. Ich freu' mich.

Deine Minz.

38.

Karlsruhe, 1. Mai 18..

Gelt, Du hast Angst gehabt, ich sing' Dir nun den ganzen Tag ein miserere vor und geh' herum wie eine Trauerweide? Ach die Kinder, die Kinder! „Tante Minz, Tante Minz" den ganzen Tag — „Erzähl' was, Tante Minz — Balg Dich mit uns, Tante Minz" — Das war doch herzig von Karl, wie Du zu ihm gesagt hast: „Karl, Du bist zu langweilig mit Deinem ewigen Reden," und er so lieb sagte: „Ich bin nit langweilig, Mama, ich bin nur demütlich."

Es ist so schön jetzt im Wald und überall. Aber in der Stadt sind lauter Preußen. Man hört nur noch „Nee" und alle jene schnarrenden Laute, die dem badischen Ohr so fremd sind. Aber als Tänzer gefallen sie sehr.

Von den Unsern sind viele nach Norddeutschland versetzt. Auch Leutnant Rot. Ich hab's erst jetzt erfahren; er ist schon über zwei Wochen fort. Ronde vorbei.

— — — — — — — — — — —

Ich habe ein wenig aufgehört zu schreiben von wegen einer elenden Anwandlung.

Ich muß Dir noch sagen, daß ich ganz entzückt bin von Eurem Puck. Er hat das herzigste Schnauzergesicht der Welt. Bimbel ist für uns immer die gleiche Unterhaltung, neulich ist sie für einen Tag verschwunden. Was hat sie getan? Drüben beim Bäcker Appenzeller hat sie fünf Gipfel angefressen. Sie ist voll Humor; Butzel, ihre Tochter, hat keinen Funken. Sie ist eher tiefsinnig, hat ein unendlich feines Stimmchen und kann nichts Lautes vertragen. Neulich sprang sie von hinten aufs Kanapee und gab mir mit der Pfote eins auf den Mund, weil ich sang. Ich habe Mama noch selten so lachen sehen. In Butzels Leben ist außerdem eine dunkle Stelle. Die Leute unten im Haus haben sich einen Kielhasen angeschafft, ein großes braunes Tier. Eines Morgens sehe ich Butzel in großer Aufregung die Treppe zum Speicher hinaufrennen und wieder herunter, immer so fort. Ich gehe mit ihr hinauf; sie setzt sich vor eine Kiste hin und macht funkelnde Augen. Ich guck und guck und guck endlich hinter die Kiste. Da liegt der tote Kielhase. Ich bitte Dich, die Butzel mit ihren Nerven und ihrem Stimmchen wie eine Prinzeß, sollte die den Hasen, der größer war als sie, umgebracht haben? Glaubst Du das? Es ist uns allen ein Rätsel. Sonderbar ist sie ja. Als Bimbel das letzte Mal Junge hatte und man diese wie immer drunten im Hof in der Gießkanne ertränkte, denk' Du Dir unser Entsetzen, bringt ihr die Butzel all die ertränkten Jungen wieder ans Wochenbettle. Ich weiß, das interessiert Dich alles, weil Du auch die Viechle so magst.

Hast Du schon bemerkt, daß der Spatz nicht gehen kann, sondern nur hüpft, während alle andern Vögele ganz hübsch ein Füßchen vors andre setzen? Auch muß ich mich so oft fragen im Wald: Wo kommen nur die toten Vögel hin? Wo sterben sie nur, daß man fast nie einen toten Vogel sieht?

Neulich war ich im Egmont. Ich habe früher auch das Schöne empfunden, aber ernste Gespräche, wenn es sich nicht um Liebe handelte, waren mir langweilig. Das ist jetzt anders. Wie ist mir durch die Stunden bei Fräulein Anna das Schöne auch da aufgegangen, wo ich es früher nicht bemerkte!

Denk', und sie ermutigt mich so zu schreiben. Ich darf es ihr dann vorlesen, und sie sagt mir die Fehler.

Jene Frühlingsphantasien, die ich bei Euch am Rhein empfangen und dann fertig gemacht habe, sind zu Fräulein Annas großem Kummer (sie hat die Geschichten nicht druckreif gefunden) auf Veranlassung der Frau Generalin Holz gedruckt und zum

Wohl der Verwundeten im Bazar verkauft worden.

Denke Dir, ein schwer verwundeter Preuße, der in einer mir befreundeten Familie verpflegt wird, hat mein Bild aus dem Album genommen, und nachdem er mich im Garten einige Male gesprochen, hat er mir folgendes Gedichtchen zugeschickt:

Wie es der duftigen Rose an scharfen Dornen nicht mangelt,
Ist auch das Sehnen nach Dir nicht ohne bitteren Schmerz,
Denn mit offener Klarheit sagt mir Dein geistvolles Auge,
Daß, wenn auch Mitleid Du fühlst, doch nicht mitleidet Dein Herz.

Er reist in wenigen Tagen ab und ließ mir sagen, daß er wiederkomme, wenn er gesund sei. Der Arme, er soll sehr schwer verwundet sein.

Und nicht der allein. Siehst Du, ich könnte jetzt — aber ich kann nicht! Ich weiß nicht, wo's mit mir hinaus soll! Du bist verheiratet und hast drei Kinder, Lenchen hat drei Kinder, meine Jugendfreundinnen heiraten nacheinander, nur ich allein bin immer noch nix. Hab' auch keinen Beruf wie Anna und ihre Schwestern, oder wie Poetzens, die alle ihr Lehrerinnenexamen gemacht haben und Erzieherinnen sind. Und doch bin ich ganz ruhig und habe keine Angst vor der Zukunft. Auch wenn Tantele immer sagt: „Du hast ja nichts gelernt! Ja, wenn Du leisten könntest, was einst Deine verstorbene Tante Anna geleistet hat, dann wäre ich ruhig" — Trotzdem ist mir, als werde noch alles recht.

Da fällt mir eben Isabel ein. Erinnerst Du Dich ihrer? Sie hat im Kloster die erste heilige Kommunion mit mir gemacht und damals vor ihrer Generalbeichte den ganzen Beichtspiegel abgeschrieben und beichten wollen. Sie war so unbegabt, daß sie nie über die zweite Klasse hinausgekommen ist.

Nun denke Dir, neulich hat mir jemand erzählt, sie sei Hühneraugenoperateurin geworden und schneide jetzt sämtliche Hühneraugen des englischen Hofes. Da fiel mir plötzlich ein, daß mir immer ihre Hände so aufgefallen waren, ohne daß ich wußte, weshalb.

Ist das nicht merkwürdig, daß man die Dinge in der Jugend wohl sieht, aber doch wieder nicht sieht, und erst später weiß, was man gesehen hat?

So kann in jedem was liegen und erst später zum Vorschein kommen.

Nur bei Dir kam's ganz anders. Weißt Du noch, wie Du zu mir gesagt hast: „Unser Kloster ist mir nicht streng genug, ich möchte unter die Karmeliterinnen gehen?" Und jetzt — Lisbeth, ich hoffe zu Gott, daß mir nicht wieder ein Wochenbettbrief bevorsteht! Man kann alles übertreiben, auch 's Renitentsein.

A tout jamais — wie man im Kloster sagt — Deine Minz.

39.

Karlsruhe, 28. August 18..

Fast bin ich gestorben vor Hitz', nun hat's geregnet, und da bin ich wieder zu mir gekommen.

In Freiburg war's halt wieder wunderschön. Wenn man in einer so schönen Stadt wohnt, ist man gewiß nicht halb so unglücklich wie in einer andern. Ich freu' mich jetzt schon drauf, wenn ihr Euch einmal pensioniert und zieht nach Heidelberg. Da gehen wir dann ganz anders spazieren als in Euerm bißle Schloßgarten. Wir haben ja unsern Wald, aber die Schnaken fressen einen bald auf. Man kann nicht anders spazieren gehen, als mit einem wehenden Taschentuch. Unsere temperamentvolle Ricke behauptet, sie fuchtle die ganze Nacht mit den Armen in der Luft herum, um sich der Schnaken zu erwehren. Dann ist sie natürlich am andern Morgen nicht von der „besten Butter", wie Papa sagt. Er sagt auch, wenn man ihn fragt: „Wie hast Du geschlafen?": „Ich hab' kein Auge zum andern gebracht." Und wenn der Bursche das Zimmer fegt und Papa geht an der offenen Tür vorbei, so sagt er: „Alles nichts; wer unter dem Bett vorkehrt, von dem darf man nicht mehr als die Fußsohlen sehen." So hat's nämlich der Johann gemacht, den Mama prachtvoll erzogen hat, so daß sie seitdem immer sagt: „Ich hab' halt keinen Johann mehr." Er ist im Feldzug gefallen, der arme Johann.

So, also man begehrt auf, ich schreibe so selten, ich gehe wohl in meinen neuen Freundschaften unter? Freilich, und außerdem schlüpfen jetzt meine Gedanken in die Geschichten hinein, die ich schreibe. Ich hab' schon mindestens sechs geschrieben und

auch fortgeschickt — natürlich unter einem Pseudonym, sonst, wie würden sie mich auslachen in Karlsruhe, wo mir keiner was Rechts zutraut. Leider kommen meine Geschichten regelmäßig wieder zurück. Ich knirsche ordentlich vor Wut, wenn der gelbe Postwagen immer wieder vor unsrer Türe hält. Es fehlt mir so an Ausdauer, ich bin noch so leichtsinnig. Wenn ich etwas ändern soll, bin ich außer mir.

Neulich, als Anna etwas anders haben wollte, sagte ich zu ihr, sie solle es doch machen. Da hat sie mich aber heimgeschickt. Es ist oft ein wahrer Kampf mit Anna, aber schließlich tu' ich doch, was sie sagt, denn sie hat immer recht. Hintennach seh' ich's ein. Aber wenn die Sonne scheint, möcht' ich alles hinwerfen und 'naus rennen, nix wie 'naus, Arbeiten ist mir ein furchtbarer Zwang. Etwas in mir will sich nicht fügen, aber „der Bien muß".

Und dann, weißt Du, ich bin jetzt an Goethe. Wenn ich jetzt Kinder hätte, es wär' schrecklich, denn sie bekämen nichts zu essen, und ich würde ihre Näschen nicht sehen, so denk' und leb' ich und web' ich in Goethe. Anna macht immer ein ganz heiliges Gesicht, wenn sie von ihm spricht. Überhaupt, das ist so schön, wie ihre Begeisterung einen mit fortreißt.

Neulich hatt' ich einen wundervollen Traum von ihm. Jemand sagte mir, er wohne im untern Stock bei Langes. Also ich renn' atemlos durch die Stefanienstraß' und setz mich auf die Treppe im Torweg. Er kommt aber nicht. Nun geh' ich vor's Haus und steig' auf den Kellerladen und schau' ins Zimmer. Das Herz wollte mir zerspringen vor Seligkeit — Da saß er — an einem Tisch mit einem Licht — Er trug einen braunen Rock und braune Strümpfe mit Schnallenschuhen. Aber sein Gesicht konnte ich nicht sehen, es war durch die Hand bedeckt. Ganz in Gedanken saß er da. Nicht wahr, wie merkwürdig vom Traum, daß ich sein Gesicht nicht sehen durfte?

Jetzt noch Dein Vorwurf. Ja, darin hast Du recht, mein Mütterle macht schrecklich mit mir durch. Aber auch die vielen Briefe an all die Tanten, alle Augenblick ist ein Geburtstag — und die Besuche immer und ewigen Mahnungen wegen der Leute, die ich vergesse. Mama ist furchtbar rücksichtsvoll, und dagegen strample ich mit allen vieren. Sei ruhig, ich hab' ihr versprochen, 's Kochen zu lernen. Es ist wenigstens keine Sitzarbeit. Gottlob!

Also im September halten wir wieder große Seelenwäsch'.

Deine Minz.

40.

Karlsruhe, 10. September 18..

Ich kann nicht kommen, Tantele liegt zu Bett. Sie war zwar immer krank, so lang ich mir denken kann, aber selten zu Bett. Mama ist fast den ganzen Tag bei ihr. Ich will lieber zuwarten, bis Tantele wieder auf ist. Deine Minz.

41.

Karlsruhe, 12. Oktober 18..

Tantele ist nicht mehr da. Mama kann mich wieder gar nicht begreifen. Sie hat mich so oft mahnen müssen, Tantele zu besuchen, und ich hab's gar manchesmal unwillig getan — Und nun war mein Schmerz so entsetzlich, ich hab' mich fast tot geweint. Im hintern Zimmer war's, am Tisch, bei der Lampe. Eine alte Briefmappe vom Tantele war vor uns ausgebreitet. Da fand ich ein blaues, zusammengefaltetes Papierchen, darauf stand: Liebe und Schmerz. Und als ich es öffnete, lagen schön geordnete Haarlocken drin, jede mit einem Namen: die schneeweißen von ihrem Vater, die weiß mit schwarz untermischten von ihrer Mutter und die rotleuchtenden von Tante Anna. Dann kam ein dunkles, weiches Löckchen, darauf stand Hermännle und auf dem lichten blonden Herminle. Und ich sah plötzlich alles, alles, was ich verfehlt hatte, Tantele gegenüber, das nur gütig zu uns war, nur Opfer gebracht hatte. Und nun starb sie da draußen einsam, und mir war's, ach, so oft zu viel gewesen, zu ihr zu gehen. Ich hätte sie oft und lieb erfreuen können, und habe es so selten getan. Ich hätte ihr das Leben verschönern können und habe es nicht getan. Warum tat ich's nicht? Warum ist man so blind und lebt hin und denkt an nichts? Die Reue drückte mir fast 's Herz ab. Und doch war's auch wieder nicht die Reue allein, es war so, als summe mir etwas in den Ohren wie: Menschenleben — Menschenleben — Ich kann Dir nicht sagen, wie mir war — ich fühlte plötzlich, wie groß, wie entsetzlich — ein Menschenleben — Ich

dachte nicht mehr an Tantele, ich dachte an alle, die wir leben und sterben müssen — und daß die feinste, zarteste Haarlocke uns überdauert.

Am Begräbnistage kam Deines Mannes Brief. Also ein viertes Büble. Ich komm' dann, wenn Du wieder auf bist, für einen Tag hinüber. Deine Minz.

42.

Karlsruhe, 4. Januar 18..

O, heut so ein Bummel mit Dir, das wär' so ein Wetter und Fressen! Gestern bin ich mit Anna spazieren gegangen. Sie sagte mir, daß sich unsre beiderseitigen Bekannten gegen sie ausgesprochen, ich hätte mich in letzter Zeit zu meinem Vorteil verändert. Und sie sagte, sie finde das auch, und es freue sie sehr. Weißt Du, wenn von Dingen geredet wurde, die mich nicht interessierten, langweilte ich mich sehr, und wenn ich im Hause meiner Freunde Leute traf, die mir nicht sympathisch waren, ließ ich mir das anmerken oder lief davon. Das alles ist jetzt besser, und mit der Arbeit geht's auch voran. Das habe ich Anna zu verdanken; nie hätte ich vielleicht ohne sie gelernt, mich auf mich selbst zu besinnen. Ich kenne keinen Menschen, der so ehrlich, rein und schön einem andern helfen will und kann, als sie.

Als ich aber dann von ihr wegging durch die schon halb dunklen Gassen, mußt' ich plötzlich an Dich denken, wie Du mich von der Kindheit her mit meinen tausend Fehlern um Dich gehabt, das übermütig' Ding, mit dem man kaum ein vernünftiges Wort reden konnt', das sich für nichts interessierte, weil's immer ganz von seinen eigenen Angelegenheiten erfüllt war — Und wie Du mich nahmst, so ganz, wie ich war, und immer lieb warst und nie ungeduldig, oder auch manchmal ungeduldig, aber nachher gleich wieder lieb. Wie dank' ich Dir, daß ich Dir nie zuwider wurde, jetzt, wo ich um mich schau' und merke, wie anders ich eigentlich sein sollte.

Das tut mir aber leid, daß Euer Biber gestorben ist. Er kannte mich so gut aus meinen Flegeljahren her, und so oft ich kam, sang er mich an: „Biste wieder da! Biste wieder da!"

Du aber bist jetzt wieder höchst patzig, weißt Du das? Ob ich jetzt aussehe wie eine, die schreibt? Ja, ich hab' jetzt immer ein Tintenfaß in der Hand. Oder sieht vielleicht eine besser aus, die nichts tut und den ganzen Tag auf einen Mann wartet? Du kannst ruhig sein, es verachtet mich noch keiner, im Gegenteil, aber alles, was ich jetzt nach dieser Seite hin erleb', kommt mir wie etwas Nebensächliches vor. Ich bin innerlich nicht davon berührt. Ronde vorbei. —

Nein, wie in einem Grab sieht's noch lang nicht in mir aus. Da regt sich noch alles und kommt wieder und macht mir zu schaffen. Auch 's Theater — Daß ich oft ein Buch nehmen muß und irgendeine Rolle herunterlesen mit dem ganzen Feuer meiner Seele. Oder ich schreib' einen Brief ins Kloster, schreib' wie damals, als mir das Herz vor Heimweh blutete, denn ich hab' sie dann plötzlich noch gerad so lieb alle miteinander, wenn ich auch, seit ich Nathan den Weisen kenne, weiß, woran ich bin, und es für mich keine Konfessionen, nur noch Menschen gibt.

Das war wie ein Blitz damals — keine Dunkelheit mehr, keine Zweifel, alles hell —

Weißt Du noch, wie entsetzt Du warst, als ich Dir diese mir so plötzlich gewordene Offenbarung mitteilte, und wie wir dann heulend den Nathan miteinander lasen, worauf wir uns ohne jede weitere Auseinandersetzungen ruhig und gefaßt gute Nacht sagten? Ach, was muß der Mensch durch so viele Häute durch! Ich weiß nicht, wie ich das machen tät', wenn ich dazu auch noch durch so viele Windeln müßt' wie Du! Deine Minz.

43.

Karlsruhe, 10. März 18..

Denke Dir, Lisbeth, wieder hielt der gelbe Postwagen vor dem Haus, und ich knirschte schon in mich hinein und denke: Aha, da kommt er wieder, der verflammte Kerl, und bringt mir den Onkel Sigmund zurück — eine Novelle, die ich an „Über Land und Meer" geschickt hatte. Wer aber nicht kommt, war der Onkel Sigmund, sondern 's Honorar dafür: dreihundert Mark. Jesses, ich sag' Dir — ich bin zu Papa gelaufen und hab' gesagt: „Da schau" — Er nahm das Kuvert in die Hand, las dreihundert Mark und sagte: „Das ist unmöglich!" Hierauf holte ich Mama her-

bei, und der Umschlag wurde aufgerissen — Alles richtig, dreihundert Mark.

Niemand in der Familie glaubte nämlich an mein Talent. Die vorigen Passionen fürs Kloster und fürs Theater hatten meinen Ruf in ihren Augen vollständig untergraben, und so glaubte auch niemand, daß ich es überhaupt im Leben zu etwas bringen würde. Ich allein glaubte es. Es ist nur so merkwürdig, daß ich so lang herumgesucht habe, da ich ja doch von Kindheit an geschrieben habe. Mein erstes Gedicht begann also: „Vater, der Du die Mutter erschlugst." Ich wurde damals mit Hohn und Spott übergossen, aber ich war so mutig, gleich darauf ein Trauerspiel zu schreiben. Und dann im Kloster, was hab' ich dort alles zusammengeschmiert — nannten sie mich nicht überhaupt 's Schreiberle? Es war also meine Prädestination, wie Isabel durch ihre Hände zur Hühneraugenoperateuse prädestiniert war. Es ist nur wie gesagt merkwürdig, daß ich so lang herumgesucht hab'.

Ach, ich bin so froh!

„Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen —"

das sing' ich heut den ganzen Tag. O Du dumme Lisbeth, ich hab' innerlich so lachen müssen, wie Du mich anschautest neulich, als müßt' ich nun wirklich eine ganz andere sein, und wie wir dann übereinander herfielen, die Buben und ich — Ja, da hat sie gelacht! Und gelt, jetzt bist Du für alle Zeiten beruhigt? Glaub mir, ich bin so verproviantiert mit Kindskopfigkeit, daß es fürs ganze Leben reicht.

Da ich nun ein Kapital besitze, so geht's zuerst einen Tag nach Mannheim, dann einen Tag ins Kloster — Frau Lange kriegt einen schönen Strauß, und zwei Gesellschaften werden gegeben — eine für den bedeutenden und eine für den unbedeutenden Kreis — mit mordsguten Sachen.

Wie gesagt:

„Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen —"

Deine Minz.

44.

Karlsruhe, 14. April 18..

Zinterata bum bum! Ach, ich sage Dir, in mir ist lauter Musik. Warum? Weil's so viele liebe, gute Menschen gibt. Und so herzige Kindergesichter. Und so viel Komisches in allen Ecken und Enden. Dazu die grünen Bäum', ganz hell, hell — die Luft, der Himmel, das lieb' Getier — Aus dem Himmel ist sie gefallen, die Wurzel: Gern-haben — Sie wächst und wächst und wird ein großer Baum, daß man behaglich in seinem Schatten sitzen kann bei Sonnenschein und Regen. Du lieber, alter Lisebeth-Baum, zu dem ich hinstürz', wenn ich verkrumpelt bin oder närr'sch vor Freud'. Ich sage Dir, eine ganze Flasche Champagner hab' ich im Kopf, ohne auch nur die Idee eines Tropfens getrunken zu haben. Gelt, wie schön? Und so billig!

Also, wo's 'naus lauft: Um sechs in der Früh abgefahren — um acht saß ich im Schiff unsrer alten Klosterkirche, unter fremden Menschen, und vor uns im Chor hinter dem Gitter — da war die erste heilige Kommunion. Die Kinder kamen in ihren weißen Schleiern und Rosenkränzen, verneigten sich vor dem Altar und nahmen die vorderen Bänke ein. Wie immer, ach, wie immer! Dann kamen die Blaugekleideten, und rechts und links in den Chorstühlen knieten unsre mères. Auch wie immer. Ich erkannte jede an der Art, wie sie die Hände faltete. Und da sah ich mir nun alles an, hörte die Gebete, die ich selbst einst gesprochen, und wunderte mich, daß ich die beiden großen Heiligen rechts und links vom Altar so lange nicht gesehen haben sollte. Die alten Lieder wurden gesungen — der Geistliche hielt eine Ansprache an die Erstkommunikantinnen, und bei Gott, die Vöglein und Fischlein, die er in keiner Predigt ausließ in unsrer Klosterzeit, sie schwimmen und fliegen noch immer — Wie war mir wohl! Ich kann meinen Zustand nicht beschreiben — meine Seele ging zurück in meine Kindheit — Alles da drinnen erlebte ich mit, was diese jungen, weißgekleideten Kinder an inniger Andacht empfanden, was sie dem lieben Gott versprachen mit Tränen in den Augen ... daß man so einmal empfunden hat — unter Weihrauch, Blumen, Sonnenschein, lieblichen Gesängen aus jungen, frischen Kehlen — Ach Gott, wie schön!

Als sie drin im Chor die Kirche verlassen und die Leute rings um mich her auch gegangen waren, ging ich die Treppe hinauf durch die schwarze Gittertüre ins

liebe Reich der Kindheit. Ich traf die révérende mère im Kreuzgang. „Hermine," rief sie, „sind Sie vom Himmel gefallen?" „Nein, in den Himmel," sagte ich. Da fuhr sie mir so mit der Hand über die Stirn und murmelte etwas, ich hab's nicht verstanden, aber 's war lieb, ich sah's ihren Augen an. Dann ging ich durch den Hof, und unten an der Treppe zum Korridor stand mère Clémence, und in ihren blauen Augen leuchtete es auf. Ich flog ihr geradeswegs an den Hals. Und so ging's weiter, ich suchte sie alle, sah nur Liebes, hörte nur Liebes, und ehe sie Zeit zu ihren Fragen fanden, war ich auf und davon.

Ach, es hat mir so gut getan! Es ist so rein und klar in ihnen und um sie herum, und das hab' ich so gern, da fühl' ich mich so wohl und bin nun so reich, als hätt' ich einen Blick in den Himmel getan. Das ist ja auch die Kindheit.

Die Augen fallen mir zu; morgen weiter.

— — — — — — — — — — —

Daß Du es weißt, ich bin jetzt im Kochen im Darmstädter Hof.

Morgens komm' ich an, nehm' ein paar Hühner aus, rühr' einen Teig — Neulich hatt' ich einen ungeheuern Schupfnudelteig unter den Händen und brachte ihn nicht zusammen. Da kam die dicke Köchin und knutschte nur so ein bißchen mit der Fläche der Hand am Teig 'rum, gleich war er beisammen. Erst ein Unglück ist passiert — eine Sandtorte hab' ich verpfuscht.

Zwischen dem Kochen schreibt man sich die Rezepte auf, und zuweilen schreib' ich auch noch was andres ins Kochbuch. Vollständig kann man seine Natur nicht verleugnen.

Wir sind drei Kochfräulein, alle aus der Tanz-, Näh- und Ballzeit. Neulich reden wir wieder einmal wie immer vom Theater, daß 's Bostle herzig war und der Morgenweg einzig, da kommt der Hausherr in die Küche geschlürft. Das tut er oft, sieht nach, steckt ein paar bissige Bemerkungen der Köchin ein und schlürft wieder ab. Neulich aber bleibt er stehen und hört uns zu, wie wir vom Theater sprechen, und mit eins sagt er: „Ich muß mir doch das neu' Theater auch emal ansehe." Niemand weiß etwas von einem neuen Theater, und so fragt jemand: „Ja, gibt es denn ein neues Theater? „Ja ja," sagt der Hausherr, „das auf'm Schloßplatz, 's Großherzoglich Hoftheater." Jetzt lachen wir wie besessen drauf los: „Aber das ist doch nicht neu, das steht ja schon eine ganze Ewigkeit!" „Eine Ewigkeit," brummte der alte Herr in seinen ausgetretenen Schlappen, „ja wohl, ein paar Jährle sind's her — anno 1852 ist's eröffnet worden — da haben Sie Ihr' Ewigkeit!" „Und in all der Zeit haben Sie's Theater nicht gesehen?" kreischten wir durcheinander, „und haben keine fünf Minuten bis hin?" — „Ja wohl," sagt er, „so werd' mer sei' Zeit verschwende — ich geh' jeden Morgen auf mei' Markt und damit hab ich mei Pflicht und Schuldigkeit getan." „Aber am Sonntag?" „Am Sonntag bleib' ich daheim und ruh' aus — am Sonntag werd ich mer doch nit die Müh antu' und vors Haus geh'" —

Du, seit dem Onkel Sigmund hab' ich nichts mehr angebracht. Ein Roman „Doris" reist schon eine ganze Weil' in der Welt herum. Wenn ich nur schon überall gewesen wär', wo der schon war.

— — — — — — — — — — —

Heut war's nett. Plötzlich erschien Papa um die Mittagszeit im Darmstädter Hof und lud die Kochfräulein zur Tafel ein. Also wir haben uns gewaschen und sauber gemacht und waren glückselig. Weißt Du, es sind ja immer Herren an der Tafel, die sich fürchterlich für die Kochfräulein interessieren. Nun war mir gerade an diesem Morgen ein kleines Unglück passiert. Ich hatte ein Blech mit kleinen Brezele belegt, und als ich es in den Ofen schieben wollte, stieß ich damit an, und sämtliche Brezeln rutschten mir in den Kohlenkessel. Die Köchin stand zum Glück gerad hinter ihrer spanischen Wand, der Schranktüre, wo sie immer einen Schluck nimmt. Schnell fisch' ich die Brezele aus den Kohlen raus, mache sie zum Teig und lege sie frisch auf das Blech. Sie wurden ganz schön, nur ein wenig dunkler als sonst.

Bei Tisch nun wurden wir natürlich von allen Kostherren begrüßt und in den Himmel gehoben und behauptet, es sei noch nie so gut gekocht worden, als seit wir da seien. Immerfort ließ man uns leben und trank uns zu, und immerfort schenkte uns Papa Wein ein. Nun kann ich gar

Bildnisstudie. Zeichnung von H. Fenner-Behmer.

nix vertragen, und wie's Dessert kam, da war ich schon in der angenehmsten Stimmung und bot fortwährend meine Brezele an, indem ich sagte, ich habe sie ganz allein gemacht. Sie wurden alle gegessen, und als nun keine mehr da war, freute ich mich wie ein Schneekönig und rief über den ganzen Tisch hin: „So ja, sie sind alle im Kohlenkessel gelegen!" „Wer — was — wie —" schrien die Herren durcheinander, und ich erzählte ihnen die ganze Geschichte. Da war ein solches Gelächter, und Papa mußte wohl oder übel so mitlachen, daß er unfähig war, mir auch nur ein Wort des Vorwurfs zu sagen.

Gelt, wie man noch sein kann, trotz allem, was man erlebt hat? Ich begreif' mich oft selber nicht. Man hat eben doch mehr als eine Seele in sich. In mir ist eine, die sieht wie ein kleiner lustiger Bub aus, der sich immer wieder durchbalgt, Gott sei Dank! Deine Minz.

45.

Karlsruhe, 15. Mai 18..

Du, Lisbeth, ich muß Dir schnell einen Traum erzählen. Wie man nur so was träumen kann, wenn man den ganzen Morgen mit Teig und Hühnern und Schweinebraten und Pfannenkuchen beschäftigt ist und nichts hört als: „Fett in d' Pfann —"

Also ich saß mit meinen Jugendfreundinnen in der Nähschul'. Alle waren fleißig bei der Arbeit; nur mir sank immer wieder die Hand mit der Nadel in den Schoß, und die Stimmen rings umher tönten mir wie aus weiter Ferne. Plötzlich öffnete sich die Türe, und eine große, ernste Frauengestalt stand auf der Schwelle. Sie trug ein langes, weißes Gewand, ihr Gesicht war bleich und schön. Sie erhob die Hand. In wilder Flucht, wie vor etwas Schrecklichem, stoben die jungen Mädchen auseinander. Auch ich eilte zur Türe, sah mich aber noch einmal um. Ich tat's mit Bangen, mit heißem Herzklopfen. Da stand die Gestalt mit ihrem schönen Gesicht und streckte mir lächelnd die Arme entgegen.

„Nein, nein," schrie ich, „ach nein, ich fürchte mich vor Dir!" Und doch bewegte ich mich nicht von der Stelle, ich vermochte es nicht, denn das bleiche, schöne Gesicht hatte sich plötzlich verändert; aus den Augen stürzten Tränen, und die erhobenen Arme sanken ihr schwer am Körper nieder.

Da riß es mich zu ihr hin mit überirdischer Gewalt.

Und dann, wie schön, ich war plötzlich ein kleines Kind und lag im Schoße dieser ernsten und doch so freundlich blickenden Frau. Ich weinte aber noch immer, denn ich wußte, es war etwas geschehen, etwas, vor dem alle die anderen geflohen waren. Ich aber fühlte mich festgehalten und konnte nicht mehr zurück. Da nahm sie mich plötzlich auf und stieg mit mir in die Lüfte. Hoch über die Häuser flogen wir, und tief unter uns lag die Welt. Ach, wie schön war die! Immer schöner wurde sie! Blaue Seen wechselten mit tiefen Wäldern, herrliche Städte sah ich mit wunderbaren Gebäuden; fremdartige Bäume und Gewächse; das Meer mit seinen Wellen, Berge voll Schnee und liebe kleine Dörfer.

Es nahm kein Ende, meine Augen wurden ganz müde vom Schauen. Ich weinte nicht mehr, es war mir unendlich glückselig zumute, so, als sei ich nun für alle Zeiten getragen und geborgen.

Es war aber noch viel schöner, als ich's hier schreibe, es war ganz wunderbar.

— — — — — — — — — — —

Abends.

Denke Dir, heut nachmittag hab' ich zwei Schriftstellerinnen kennen gelernt: Amalie Bölte und Ottilie Wildermuth. Bei einem Kaffee in einer befreundeten Familie. Du kannst Dir denken, wie ich Augen und Ohren aufriß. Wahrscheinlich auch den Mund. Amalie Bölte hat ein kluges, scharfes Gesicht und sagte auch lauter kluge, scharfe Sachen. „Die gute Wildermuth," sagte sie mindestens zehnmal und hatte so ein Lächeln dabei. Die Wildermuth sagte nämlich nie 'was Gescheites, aber sie hatte unbeschreiblich liebe, große, blaue Kinderaugen, und war auch gerad wie ein Kind, so lieb und einfach. Die beiden Frauen sahen nebeneinander aus wie der Verstand und das Gemüt.

Also gleich nach der Kocherei komm' ich. Ich bring' dann ein herziges Daguerreotyp vom Tantele mit; ich hab' es unter ihren Sachen gefunden. Ebenso eine Silhouette von meiner Großmutter, die ganz mein Profil hat. Das hängt jetzt

alles in meinem Zimmer. Auch die Photographie der Venus von Milo von Anna.

Denke Dir, bei einem Ausflug des Philharmonischen hat ein Leutnant zu mir gesagt: „Sie haben ja ein Handgelenkchen wie die Venus von Milo.“ Da sagte ich: „Sie hat ja gar keine Arme.“ Aber vor zwei Jahren hätt' ich das auch nicht gewußt. Und weißt Du, was unser jetziger Bursche zu Ricke sagte, als er die Photographie sah: „Wie mer sich auch noch ohne Arm' photographiere lasse kann, das isch jetzt noch 's Allerverrücktst“ —

Hermann geht im Sommer in ein Bad und kommt vorher nach Haus. Ich hoff', ich darf wieder nach Freiburg. Das heißt, ich glaub's bestimmt, denn wenn die Eltern auch im Anfang von einer Sache nichts wissen wollen, ich setz' alles durch, ich bin ein Steisbettler. Es ist zu merkwürdig, aber wenn ich so meine Sehnsucht auf eine Sache richt', immer erreiche ich mein Ziel. Nur einmal nicht. — Ronde vorbei —

Deine Minz.

46.

Karlsruhe, 29. Juni 18..

Manche Tage sind voll Erlebnisse. Heute früh kam ein Brief — die „Doris“ angebracht — Halleluja! Wenn ich mich freu', kann ich nicht still sitzen. Die Sonne lachte. Also hinaus! Eine Kommission fiel mir ein, ich ging durch's klein' Herrengäßle. Seit ich in Freiburg war, weiß ich, warum Mama dies Gäßle so gern hat; in Freiburg gibt's eine ganze Menge so schmale Gäßle und bei uns nur dies eine — Also, ich geh' durchs Herrengäßle, auf einmal schreit mich was an, eine Katz' hinter einem Kellerladen. Entsetzlich sah sie aus, wie ein Gespenst, wie der Hunger in Person. Ich lief, was ich konnte, zum Metzger an der Ecke und ließ mir ein Stück Blutwurst geben. Ich sagte, es sei für ein Tier, und ließ mir die Wurst in Stücke schneiden. Ich lauf' zurück und werfe den Inhalt meines Papiers der Katze hin. So etwas hab' ich noch nicht gesehen. Indem sie die Stücke hinunterschlang, suchte sie zugleich mit ihren Pfoten die übrigen Stückchen festzuhalten und fauchte dazu mit zurückgelegten Ohren.

Ich habe auf einmal gesehen, was Hunger ist, und der entsetzliche Gedanke, daß auch Menschen solchen Hunger haben könnten, machte mich ganz unglücklich. Ich rannte durch die Gassen und sagte mir immerfort: das dürfte doch nicht sein! das dürfte doch nicht sein — und bin auf dem Schloßplatz, ich weiß nicht wie. Da kommen zwei Büble mit Holz des Wegs und gehen durch den Zirkel — der Große voraus, ein kleiner Dicker hinter ihm her. Der kleine Dicke hat's furchtbar schwer; er trägt sein Bündel Holz so ungeschickt auf der Schulter, daß er den Kopf ganz schief halten muß und dem großen Bruder kaum nachkommen kann. Er wird auch noch von ein paar kleinen Kerlen, an denen er vorüber muß, angehalten und kann sich nur durch Fußtritte frei machen. Ich renn' hinter diesen Kindern drein — erstens möcht' ich dem Kleinen das Bündel Holz bequemer zu tragen geben, und zweitens sollte sich jeder etwas Gutes zu essen kaufen. Ich lauf' und kann die Kinder nicht erreichen; es waren so viele Leute unterwegs, sonst hätte ich mich in Galopp gesetzt oder gerufen, genierte mich aber, das eine oder das andere zu tun, und so entkamen mir die Kinder. Nicht wahr, daß ich mich genierte — wie miserabel! Auf dem Heimweg mußte ich immerfort an den kleinen Dicken denken — wie er nun den weiten Weg gemacht und keuchend heimkommt und vielleicht kein Mensch ein Wort sagt, wenn er sein Bündele Holz hinwirft. Und daß er das alle Tag tut und nie ein Wort der Anerkennung zu hören bekommt. Unsereins aber schreit gleich, wenn eine Arbeit nicht auf der Stell' gelobt und schön gefunden wird. Ich werde von nun an bei jeder Niederlage an den braven kleinen Dicken denken.

Ricke meldet die Suppe, und heut nachmittag bin ich zu einer Landpartie eingeladen. Davon erzähl' ich Dir morgen früh —

30. Juni 18..

Es war recht interessant. Ich habe einen Maler kennen gelernt.

Sowie ich die Handschuhe ausgezogen hatte, sagte er, er wolle mich malen, ich habe eine wunderschöne Hand, eine fromme Hand.

Ich glaube, er ist furchtbar gewandt. Er hat außer mir noch mindestens sechs Damen an diesem Nachmittag außerordentlich den Hof gemacht. Ich mußte so oft

— Du weißt an wen — denken. Ich muß überhaupt ſo oft vergleichen, und keiner kommt ihm gleich.

Nun gab's zwei Züge zum nach Haus fahren, einen um 9 Uhr 25 und einen nach 11 Uhr. Ich brach mit denen auf, die um 9 Uhr fuhren. Da kam jener Maler und wollte nicht, daß ich gehe, und riß mir den Hut aus der Hand und verſteckte mir den Schirm. Er ſagte: „Bleiben Sie doch — ſeien Sie mal ein verfluchter Kerl — Sie hätten alle Anlagen dazu!" Ganz frappiert fragte ich: „Wieſo?" Da ſagte er: „Es iſt jammerſchade um Sie — Sie ſind viel zu lange in Karlsruhe geblieben. Ich bin Darſteller menſchlicher Geſichtszüge, ich kenne mich aus. Sie könnten ein ganz pikantes, übermütiges Geſchöpf ſein, wenn Sie nur wollten. Ich kenne eine Schauſpielerin in Paris, der ſehen Sie auffallend ähnlich, und die macht alle Welt toll."

Ich blieb nicht, natürlich nicht, aber zu denken gab mir die Sache doch. So gewandte, pikante Damen imponieren mir außerordentlich, und mir zu ſagen, daß ich vielleicht wirklich auch ſo eine hätte werden können — weißt Du, ſo ſicher und unbekümmert —

Es ging mit mir herum, und bei Tiſch fragte ich Papa: „Wär' es Dir recht, wenn ich ein verfluchter Kerl geworden wär'?" „Du biſt ja von jeher einer geweſen," ſagte Papa, und Mama meinte ſeufzend: „Das weiß Gott."

Eben kommt Beſuch. Küß die Kinder.

Deine Minz.

47.

Karlsruhe, 12. September 18..

Ja, ich weiß, ich klag' mich auch an — Du haſt zweimal geſchrieben, ſogar ein Predigtle verfaßt — dafür ſollſt Du jetzt aber auch alles ſchön haarklein erzählt bekommen. Iſt das nicht beſſer, als 's verteilt ſich auf kleine Wiſcher?

Alſo, ich kehrte auf der Reiſe nach Freiburg im Kloſter ein. Ich habe vorher das ſchriftliche Bekenntnis abgelegt, daß ich meine Wahl getroffen im Leben und unter die Schriftſteller gegangen bin. Seit meinem letzten Beſuch hat es mich gequält, daß ich ihnen damals von dieſem wichtigſten Schritt meines Lebens nichts geſagt hab' und davongelaufen war vor ihren Fragen.

Die révérende mère war nicht erfreut über die Wahl meines Berufes. „Suchen Sie wenigſtens Gutes damit zu wirken," meinte ſie, „verſprechen Sie es mir."

Von den übrigen mères begriff keine, wie man einen andern Beruf erwählen könne als den, ins Kloſter zu gehen oder zu heiraten. Nur mère Ignace machte eine Ausnahme. Sie ſagte zu mir: „Ich habe mir immer etwas dergleichen gedacht. Es hat keine Kompoſitionen mehr im Kloſter gegeben wie die Ihrigen, und auch kein Kind mehr, wie Sie eins waren."

Alle aber klagten mir vor, daß die Kinder ſo anders ſeien als früher. Mit den Ferien, die ſie nun hatten, ſei ein andrer Geiſt ins Kloſter gezogen. Sie hätten die Kinder nicht mehr in der Hand wie vorher, und könnten nicht mehr auf ſie einwirken wie früher. Es ſei aus mit der ſchönen, großen, abſoluten Hingabe, mit der heiligen Ehrfurcht, wie ſie die Kinder aus meiner Zeit für ihre mères empfunden hätten.

„Oui, de votre temps," hörte ich ſie immer wieder ſagen, „de votre temps" — Und als ich ſchied, hatte ich die Empfindung, wie ſie mir, ſo bin ich jetzt auch ihnen eine liebe Erinnerung an eine Zeit, ihnen wie mir gleich unvergeßlich.

Dann fuhr ich den blauen Bergen meiner geliebten Geburtsſtadt zu, ſo froh inwendig, ſo mit Gott und der Welt zufrieden!

Noch am Abend zog's mich in die Martinskirche, in der untern Pfarrei, wo ich getauft worden bin, wo meine Eltern ihre Taufe empfangen und auch vom Geiſtlichen zuſammengegeben worden ſind. Ich ſaß ganz allein in der vordern Bank, die Sonnenſtrahlen fielen ſchräg herein, gerad' auf die Sprüche hin drüben an der Wand. Da ſtand einer: „Iſt die Wurzel heilig, ſind es auch die Zweige." Und indem ich las und las, immer dieſen einen Spruch, wußt' ich mit einemmal ganz genau, warum das nicht anging und warum ich kein verfluchter Kerl werden konnte — Nicht, weil ich nicht wollte oder im Kloſter erzogen oder zu tugendhaft bin — nein, weil die Wurzel heilig iſt — darum muß ich ein anſtändiger Kerl ſein, bloß darum, und muß es auch bleiben fürs ganze Leben — ohne etwas dafür zu können. Amen.

Deine Minz.

48.

Karlsruhe, 9. November 18..

Ich bin auf der Messe gewesen; sie ist wenig Schritte vor unserm Haus auf dem Ludwigsplatz. Den ganzen Tag hört man das Gedudel. Da sah ich ein paar kleine Büble mit sehnsüchtigen Blicken vor einem Karussell stehen, gab schnell jedem zehn Pfennig und half ihnen aufsitzen. Der eine lachte mir im Vorbeifahren jedesmal zu. Als die Fahrt zu Ende war, kam er schnell angesprungen und brachte mir die zehn Pfennige zurück, es sei ihm nichts abverlangt worden. Ist das nicht herzig? Und war so ein zerlumptes Büble! Natürlich gab ich ihm noch zehn Pfennige dazu. Dann entdeckte ich ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen mit einem ganzen Haufen kleiner Geschwister. Ich fragte sie: „Möchtet Ihr fahren?" Sie sagte: „Ja, aber wir haben kein Geld." Ich gab ihr welches, und nun hättest Du sehen sollen, mit welcher Seligkeit sie auf die Pferdchen krabbelten. Die Große hielt das Kleinste vor sich auf dem Schoß. Nach der Fahrt brachte sie mir drei Pfennige heraus. Da war ich wieder ganz gerührt und ließ die Kinder ein zweites Mal fahren.

Auf einmal stand der schwarze Rabe neben mir. Wir hatten uns lange nicht gesprochen. Er sagte: „Also man ist jetzt unter die Blaustrümpfe gegangen? Haben Sie sich's auch überlegt? Noch ist es Zeit! Kein vernünftiger Mann will etwas von einem Blaustrumpf wissen." „Da muß ich mich eben zu den unvernünftigen halten," sagte ich. „Kennen Sie Don Quixote?" fragte er. „Ja." „So machen Sie's; wie der jagen Sie Windmühlen nach und falschen Idealen. Wenn Sie doch das einsehen wollten, wenn Sie mir doch glauben wollten — eine Frau ist überhaupt nur auf der Welt, um zu lieben." „So," sagte ich, „wer hat sich denn so entsetzt damals, als ich nicht wußte, wer Werthers Lotte war?" „Soviel soll eine Frau wissen, daß sie mitreden kann," sagte er, „das gebe ich zu, aber mehr nicht. Durchaus nicht mehr." „Das tut mir aber leid," sagte ich, „ich will mehr." Er wurde ganz steif: „So, nun dann gratuliere ich zur zukünftigen Berühmtheit." „Ich danke," sagte ich, „und wenn Sie dann Minister sind, lade ich Sie zum Kaffee ein." Da lachten wir beide. „Schade," sagte er und ging.

Denke Dir, und nun bemerke ich plötzlich an verschiedenen anderen Herren, daß auch ihr Benehmen gegen mich sich verändert hatte. „Sie schreiben?" heißt es, und es liegt wie Geringschätzung in dieser Frage.

Eine Bekannte sagte zu Mama: „Wenn's nur wenigstens noch was Vernünftig's wär', man hat ja nix dagegen, wenn eins Klavierstund' oder Französisch gibt, aber Bücher schreiben — wen ich hör', 's isch ein allgemeines Entsetzen." Ja, und eine meiner Jugendfreundinnen hat sich gar von mir zurückgezogen, ihre Eltern haben gefunden, ich sei ein zu überspannter Umgang jetzt.

Da hab' ich Papa die Unterredung mit dem schwarzen Raben erzählt und meine sonstigen Erfahrungen, und hab' ihn gefragt, wie das komme, daß er nicht so denke wie die meisten andern Männer. Papa sagte: „Das ist ganz einfach; meine Schwester Anna hat mir gezeigt, was eine Frau zu leisten vermag. Sie hat sich unter den denkbar bescheidensten Verhältnissen zu einer selbständigen Stellung durchgerungen wie ein Mann."

Siehst Du, Lisbeth, ich hab' immer gewußt, daß eine Beziehung zwischen mir und Tante Anna existiere. Nun hat sie mir übers Grab hinaus den Weg geebnet, indem sie gezeigt hat, was eine Frau vermag. Ich will's auch zeigen, Donnerwetter noch einmal! Wart' nur, du schwarzer Krabb'!

Deine Minz.

— — — — — — — — — — —

Du, das muß ich Dir schnell noch sagen — es ist fast keine Möglichkeit, die Leute zu überzeugen, daß ich den Morgen für meine Arbeit brauche. Man kommt zu jeder Stunde; wegen einer neuen Jacke, wegen einer neuen Tunik, wegen nix werd' ich aus der Arbeit gerissen. Manchmal drei-, viermal an einem Vormittag. Himmelwetter noch einmal — Jesses, da oben hab' ich schon einmal geflucht. Entschuldige.

49.

Karlsruhe, 12. November 18..

Ich muß Dir was von Hermann erzählen. Im Sommer, wie er da war, hat sein Zivilüberzieher so außerordentlich abgenutzt ausgesehen. Wir waren alle entsetzt. Hermann sagte, das sei durchaus kein Wunder, der Überzieher sei von seinen

ſämtlichen Kameraden für abendliche Ausflüge von Spandau nach Berlin benützt worden. „Aber kannſt Du Dir denn nicht einen neuen kaufen?“ fragte ich Hermann einmal beim Ausgehen, als ich mich ſeines Überziehers ſchämte. Er ſagte ſo ganz ſchlicht: „Ich hatte das Geld ſchon beiſammen, da beſuchte ich ein Konzert in Spandau; ein junger Mann ſpielte Klavier, ſehr gut, aber im Saal waren nur wenige Menſchen. Ich ging zu ihm hin, gratulierte ihm zu ſeinem Spiel und fragte ihn, wieviel wohl eingegangen ſein mochte und was er für Auslagen habe. Er meinte, über dreißig Mark würde er wohl kaum bekommen und fünfzig müſſe er für den Saal bezahlen. Da hab' ich ihm die fünfzig gegeben, und darum muß der Überzieher noch für eine Weile herhalten.“

Das iſt der ganze Hermann. Aber wenn er wüßte, daß ich Dir das geſchrieben habe, wäre er außer ſich.

Du, ich möcht' ſo gern, daß Deine beiden Großen wieder 'mal ſich auf unſerm Kanapee 'rumpurzelten. Ricke ſpricht noch mit Begeiſterung davon.

Neulich ſagte ſie — ſie iſt nämlich eine große Zeitungsleſerin: „Das hab' ich gar nicht gewußt, daß der Bismarck ein Pol' iſt.“ „Das iſt er auch nicht,“ ſagte ich. „Ja wohl,“ erklärte ſie, „da ſteht's in der Zeitung.“ Ich las: „Bismarck iſt der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht“ —

Sie iſt eine ganz unabhängige Perſon, läßt ſich gar nichts gefallen und hat immer recht. Aber ein warmes Herz hat ſie auch.

„Mir geht nix über mei Natur,“ ſagt ſie und kommt nie vom Wald heim, ohne was Grünes mitzubringen, und wenn's auch nur ein paar Tannenzweige ſind.

Der Roman iſt immer noch unterwegs. Wenn ich verzweifeln will, denk' ich an den kleinen Dicken. Auch ſagt mir Anna immer wieder, wie viel mir noch fehlt und wie unverdroſſen ich weiter arbeiten müſſe, um es überhaupt zu etwas zu bringen. Wenn ich nun Anna nicht gefunden hätte, was dann?

Ich umarme Dich mit allen Bündeln.

Deine Minz.

50.

Karlsruhe, 1. Februar 18..

Nur meine Mama iſt noch ſo beſcheiden wie Du, ſonſt niemand. Ich weiß wohl, warum ich nicht Patin von Deinem erſten Töchterle ſein ſoll — Du willſt mir keine Pflicht aufladen. Es war mein erſter Gedanke: das halt' ich über die Tauf' — bums, ſind ſchon ſämtliche Paten zur Hand.

Es iſt wundervoll, wie Ihr Eure Kinder erzieht, Lisbeth, ich hab's bei meinem letzten Beſuch wieder gedacht. So viele es ſind, ſie ſtören einen nie. Das Kleinſte ſchläft ruhig unter dem Höllenlärm der Großen, und die Großen machen ruhig ihre Schulaufgaben unter dem Höllenlärm der Kleinen. Ihr müßt ſchon ſo viele haben, weil Ihr ſolche Staatseltern ſeid.

Denke Dir, wie merkwürdig, neulich ſchleppte mich Marie auf die Muſeumsgalerie mit. Als ich den Tanzenden unten zuſah, fiel mir plötzlich ein, daß ich früher manchmal während des Tanzens da herauf geſchaut hatte mit dem Gedanken: Wie unglücklich muß man ſein, wenn man einmal da oben ſteht und nicht mehr zu den Tanzenden gehört.

Und jetzt möcht' ich nicht mehr um die Welt da unten mittanzen. Vielleicht iſt's mit allem ſo im Leben.

Ja, Du haſt recht, es iſt ein wunderſames Verhängnis, wie ich immer die Menſchen finde, die ich brauche. Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht in dem alten Haus in der Zähringerſtraße — da wohnen nämlich Ettlingers — Einlaß gefunden hätte? Poetzens wohnen in der Grünwinklerallee. Levi ſagte einmal von Frau von Poetz: „Sie iſt die mütterlichſte Frau — nicht nur für ihre Kinder.“

Anna hält ſeit Oktober öffentliche Literaturvorträge. Sie fing mit Leſſing an. Das große Zimmer, in dem ſie vorträgt, iſt geſteckt voll Menſchen.

Weißt Du, das iſt ſo ſchön, in dieſem Kreiſe arbeitet alles, und es wird nie geklatſcht. Ach und die Freude, wenn Magdalene Murjahn erſcheint. Sie iſt die Anmut in Perſon. Und wenn ſie uns gar ein Lied ſingt, ſo entführt ſie uns mit einem Schlag in das himmliſche Reich der Poeſie.

Wir haben jetzt überhaupt ſo reizende junge Künſtlerinnen hier am Theater; man reißt ſich förmlich um ihren Umgang. Johanna Schwartz haſt Du ja als Eliſabeth im Tannhäuſer mit mir geſehen. Weißt

Du noch, wie entzückt wir waren, besonders bei der Stelle: „O stehet auf.“ Wie auf der Bühne, so ist sie auch im Leben; es ist eine Freude, mit ihr zu verkehren. Ebenso gehören Marie Schanzer und Marie Bacon in unsern Kreis.

Weißt Du, fürs Theater bleibt mir halt ewig eine Schwäche, und deshalb — mit Künstlerinnen verkehren — da bin ich in meinem Element. Besonders an Johanna habe ich mich sehr angeschlossen. Ich habe sie sogar in einer Geschichte: „Das goldene Zeitalter der Büggebacher“ als Heldin geschildert. Anna hat sie sofort erkannt. Zum erstenmal, daß es mir gelungen ist, jemand ähnlich zu schildern. Sonst immer, wenn ich gesagt habe: das soll der oder die sein, bin ich ausgelacht worden.

Ach, Du glaubst nicht, wie unbeschreiblich glücklich ich beim Schreiben dieser Geschichte war! Es ist eigentlich wie bei der Liebe, man ist ganz erfüllt und will nichts andres hören und sehen. Die Luft ist voll Verheißungen — alle Augenblicke kann einem ja was Schönes einfallen, in jeder Straßenecke kann ein Stöffle sitzen. Oft denk' ich, wenn die Leut' an mir vorübergehen: Haben die auch eine so wunderbare andre Welt in sich oder leben sie immer in demselben gewöhnlichen, alltäglichen Leben? Ich hoffe nicht. O wenn mir nur immer wieder eine Geschichte einfällt; das ist das höchste Glück auf Erden: dann will ich mit keiner Ministerin tauschen.

Lisbeth, da fällt mir was ein: Denk', er hat einmal zu mir gesagt: „Ein Mädchen wie Sie darf nur einen Offizier heiraten.“ Seltsam. Er würde mich am End' auch in Acht und Bann erklären jetzt — glaubst Du? Nein, reden wir nicht darüber. Es soll schön bleiben. Ronde vorbei. Deine Minz.

51.

Karlsruhe.

Neulich waren wir alle so begeistert von Björnsons „Fallissement“. Eine Vorstellung von wahrhafter Größe. Höcker als Großhändler Tjälde und Lange als Advokat Berent — vollendet, sag' ich Dir, die Unterredung dieser beiden — es ging einem einfach durch Mark und Bein — Ich glaube, ich sehe Langes Kopf, so wie er an diesem Abend war, zeit meines Lebens.

Ich bin gleich am andern Tag hingerannt, um es ihm brühwarm zu sagen. Er machte ein ganz eigenes Gesicht. „Wissen Sie,“ sagte er, „wer mein Vorbild war? Der Herr Hofgerichtsadvokat Ettlinger. Ich wußte, er geht zuweilen abends in das Hotel Grosse. Da bin ich jeden Abend hingegangen und habe mir den alten Herrn angesehen. Diese Schlichtheit, dieser Ernst — er spricht selten — wenn er aber spricht, so ist das wie gemeißelt, so ganz bestimmt klar, von unfehlbarer Rechtlichkeit —“

Du kannst Dir denken, wie ich mich freute, dies meinen Freundinnen wieder zu erzählen, denn wenn sie nur von ihrem Vater sprechen, leuchten ihre Augen.

Du fragst, ob ich ganz von Annas Hilfe abhänge? Ja. Ich weiß nie, ob eine Geschichte etwas ist oder nicht. Manchmal ist sie gleich recht, manchmal muß sehr viel geändert werden. Es ist mir entsetzlich, aber ich richte mich immer nach Annas Ausstellungen, denn sie tadelt nicht nur, sie weiß auch auf den ersten Blick, wo's fehlt und wie es zu ändern ist.

Ich lese des Abends am Ettlingerschen Tisch alles vor, und das Interesse ihrer Mutter an meinen Sachen ist geradezu rührend. Nie ist es der Frau Rat zu viel. Ich glaub', ich dürft' jeden Abend lesen.

Aber wenn ich dann so eine Weile über meine Verhältnisse brav und gescheit war, dann ist mir's eine wahre Notwendigkeit, nach Mannheim zu sausen und mich mit Deinen Buben herumzutollen. Ach, das tut gut! Ich hielt's nicht aus, immer gescheit zu sein, denn inwendig bin und bleib' ich halt doch die, die ich im Kloster war — die glücklich', ausgelassen', sich nie besinnende, ach so ganz und gar gedankenlose Kreatur — — —

Drum, Lisbeth, Du und ich, das bleibt ewiglich. Deine Minz.

52.

Karlsruhe, 9. April 18..

Heut ist ein recht schmutziger Sonntag. Ich bin aber doch ausgegangen. Auch der Bürgerstand ist ausgegangen. Da man nun der Schirme wegen von den Köpfen nichts sah, so mußte man sich mit dem Beinwerk der Menschheit begnügen, und da sah's bös aus. Die meisten der voranmarschierenden Väter hatten ein linkes eingebogenes Bein. Und sofort hatte die ganze

Nachkommenſchaft dieſe linken eingebogenen Beine. Ich paßte genau auf, nie war das rechte Bein eingebogen, wohl aber oft beide Beine. Aber ich ſage Dir, ſo wenig Menſchen, die gerade Beine haben, es iſt unerhört!

Was mich das angeht? hör' ich Dich fragen. — Einen heilloſen Schnupfen hab' ich auch und bin überhaupt verkrumpelt. Der gelbe Poſtwagen kann nicht durch das Waldſträßle fahren, ohne bei mir einzukehren. Neulich träumte mir ſogar von ihm; er wollte ſich durchaus in mein Zimmer zwängen. Da ſagte ich: „Weiche, Satanas!“ Worauf ich, furchtbar lachend, aufwachte.

Mir kommt das ſo oft vor, daß ich über meine eigenen Worte im Traum auflachen muß. Dir auch?

Da ſingt die Amſel auf unſerm Syringenbäumchen, in das ich von meinem Fenſter aus gerad hineinſchau'. Es ſind blaſſe Blümchen und iſt ein armſelig Bäumle. Als wir hier einzogen, iſt's gepflanzt worden; alſo gerad ſo alt wie der Hermann.

Du weiſch, ich komm' immer wieder 'rauf, wenn ich jetzt auch ein bißle drunten bin, aber lieb ſchreiben kannſt Du darum doch. Deine Minz.

53.

Karlsruhe, 6. Juni 18..

Liebſte Lisbeth, Du kannſt Dir denken, wie mir iſt, als die Nachricht kam, mein Stückchen wird am 9. aufgeführt. Euer Direktor ſchrieb auf den Umſchlag: An die dramatiſche Schriftſtellerin — Jeſſes, ich bin in den Tod erſchrocken — Mama iſt unglückſelig, Papa gar nicht.

Und was wundervoll iſt — die ganze Freundſchaft — ſiebene ſind's — reiſt mit nach Mannheim, und wir laden uns bei Dir zum Kaffee ein. Wenn ich nur nicht haushoch durchfall'! Und ich freu' mich ſo auf den Theaterzettel: Verloren und gewonnen. Luſtſpiel in einem Akt — mit meinem ehrlichen Namen. Papa iſt damit einverſtanden, ja wohl! Aus iſt's mit der Heimlichtuerei.

Ach, Du glaubſt nicht, es tut mir ordentlich leid, wenn ich einſchlaf', ſo ſchöne Dinge träum' ich mir zuſammen. Ich ſeh' mich ſchon reich, man ladet mich auf Schlöſſer ein, malt und feiert mich. Ich ſelbſt hab' auch ein Landhaus und baue immer von neuem dran, denn nie reichen die Fremdenzimmer. Und wenn meine Freundinnen kommen und Du mit allen Kindern, welche Überraſchungen erwarten Euch da! Mir dieſe auf das genaueſte auszudenken, iſt lauter Glück und Wonne.

Gelt, ich bin verrückt? Es iſt aber eigentlich das Schönſte im Leben.

Deine Minz.

54.

Karlsruhe, 12. Juni 18..

Weiſch, Lisbeth, ich will Dir was ſagen, die ..... Zeitung hat mir's für alle Zeiten verleidet, wieder ein Stück zu ſchreiben. Das war roh, das war gemein! Alle Mannheimer Zeitungen haben ſich doch ſo nett, ſo ermutigend über das Stückchen ausgeſprochen. Und die Leute haben gelacht, und die Darſteller wurden zweimal gerufen. Was die eine Zeitung ſagt, daß das Stückchen nur eine Plauderei und kein Luſtſpiel ſei, ſehe ich vollkommen ein, auch daß es mit der Verlobung zu raſch geht. Aber die ..... Zeitung behandelt mich wie eine Verbrecherin, und ich hab' doch gar nichts getan, als nur ein harmloſes Stückchen geſchrieben. Anna, die ganze Freundſchaft iſt außer ſich, Papa ſagte nur: „Die ..... Zeitung unterſchlagen wir Mama, die Mannheimer Kritiken kann ſie leſen.“ Aber es hat ihn auch gekränkt, tief, ich merk's ihm an. Und ich wiederhol's — nie, nie mehr werd' ich ein Stück ſchreiben. Ich glaube, dazu muß man ein Mann ſein, oder eine robuſte Natur, daß man nicht gleich in den Tod erſchrickt, wenn ſo einer kommt und einem beim Kragen nimmt und ſchüttelt wie einen jungen Hund. Ich hab' mich ein paar Tag' geſchämt, auszugehen. Und indem ich mich ſchäme, fühl' ich ſo recht, hier ſitzt ein großer Fehler. Ich bin eine kleinſtädtiſche Beamtentochter, der große Mut fehlt mir. Wahrſcheinlich werd' ich's nie zu etwas bringen. Ich komm' mir ſo erbärmlich vor. Da liegt ein neues Stückchen. Aber ich kann nicht, es iſt aus damit. Nie mehr. Anna zankte mich, es ſei kindiſch, mich von einer böswilligen Kritik ſo einſchüchtern zu laſſen. Dann bin ich eben kindiſch. Ich glaub' ſogar, ich bin in dieſem Punkte feig. Nie in meinem Leben bin ich ſo rauh angefaßt

worden, wie soll ich nun mit einemmal dastehen wie ein Held? Nein, Lisbeth, es ist nicht so leicht, Schriftstellerin zu sein. Ich hatte tief schwache Augenblicke, solche, daß ich dachte — am End' hat der schwarze Rabe recht und ich bin doch nichts weiter als eine Simplicitas, die alles verkehrt macht. Deine Minz.

55.

Karlsruhe, 14. September 18..

Das goldene Zeitalter der Büggebacher ist von der Kölnischen Zeitung angenommen worden. Halleluja! Und Papas Freude! Noch einmal Halleluja!

Jene böswillige Kritik ist verschmerzt. Ja, ich war dumm. Ich bin jetzt wieder ganz gescheit und mutig wie ein Roß. Ich sage mir: Ganz gut, solche Klapse muß einer erleben. Jeder erlebt Klapse. Warum hab' ich mir nur eingebildet, ich allein dürfte keine erleben?

Ja, und wie mir's mit dieser Geschichte gegangen ist! Von zwei Zeitschriften ist sie abgelehnt worden. Die eine schrieb, sie könnte die Geschichte nicht gut bringen, die Weimarer Theaterverhältnisse seien zu genau darin geschildert. Und in dem Schreiben der zweiten Zeitschrift wurde mir vorgeworfen, ich habe mich allzu sehr über die Meininger Theaterverhältnisse ausgelassen.

Du, und ich, die ich nicht das geringste weder von Weimar noch von Meiningen weiß!

Ist das nicht kostbar?

Alsdann stieg mir das Glück zu Kopf, und ich wollte zeigen, daß ich was Besonderes sei und mir das Äußere nichts mehr gelte. Zu diesem Zweck ging ich hin und ließ mir ein sehr unschönes Kleid machen, Rock und Bluse, ganz lose. Da sagte Papa: „Warum gehst Du den ganzen Tag im Morgenrock herum?" Ich sagte: „Das ist mein Straßenkleid, ich werd' jetzt immer so einfach gehen." „Das möchte ich mir ernstlich verbeten haben," fuhr Papa auf, „laß Dich nach wie vor von Mama anziehen, die versteht es besser."

Das finde ich auch und darum habe ich nachgegeben.

Mama sieht's jetzt auch mehr und mehr ein, 's ist besser, ich schreib', als ich koch'. Gern sieht sie's freilich nicht ein, aber wenn Papa so eigen lächelt, wenn ein Honorärle kommt, das macht ihr doch Eindruck. Im Innern hofft sie jedenfalls, ich heirate noch. Tantele hat ihr nämlich versprochen, sie sorge mir in der Ewigkeit für eine gute Partie. Sie hat's wirklich versprochen, Du kannst mir's glauben.

Deine Minz.

56.

Karlsruhe, 12. Oktober 18..

Ich hab' Dir erzählt, daß ich durch Frau Lange im Hause unsres neuen Intendanten eingeführt worden bin. Du glaubst nicht, wie gütig und teilnehmend der Herr Baron und die Frau Baronin gegen mich sind. Endlich einmal Menschen, die es nicht lächerlich finden, wenn ein Mädchen schreibt.

Neulich fragte mich der Herr Baron: „Stehen Sie denn mit irgendwelchen literarischen Persönlichkeiten oder mit Leuten der Presse in Verbindung? Es muß Ihnen doch jemand helfen?" Ich sagte: „Ja, Anna Ettlinger hilft mir bei meinen Arbeiten. Sonst kenne ich niemand."

Der Herr Baron lächelte: „Aber die Reklame! Sie scheinen keine Ahnung zu haben, was die bedeutet. Durch Reklame kann selbst der Talentloseste zu einer plötzlichen Höhe gelangen — wenn auch nicht auf die Dauer — ohne Reklame aber kann das beste Talent oft ein halbes Menschenleben auf Anerkennung warten."

Hierauf sagte er mir, er habe gehört, ich hätte schon mehrere Stückchen geschrieben, ich solle ihm doch einmal eines schicken, er möchte es sich ansehen.

Schon am andern Tag, nachdem ich meinen Einakter hingeschickt hatte, erhielt ich ein Billett des Herrn Barons. Er schrieb, er habe mein Stückchen geprüft, finde es durchaus aufführbar und sei bereit, es noch in dieser Saison zu bringen; ich möchte mich zur weiteren Besprechung zu ihm verfügen. Ich ging hin wie eine halb Gehängte. Ich hatte durchaus keine Freude, ich hatte nur Angst.

Der Herr Baron sprach und sprach, er besetzte schon die Rollen, es wurde mir schwüler und schwüler. Ich sah mich von der Kritik schon in tausend Fetzen gerissen, von der ganzen Stadt ausgelacht. Mit einemmal rief ich mitten in die Rede des Herrn Barons hinein: „Herr Baron, ich bitte Sie um alles in der Welt, führen

Birkenſtudie. Aquarell von Eliſabeth Mauderer.

Sie mein Stück nicht auf!" „Was, nicht aufführen soll ich's?" fragte er, mich ganz erstaunt ansehend „Nein, um Gottes willen nicht!" rief ich aus. Da sagte er nach einer Weile: „Ich habe schon viel erlebt, aber daß mich ein Autor um Gotteswillen bittet, sein Stück nicht aufzuführen, das habe ich noch nicht erlebt."

Unter der Tür, ich wollte gehen, sagte er plötzlich: „Sie sind eigentlich ein wenig einfältig, liebes Fräulein; das soll kein Vorwurf sein, im Gegenteil, aber Sie stehen sich selbst im Lichte. — Wenn Sie nicht praktischer werden und Ihren Vorteil nicht zu ergreifen vermögen, wird es schwer halten mit Ihrem Vorwärtskommen. Falls Sie sich anders besinnen sollten — ich nehme Ihr Stückchen zu jeder Zeit an —"

Ich habe mich nicht anders besonnen. Ich hab' mir das auf dem Heimweg ganz klar gesagt — ja, ich bin einfältig, es ist da eine Scheu in mir, über die ich nicht weg komm', ich fürchte mich vor allem, was heftig und gewaltsam auf mich einstürmt, — und wenn's auch ein Vorteil wäre. Übrigens, die Leut', die so auf ihren Vorteil aus sind, sind mir von jeher unsympathisch gewesen, und die Hauptsach' im Leben ist doch, daß man sich selbst sympathisch sei. Meinst Du nicht? Und so schreib' ich denn in Gottes Namen weiter — ob ich Glück habe oder nicht. Und bei Dir kommt auch wieder eins. Und so tut jeder seine Schuldigkeit. Amen.

Deine Minz.

57.

Karlsruhe, 30. November 18..

Nein, das glaubst Du nicht, was das für eine Mühe für mich war, bei unserm letzten Zusammensein — den Mund zu halten! Immerfort hatt' ich's auf der Zunge: Es kommt ein Büchle 'raus! Es kommt ein Büchle 'raus! Drum bin ich jedesmal davongelaufen, so oft Du von meinen Geschichten anfingst.

So, da hasch's! Ist's nit herzig? All die Geschichtle in meinem Kleinleben sind mir aus der Seel' gekommen, und ich hab' sie lieb. Als ich den Packen aufmachte mit den Büchern, hab' ich gleich 's erste an mein Herz gedrückt.

Der Verleger hat mich besucht und mir gesagt, der Illustrator habe ihm vorgeschlagen, er wolle eine Decke machen mit einem kleinen Dorf, dahinter geht die Sonne unter, und der Verfasser, ein alter Herr, schaue vom Fenster aus in den Dorffrieden hinein.

Hast Du jetzt Respekt vor mir, da man mich für einen alten Herrn hält?

Ich habe mein Büchlein der Freundin gewidmet, die zuerst an mein Talent glaubte und mir so treulich geholfen hat, es weiter zu bilden — meiner lieben, sich von Herzen mit mir freuenden Anna.

Und denke Dir, lauter gute Kritiken hab' ich bekommen — ohne daß ich irgend jemand kenne, der für mich Reklame hätte machen können. In einer Zeitung aber heißt's: „Wer Wärme braucht — diese Dichterin, die die Liebe der armen Vieh-Marie zum Besen-Jean so verklärt hat, kann allen Frierenden mitteilen —"

Das freut mich am allermeisten. Und Dich auch, ich weiß.

Küß mir Dein Kleines, und wenn Du's im Arm hältst, so denk', daß meine Seele ihre Kinderle gerade so voll Liebe umfängt, wie Du die Deinen. Denn weißt Du, was Marie von Ebner-Eschenbach sagt: „Es gibt eine nähere Verwandtschaft als die zwischen Mutter und Kind: die zwischen dem Künstler und seinem Werke."

Deine Minz.

Der Sommermorgen.

Der Morgen schleicht über die Matten,
Schaut blinzelnd sich um,
Sieht alle Dörfer in Schatten,
Noch schweigend und stumm.

Steht unter verblassenden Sternen,
Von tauigen Tropfen umblinkt,
Prüft lächelnd die grauenden Fernen . . .
Und winkt! . . und winkt . . .

Eine junge, purpurne Röte
Kommt flammend und breitet sich aus,
Und der Morgen greift jauchzend zur Flöte
Und spielt sich von Haus zu Haus.

v. Goetzen.

Medea und das Goldene Vließ.

Eine kulturgeschichtliche Argonautenfahrt von Beatus Muth.

Das Medeenschicksal ist nicht tot, es geht in der enggeschichteten Fülle des modernen Lebens mit unermatteter Härte seines gott- und menschenverlassenen Erleidens und seines Zwanges zur entsetzenvollsten aller Taten hundertfältig um. Nur die Einzelheiten bestimmen sich durch die verschiedenen Charaktere der Zeiten und des Rassentemperaments. „Mit Lysol vergiftete die in der Mieltschinerstraße 93, Hofgebäude links im III. Stock wohnende, 29 Jahre alte Rollkutscherfrau Martha Pohl, geborene Schönwald aus Prenzlau i. U., zuerst ihre beiden Söhne im Alter von 6 und 3 Jahren und sodann sich selbst. Die Kinder sind tot, die Mutter wurde bewußtlos in das Krankenhaus am Humboldtshain geschafft. Die Ärzte haben, wie unserem xy.-Berichterstatter bereitwilligst von dem Herrn Portier des Krankenhauses mitgeteilt wurde, die Hoffnung noch nicht gänzlich aufgegeben, die unglückliche Doppelmörderin am Leben zu erhalten. Der Ehemann der Pohl, welcher seit längerer Zeit Beziehungen zu der unverehelichten Mantelnäherin Ida Koniecpolinsky, Prausnitzerstraße 17 A, Hochparterre, unterhält, erhielt die Nachricht erst durch unsere Extrablätter und brach vor den Leichen seiner Kinder schluchzend zusammen."

Ungefähr alle vierzehn Tage erhalten wir es auf den Frühstückstisch gelegt. Und wirklich ungefähr in diesem Stil. In jenem Recherchenton, den sich die Berichterstatter von den Behörden abgeguckt haben und der erfunden scheint, um vor lauter Exaktheit kein Nachdenken und keine weiteren Fragen aufkommen zu lassen. Auch die liebe Sensation mit ihrer Sechserspekulation, der mehr oder minder ausgedehnte Fettdruck, den die Zeitung je nach der Stärke ihrer Gemütskraft aufwendet, alles das macht es uns ja so leicht, so dringlich, mit geschlossenen Augen über diese Partie im Morgenblatt hinwegzuhasten und nichts wissen zu wollen. Aber jetzt schalte man den Reporter aus, stelle sich vor, das Ereignis sei nicht unter der verworrenen Menschenmasse der Großstadt, sondern an ausgesonderter Stelle einigermaßen unter unseren Augen geschehen: und nun erkennen wir es wieder, nun individualisiert es sich, sehen uns die Züge des Dramas, das hier geschehen ist, erschütternd und rührend an. Wir kommen nicht los von dem Denkenmüssen an die Mutter, an das Weib, das solches getan hat, und an das Furchtbare, was in ihrer Seele vorgegangen ist, ehe sie so weit kam. So aber empfindet es in einer dumpfen starken Unmittelbarkeit die Menge, die raunend und schweigend das Haus des Geschehnisses umsteht: sie lange nicht so, wie gewisse billige Lesekreise, aus einem gegen alle Objektivität gleichgültigen Nervenkitzel, als vielmehr aus einem, wenn auch unverfeinerten, so doch wirklichen und gewissermaßen beteiligten Ergriffensein. Man horche nur einmal, wem das zufällig passiert, an dem Hause vorbeizukommen, auf das, was diese Menge in der Straße äußert und empfindet: sie durchbebt in noch ungebildeter oder unverbildeter, aber desto ursprünglicherer Gewalt das tiefe Bangen ums Menschenschicksal, das die Griechen mit ihren von Tausenden besetzten Theatern, immer den demokratischen Theatern des ganzen Volkes, als den sittlichen Inhalt der Tragödie bezeichneten. Wir aber ästhetisieren herum, und wenn die Stoffe nicht auf einen literarisch vermittelten Namen getauft sind, erkennen wir sie nicht; wir meinen wunder, wie realistisch wir geworden seien, aber dieser Realitätsinn bleibt so seltsam unfruchtbar, es reicht ihm zu Effekten und Sensationen, aber selten bis zu der Kraft des individuellen Mitgefühls und des typischen Begreifens, selten bis zu echter tragischer Erschütterung und kaum jemals bis zum handelnden Entschluß.

Zu den Seelenvorgängen, die das Griechentum am frühesten typisiert hat, gehört dieses Thema von der Mörderin aus Herzensleid und Eifersucht. Hundert Jahre vor den trojanischen Krieg rückt die Sage den Argonautenzug und Jasons Ehe hinauf.

Schon damals waren die Griechen als Kulturvolk nicht mehr ganz jung, obwohl sie noch keine Bücher schrieben. Zu der Zeit, da sie von sich literarisch zu erzählen beginnen, tragen sie die Züge der bewußten, als Problem begriffenen Erhaltung und Expansion ihrer Kräfte, sind sie bereits das Städtervolk mit den lebhaften gebildeten Kolonialinteressen und den nicht minder systematischen Sportinteressen geworden, das für die Behauptung und Entfaltung seiner Potenzen eine angesammelte Fülle von Erfahrung und Experimenten besitzt. Der früheste wichtige Bücherschreiber der Griechen, der Vater der Geschichtsschreibung, Herodot, ist Weltreisender und Kenntnissammler mit dem bewußten Zweck der weiterdringenden kolonialpolitischen Orientierung. Aber schon der fahrende Spielmann in Jahrhunderten vor ihm, der Aöde, der aus dem Gedächtnis seine ungeschriebenen Epen vorträgt, erzielt die Aufmerksamkeit seiner wechselnden städtischen Zuhörerschaften dann am ehesten, wenn er in die Sphäre des Kolonialkrieges und der Abenteuerfahrt die Taten und Vollbringerrekorde der nationalen Helden verlegt.

Man hat das Wort gesprochen, diese nach unserem Schulausdruck „klassischen" Griechen seien in Wahrheit immer Romantiker gewesen. Jedenfalls charakterisiert es das Griechentum, daß es noch als das geschäftige Handelsvolk, zu dem es in seinen jüngeren vorgeschichtlichen Zeiten schon geworden war, immerdar die größere Hingabe für eine aus dem Täglichen und bloß Aktuellen herausstrebende Phantasie, für die poetische Vergöttlichung und Mythisierung des Naturrealen und des Menschlich-wirklichen behalten hat. Aus der ungebrochen weiterdauernden Kraft seiner Phantasie und heiligen Scheu erhebt es die vollbringenden Menschen, die hinausziehenden Krieger und

Seefahrer, die Gründer der Städte und Kolonien zu Heroen; jedes Element des Lebens bekammt eine mythische Ursprungsage, jedes Ackergerät oder Musikinstrument ist von einem Gotte erfunden, das ganze Dasein wird unter die Pflege personifizierter Musen gestellt, und den Beruf des Sängers selber, des Trägers dieser Poetisierungen, erhöht sein Volk, in den Mären von Orpheus oder Hesiod, in die Sphäre des Heroischen mit hinauf. Der Ehrfurcht vor dem gottgegebenen Amte des Sängers sich vorbehaltlos überlassend, weiß der Grieche nichts von einem nüchtern klauberischen Einspruch, wenn der Sänger anders, weiter, größer begreifen lehrt, als die enge örtliche Tradition es bisher vermacht hat, wenn er die lokalen Heroensagen ineinander verschmilzt, aus den Erinnerungen und Sagen Thebens, Athens, Argos', Kretas, der Minyer, der Janier und anderer die geschlassenen Zusammenhänge des großen nationalen Epos wirkt. Und am besten bezeichnend für die Würdigkeit seiner Zuhörer ist es, wenn der Sänger die in einzelnen Namen liegenden erzählenden Ansätze und menschlichen Schicksalswelten zu den wuchtigen sittlichen Staffen vertieft, womit er sein Ganzes einheitlich durchdringt, um in dessen Rahmen hinein die Reihe der überlieferten Abenteuer als episch füllende Bilder zu fügen.

Im Gegensatz zu der weiterhin erfolgten schriftlichen Aufzeichnung der hamerischen Gesänge haben wir die Arganautensage in der alten Eigenform jener gestaltungsmächtigen Aöden nicht mehr. Wir haben nur die späteren Benutzungen, in ähnlicher Weise, als wenn etwa unsere Nibelungensage künftigen Jahrhunderten nur aus Wilhelm Jordan, aus Hebbel, Geibel und Richard Wagner bekannt bleiben würde. Es kam nach der Periode der fahrenden Sänger und ihrer mündlichen Vorträge die Zeit, da die griechische Kultur für die Geburt der Tragödie reif wurde. „Wenn das Drama über die Welt gekommen ist, verliert das Epos seine Jungfernschaft," sagt Jakob Burckhardt einmal, und mit diesem Bilde ist alles ausgedrückt. Nun werden die Stoffe des Argonautenkreises, wie des hamerischen, auf die Schaubühne gezogen und die in ihnen liegenden hachdramatischen Möglichkeiten von der reifen dichterischen Größe eines Aischylos, Sophokles, Euripides herausgearbeitet. Wohl machen auch später noch wieder Epiker sich an die alten Heroensagen, aber jetzt entsteht nur noch eine durchaus literarische, ihrer angealterten Bildung nach anachronistische Bearbeitung. Man könnte sie jenen Nibelungen Wilhelm Jordans vergleichen, nur daß Jordan ein Poet dagegen der Verfasser der uns erhaltenen griechischen Argonautika, Apollonios, ein schusternder Gelehrter war, der Vorstand der großen alexandrinischen Bibliothek im III. Jahrhundert v. Chr., der sich mit Kallimachos, seinem akademischen Lehrer, in echt alexandrinischen Theoretikerkontroversen über die noch bestehende Berechtigung der großen alten epischen Stoffe herumstritt. Mit solchen Leuten aber verstanden sich wieder die herzenstrockenen, schulmäßigen Römer am besten, und so sind denn die vier Bücher der Arganautika, mit ihrer fleißig pedantischen Herunterklitterung der Argonautenerlebnisse, von C. Valerius Flaccus zur Zeit Vespasians in rhetorischem Latein nachgebildet worden. Diese beiden episch-literarischen Spätfassungen der Argonautensage, die griechische und die römische, haben wir, während ähnliche verloren sind. Und dazu ist uns nun freilich von den Dramen des Euripides als eines seiner wichtigsten, die Medea, erhalten geblieben. Das alles ist genug, um die Schönheit und Größe der Sage in ihrer altepischen Gestalt zu ahnen; sie unmittelbar zu schauen ist uns leider nicht, wie bei den zur bibliothekarischen Pflege ihrer alten originalen Form gelangten homerischen Gesängen, vergönnt.

Wir beschränken uns, den eigentlichen Kern der Argasage wieder in Erinnerung zu bringen. Sie knüpft ihren Ursprung an das Valk der Minyer, kühner thessalischer Seefahrer und früher Kolonisatoren; von der Rhede von Jolkos tief im Winkel des großen pagasäischen Meerbusens ziehen die Argonauten aus.

Die Jugend des Jason umgeben ähnliche Sagen, wie sie bei vielen Völkern entstanden und verbreitet sind und am bekanntesten durch das Christentum in alle Welt getragen warden, als die vom bethlehemitischen Kindmord. Dem Vater Jasons, Äson, hat dessen Bruder Pelias die Königsmacht geraubt und sucht sie sich durch die Ausmardung der Jugend des Hauses, der Äoliden, zu sichern. Wie dann der wunderbar errettete Jason als Jüngling vor Pelias tritt, will dieser die Krone zurückgeben, falls Jasan das goldne Vließ zu halen vermöge. Nämlich Phrixos, ebenfalls ein Äolide, war mit seiner Schwester Helle auf dem Chrysomallos, einem Widder mit goldenem Fell, nach Asien hinübergeflüchtet — über den Hellespont; denn in unsere Kenntnis der Sage spielen nun überall die gelehrte quasiphilologische Namendeutung und mit ihr zusammen die ältere, naivere Volksetymologie hinein. Phrixos mit dem Widder gelangte nach jenem von vielen unheimlichen Schiffersagen umspannenen Lande im Ostwinkel des Schwarzen Meeres, nach Kolchis am Kaukasus, das schan den alten vorherodatischen Perserkönigen einen regelmäßigen Tribut von schönen Sklavinnen hat entrichten und später aus demselben, durch Jahrtausende dauernden Ruhme seiner Frauen den venezianischen und türkischen Mädchenmarkt hat versorgen müssen. Hier in Kolchis hing Phrixos das Fell des Widders in einem heiligen Haine auf, wo es von einem Drachen bewacht wurde.

Des Oheims Vorschlag an Jason hat natürlich nur den Zweck, diesem auf neue Art das Verderben zu bereiten, dem er bisher durch Göttersügung entronnen. Aber Jason geht die schlimme Wette ein und lädt die tapfersten Helden Griechenlands zur Beteiligung an der gefahrvollen Fahrt. Auf diese geschickte Weise ermöglicht es die Aödendichtung, den Stoff aus einem thessalischen zu einem griechisch-nationalen zu machen: durch die Namen der bei den Lakaniern verehrten Dioskuren, des Kastor und Pollux, ferner des Herakles, des Meleager, welcher den van Diana gesandten Kalydonischen Eber getötet hatte, des Lynkeus, der durch Meer und Himmel schauen konnte, des Orpheus, in dessen Gestalt das Spielmannstum sich selber idealisiert, ähnlich wie es sich in den Nibe-

lungen durch Volker so liebenswürdig heldenhaft vertreten läßt, sodann der Väter des Aias und Achilleus, Telamon und Peleus, und zahlreicher anderer noch. Im Hafen von Jolkos wird die Argo erbaut, eine lange fünfzigrudrige Galeere, und ein Brett aus der heiligen Eiche von Dodona gibt ihr Orakelkraft. Eine solche Beziehung zur Weissagung durfte der Argonautenfahrt nicht fehlen, denn gerade der Unternehmungsgeist der See- und Kolonialinteressen suchte sich durch eifrige Befragung der Orakel zu Delphi oder zu Dodona zu decken. Was dann wiederum die Wirkung hatte, die Priesterschaften an diesen Heiligtümern zu den notwendig bestunterrichteten Beurteilern der überseeischen und geographischen Verhältnisse und zu totsächlich guten Auskunfterteilern zu machen, unbeschadet der unverbindlichen Form der bei ihnen erfragten Sprüche.

In die Abenteuer der Argofahrt und ihrer Helden haben dann die Aöden alle möglichen Schiffermärchen und geographisch entrückten Mythen hineinverarbeitet. Infolge solcher Reiseerlebnisse verlieren die Argonauten schon unterwegs einen Teil der Gefährten, die für die Weiterentwicklung der kolchischen Volldringung überzählig und eher störend werden würden, oder lassen sie, wie den Herakles, irgendwo zurück. Endlich gelangen sie an die Gestade von Kolchis und fahren in den Fluß Phasis ein, zur Linken immer die ragenden Häupter des Koukasus, während zur Rechten bald der Hain sichtbar wird, wo Phrixos das wundertätige goldene Vließ aufgehängt hat. Zunächst versuchen sie das Vließ mit Güte zu erlangen. Der König des Landes, Aietes, stellt die Bedingung, Jason soll zwei eherne Stiere mit versengendem, feuerhauchendem Atem vor das Joch legen, vier Morgen des zu dem Hain gehörigen, nie gepflügten Feldes umlegen, Drachenzähne in die Furchen säen, woraus sofort gewaffnete Männer aufwachsen werden, und soll diese alle erlegen.

Nun ist es ja den meisten epischen Sagenerzählungen eigentümlich, auch den germanischen und noch denen des Ariost oder anderer Renaissanceepiker, daß die hauptsächlichsten Heldentaten gar nicht so sehr durch Tapferkeit und Kühnheit, als durch übernotürliche Schutzkräfte und verzauberte Waffen vollbracht werden. Die Hörer dieser Dichtungen sind eben noch gewissermaßen persönlich beteiligt, tragen selber das Schwert am Gurt; sie überlassen sich, menschlich-naiv begreiflich genug, viel lieber den Phantasien solcher hilfreichen außerordentlichen Zaubermächte und Unbesieglichkeit verleihenden Kräfte, als den noch so hohen kategorischen Imperativen des Heldentums, die wir von unserem Lehnstuhl aus moralisch erfordern mögen.

Es ist dieselbe knabenhaft ungebundene Vorstellungswelt, woraus das Amulettwesen, der Glaube an schützende Reliquien, an „festmachende" Spruchformeln, der viele Hokuspokus der Landsknechte des Dreißigjährigen Krieges und alle ähnliche Soldatenphantasie bis an die Schwelle unserer Zeit heran entspringen. Von den volkstümlichen Epen will diese Art von Phantasie gerade die Bestätigung und die Traumerfüllung solcher den Einzelnen interessiert genug beschäftigenden Dinge vernehmen. So also auch hier im griechischen Epos. Hera und Pallas wollen Jason zu Hilfe kommen, und damit wird nun in die Sage die Tochter des zauber- und frauenberühmten Kolchierlandes eingeführt. Die beiden Göttinnen bereden Aphrodite, für Jason das Herz der jungfräulich herben Medea zu entflammen, der Tochter des Aietes und der dunklen Hekate, der mythisch-dämonischen Vertreterin der geheimnisvollen und unterweltlich-finsteren Kräfte. Medea hat nach Aphroditens Willen einen Traum von Jason und veranstaltet eine heimliche Zusammenkunft mit ihm vor der Stadt. Sie gibt ihm, gänzlich verloren in ihre rasche, heiße Leidenschaft und in den Gedanken der Flucht mit dem Geliebten, das Mittel, das ihn gegen den Flammenhauch der Stiere fest macht; sie rät ihm auch, einen Stein unter die Drachenmänner zu werfen, worauf sie sich gegenseitig anfallen werden. So vollbringt Jason die Bedingungen leicht, und als Aietes Ausflüchte macht, die Griechen überfallen, die Argo in Brand stecken will, entdeckt wiederum Medea alles, führt Jason nächtlich in den Hain, schläfert den Drachen ein und ermöglicht dem Geliebten, das Vließ von der Eiche zu lösen. Den auf der Argo Davonfliehenden setzt auf Befehl des Aietes Medeas Bruder Absyrtos noch. Wieder Medea beredet diesen zu einer Besprechung, zerstückelt ihn und verstreut die Teile des Leichnams, durch deren pietätvolle Bergung die Verfolger aufgehalten werden; Aietes selber findet über diesem Greuel den Tod. Die Heimfahrt gibt nun abermals Gelegenheit, alles fabelnde und sonstige geographische Wissen aus dem Bereich des Mittelmeeres anzubringen, wobei unsere späten Sammelepiker die alten Aöden unter Ausschlachtung der Odyssee noch überbieten; die Inseln der Kirke, der Kalypso, der Phäaken, Libyen und der Nil, alles das und vieles andere zieht an uns in Weiterbildung der homerischen Phantasien vorüber. Endlich landen die übrig gebliebenen Argonauten in Jolkos, wo Pelias inzwischen neue Scheußlichkeiten begangen und Jasons Mutter zum Selbstmord getrieben hat. Da nun des Pelias' Töchter ihren Vater durch Medeas kolchische Künste verjüngt sehen möchten, gibt sie ihnen den Rat, ihn zu zerstückeln und in ihrem Zauberkessel zu kochen, worauf sie aber unterläßt, ihn wieder lebendig zu machen. Darüber verliert Jason seine Heimat, Pelias' Sohn vertreibt ihn und Medea, und sie fliehen ins Asyl nach Korinth. Dort leben sie zehn Jahre, dann aber faßt Jason eine Neigung zu seines Gastfreundes, des korinthischen Königs Kreon Tochter Glauke oder Krüsa, die ihm der Vater auch gewährt, und er verstößt Medea. Diese, ihre Wut und ihre Rache verbergend, stellt sich, als ob sie sich der vernünftigen Logik jener Heirat beuge, welche von Jason die Heimatlosigkeit nimmt; sie sendet der Königstochter als Hochzeitsgabe ein Gewand, dessen plötzlich auflodernde Flammen Krüsa und Kreon und den ganzen Palast verzehren, und gleichzeitig erdolcht sie die beiden Knaben, die sie dem Jason geboren hat. Sie selber entflieht auf dem Drachenwagen, den ihr Apollo geschenkt hat, zu dem König Aigeus von Athen, dem Vater des Theseus, womit denn

als Anhängsel der Sage noch wieder eine neue Reihe von zurechtgelegten Mythen und fabulierenden Namendeutungen beginnt.

In dieser Ereignisfolge bieten sich für die Gestaltung des Dramas aus dem Volksepos als die Hauptmomente dar die greuelgefolgte Flucht der Medea aus ihrer Heimat und sodann die Katastrophe ihrer Liebe. Diese, als der dem Leben nähergerückte Staff, hat von jeher am meisten die tragische Kunst und, vermittelt durch sie, die bildnerische Darstellung auf sich gelenkt. Leider haben wir Aischylos', des gewaltigen und genialen Schöpfers der Dialogtragödie, Medeendrama nicht und können uns nur ganz allgemein vorstellen, in welchen Riesenmaßen sein pathetisch hoher Sinn das Ringen dieser Menschen gegen den Schicksalswillen verkörpert haben mag.

Euripides, dessen Medea wir besitzen, ist der moderne unter den drei, gleich einer engen Kette aufeinander folgenden großen attischen Tragikern. Er ist der entschlossene Neuerer, der Revolutionär, der die Überlieferung und die konventionellen Kunstregeln durchbricht und der sich von dem starren aischyleischen Schicksalswalten gänzlich lossagt, nachdem es schon der herrliche Sophokles umgedeutet hatte in eine mildernde Anschauung von der Wirksamkeit des Göttlichen und Übermenschlichen in den Charakteren und ihrem Handeln. Euripides will reiner Realist sein, das Leben geben, wie es ist, den Menschen in seiner vollen und befreiten Individualität. An die Stelle der alten Frömmigkeit und Götterehrfurcht setzt er eine aufklärerische Ablehnung, an die Stelle des alten ideenhaften Pathos das reflektierend geistvalle Element und die ganz persönliche Zeichnung, an die Stelle der geschlossen unterschiedenen, abhängigen Charaktere rückt er die Wechsel und Schwächen, die schonungslosen Erdenspuren der sich selbst bestimmenden Menschlichkeit. Freilich alles das in echt künstlerischer Weise so, daß das Real-Typische, das mit allgemeiner Gültigkeit Beweisende herausgeholt und durch die genügend interessierende Einzelfigur verkörpert wird.

Die Menschenkunde, die fortan den wirkungsvollen Dichter macht, ist noch nicht so absichtsvoll malitiös, wie in der attischen Komödie. Aber wir ahnen im Ernst des tragischen Dichters bereits den Aristophanes, der nachfolgen wird. Dies gilt namentlich auch von der Stellungnahme des Dichters gegenüber der Frauenwelt. Wenn auch nicht in der Schärfe des Aristophanes, begegnet uns die Ablösung des schönen männlichen Vorurteils durch eine kalt beobachtende, überlegene Objektivität doch schon bei Euripides. Nicht bloß in der Medea hat dieser Dramatiker Worte gesagt, die für eine gewisse Durchschnittlichkeit der Frauen bis auf den heutigen Tag ihre pessimistische Geltung nicht verloren haben. Aber in die schonungslos berührten Schwächen des Geschlechts hinein spricht dann wieder seine Medea, welche hoch über Jason hinweg der Hauptcharakter des nach ihr benannten Dramas bleibt, Worte voll bitterster Reflexion:

Von allem, was da lebt und Seele hat,
Ist das unseligste Geschöpf die Frau.
Erkaufen muß sie durch der Güter Mitgift
Den Gatten und doch dulden ihn als Herrn.
. . . . . Aber wenn sie gar
In neue Sitten und Gesetze freit,
Muß sie Prophetin sein, kennt sie's von Haus nicht,
Zu wissen, wie sie seine Liebe wirbt.
Quält häuslicher Verdruß den Mann, so geht er
Hinaus und macht das Herz sich frei van Unmut
Bei einem Nachbar aber Jugendfreunde;
Uns aber bleibt, ins innere Leben schauen.

Viel zu gut kennt dieser Dichter die Frau, als daß sie nicht auch hier aussprechen muß, was durch alle Zeiten das Argument ihres Geschlechts geblieben ist und bleiben wird:

Sie reden, wie gefahrlos unser Leben
Daheim, indes mit Schild und Speer sie stritten —
Die Toren! Lieber wollt im Kampfgewühl
Ich dreimal stehn, als einmal nur gebären.

Aber nun kehrt das furchtbar gereizte Weib, das alle seine schreckensvoll gebrachten Opfer und sein Leben durch Jasons Untreue vernichtet sieht, aus der allgemeinen Betrachtung zurück in ihre persönlichste Lage und überläßt sich dem, was mit wildem, heimlichen Locken grauenvoll auskeimen will:

Ein Weib ist sonst voll Furcht und feig zum Kampf
Und kann nicht Eisen schau'n; doch wenn die Liebe
Der Gattin ist in ihrem Recht gekränkt,
Giert keine Seele mehr nach blut'gem Mord.

Von hier ab haben wir gänzlich ins Griechische umzudenken, um selbst einen psychologisierenden Euripides noch vollkommen zu verstehen. Hier scheidet sich das Griechentum von der neuen Moral, die griechische Medea von der modernen. Die heutige zieht sich tödlich getroffen zurück, sie gibt das Leben auf, will dann aber auch ihre Kinder nicht zurücklassen in der Welt, die sie erdrückt, dem Manne nicht, der ihr Leben zerbrochen hat; sie nimmt sie mit sich, weil sie sie allzu sehr liebt. Die antike Medea handelt, muß sogar handeln aus dem varangestellten Motiv der aktiven Rache.

Dem Hellenentum ist die Rache ein Motiv vollgültiger Logik und Moral, das zum Gebote der Selbstachtung wird. Auch die Götter, diese Idealisierungen alles Menschlichen, sind voller Vergeltungssinn, und kaum ein anderer Abschluß kehrt in den zahllosen mythischen Novellen so häufig wieder, als der der Rache. In dieser, die Selbstrecht ist und die, sofern sie begründet war, ungesühnt bleibt, vermag griechisch der Abschluß, die sittliche Versöhnung zu liegen, genau wie bei den selbstischen Menschen der Renaissance und wie noch heute im Volk und vor den Schwurgerichten des Südländertums. Unwürdig, das Mitgefühl verscherzend, zum Ausgleich untauglich ist nur der in Schwächlichkeit zusammengebrochene Jammer. Das ist diese tiefwurzelnde Volksmoral

der Griechen, gegen die sich erst die spätere Philosophie mit erzieherischen Begriffen eines höheren Rechts der Allgemeinheit zu erheben gesucht hat, durch Platon, von dem dann über die jüngeren hellenistischen Schulen hinweg die Linie geschichtlich weiterführt zu der Christenlehre von der duldenden und verzeihenden Liebe, der Emporrichtung zu Gott und zu seiner ausgleichenden himmlischen Gerechtigkeit.

Wiederum ist Euripides doch allzu sehr der Psychologe und Meister der dramatischen Spannung, um nur auf jene einlinige Begründung und Durchführung die Schürzung seines Dramas zu stellen. Er begnügt sich nicht, in starrer Draufgängerei das einzige Motiv der am fürchterlichsten treffenden Rache und eines so überflutenden Hasses, daß er von Jason auf die von ihm gezeugten Kinder überzugehen vermag, zu verfolgen. Sondern er kompliziert das Grundmotiv durch eine psychologisch-realistische Verschlungenheit von Logik und Impuls, womit also zu dem inneren Müssen eine äußere Verkettung hinzutritt. Da schaut dann namentlich in der Gestalt Jasons die erhebliche Spitzbüberei der gewöhnlichen griechischen Täglichkeit mit herein, so daß man nie genau weiß, wie viel in Jasons Bemühungen um eine friedlichere Lösung bei seinem Streben nach gesicherter neuer Heimat Wahrheit ist und wie viel bloßes Vorgeben, bloße Überlistung des Weibes, das er nicht mehr will. Auch in diesem tastend und ergebnislos hin und her verhandelten Kompromiß zwischen ihm und Medea dämmert ihr nur wieder der Zwang auf: die Kinder auch so dennoch töten zu müssen, um ihnen nicht durch ihre Weggabe an Jasons neue Ehe ein unsicheres Schicksal, eine Existenz, worin sie keinen vollberechtigten Raum haben, zu hinterlassen. Diese zweite, moderner verständliche Linie der Verwicklung ist für den Gang des Dramas von größter technischer Wichtigkeit, sie allein ermöglicht jene hinterhältige Annäherung der Medea, aus der sie Kreusa und Kreon morden kann, und gibt ihr die momentane Verfügung über die Kinder wieder. Aber sie bleibt die sekundäre, welche in den Rahmen der stärkeren und größeren Notwendigkeit meisterhaft eingebaut ist. Und als Medea die Tat vollbracht hat, da schleudert sie dem gebrochenen Jason das Wort, das alles enthält und auf alle Nebenmotive verzichtet, ins Gesicht: „Daß du meiner nun nicht lachst, das stillt mein Leid!" Noch furchtbarer setzt die entsetzensvolle Rächerin hinzu: „In dieser Stunde frischem Leide vermagst du ja dein Schicksal noch gar nicht zu ermessen, aber warte der Tage des Alters!"

Die Römer, die sich unter den attischen Tragikern dem rationalistischen Euripides am verwandtesten fühlten, haben von dessen Dramen die meisten nachdichtend übertragen; doch sind uns alle römischen Tragödien verschollen bis auf die des jüngeren Seneca. Er hat den Medeenstoff insofern mit einer gewissen Selbständigkeit behandelt, als er in die griechische Form die Art des philosophisch und rhetorisch gebildeten Römertums hineinträgt. Er will die Griechen durch denkerische Tiefgründigkeit überbieten und verliert doch nur die geläuterte Größe der durchsichtigen Klarheit in Entwicklung und Sprache, die ihnen zu eigen ist. — Welche besondere Beachtung und Pflege der Medeastoff in der antiken Bildungswelt dauernd gefunden hat, spricht sich symptomatisch dadurch am deutlichsten aus, daß uns sowohl aus Pompeji, wie aus Herkulanum, den beiden vesuvverschütteten Städten, die so ziemlich die einzige Quelle der antiken Wandmalerei für uns sind, Darstellungen der Medea erhalten sind. Beide Male dieselbe Komposition, das künstlerische Motiv des Augenblicks, da sie den Mord vollziehen will: die majestätische Gestalt der reifen, machtvoll schönen Frau, deren Züge schon durch ihren Schnitt das Weib voll Größe und Leidenschaft verraten, die sich selbst nicht mehr gehörende Mutter, die ihr Beben zu meistern sucht, indem sie aus gestrafftem Arm die den Dolch umfassenden Hände faltet, und deren angstvoll in den eigenen Entschluß starrende Augen den unabänderlichen Willen der Tat mit dem voraus genommener Leide einer beraubten Niobe vereinigen.

Dann folgt kulturgeschichtlich die Periode des christianisierten Germanentums und seiner abendländischen Herrschaft. Aber sobald nur das späte Mittelalter von dem humanistischen Interesse für die Antike wieder berührt wurde, ward auch die Argonautensage den Vorstellungen früh aufs neue lebendig und vermengte sich in seltsamer Romantik mit den Ideen und Interessen, die diese Gegenwart als nächste bewegten: den Kreuzzugserinnerungen, der Aufmerksamkeit für die südländischen Handelsunternehmungen in der Levante und am Schwarzen Meer, und mit den noch immer nicht aufgegebenen Gedanken einer Wiedergewinnung des Morgenlandes, nunmehr als Konsequenz des dringlicheren Zieles der Türkenabwehr und des großen Türkenzuges aller Christenheit. Aus diesen Aktualitäten heraus ist an dem bücher- und aventiurenliebenden burgundischen Hofe von Herzog Philipp dem Guten, dem Vater Karls des Kühnen, am 10. Januar 1429 zu Brügge der Orden vom goldnen Vließ gestiftet worden. Er sollte, im älteren Sinn der höfischen Orden, eine den geistlichen Ritterorden nachgebildete geschlossene Gesellschaft auserlesener weltlicher Herren sein, mit dem satzungsmäßigen Zweck der besonderen ritterlichen Vollbringung für den christlichen Glauben. Anscheinend haben einige besondere Gedankenhinwendungen auf die Argonauten die Wahl des Ordensnamens mitveranlaßt. Der Schutzpatron Burgunds, der Apostel Andreas, sollte in Mingrelien am Kaukasus das Evangelium gepredigt haben, und von Herzog Philipps Vater, Johann Sanspeur, der in der schweren Niederlage bei Nikopolis in Ungarn 1396 in König Siegmunds Heere von den Türken gefangen ward, wurde erzählt, daß er in eben diese Gegenden, das alte Kolchis, verbracht worden sei. Ferner entsprach es durchaus der landesherrlichen Politik des Herzogs Philipp, nebenbei den durch ihre Wollmanufaktur so reich gewordenen burgundisch-vlaemischen Städten ein Kompliment zu machen durch die Wahl des Ordensabzeichens, des in Goldschmiedearbeit hergestellten, hängenden Widderfells. Durch die burgundische Heirat und Erbschaft Kaiser Maxi-

milians, des Habsburgers, ist dieser Orden Philipps des Guten als einer der ältesten und höchsten der jetzt existierenden Hofordens, der auch nur eine Klasse aufweist, durch die Jahrhunderte erhalten geblieben und wird in feierlicher Auswahl von den Höfen Österreichs und Spaniens, den lothringischen und bourbonischen Erben der Habsburger, verliehen.

Bei der innigen Verbindung mit der Antike, worauf sich die europäische Bildung in den neueren Jahrhunderten gründete und noch gründet, mußte auch ohne alle Beziehungen zu dem Ordenssymbol gewordenen goldenen Vließ von der dramatischen Literatur der Medeenstoff wieder aufgenommen werden. Dies ist sowohl bei den wesentlich dem Vorbilde Senecas folgenden Franzosen des XVII. Jahrhunderts geschehen, am bekanntesten durch Corneilles Médée, wie weiterhin auch in der Oper durch Cherubini. Die bedeutendste neuere Verkörperung hat der Stoff (1821/1822) durch Grillparzers Dramenzyklus „Das goldne Vließ“ gefunden. Er wird eingeleitet durch den Einakter „Der Gastfreund“, das ist Phrixos, durch dessen Ermordung sich Aietes mit Schuld und Fluch belädt; dann behandeln die „Argonauten“ die Taten der Medea für Jason und seine Flucht mit ihm, und in der „Medea“, der Ermordung der Kinder, gipfelt die Trilogie.

Einer erzählenden Analyse des Grillparzerschen Dramas bedarf es für unsere Leser nicht, und es genügt, auf die Mittel zu deuten, wamit von ihm die in der tragischen Kunst notwendige harmonische Empfindungslogik erreicht wird. Es gab damals noch kein Premierenpublikum, das darauf disponiert war, einen antiken oder sonst kulturhistorischen Stoff als etwas durch sich selbst bildungsmäßigeres, als eine exklusivere Sensation, im übrigen aber ziemlich unbesehen hinzunehmen. Die Theaterkritik im Feuilleton florierte noch nicht so und übte noch nicht so das notwendige, das nützliche oder üble Vorsäugertum des allgemeinen Urteils aus. Aber man hatte viel Eigenkritik und war, soweit „man“ damals überhaupt als Publikum in Betracht kam, befähigter und erzogener für die Selbständigkeit solcher Stellungnahme. Man besaß in diesen Jahrzehnten des alten Goethe das deutlichere Gefühl für immanente Wahrheit, für innere Kunstform, und um so mehr, als man intimer und respektvoller mit der geistigen Antike vertraut war, erhielt man sich auch ihr gegenüber noch die feinere Unterscheidung. Es würde nicht geduldet worden sein, daß ein ehrwürdiger antiker Name zum Aushängeschild für Pikanterie und Verblüffung herabgewürdigt, nicht, daß er auf der modernen Bühne in Stillosigkeiten und Stilwidrigkeiten gezerrt worden wäre, aber man hätte auch eine bloße, kahle Nachahmung der Antike verfehlt gefunden und sie als falsche gipserne Maske erkannt. Für den christlich-deutschen Dichter und sein Publikum ist das in sich begnügte Rachemotiv eine Unmöglichkeit geworden, eine brutale Verletzung des neueren Feingefühls für tragische Harmonie. Das ist der Grund, aus dem sich Grillparzers Drama, bei allem äußerlichen Anschluß an das Wesen des Dialogs im attischen Drama, innerlich desto sorgfältiger von der Antike löst. Da auch seine Medea töten muß, bedarf dieser tragische Ausgang einer Begründung, die von dem griechischen Selbstrecht der Rache unabhängig ist. So formt Grillparzer seine Medea zu der heftigen und scheuen halben Wilden, dem in all seinen Impulsen und Seelenkräften gesteigerten Naturkinde, in das er also geschickt den antiken Begriff der Barbarin übersetzt. Diese Kolchierin hat die Welt, in die sie hineingehörte, hingegeben für den zu Allem bereiten Wahnsinn ihrer Liebe zu dem bezaubernden, jugendlichen, in jeder Beziehung unreifen hellenischen Königssohn. Nun lebt sie inmitten einer neuen Sinnesart um sie umher, die ihr fremd bleibt und der sie sich nicht verständlich machen kann; sie ist im Grunde liebenswert, ist groß und ehrfurchtsvoll und stark und gut in ihrer verborgenen, verschlossenen Tiefe. Aber diesen Griechen, am allermeisten ihm selber, dem vor jeder Regung dahintreibenden Jason, dem seine Retterin zur Last geworden, wird sie nichts anderes mehr sein als die entwurzelte Barbarin, das unheimliche, unselige, Verderben nachschleppende Weib. Und mit Jason zugleich müssen diejenigen Griechen, die besser sind als er, zusammenwirken, um sie in neues Verderben müssen hineinzuzwingen, sie, die wir in Grillparzers Szenerie beim Aufrollen des Vorhanges in einer Handlung des Sühnens und Friedesuchens bei den Göttern erblicken. Sich nicht offenbaren, nicht aus sich heraus zu können mit allem was gut und lieb in ihr ist, fremd und seelisch stumm zu bleiben inmitten eines nicht von ihr bedachten neuen Lebens, das ist das Verhängnis dieses Grillparzerschen Medeencharakters. Selbst den eigenen Knaben, den Kindern des griechischen Vaters, bleibt sie die unheimlich Fremde und Herbe, so daß die Kinder von ihr hinweg, erschütternd, vor ihren eigenen Augen, sich zu der sonnigen, unschuldsvollen blonden Kreüsa wenden. Sie erlebt, daß damit nun zum erstenmal aus diesen armen, jungen Seelen eine helle und heiße Kindesliebe hervorbricht, zu derselben Frau, um derentwillen Jason das letzte Band zwischen sich und der längst von ihm geschmähten, längst mit einer knabenhaften Art von Lust mißhandelten Kolchierin zerschneidet. Diese Medea liebt ihre widerstrebenden, von ihr wegflüchtenden Kinder unsagbar, wenn sie auch wohl einmal im Barbarenstolz der ins Innerste getroffenen Mutter das Gegenteil heftig herausschlägt. Aus ihrer Liebe aber muß sie sie morden, da sie, ein in den Verschürzungen ihres Lebens gefangenes, von tödlichen Wunden verblutendes edles Wild, kein anderes Mittel hat, um die Kinder, die sie geboren, für sich zu retten. Das ist zwar nicht in allen Teilen die gleiche im bewegten Leben immer wiederkehrende Tragik, von der wir am Anfang gesprochen haben, aber diejenige, die sich unter Beibehaltung des antiken Grundthemas am nächsten mit ihr berührt.

Auch bei Grillparzer, wie bei Euripides, geht eine sekundäre Verkettung nebenher, die den Zweck hat, das Hauptmotiv, den seelischen Zwang zum Morde, in seiner psychischen Einseitigkeit zu mildern und wiederum die tragische Verwicklung zu steigern. Es gibt einen Augenblick, da das Mitleid aus der Barbarin hervorbrechen will und

ihre innerste Güte sie überwältigen, da sie aus übermenschlicher Liebe es ihren Kindern schenken könnte, die neue Mutter zu lieben, um selber in trostloser Herzenseinsamkeit davon zu gehen. Aber dieser Augenblick wird erst durch diejenige Zuspitzung der Handlung herbeigeführt, da sie an die Tochter des Kreon das verhängnisvolle Brautgeschenk abgesandt hat und den Weg der Vernichtung schon beschritten.

In seltsamem, fast zerstörendem Widersinn zu der geschlossenen Durchführung der Grillparzerschen Medeenauffassung steht der letzte Schluß des Dramas. Diese Medea ist nicht mehr sie selber, wenn sie dem vernichteten Jason eine sentimentalisierende, wortreich überlegene Rede hält, mit Betrachtungen über das Glück, das Traum und Schatten sei, mit den Abschiedsworten Frage! Dulde! Büße! und wenn sie den Entschluß gefaßt hat, sich am apollinischen Altar der Griechen zu Delphi zur Sühne zu stellen. Was hier wie der Epilog einer Erhebung in die größere seelische Kraft erscheinen soll, ist tatsächlich Unlogik, ist ein Sturz aus Rolle und Charakter und ist eine Schwäche des Dichters. Sie wird dadurch nicht verzeihlicher, wenn man denken möchte, er sei erschrocken vor der eigenen Figur, die er gestaltet, und habe bewußt oder unbewußt eine lahme Konzession an die Humanitätsgedanken der Zeit gesucht. So bleibt es der befangene, rückfällige Teil des großartig angelegten Dramas, der Abschluß, der es um den Wert bringt, einwandfrei als eine der kühnsten und gewaltigsten Kompositionen fortzudauern, welche dichterische Bedeutung und Kraft in ihre letzten Konsequenzen zu steigern gewagt.

Ein halbes Jahrhundert nach dem Wiener Dichter hat ein deutscher Künstler durch eines der vollendetsten und großartigsten Gemälde aller Zeiten eine andere tragische Lösung des Medeenmotivs gegeben, Anselm Feuerbach. Freilich eine solche, die nur der in *einen* Empfindungsmoment verdichtende bildnerische Künstler, nicht der szenische Dichter zu geben vermag. Wobei der Dramatiker nicht innehalten durfte, das hat Feuerbach in der Gestalt seines heroisch-wundersamen Medeenweibes erreicht: nämlich den unentrinnbaren Entschluß zu läutern in ein Nurnochmiterleiden und in die ergreifende Stille unmittelbar vor der Tat die Liebe der Mutter zusammenzudrängen, eine Fülle und Ganzheit der Liebe, die in der versunkenen Seelengewalt dieses Abschiedes zur restlosen Schicksalsgemeinschaft mit den todgeweihten, sich ahnungslos an die Mutter anschmiegenden Knaben wird.

Gedichte von Richard Schaukal.

Hochsommer.

Nun hat der Sommer sich im Grünen
Gelagert, stützt das Träumerhaupt
In die gebräunte Hand. Belaubt
Sieht er in fernste Fernen Ast
An Ast, bis wo die weißen Dünen
Die nie beruhigte See bestürmt
Mit immer neuen, immer wieder kühnen
Tobenden Kindern. Tief im Westen türmt
Gewaltig sich die blaue Wolkenwand ...
Ihn schläfert. Müde sinkt sein Lid.
Die Schwalben kreisen. Magisch glänzt das Land ...
Der Frösche Nachtgesang erhebt im Ried
Sich leiseschwellend. Kühler streicht ein Hauch.
Rings aus den Hütten wirbelnd steigt der Rauch,
Verschwebt in Schleiern und verschwimmt im Glast
Der tiefen Sonne. Hoch im Dorf beginnt
Die Glocke, die den Abend überspinnt.
Der Abendstern erwacht.
Nun kommt die Nacht.

Sommermittag.

Die Sonne liegt auf stillen Stunden
Und wärmt sie mit verliebtem Glanz.
Behaglich schwingt ein Mückentanz.
Verschlafen blinzelnd hebt den runden
Kopf jetzt mein Hund von weißen Kieseln.
Zu mir ins offne Fenster langt
Ein schlanker Zweig und schwingt und schwankt
Im Blätterschmuck voll Sonnenrieseln.

Römiſcher Kater. Bronze von Aug. Kraus.

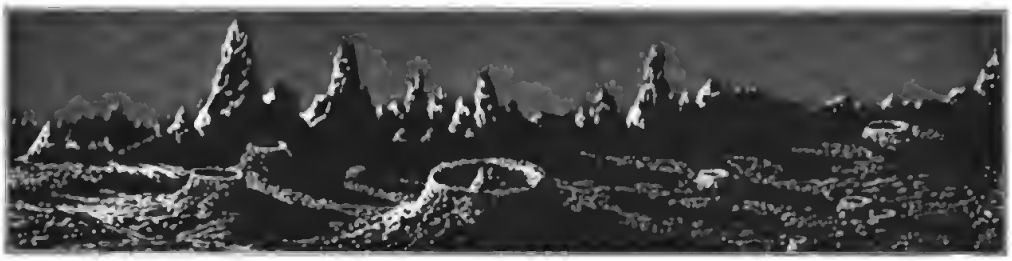


Abb. 1. Ideale Mondlandschaft

Unser Mond.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Von allen Himmelskörpern hat der Mond die Menschen immer am meisten interessiert. Die Sonne betete man an. Sie erschien so weltentrückt, so überirdisch, daß man lange gar nicht auf den Gedanken kam, sie könne etwas Körperliches sein, es sei denn die Verkörperung des Göttlichen. Nur wenn sie sich tief zur Erde neigte, durfte man sie betrachten und sah dann auch nichts an ihr, als die übermächtig strahlende Scheibe.

Der sanfte Mond aber zeigte sein lieblich leuchtendes Antlitz fast allabendlich den Menschen in seiner wechselnden Gestalt. Man sah auf ihm hellere und dunklere Stellen, die immer dieselben blieben, so daß man an seiner materiellen Natur bald nicht mehr zweifeln konnte, trotzdem der droben am Himmel schwebende Körper so unerreichbar blieb, wie alle die übrigen Gestirne. Es ist in dieser Hinsicht sehr bezeichnend, daß man schon im Altertum den Mond für etwas ähnliches wie unsere Erde gehalten hat. Die Chinesen glaubten sogar soviel Ähnlichkeit zwischen den Flecken im Monde und der Gestaltung der Erdoberfläche zu erkennen, daß man ihn für einen großen am Himmelsgewölbe hängenden Spiegel hielt, in dem man die Erde selbst wieder sah.

War der Mond aber ein Weltkörper von einer Größe, die sich mit der der Erde messen kann, so mußte er doch recht weit von uns abstehen, viel weiter jedenfalls, als alle irdischen Entfernungen reichten, und dies gab den Menschen vielleicht den ersten Begriff von astronomischen Dimensionen.

Heute wissen wir, daß der Mond von uns etwa dreißigmal weiter entfernt ist als wir von unsern Antipoden, und da der Kreisumfang etwa dreimal seinen Durchmesser ausmacht, so ist der Weg bis zum Monde nicht größer als zehn Reisen um die Erde. Es gibt heute manche „Globetrotter", die eine längere Strecke zurückgelegt haben. Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd machen zusammengenommen in einem Jahre etwa vierzehnmal mehr Weg als die Strecke bis zum Monde beträgt.

Die Ausmessung dieser Entfernung ist leicht. Sie beruht auf der perspektivischen Verschiebung der Lage des Mondes unter den Sternen bei Veränderung unseres Standortes auf der Erde. Man nennt das Parallaxenmessung. In einem vorangegangenen Aufsatz über Sonnenfinsternisse habe ich von dieser Methode einen Begriff zu geben versucht.

Diese dreißig Erddurchmesser, die uns von unserm treuen Begleiter trennen, verschwinden fast vor den übrigen Entfernungen im Weltgebäude. Die Sonne steht an vierhundert solcher Moudentfernungen von uns ab; die nächste Sonne aber, der Stern α im südlichen Sternbilde des Zentauren, ist dreimalhunderttausendmal weiter von uns entfernt als unsere Sonne.

Kennen wir aber die Entfernung eines Körpers und messen, wie groß er uns aus dieser erscheint, so können wir daraus seine wahre Größe sofort berechnen; wir brauchen ihn ja nur mit einem bekannten Gegenstand aus bekannter Entfernung zu vergleichen. Alles erscheint doch im selben Verhält-

Abb. 2. Bahn des Erdmondes bezogen auf das Sonnenzentrum.

nis kleiner, als man ſich davon entfernt. So fand man, daß der Mond 3482 Kilometer im Durchmeſſer hält, das macht etwas mehr als ein Viertel (genau 0.273 Teile) des Erddurchmeſſers. Die Monde der übrigen Planeten ſind alle im Verhältnis zu ihren Hauptkörpern, um die ſie kreiſen, viel kleiner als der unſrige. Man kann ihn als einen an ſich ſelbſtändigen Himmelskörper betrachten, einen anderen Planeten, der nur durch ſeine beſondere Nähe zur Erde in ſeinem Laufe an ſie gefeſſelt iſt. Der Mond bewegt ſich zwar um die Erde, aber mit ihr um die Sonne. Der Weg, den er dabei direkt um die Sonne beſchreibt, iſt ein elliptiſch zuſammengedrückter Kreis, wie ihn alle Planeten beſchreiben, und nur etwa zwölfmal auf ſeinem Umfang ganz leicht wellenförmig aus- und eingebogen durch den anziehenden Einfluß der Erde (Abb. 2). Wir haben, recht betrachtet, im Monde einen der Erde ebenbürtigen Nachbarplaneten vor uns, der gemeinſam mit ihr die Sonne umkreiſt. Um ſo lebhafter muß es uns intereſſieren, zu erfahren, wie es auf dieſer nächſten Welt jenſeits des irdiſchen Dunſtkreiſes ausſieht. Unſere modernen Fernrohre tragen uns ja ſeiner Oberfläche ſo nahe, daß wir ſie aus der Vogelperſpektive in mancher Hinſicht beſſer ſtudieren können, als die Oberfläche unſeres eigenen Weltkörpers, von der uns noch ſehr weite Gebiete völlig unbekannt geblieben ſind.

Abb. 3. Die Mondphaſen, an einem Kerzenlicht demonſtriert.

Aber man kann den Mond nicht an jedem klaren Abend ſtudieren. Er wächſt und nimmt ab, zeigt Phaſen. Das beweiſt uns zunächſt, daß er eine an ſich dunkle Kugel iſt, die von der Sonne beleuchtet wird. Steht er deshalb zwiſchen uns und der Sonne, ſo muß er uns die dunkle Seite zukehren, es iſt Neumond. Umgekehrt, wenn er jenſeits ſteht, ſo wendet er uns die beleuchtete Hälfte zu. Man kann die Mondphaſen an einer weißen Kugel beobachten, die man um eine Lampe führt, während man ſelbſt in derſelben Richtung ſtehen bleibt. Unſer Bild veranſchaulicht dies wohl zur Genüge (Abb. 3). Das wechſelnde Spiel dieſer Beleuchtung wiederholt ſich, wie jedermann weiß, in einem Monat, genauer in 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 2,7 Sekunden. Dieſes iſt aber nicht die eigentliche Umlaufszeit des Mondes um die Erde, denn nachdem der Mond in dieſelbe Lage zur Sonne zurückgekehrt iſt, wie vor einem Monat, hat die Erde in ihrem jährlichen Lauf um die Sonne mit ihrem Begleiter zuſammen gleichfalls ein Stück Wegs zurückgelegt. In die gleiche Lage zu den feſten Sternen am Himmel kommt der Mond immer ſchon nach 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten 11,5 Sekunden, der ſogenannten ſideriſchen Umlaufszeit. Die oben angegebene Periode iſt die ſynodiſche, ſogenannt, weil man die Kirchenfeſte nach ihr beſtimmt.

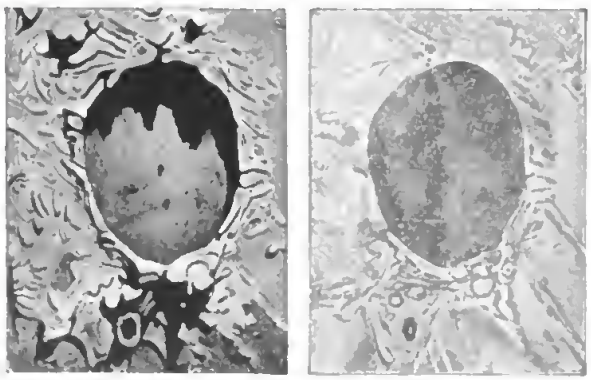


Abb. 4. Das Ringgebirge Plato. Links bei aufgehender Sonne. Rechts bei Mittagsbeleuchtung. Nach Neiſon.

Die Flecken, die man ſchon mit bloßem Auge auf dem Monde erkennt, bleiben immer auf derſelben Stelle der ſcheinbaren Scheibe, ſie wandern nicht über ſie hin, wie es doch der Fall ſein müßte, wenn unſer Begleiter ſich in ähnlicher

Abb. 5. Pariſer Mondaufnahme. Aufgenommen am 23. Februar 1896.

Weise um sich selbst drehte, wie die Erde in ihrem täglichen Umschwung. Der Mond kehrt uns beständig dieselbe Seite zu, so daß wir von seiner andern Hälfte überhaupt niemals etwas zu sehen bekommen. Da er aber um die Erde herumläuft, dreht er sich in bezug auf eine feste Richtung in derselben Zeit, die er zu einem solchen Umlauf um die Erde gebraucht, auch einmal um sich selbst. Dies zu verstehen, wird manchem schwer. Um es sich klar zu machen, bitte ich den Leser, eine Lampe auf einen Tisch zu stellen und nun so um ihn herumzugehen, daß die Lampe immer das Gesicht beleuchtet. Dann muß man sich doch im Zimmer selbst einmal um sich herumdrehen, so daß man einmal zum Beispiel dem Fenster den Rücken und dann wieder das Gesicht zukehrt. Die Lampe ist in unserm Experiment die Erde und wir der Mond.

Es muß offenbar einen inneren Grund haben, weshalb diese beiden Umdrehungsperioden so genau miteinander übereinstimmen. Wäre die eine Periode von der andern auch nur um wenige Minuten verschieden, so müßten doch im Lauf der Jahre und Jahrhunderte langsam mehr und mehr Teile der anderen Mondseite sichtbar werden, während doch bereits seit dem grauen Altertum der Mond niemals ein anderes Gesicht gehabt hat wie heute. Es ist aber, als ob er wie durch eine feste Verbindung, etwa eine elastische Schnur, mit der Erde zusammenhinge. Ich wähle diesen Vergleich, weil es sich herausgestellt hat, daß unser himmlischer Vasall doch hie und da Seitenblicke nach rechts und nach links wirft, daß er um eine Mittellage hin- und herschwankt, aber doch immer nur um einen bestimmten geringen Betrag. Wir sehen deshalb im ganzen etwas mehr als die Hälfte von der Oberfläche des Mondes, etwa vier Siebentel. Man nennt dieses Schwanken die Li-

Abb. 6. Ein Teil der Mondalpen mit dem großen Quertal. Photographische Aufnahme von Löwy & Puiseux in Paris.

Abb. 7. Die Mond-Apenninen. Nach einer auf der Lick-Sternwarte hergestellten photographischen Aufnahme.

bration. Ihre Urſache iſt eine beſondere Anziehung, welche die Erde auf ihn ausübt, genau in derſelben Weiſe, wie der Mond das Waſſer unſerer Ozeane zu ſich hinzieht und dadurch das Flutphänomen erzeugt. Der Mond, der nur aus feſten Stoffen beſteht, hat ſich dadurch nach der Erde hin verlängert, ſo daß er etwa Eiform beſitzt, und an dieſer Verlängerung hält ihn die Erde feſt.

Was alſo auf der anderen Seite des Mondes ſich befindet, das bleibt uns ewig unbekannt. Eine recht merkwürdige Betrachtung kann man an dieſe Tatſache knüpfen. Setzen wir einmal den Fall, auf jener anderen Seite befänden ſich intelligente Weſen wie wir, die den Himmel nach allen Richtungen durchforſcht haben, nur nicht wegen Luftmangels auf die der Erde zugekehrte Seite hinüberkönnen. Dieſe Weſen würden trotzdem von unſerer Erde, dem ihnen bei weitem nächſten Weltkörper, dem der ihrige untertan iſt, nichts Poſitives wiſſen. Nur theoretiſche Betrachtungen und Vergleiche mit anderen Mondſyſtemen könnten ſie zu der Überzeugung bringen, daß eine Erde exiſtieren müſſe. So mag die Natur noch manche Dinge in unſerer allernächſten Nähe vor uns verbergen. Unſere Sinne geſtatten uns ja immer nur einen einſeitigen Einblick in das Naturgeſchehen. In unſerer menſchlichen Perſpektive überdecken ſich ſtets eine Reihe von Wirkungen, um ſich für unſere Erkenntnis gegenſeitig aufzuheben.

Der ſichtbare Teil der Mondoberfläche zeigt nun im Fernrohr ein nicht zu beſchreibendes Gewirr von Einzelheiten, die ſich zum größten Teil offenbar als Erhebungen und Vertiefungen, als Berge und Täler, zum Teil aber auch nur als verſchiedene Färbungen des Bodens herausſtellen. Daß es ſich im erſteren Falle wirklich um eine Reliefbeſchaffenheit der Oberfläche handelt, kann man ohne weiteres an den Schatten erkennen, die länger und kürzer werden, je nach dem Stande der Sonne über ihnen. Wie die Sonne über einer beſtimmten Mondpartie ſteht, kann man ſofort an ihrer Lage zur Mondphaſe erkennen. Man ſieht ja das Sonnenlicht während des Mondwachstums über die Oberfläche fortſchreiten, die Sonne über den Gebirgslandſchaften des Mondes aufgehen. Zuerſt werden die höchſten Spitzen der Berge beleuchtet, die man oft ganz vereinzelt aus dem noch in Nacht gehüllten Teile der Mondoberfläche aufſtrahlen ſieht, wie Sterne, die langſam größer werden. Immer tiefer ſteigt dann vor unſern Augen der Tag hinab ins Tal, und wenn dann die Ebene dort unten völlig im Lichte des begonnenen Tages glänzt, dann werfen die Gebirge lange, tiefſchwarze Schatten über ſie hin. In unſerer Darſtellung (Abb. 4) des Ringgebirges „Plato“ tritt dies hervor. Dieſe Schatten aber verkürzen ſich mehr und mehr, je weiter die Mondphaſe wächſt, alſo mit dem „Alter des Mondes“ bis zum Vollmond, wo alle Schatten für unſern irdiſchen Standpunkt dort verſchwinden. Hier iſt ein und dieſelbe Landſchaft abgebildet, einmal wie ſie bei Sonnenaufgang und dann wie ſie bei Vollmond erſcheint. Vorher zeigte ſie die intereſſanteſte Reliefgeſtaltung, während ſie nun ganz flach erſcheint, nur mit verſchiedener Oberflächentönung. Man wird es ſich nun auch leicht vorſtellen können, daß man durch Meſſung dieſer Schattenlängen bei dem jedesmal zu berechnenden Sonnenſtande über der betreffenden Gegend und der bekannten Entfernung des Mondes von uns die Höhe der Mondberge in Metern beſtimmen kann, was ſogar beinahe bis zu derſelben Genauigkeit möglich iſt, mit der man die Berghöhen bei uns beſtimmt; jedenfalls iſt die Karte des Mondes, wie ſie uns heute vorliegt, vollſtändiger als die der Erde, denn es gibt auf unſerm Begleiter, abgeſehen von der gänzlich unbekannten Kehrſeite, für uns keine unerreichbaren Gebiete wie Inner-Afrika, Auſtralien oder die Erdpole.

Aber bei dem Gewirr von Einzelheiten, das die Mondoberfläche bietet, war es eine ungeheure Arbeit, ſie genauer zu mappieren. Die beſte und größte Mondkarte hat Julius Schmidt, der nun verſtorbene Direktor der Athener Sternwarte, hergeſtellt. Auf dieſer Karte hat der Mond einen Durchmeſſer von zwei Metern; Schmidt hat vierzig Jahre ſeines Lebens in eifrigſter Arbeit auf dieſes Rieſenwerk verwendet, das dann auf Koſten des preußiſchen Staates 1878 der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Man hätte nun glauben ſollen, daß inzwiſchen die Photographie hier erhebliche Dienſte hätte leiſten können. Das iſt aber doch erſt in jüngſter Zeit eingetreten. Der

Mond machte dem Photographen bisher so große Schwierigkeiten, weil er nicht still halten wollte. Man muß sehr lange Fernrohre für ihn verwenden, die ein möglichst großes Bild in ihrem Brennpunkt von ihm entwerfen. Je größer das Bild, desto feiner werden natürlich die Einzelheiten wiedergegeben. Mit nachträglicher Vergrößerung erreicht man nicht viel, weil das Korn der photographischen Platte hier eine Grenze setzt. Je größer aber das Bild, desto lichtschwächer wird es und desto länger muß man die Platte belichten. Mit sehr langen Fernrohren und sehr großen, also sehr lichtstarken Objektivgläsern hat man es dazu gebracht, daß weniger als eine Sekunde genügt, um ein gut durchgezeichnetes Bild des Mondes von genügend großem Durchmesser zu erhalten. Aber in dieser Sekunde bewegt sich der Mond am Himmel doch schon soviel weiter, daß er bei einer Größe von zehn Zentimetern auf der Platte sich um etwa einen Millimeter verschieben würde. Natürlich müßte dadurch ein völlig unscharfes Bild entstehen. Nun sind die großen Fernrohre auch schon für den gewöhnlichen Gebrauch mit einem Uhrwerk versehen, das sie jenem täglichen Lauf der Gestirne nachführt, der durch die Umdrehung der Erde entsteht. Dieses Uhrwerk aber genügt nicht für die letzte Genauigkeit, die zur Erzeugung einer völlig scharfen Mondphotographie erforderlich ist. Der Mond hat ja, wie wir wissen, noch eine besondere Bewegung unter den Sternen. Es mußten ganz eigene Präzisionsvorrichtungen erfunden werden, um das große photographische Fernrohr, wenn auch nur für diese eine Sekunde, welche die Exposition erforderte, dem Monde genau nachzuführen. Die Pariser Astronomen haben es nach jahrelangen Versuchen zu den vollkommensten derartigen Instrumenten gebracht und damit ganz wunderbar scharfe Mondphotos erzielt, von denen ich hier in der Lage bin, eine Kopie in der natürlichen Größe des ursprünglichen Fokusbildes dem Leser vorzulegen, freilich in einer durch den Buchdruck bedingten Wiedergabe, durch welche viele Feinheiten verloren gehen mußten (Abb. 5). Nach diesen Pariser Aufnahmen wird jetzt ein Atlas angefertigt, auf dem der Mond einen Durchmesser von 2,5 Meter hat, der aber trotzdem noch bei weitem nicht die Einzelheiten enthalten wird, wie die berühmte Schmidtsche Karte, wofür er freilich den unbedingten Vorzug besitzt, von menschlichen Fehlern frei zu sein.

Welche Fülle von Gestaltungen zeigt schon allein dieser Ausschnitt der Mondoberfläche auf unserer Pariser Aufnahme! Man wolle bedenken, daß immer nur an der Lichtgrenze das Relief in der schrägen Beleuchtung hervortritt, während auch der

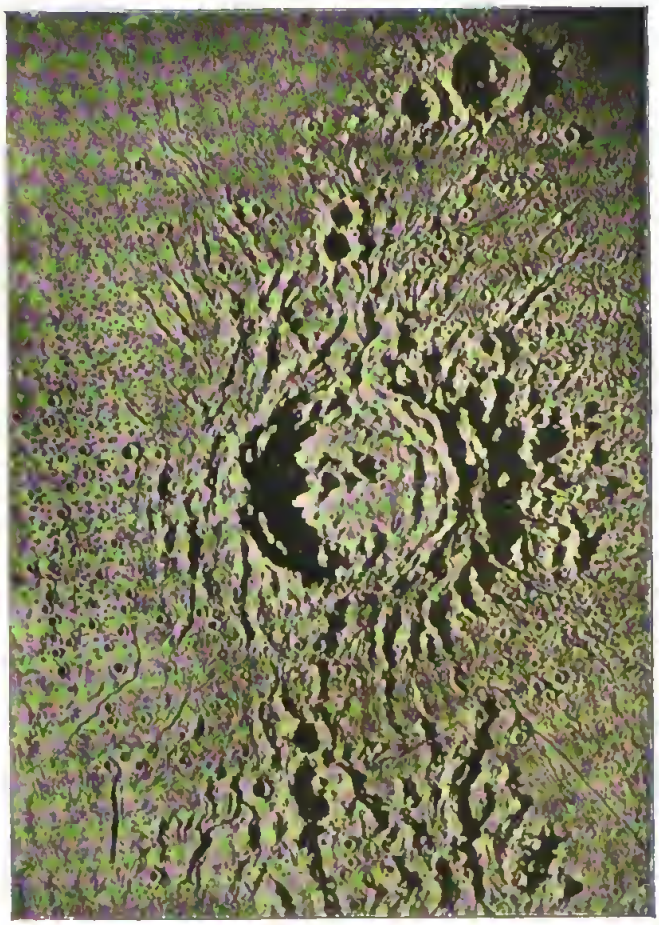


Abb. 8. Das Ringgebirge Kopernikus.

Nach: J. Nasmyth und J. Carpenter „Der Mond", Verlag von Leop. Voß in Hamburg.

ganze übrige hier voller beleuchtete Teil ebenso plastisch hervortritt, wenn über ihm die Lichtgrenze hingeht.

Aber schon beim ersten Anblick erkennt jedermann, daß es auf dem Monde ganz anders aussieht als bei uns. Er ist ja über und über wie mit Pockennarben besät. Solche runde Berge mit einer Vertiefung in ihrer Mitte, solche Kraterberge sind bei uns doch relativ selten. Die Erdoberfläche hat sich meist zu Kettengebirgen aufgeworfen, die in ziemlich gerader Richtung hinziehen, so zum Beispiel die Anden fast über einen halben Erdumfang hinweg. Auf diesen letzteren Gebirgszug haben sich viele Kraterberge, Vulkane, gesetzt, aber offenbar als sekundäre Erscheinungen. Die Vulkane sind Teile der Kettengebirge in diesem Falle (während sie allerdings auch selbständig auftreten). Umgekehrt ist es auf dem Monde. Die wenigen Kettengebirge, die dort vorkommen, stellen sich bei näherer Betrachtung doch wieder als die Ränder sehr ausgedehnter Ringgebirge dar, sie umgeben kreisförmig eine von ihnen eingeschlossene Ebene. Sehen wir uns, um diese Verhältnisse besser kennen zu lernen, ein wenig näher auf unserem Mondphoto um. Zum leichteren Hinweis sind an den Seiten Zahlen von 1 bis 9 angebracht, deren wir uns bedienen wollen. Die erste angegebene Zahl soll immer die horizontale, die andere die vertikale Reihe bedeuten. Auf dem Bilde ist oben Süd, unten Nord, so wie man den Mond bei uns im umkehrenden Fernrohr sieht.

Es fällt sofort auf, daß die Südseite viel reicher an „Ringgebirgen" ist, als die nördliche Halbkugel, wo die großen Ebenen vorherrschen, die man „Mare" genannt hat, da man früher glaubte, daß sich hier wirklich Meere befänden. Der Augenschein in einem besseren Fernrohr widerlegt sofort diese Meinung, weil man jene, zwar im allgemeinen ebenen Flächen, mit einer Fülle von Einzelheiten, kleinen Bergadern, Rissen, Gräben, schroffen Felsspitzen überdeckt sieht.

Am charakteristischsten ist das Mare Imbrium ausgebildet, die größte Ebene auf dem Monde. Wir sehen sie auf unserem Photo sich unten von der Lichtgrenze an, etwa von 1—3 und 5—8, breiten. Sie ist rings von Gebirgen umgeben, die man sich zu einer Ellipse, einem gedrückten Kreise, völlig zusammenschließen sehen würde, wenn die Lichtgrenze nicht rechts ein Stück davon abschnitte. Die elliptische Form dieses Umkreises ist aber offenbar nur eine Folge der perspektivischen Verkürzung, unter der wir auf dem kugelförmigen Monde die Kreisfläche sehen. Oben links wird diese gewaltige, einen beträchtlichen Teil der ganzen Mondoberfläche einnehmende Ebene begrenzt von den Apenninen, dem bedeutendsten und einem irdischen Kettengebirge noch am ähnlichsten ausgebildeten Bergzuge des Mondes. Wir haben sie in der vorstehenden Vergrößerung (Abb. 7) einer Aufnahme der Licksternwarte in Kalifornien besonders abgebildet. Dieses herrliche Mondgebirge hat eine Längsausdehnung von rund fünfhundert Kilometern und enthält nach Mädler wohl an dreitausend einzelne Berggipfel; etwa fünfhundert davon sind in Karten verzeichnet. Der höchste unter ihnen mißt etwa 5600 Meter, übertrifft also wesentlich die Montblanchöhe. Der höchste Berg auf dem Monde überhaupt kommt dem auf der Erde merkwürdigerweise fast ganz gleich: 8850 Meter. Dies bedeutet nun aber, daß relativ die Berge auf dem Monde viel höher sind als die unsrigen, weil die Erde ja im Durchmesser etwa dreieinhalbmal größer ist als ihr Begleiter.

Man sieht, wie die Apenninen gegen das Mare Imbrium ganz steil abfallen, während sie sich nach der andern Seite nur allmählich abdachen. Diese Eigenschaft teilen sie mit mehreren irdischen Gebirgen, insbesondere mit dem gewaltigen Andenzuge, der gegen das Becken des Großen Ozeans schroff abstürzt, dagegen auf dem amerikanischen Festland eine Reihe von breiten Terrassen bildet. Abgesehen von dieser Ähnlichkeit hat dagegen der Bau dieses Mondgebirges einen ganz verschiedenen Charakter von dem unserer Kettengebirge. Man erkennt eben keine Ketten und keine sich tief einschneidenden Längs- und Quertäler, die bei uns durch die Wasserläufe entstanden oder doch ausgetieft worden sind. Die Mondgebirge sind eine wirre Ansammlung von einzeln stehenden Bergen.

Wandern wir an der Hand unserer photographischen Karte auf unserm Begleiter von den Apenninen weiter nach Norden, das heißt, nach unten, um das Mare Im-

brium herum, so gelangen wir zunächst zum Kaukasus und dann, die große Rundebene unten begrenzend, zu den Alpen (Abb. 6). In dieses letztere Gebirge ist in sehr auffälliger Weise ein großes Quertal eingeschnitten, bei 1—2 und 5—6, näher an 5. Aber dieses Tal steht ganz deutlich in gar keinem Zusammenhang mit der Gestaltung des Bergzuges. Es durchbricht das Gebirge schnurgerade und setzt sich dann nach links noch weit in die Ebene fort. Man hat ohne weiteres den Eindruck, als ob hier etwas ganz Fremdartiges, das mit der Bildung des Gebirges gar nichts zu tun hatte, diese breite Furche eingerissen hätte, ähnlich einem über die Oberfläche hinsausenden Geschoß.

Abb. 9. Der Krater des Vesuvs im Jahre 1864.

Nach: J. Nasmyth und J. Carpenter „Der Mond", Verlag von Leop. Voß in Hamburg.

Verfolgen wir die Alpen weiter nach rechts, so kommen wir, etwa bei 1 und 6, zu dem großen Ringgebirge „Plato", dessen Ebene hier ganz ohne jede Unterbrechung und besonders dunkel erscheint. Wir haben sie auch schon weiter oben abgebildet. In guten Fernrohren ist jedoch die Ebene von einer Reihe kleiner Kratergruben unterbrochen. Die Tönung des Kraterbodens ist nicht immer so dunkel.

An der Lichtgrenze springt das Vorgebirge „Laplace" als ein Dreieck aus hellen Punkten in das Mare Imbrium hinein. Oben wird das letztere, etwa bei 3 und 8, von den Karpathen begrenzt, die, nach einer zwischenliegenden Lücke, bei den Apenninen den großen Ring schließen, welcher das Mare Imbrium umfaßt.

Im Süden der Karpathen, bei 3—4 und 8, erhebt sich ein prachtvolles Ringgebirge, der „Kopernikus", der, ungefähr von den Dimensionen des „Plato", doch im Aufbau von ihm recht verschieden ist (Abb. 8). Kopernikus zeigt in der Mitte seines mächtigen Ringwalles mehrere schroff aufsteigende Kegelberge, wodurch das Ganze eine ins Auge springende Ähnlichkeit mit einem irdischen Vulkan gewinnt. So sehen wir ja zum Beispiel aus dem zwar teilweise bei dem Ausbruch von Pompeji eingestürzten Ringwalle der Somma den Aschenkegel des Vesuv sich erheben (Abb. 9). Von diesem klassischen Vulkan und seiner Umgebung, den phlegräischen Feldern, gibt die obenstehende Darstellung einen Anblick, wie wir ihn haben würden, wenn sich dieses Gebiet auf dem Monde befände (Abb. 10 und 11).

Aber wie bestechend auch diese äußere Ähnlichkeit ist, so treten doch bei näherem vergleichenden Studium sehr wesentliche Verschiedenheiten zwischen beiden Arten von Gebirgsbildungen hervor. Zunächst haben wir uns vorzustellen, daß die sogenannten Mondkrater Dimensionen besitzen, an welche die der größten irdischen Vulkane nicht im entferntesten heranreichen. Man erlaube mir aus meinem Werke „Das Weltgebäude", dem auch die hier wiedergegebenen Darstellungen (Abb. 2, 4, 6, 7 u. 12) von Mondgebirgen entnommen sind, eine Schilderung dieses typischen Mondkraters zu wiederholen: „Obgleich der Ringwall in seinen Hauptzügen ziemlich genau einen Kreis bildet, sehen wir doch sofort, daß er keine einfache, in sich zusammenhängende Mauer, sondern ein vielfach zerklüftetes Gebirge ist, das amphitheatralisch in mehrfachen Terrassen an- und wieder absteigt. Der bloße Anblick zeigt auch schon, daß diese Terrassen von außen her viel sanfter ansteigen, als sie nach innen abfallen. Zwischen diesen äußeren Terrassen gemessen hat das Ringgebirge

einen Durchmesser von etwa 124 Kilometern; dächte man sich also die Stadt Leipzig im Zentrum dieses Ringgebirges gelegen, so würden die Hügelketten der äußeren Terrasse etwa von Chemnitz über Riesa, Wittenberg, Eisleben, Apolda bis Zwickau hinziehen. Diese Hügelketten erheben ihre höchsten Spitzen kaum 800—900 Meter über das Niveau der umgebenden Mare-Ebene und steigen daraus mit Neigungswinkeln von etwa 10 Grad an. Nach innen dagegen fällt die Terrasse gegen den Hauptwall schroff unter Winkeln von 40 bis 60 Grad ab. Aus der zwischenliegenden Talsenkung erhebt sich der Hauptwall im allgemeinen noch 1000—1500 Meter über die Terrasse empor; er ist jedoch vielfach zerrissen, eingeschnitten und von einzelnen Piks oder domförmigen Aufragungen gekrönt. Die höchste und durch ihren Schattenwurf auffälligste liegt auf der Westseite und erreicht etwa die Montblanchöhe. Der Durchmesser dieses Hauptwalles beträgt immer noch etwa 90 Kilometer. Er fällt steil gegen die Innenebene ab, wieder in Winkeln von 50—60 Grad. Der Absturz geht aber hier viel tiefer hinab, als das Gebirge von außen anstieg, so daß die innere, etwa 53 Kilometer im Durchmesser haltende Fläche zirka 2400 Meter unter dem allgemeinen Niveau liegt.

„Dieser Kraterboden, wie man solche im Innern der Ringgebirge gelegenen Ebenen analog mit irdischen Gebilden unter aller nötigen Reserve genannt hat, ist aber, auch abgesehen von den Zentralbergen, keineswegs eben, denn außer deutlichen Erhebungen und Gruben erkennt man bei sehr günstigem Luftzustand, daß hier der ganze Boden mit kleinen Unebenheiten übersät ist. Dieses Innere und der Hauptwall sind, namentlich wenn bei Vollmond die Sonne senkrecht über ihnen steht, von einem besonders hellen Glanz, und einzelne Stellen bewahren diesen sogar zuweilen, wenn hier schon alles in tiefe Nacht gehüllt ist. Aus dem Kraterboden ragen die Zentralberge mit verhältnismäßig wenig steilen Böschungen von etwa 20 Grad bis zu 600 Meter auf, so daß ihre Gipfel immer noch 1800 Meter unter der äußeren Umgebung des Kopernikus bleiben, und man sie, auf dem höchsten Punkte des Hauptwalles stehend, etwa 4000 Meter unter sich sehen würde."

Ich habe hier eines jener typischen Gebirge, von denen der Mond völlig übersät ist, etwas eingehender geschildert, damit dem Leser dadurch der allgemeine Charakter der Mondoberfläche und ihre Verschiedenheit von der der Erde besser vor Augen geführt wird.

Setzen wir unsere Wanderung auf dem Monde weiter nach seiner Südseite hin fort, so werden diese Kraterwälle und Ringgebirge immer zahlreicher. Die Schmidtsche Karte enthält deren, wenn man auch alle die kleinen Kratergruben mitzählt, von denen die Mondoberfläche oft wie von riesigen Regentropfen, die auf weichen Boden fielen, bedeckt ist, nicht weniger als 32856. Aber damit ist ihre wirkliche Anzahl natürlich längst nicht erschöpft. Man schätzt sie, soweit sie in unsern Fernrohren überhaupt noch sichtbar sind, auf mindestens 100000. Auf der Erde gibt es dagegen nur etwa 300 Vulkanberge, die aber zum Teil zu klein sind, als daß man sie vom Monde aus mit unsern optischen Mitteln noch sehen könnte.

Unter dem Gewirr von Kratern auf der Südseite des Mondes tritt einer ganz besonders hervor, den man auf unserm Photo etwas unter der Kreuzungsstelle von 8 und 7 leicht herausfinden wird. Er trägt den Namen „Tycho". Von ihm sehen wir in der ausgebildetsten Weise ein System von hellen „Strahlen" ausgehen, das sich fast über die ganze sichtbare Mondhälfte ausdehnt. Man kann sie auf unserm Bilde unschwer verfolgen. Ich möchte besonders auf einen hellen Streifen hinweisen, der das links, westlich, vom Mare Imbrium befindliche Mare serenitatis durchzieht. Er zielt deutlich auf Tycho hin und muß mit ihm in irgendeinem Zusammenhang stehen, obgleich er mehr als einen Viertelmondumfang von ihm entfernt ist. Diese Strahlensysteme, deren es noch eine ganze Anzahl auf dem Monde gibt, sind stets bei Vollmond am besten zu sehen, wenn die meisten anderen Details wegen der senkrechten Sonnenbeleuchtung verschwinden. Die Strahlen sind also keine Erhebungen und Vertiefungen auf der Mondoberfläche, sondern entsprechen nur helleren Partien des Bodens. Sie gehen meist absolut geradlinig über Berge und Täler hinweg. Auch Kopernikus hat um sich ein solches Strahlensystem ausgebreitet, man erkennt, daß die

Abb. 10 u. 11. Ein Teil der Mondoberfläche nebst dem Vesuv mit seiner vulkanischen Umgebung.

Nach: J. Nasmyth und J. Carpenter „Der Mond", Verlag von Leop. Voß in Hamburg.

hellen Streifen nicht immer geradlinig verlaufen und selbst hie und da einmal zwischen zwei benachbarten „Strahlen" eine Querverbindung vorhanden ist.

Für diese wunderbaren Gebilde auf unserm Begleiter weist die Erde keinerlei Vergleichsobjekte auf. Sie sind für den Mond völlig eigentümlich.

Um die hauptsächlichsten Oberflächengebilde des Mondes anzuführen, müssen wir noch der sogenannten „Rillen" gedenken. Das sind wirkliche Risse im Boden, die deshalb auch nur bei schräger Beleuchtung, also an der Lichtgrenze, deutlich hervortreten. Man findet sie in allen Teilen der Mondoberfläche, in den Mare-Ebenen sowohl, wie in den Kraterböden, und öfters ziehen sie auch quer durch die Umwallungen eines Ringgebirges hin, so daß man den Eindruck hat, dieses Gebirge müsse einmal durch ein heftiges Erdbeben mitten auseinander gespalten worden sein. Diese Rillen verlaufen zwar meist geradlinig, können sich aber zuweilen auch krümmen, so daß sie in einzelnen Fällen Flußläufen nicht unähnlich sehen, wie zum Beispiel bei den weiter unten abgebildeten Rillen, die in einen Krater münden wie in einen Binnensee (Abb. 12).

Alle diese Reliefgestaltungen oder was man sonst auf dem Monde sieht, ist völlig unveränderlich und starr, wenn man von einigen sehr geringfügigen, meist an der Grenze des wirklich Nachweislichen stehenden Veränderungen absieht, über deren Realität meist die Akten noch nicht geschlossen sind. Wir müssen aber wohl berücksichtigen, daß auch die Veränderungen, die wir auf unserer Erdoberfläche vor sich gehen sehen, nur in den seltensten Fällen unter gleichen optischen Bedingungen von dort aus gesehen werden könnten.

Diese bisher beobachtete Starrheit der Mondoberfläche würde also an sich noch nichts dagegen beweisen, daß die Natur unseres Begleiters nicht ebenso lebendig an ihrer weiteren Vollendung arbeitet, wie die unseres schönen mütterlichen Planeten. Aber die Natur der Erde würde sich für menschliche Beobachter aus der Entfernung des Mondes doch durch eine ganze Reihe von Erscheinungen als eine lebendig wechselnde zu erkennen geben, wovon wir auf dem Monde nichts sehen.

Am auffälligsten würden für einen solchen außerirdischen Beobachter die Wolken sein, die zeitweilig weite Gebiete der Erdoberfläche verhüllen. Nichts dergleichen zeigt

sich auf dem Monde. Stets stehen die wildzerklüfteten Landschaften seiner Oberfläche mit derselben Klarheit und Schärfe vor uns, wenn der Zustand unserer irdischen Atmosphäre sie nicht verschleiert.

Man könnte vielleicht daraus schließen, daß bei dem ewig wolkenlosen Himmel auf dem Monde eben beständig das denkbar schönste Wetter herrsche, bei welchem wir uns in seinen Gebirgen fröhlich ergehen könnten, ohne jemals die Gefahren des Nebels, der rasenden Schneestürme fürchten zu müssen, die den irdischen Alpenwanderer so oft bedrohen. In einem Stück jedenfalls, das wissen wir aus theoretischen Erwägungen ganz genau, würde sich der Tourist dort oben in den schroffen Mondbergen sehr viel glücklicher fühlen als hier unten: er würde sich sechsmal leichter fühlen, denn die Schwerkraft dort ist so viel geringer. Die Ersteigung selbst der höchsten Berge würde dort also kaum ermüden. Diese geringere Schwerkraft wird auch, zusammen mit dem geringeren spezifischen Gewicht des Mondgesteins, die Ursache der so viel schrofferen Abstürze der Mondberge sein. Das an sich leichtere Gestein wird weniger stark zum Mittelpunkt des Weltkörpers hingezogen und kann sich deshalb kühner auftürmen.

Aber ich muß leider diesen schönen Traum von den bevorzugten Mondbergsexen gänzlich zertrümmern. Der Mond hat deshalb keine Wolken und keinen Nebel, weil er überhaupt keine Luft besitzt, worin diese entstehen, sich halten, ihr wechselvolles Spiel führen könnten. Unsere Luft hält nicht nur die Feuchtigkeit, sondern auch das Licht zurück, und man kann deshalb ihr Vorhandensein auch an ihren optischen Eigenschaften nachweisen. Sehr auffällig wird sie namentlich an den Dämmerungserscheinungen. Längst nachdem die Sonne bei uns untergegangen ist, bleibt die Luft noch erleuchtet und übergießt mit ihrem sanften Licht die abendliche Landschaft. Die Sonne muß 18 Grad tief unter dem Horizont stehen, um gar kein Licht mehr in die Atmosphäre zurückzulassen. Ähnliche Dämmerungserscheinungen existieren aber auf dem Monde nicht. Wir sehen die obersten Berggipfel, so wie sie vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne getroffen werden, scharf wie Sterne aus der umgebenden Nacht auftauchen. Keine Spur von Licht senkt sich vorher in die umgebenden Täler. Es gibt auf dem Monde keinen Übergang von Tag und Nacht, und da das Blau unseres Tageshimmels auch nur eine Folge von besonderen Lichtbrechungen in den Trübungen des Luftmantels ist, so fehlt auch dieses unserem Begleiter. Selbst am hellen Mittag bleibt der Himmel schwarz wie zur Nachtzeit, und alle Sterne bleiben in ihm sichtbar selbst in der Nähe der Sonne. Die Landschaft unter diesem schwarzen Himmel zeigt keine Halbschatten, keine Luftperspektive. Das alles sehen wir ja unmittelbar mit unserem Fernrohr. Man könnte nun freilich sagen, daß die Luft auf dem Monde nur zu dünn sei, um solche Wirkungen aus dieser Entfernung noch erkennen zu lassen. Aber es gibt noch eine andere Eigenschaft jedes Gases, ja jedes durchsichtigen Gegenstandes auf das Licht, die der Strahlenbrechung, die wir beobachtend und messend ganz genau auf dem Monde verfolgen könnten, wenn sie vorhanden wäre. Durch diese Strahlenbrechung wird bei uns das Bild der Sonne am Horizont scheinbar so viel gehoben, daß sie etwa zwei Minuten später unter- und ebensoviel früher aufgeht, als es ohne das Vorhandensein des Luftmantels geschehen würde. Wir sehen nun täglich am Rande des Mondes Sterne auf- und untergehen, vor denen er hinzieht. Die Strahlen dieser Sterne müßten ebenso wie die Sonne bei uns um den Rand des Mondes herum gebogen werden, was nach dem Zeugnis unserer schärfsten Beobachtungen nicht stattfindet. Wir wissen also, daß den Mond keine von uns noch irgendwie wahrnehmbare Mengen irgendwelches Gases als Atmosphäre umgeben.

Dennoch wäre es zu viel gesagt, wenn man dem Monde absolut jede Spur von Luft absprechen wollte. Die Beobachtungen führen nur zu einem Grenzwert von höchstens einem Zweihundertstel der Dichtigkeit unserer Luft. Man hat aber gewisse Anzeichen dafür, daß in einigen der größeren Wallebenen, die ja fast alle erheblich tiefer liegen als die umgebende Oberfläche, noch geringe Mengen von Luft, von den Ringwällen eingeschlossen, vorhanden sind, die sich um die Zeit des Sonnenaufgangs durch leichte Nebelbildung zu erkennen geben.

Auf der Erde bemerken wir, daß es

immer kälter wird, je höher wir in der Luft emporſteigen und je dünner ſie dabei wird. Die Luft hält nicht nur die Feuchtigkeit und das Licht, ſondern auch die Wärme zurück, ſie iſt ein warmer Mantel für uns, die wir ſonſt der furchtbaren Kälte des Weltraums erliegen müßten, welche unſeren Planeten jenſeits ſeiner ſchützenden Lufthülle rings umgibt. Über dieſer Lufthülle wird wohl mindeſtens eine Kälte von 200 Grad unter Null herrſchen.

So kalt muß es gewiß auch auf dem Monde ſein, wird man danach annehmen. Zur Nachtzeit mag das zutreffen. Aber unſere Bergwanderer wiſſen auch, wieviel ſchärfer uns die Sonne in der dünnern Luft des Hochgebirges auf die Haut brennt. Wir bekommen den Gletſcherbrand. Nun ſcheint die Sonne auf ein und dasſelbe Gebiet der Mondoberfläche ſtets vierzehn Tage lang unausgeſetzt. Die ganze Tageslänge, der leuchtende Tag mit der Nacht zuſammen, iſt eben dort gleich der Länge eines Monats, einer „Lunation“ von Neumond zu Neumond. Während einer ſo langen Zeit beſtrahlt die Sonne unmittelbar, ohne die ausgleichende Wirkung einer Atmoſphäre, das Felsgeſtein. Es muß dabei offenbar glühend heiß werden. Wir ſehen alſo, daß die entſetzlichſten Temperaturkontraſte im Laufe eines Monats dort einander folgen müſſen. Ein amerikaniſcher Aſtronom, Frank W. Very, hat mit einem äußerſt feinen Wärmemeſſer, dem Bolometer, dieſe Temperaturen des Mondes zu ſeinen verſchiedenen Tageszeiten durch die Rückſtrahlung beſtimmt, die wir davon erhalten. Er fand, daß zur Zeit des Sonnenaufganges auf dem Monde überhaupt die denkbar tiefſte Temperatur von 273 Grad unter Null herrſchte, ſie alſo bei ihrem „abſoluten Nullpunkt“ angekommen war. Als aber die Sonne ſich nur um zehn Grad über den Horizont erhoben, ſie alſo die betreffende Gegend noch nicht einen ganzen Tag lang beſchienen hatte, war die Wärme ſchon auf minus 46 Grad geſtiegen; als dann die Sonne 20 Grad hoch am Himmel ſtand, zeigte das Mondgeſtein ſchon 19 Grad Wärme. Waſſer, das ſich dort alſo etwa im Eiszuſtande befunden hätte, würde dann ſchon wieder flüſſig werden. Zu Mittag, wenn die Sonne ganz ſenkrecht über der äquatorialen Mondoberfläche ſteht, war das Geſtein ſogar bis auf 180 Grad erhitzt. Waſſer würde alſo längſt vorher zum Sieden gekommen ſein. Nun nimmt die Temperatur zunächſt ſehr langſam ab, und wenn die Sonne untergeht, iſt das Geſtein immer noch 75 Grad wärmer geblieben, als es nach der langen Nacht bei Sonnenaufgang war, es hat etwa noch minus 200 Grad.

Abb. 12. Die Mondkrater Ariſtarch und Herodot. Gezeichnet von L. Weinek in Prag am 6. März 1887.

Kann die Genauigkeit dieſer Zahlen an ſich auch nicht verbürgt werden, da ſie aus ſehr geringen wirklich beobachteten Temperaturſchwankungen theoretiſch abgeleitet werden mußten, ſo drücken ſie doch den Charakter der „klimatiſchen Verhältniſſe“ auf dem Monde aus, und man wird begreifen, daß, auch abgeſehen von dem Mangel an Luft, eine lebendige Natur dort nicht exiſtieren kann, die den allgemeinen Naturgeſetzen unterworfen iſt wie die irdiſche. Dieſe Geſetze aber erweiſen ſich überall bis in die weiteſten Fernen des Univerſums auf das genaueſte übereinſtimmend mit denen, die wir in unſerer nächſten Umgebung herrſchend fanden.

Aber auch in dieſer Hinſicht dürfen wir nichts abſolut hinſtellen. So wie wir es für nicht ganz ausgeſchloſſen erachteten, daß in gewiſſen Wallebenen noch geringe Mengen

von Luft vorhanden ſind, ſo mag auch hier nach Sonnenaufgang noch etwas Waſſer flüſſig werden, und dann vielleicht ſogar einer ganz primitiven Vegetation ein kurzes Leben ermöglichen, bis die Glut der höher ſteigenden Sonne ſie wieder vernichtet. Man will in der Tat geſehen haben, daß gewiſſe Kraterböden ſich kurz nach Sonnenaufgang mit einem grünlichen Hauch überziehen, der dann bald wieder verſchwindet.

Dies ſind die einzigen ſchwachen, ſehr zweifelhaften Spuren eines kümmerlichen Eintagslebens auf dem Monde. Eine lebendige Natur wie bei uns würde ſich dagegen unſeren Beobachtern durch tauſend auffällige Erſcheinungen offenbaren. Man denke nur an die wechſelvollen Vorgänge, die das Vegetationsbild der Erde darbietet durch unſere Jahreszeiten, und wie dadurch ausgedehnte Gebiete ihr Ausſehen völlig verändern können: der Frühling mit ſeinem friſchen Grün, der Herbſt mit ſeinen ſatten Farben, die dem weißen Kleide des Winters weichen müſſen. Lebten nun gar, allen Naturgeſetzen zum Trotz, intelligente Weſen, dem Menſchen vergleichbar, auf dem Monde, ſo müßte man ſie längſt an ihren Werken entdeckt haben. Unſere größeren Städte, namentlich in ihrer nächtlichen Beleuchtung, würden wir dort leicht als ſolche erkennen, und wenn dieſe Weſen nun gar auch eine drahtloſe Telegraphie erfunden hätten, ſo würden ſie ſchon längſt begonnen haben, ſich mit uns auf das intereſſanteſte zu unterhalten, ſo wie es zwei gute Nachbarn tun ſollen.

Nichts dergleichen entdecken wir auf dem Monde. Wie ſehr man ſich auch ſchon vor etwa hundert Jahren, als Herſchel zuerſt ein wirklich gutes und weittragendes Fernrohr auf ihn richten konnte, bemüht hat, in dem Gewirr von Mondgebilden Spuren des Eingreifens einer Intelligenz in die Wirkungen der roh arbeitenden Naturgewalten aufzufinden, es iſt alles vergebens geweſen. Wohl hatte man einmal geglaubt, gewaltige Feſtungswerke in gewiſſen Mondkratern und andere ungeheure Bauten zu ſehen, aber das genauere Studium hat ſie immer wieder als unzweifelhafte Gebilde der lebloſen Naturkräfte erkannt. Der Mond iſt tot, und auch nicht einmal Spuren eines einſtmaligen Lebens ſind auf ihm zu entdecken.

Selbſt unzweideutige Wirkungen des Waſſers oder einer anderen Flüſſigkeit, die dort einmal die Rolle des Waſſers etwa übernommen haben könnte, ſind nicht nachzuweiſen. Es iſt durchaus nicht notwendig, daß die Mare-Ebenen einſtmals mit Waſſer (wir wollen es kurzweg mit der obigen Reſerve ſo nennen) angefüllt waren, obgleich ihre im allgemeinen ebene Fläche wohl dafür ſpricht, daß ſie heute mit etwas ähnlichem wie Eis überdeckt ſind, aus dem die Krater, Piks oder ſonſtige Erhebungen noch als Inſeln hervorſtehen, während die vielfachen niedrigen Bergadern, die dieſe Ebenen durchziehen, Aufwerfungen dieſes „Eiſes“ wären, Aufſtauungen, die bei dem Zuſammenſchrumpfen des Mondes mit ſeinem zunehmenden Alter ebenſo hier entſtehen mußten, wie die Gebirge auf der Erde. Wirkliches Eis, das heißt kriſtalliſiertes Waſſer, kann dies nicht ſein wegen der oben geſchilderten Temperaturverhältniſſe, die ja Waſſer ſogar zum Sieden bringen können. Aber es mag eine ſchwerer ſchmelzbare Subſtanz ſein, die dort das Waſſer vertreten hat. Dann müßten indes auch die Mondgebirge die erodierenden, auswaſchenden Wirkungen dieſes beſonderen „Mondwaſſers“ zeigen, was, wie wir ſchon erfuhren, nicht zutrifft. Auch ſieht man nicht, daß irgendwo Flußläufe in jene „Meere“ münden. Wohl hat man in gewiſſen „Rillen“ etwas ähnliches wie Flußläufe zu ſehen geglaubt; wir haben eine ſolche „Rille“ weiter oben abgebildet. Aber dieſe münden immer nur in Krater und zeigen dabei durchgehends die merkwürdige Eigenſchaft, daß die Mündung höher liegt, als ihre ſein verlaufenden Enden draußen. Das Waſſer müßte alſo aus den Kratern, die man dann als Kraterſeen aufzufaſſen hätte, hinaus in die Ebene gefloſſen ſein. Man kann ſich eine ſolche Möglichkeit nach irdiſcher Analogie wohl vorſtellen, indem man annehmen würde, daß dieſe Krater als einſtmalige Vulkane ſchon in das Geiſerſtadium übergegangen ſeien, daß ſie, etwa wie der Karlsbader Sprudel, beſtändig Waſſer aus dem Innern des Weltkörpers auswürfen, das dann in dieſen „Rillen“ ſeinen Ausfluß fände.

Dies führt uns nun zu der Frage, ob denn jene Mondkrater und Ringgebirge wirkliche Vulkane im irdiſchen Sinne ſeien. Der Mond muß ja zweifellos unter dem

Abb. 13. Ideale Mondlandſchaft. Gemälde von Wilhelm Kranz.

Einfluß derſelben Naturkräfte, die die Erde formten, einen ähnlichen Entwicklungsgang genommen haben wie ſie, und deshalb muß auch der Vulkanismus bei der Entſtehung des Mondes eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Aber wie konnte es dann kommen, daß dieſe Wirkungen des inneren Feuers dort ſo ganz unvergleichlich gewaltiger hätten ſein müſſen, um dem Antlitz des Mondes mit ſeinen unzähligen „Pockennarben“ ein ſo

grundverschiedenes Aussehen von dem der Erde zu geben? Wir müssen die Entstehungsgeschichte des Mondes und der Erde überblicken, um diese Frage recht beantworten und die eigenartige Beschaffenheit der Mondoberfläche verstehen zu lernen.

* * *

Die Entstehung der Weltkörper denkt man sich heute doch ziemlich anders, als es vor wenigen Jahrzehnten der Fall war, wo man noch an die sogenannte Kant-Laplaceesche Hypothese voll und ganz glaubte, nach welcher die Planeten sich wegen zu starker Umdrehungsgeschwindigkeit der Sonne von ihr zunächst als Ringe losgelöst und dann zu Kugeln noch in ihrem Nebelzustand zusammengeballt haben sollten. Diese Ansicht stieß schon längst auf eine ganze Reihe von theoretischen Schwierigkeiten, die wir hier leider nicht berühren können. In einem Bändchen „Weltschöpfung" (Stuttgart, Kosmos-Verlag) und einem größeren Buche „Die Entstehung der Erde und des Irdischen" (Allg. Verein für deutsche Literatur in Berlin) habe ich ausführlicher davon gesprochen. Genug, wir denken uns heute den ursprünglichen Nebel bereits erfüllt von den Embryonen der zukünftigen Planeten und Monde, die als Trümmer einer untergegangenen Welt in die werdende mit hinüber gerettet worden sind und darin von jenem vernichtenden Stoß, der den Weltuntergang brachte, in wirbelnde Bewegung geraten waren. Erst diese Myriaden von Trümmern ordneten sich durch die Wirkungen des Gravitationsgesetzes zu Ringen, und in diesen Ringen mußten die kleineren Trümmer sich allmählich mit dem größten vereinigen. Bei dem System Erde-Mond haben wir uns die Sache so zu denken, daß zwei solcher mit allerhand Trümmern erfüllten Ringe ziemlich nahe nebeneinander bestanden, durch eine verhältnismäßig kleine Lücke getrennt. In den Saturnringen trifft man heute noch ähnliche Verhältnisse an. Diese beiden Ringe vereinigten ihre Massen zu zwei nahe beieinander befindlichen Planeten, Erde und Mond, von denen der kleinere vom größeren so beeinflußt werden mußte, daß er ihn abwechselnd diesseits und jenseits seiner Bahn hin und her zieht, wie wir es anfangs unserer Betrachtungen gesehen haben.

Beim Aufsturz der kleineren Körper des Ringes auf den größeren wird Wärme entwickelt. Waren jene Teile zuerst fest, so können sie nun in glühenden Fluß geraten. Mindestens die Oberflächen, wahrscheinlich aber die ganzen Körper unserer Planeten und Monde waren einmal glühend-flüssig. Natürlich wurden gleichzeitig viel Gase entwickelt, die die Glutmeere als zuerst sehr dichte Atmosphäre überlagerten. Als nach und nach die meisten Einzelkörper des Ringes sich mit dem Hauptkörper vereinigt hatten, also der Weltkörpersteinregen mehr und mehr nachließ, konnte das Glutmeer sich an der Oberfläche endlich soweit abkühlen, daß es zu erstarren begann, und auch die Atmosphäre konnte sich klären und diejenige Dichtigkeit annehmen, die der Größe des betreffenden Weltkörpers entsprach. Diese Dichtigkeit steht nämlich in einem ganz bestimmten Verhältnis zu der Anziehungskraft. Kleine Weltkörper, auf deren Oberfläche die Schwerkraft nur gering ist, können nur wenige der schwereren Gase festhalten in sehr niedrigen Atmosphären, die großen Körper aber halten auch leichte Gase noch in ausgedehnten Lufthüllen fest, so daß sie sich nicht in den leeren Weltraum verflüchtigen können. In den Anfangsstadien der Weltbildung wird aber dieses Verhältnis noch nicht bestanden haben, weil die glühenden Körper noch mehr Gase aus sich entwickelten als entweichen konnten. So kann also der Mond wohl in den Tagen seiner frühesten Kindheit eine größere Atmosphäre besessen haben als heute, wo sich auf beiden Weltkörpern, Erde und Mond, das richtige Verhältnis zwischen Anziehungskraft und Luftdichtigkeit längst hergestellt hat.

Diese Verschiedenartigkeit der Lufthüllen war es nun, welche auch die der festen Oberflächengestaltung bedingte. Wir wissen schon von der Luft, wie sie das Licht und die Wärme zurückhält und dadurch eine so wesentliche Verschiedenheit zwischen der irdischen und der lunaren Natur bedingt. Sie wird aber auch zum schützenden Mantel, zur Luftbremse, bei den Zusammenstößen, die stattfanden, wenn sich jene kleineren Körper des ursprünglichen Ringes mit dem größten verbanden. Noch heute treffen, freilich meist aus dem fernen Weltraum, nicht mehr als Überbleibsel aus jenen Weltbildungstagen, Fremdkörper mit der Erde häufig zusammen. Sie erglühen durch die starke Reibung an

der Atmosphäre und erscheinen uns dann als Feuerkugeln. Meist steigert sich ihre Hitze so sehr, daß sie ganz und gar verpuffen, sich in Gase auflösen. Nur verhältnismäßig selten fallen losgesprengte Splitter dieser himmlischen Eindringlinge bis zur Erdoberfläche herab.

Solange in den Vorzeiten der Planetenwerdung noch sehr große Körper auf die Erde stürzen konnten, vermochte die Luft sie noch nicht aufzuhalten. Sie versenkten sich in das Glutmeer, das unseren Planeten damals umgab. Die kleineren Körper des Ringes aber konnten, weil die Lufthülle damals noch viel dichter war als heute, nicht mehr zur Erde fallen. Das Glutmeer konnte sich im großen und ganzen ungestört verfestigen. Gewaltige Schollen von kontinentaler Ausdehnung schwammen zunächst auf ihm, drängten sich schließlich aneinander, stauten sich auf: Unsere ausgedehnten Kettengebirge entstanden. Das glühende Innere mußte sich, als der feste Panzer sich um die Erde geschmiedet hatte, hier und da Luft machen: Vulkane setzten sich auf die Spalten, wo einst die großen Schollen sich aneinander gekittet hatten.

Ganz anders aber mußten die Dinge sich auf dem Monde entwickeln. Sobald sich auch um ihn eine feste Kruste zu bilden begann, konnten aus den Vulkanessen, die zunächst nicht viel zahlreicher gewesen sein mochten als auf der Erde, nicht mehr soviel Gase entweichen, als in den Weltraum sich verloren. Die Atmosphäre des Mondes, die vielleicht eine Zeitlang der unsrigen nicht unähnlich gewesen sein mochte, auch Wasser enthielt und durch ihre Niederschläge einst wirkliche Meere bildete, wurde immer dünner schon zu Zeiten, als in dem weltbildenden Ringe noch eine Anzahl ziemlich großer Einzelkörper vorhanden waren, die der Mond noch mit sich zu vereinigen hatte. Diese aber wurden nun durch keine genügend widerstandsfähige Atmosphäre in ihrem Sturze aufgehalten. Bei ihrem Anprall auf die Mondoberfläche erweichte sich diese durch die entwickelte Hitze und ein tiefes Loch wurde geschlagen: Ein Mondkrater oder Ringgebirge war entstanden. Alle Einzelheiten dieser eigenartigen Gebilde sind hierdurch erklärt: Ihre unsere Vulkane so sehr übertreffende Größe, dann der Umstand, daß ihre Böden immer tiefer liegen als die umgebende Ebene (was bei keinem irdischen Vulkane der Fall ist), die ungemeine Steilheit der Innenwände des Ringwalles und manches andere. Wir verstehen dann auch ihre so sehr große Menge.

Ganz besonders aber lassen sich die wunderbaren Strahlensysteme, welche wir von gewissen Ringgebirgen ausgehen sehen und für die man bisher vergebens nach einer genügenden Ursache suchte, durch diese Aufsturztheorie erklären. Die spröde Mondoberfläche ist bei dem Aufprall zersprungen wie eine Glaskugel, das glühend-flüssige Innere hat aber die Risse sofort mit einer Masse ausgefüllt, die heller war als die verwitterte Umgebung und nun bei hohem Sonnenstande das Licht besser zurückwirft.

Alle anderen Erklärungsversuche, durch die man die Mondkrater als wirkliche Vulkane zu retten trachtete, haben wenigstens für mich soviel Geschraubtes, daß sie auf mich niemals überzeugend zu wirken imstande waren. Es ist ja richtig, daß die Schwerkraft auf dem Monde soviel geringer, seine Masse soviel leichter ist, daß die Reaktionen des glühenden Innern ein viel leichteres Spiel mit den Materialien der Oberfläche hatten als bei uns. Die besondere Anziehungskraft der Erde auf den Mond wirkte hier wohl auch noch verstärkend. Aber die riesenhaften Dimensionen der Ringgebirge, zu denen ja in letzter Linie auch die Mare-Ebenen zu rechnen sind, kann man damit doch nicht plausibel machen.

Nehmen wir die oben vorgetragene Entstehungsgeschichte unseres Begleiters durch den Weltraum als die richtige an, so erklärt sich, wie ich meine, das eigenartige Bild der Mondoberfläche mit all seinen besonderen Zügen auf das natürlichste, und namentlich auch erkennen wir dann, wie die große Verschiedenheit zwischen den beiden benachbarten Himmelskörpern notwendig sich herausbilden mußte, nur aus dem einen Unterschiede heraus, daß dem Monde wegen seiner geringen Größe eine verschwindend dünne Lufthülle zuerteilt wurde.

Die Natur ist unendlich vielseitig: aus einer nur geringen Verschiedenheit der grundlegenden Elemente kann sie eine ganz andere Welt aufbauen. Welche Fülle wunderbarster Weltschöpfungen müssen die Himmelsräume enthalten, von deren Wesenheit wir leider niemals Kenntnis gewinnen können!

Alte Magie und moderne Heilkunst.

Von Dr. Julius Stinde †.

Dem Cajus Plinius Secundus wird vorgeworfen, daß er bei der Abfassung seiner Naturgeschichte den Stoff nicht genügend gesichtet habe und daß das große Werk nur mit Vorsicht zu benutzen sei; ja sehr strenge Richter verwerfen es, einmal, weil es zu viel Unglaubliches enthalte, und zweitens, weil man den Stil, darin es geschrieben, nicht zu dem klassischen zählen könne. Und da die Schüler den Lehrern nachsprachen, so galt — und gilt zum Teil noch — des Plinius Naturgeschichte für ein Werk, mit dem sich zu beschäftigen keinen Zweck hat, da man aus ihm weder rechtes Wissen noch gutes Latein lerne.

Nun gibt es kein größeres Übel als das Nachsprechen, wo Nachprüfen am Platze ist, denn daraus entsteht Vorurteil, und vorgefaßte Meinung ist dem Guten ein Hemmschuh, dem Bösen eine Gleitbahn. Wer aber soll die zu tausenden aufgesammten Mitteilungen des Plinius nachprüfen und auf ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit untersuchen?

Es ist jedoch allmählich eine Art der Geschichtsforschung entstanden, die man, da sie mit naturwissenschaftlichen Nachweisen arbeitet, die naturwissenschaftliche nennen könnte, und sie hat bereits manch hartes Urteil gemildert. Man fing an, die Berichte der Schriftsteller mit den Altertumsfunden zu vergleichen, ihren Inhalt im Lichte neuer Entdeckungen zu betrachten, und siehe: vermeintlicher Unsinn ward Sinn, der Kern mancher Fabel entpuppte sich als Tatsache; hinter den Fratzen des Aberglaubens ward das Kinderantlitz der Völker sichtbar, und selbst da, wo der Enkel unbetretene Wege zu wandeln glaubt, findet er Spuren, aus denen er ersieht, wie die Menschheit sich in großen Kreisen bewegt. Unter dem Schutt der Jahrhunderte liegt die alte Straße; der Wanderer trägt ein ander Kleid, aber er ist ein Mensch wie sein Vorfahr.

So alt wie das Menschengeschlecht sind Krankheit und Gebrechen und ist das Bestreben, ihrer Herr zu werden. Den Naturvölkern ist die Krankheit ein Feind oder die Wirkung eines Feindes; sie ist entweder selbst etwas Belebtes, ein Geist, ein Dämon oder ein böser Zauber, der von einem Menschen ausgeht, also ebenfalls etwas Unkörperliches. Geistiges muß mit Geistigem, Unkörperliches mit Unkörperlichem bekämpft werden, und da zu solchem Kampfe ungewöhnliches geheimes Wissen gehört, so sind nur Wissende imstande, es mit den Dämonen aufzunehmen, gegen die sie mächtigere Dämonen aufbieten, und Zauberkundige allein vermögen Gegenzauber auszuüben. Aus dieser Anschauung entwickelte sich der Glaube, daß Arzneimittel durch die ihnen innewohnende geistige, geheimnisvolle Kraft wirken und daß die Beschwörungen, die bei der Bereitung und bei der Verabreichung der Arznei gesprochen wurden, das eigentlich Heilsame seien. So finden wir in dem ältesten der bekannten Arzneibücher, dem Papyrus Ebers, die bei der Bereitung der Medizinen zu sprechenden Anrufungen der Götter, und noch über das Mittelalter hinaus geben Kräuterbücher die Anleitung, Heiltränke zur Zeit der günstigsten Planetenstellung zu verfertigen. Die Planetenkunde — die Astralogie — weist weit ins Altertum zurück nach Chaldäa. In der Volksmedizin haben Sonne und Mond noch ihre Kraft wie vor Tausenden von Jahren und gelten immer noch Sprüche, Besprechungen und geheimnisvolle Verwendung von Tieren, Pflanzen und Gestein, so daß es oft nicht schwer fällt, den Faden zu finden, der aus diesem oder jenem Dorfe unsers geliebten Deutschlands bis nach Chaldäa und Persien führt, tief in die Vergangenheit hinein. Denn was die läuternde Wissenschaft verwarf, erhielt sich bei dem Volke. Die Wissenschaft aber kam vom Orient, mit allerlei Meinung verquickt von der sie erst im Laufe der Jahrhunderte allmählich durch exakte Forschung befreit wurde. Volkskunde und Völkerkunde lassen uns erkennen, was war. Die Volkskunde spürt die Reste der Vergangenheit in der Heimat auf, die Völkerkunde findet bei den Naturvölkern, die ihren Sitten treu blieben, Zustände, wie sie in alter Zeit bei den jetzt zivilisierten Völkern geherrscht haben und diese, der Neuzeit angehörenden Zweige der Forschung bilden den Zauberspiegel, in dem das geistige Auge die Kindheit und das Werden der Kulturvölker erschaut. Was Schulweisheit als blöden Aberglauben verwarf, sind uns wertvolle Scherben alten Glaubens, und was frommer Eifer als ausrottbares Heidentum verurteilt, ist uns Vergangenheit, die lebend in unsere Zeit hineinragt. So ist die Steinzeit, deren Zeugen wir in vorhistorischen Gräbern finden, noch nicht bei den Wilden untergegangen, die sich der Steinbeile und Steinmesser bedienen, bis auch ihnen Solinger Klingen gebracht werden, Schießgewehre, Feuerwasser und was die Zivilisation sonst an zweischneidigen Gaben zu bieten vermag.

Heilkunst und Zauberkunst waren zusammengehörig, wie sie im Volke und bei Naturvölkern noch zur Stunde gemeinsam ausgeübt werden; das Vertrauen zu Wunderdoktoren, Amuletten, Besprechungen und seltsamen Arzneimitteln ist ein Beweis dafür, daß der Glaube an außergewöhnliche Kräfte — an magische Künste — auch in den Kulturländern nicht ausgestorben ist.

Die Wilden haben ihre Medizinmänner, die Kulturvölker des Altertums hatten ihre Magier,

die eine hervorragende Rolle spielten, obgleich gesunde Vernunft sich vielfach gegen ihr Treiben auflehnte. So schreibt der vielgeschmähte und als unkritisch verschriene Plinius: „Ich habe schon öfter, je nachdem Ort und Gelegenheit es erforderten, die Prahlereien der Magier in das gebührende Licht gestellt und bin entschlossen dies auch fernerhin zu tun; allein der Gegenstand ist doch an und für sich wichtig genug, um näher besprochen zu werden, zumal wenn man bedenkt, daß diese trügerischste aller Künste von jeher in der Welt am meisten gegolten und sich so viele Jahrhunderte in diesem Ansehen erhalten hat. Niemand darf sich wundern, daß sie in solchem Ansehn gestanden, denn sie allein umfaßt und vereinigt drei andere, den menschlichen Geist am meisten beherrschende Fächer. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Magie aus der Medizin entstanden ist, daß sie unter dem Deckmantel der Heilsamkeit gleichsam als eine erhabenere und heiligere Medizin sich eingeschlichen und dann den lockendsten Verheißungen noch die Kräfte des religiösen Aberglaubens, welche bis auf diesen Tag den Menschen in finsterster Unwissenheit halten, hinzugefügt hat. Als ihr auch dies gelungen war, nahm sie noch die Astralagie zur Hilfe, denn ein jeder ist begierig, sein zukünftiges Schicksal zu erfahren, und glaubt, dies könne ihm am sichersten vom Himmel verheißen werden. Nachdem sie dergestalt durch ein dreifaches Band den menschlichen Geist an sich gekettet hatte, sproßte sie so üppig empor, daß sie nach jetzt bei vielen Völkern eine vorwiegende Bedeutung hat und im Oriente die Könige der Könige beherrscht."

Dieser heilige Zorn gegen die Magier hat mir den Plinius besonders lieb gemacht, seitdem ich anfing sein Streben zu verstehen. Allerdings ist seine Naturgeschichte ein Sammelwerk, und nicht jede Mitteilung der Schriftsteller, aus denen er schöpfte, konnte er auf ihre tadellose Richtigkeit prüfen, trotzdem aber versagte er sich selten die Gelegenheit, zugunsten der Vernunft sein Urteil abzugeben, sobald sich der Anlaß dazu bietet. Die Magier bekämpft er in ihrer Eigenschaft als Ärzte, als Priester, als Wahrsager. Was sie als Beherrscher der Dämonen und Freunde der Götter zu wirken vorgaben, das berührt uns hier ebensowenig wie ihre mystischen Künste zur Vorherbestimmung der Zukunft; von Wichtigkeit aber sind uns ihre arzneilichen Maßnahmen, die einen Einblick in uralten Volksglauben und in verschiedene mißverstandene Beobachtungen gewähren, auf deren Tatsächlichkeit jedoch die heutige Forschung interessante Lichter wirft.

Den größten Abscheu hegt Plinius gegen die Magie, weil sie Menschenopfer erforderte. In Rom wurde im Jahre 657 vom Senate der Stadt der Beschluß gefaßt, keinen Menschen mehr (zu magischen Zwecken, von Staats wegen) zu opfern, und überall, wo die Römer herrschten, wurde das Menschenopfer verboten. Plinius wundert sich darüber, daß unter den verschiedensten Völkern dieselben magischen Gebräuche herrschen. „Britannien ist es," so schreibt er, „wo die Kunst der Magie noch jetzt so stark getrieben wird, daß man fast meinen sollte, die Perser hätten die Kenntnis derselben von daher bekommen. So stimmen in der ganzen Welt, die sonst aus lauter Gegensätzen besteht und sich selbst in ihren Teilen so unbekannt ist, jene Lehren wunderbar miteinander überein. Man kann den Römern nicht genug danken, daß sie dergleichen frevelhafte Gebräuche aufgehoben haben, welche die Tötung eines Menschen für das heiligste, das Aufzehren desselben aber für das heilsamste hielten."

Mittlerweile ist die Welt in ihren Teilen miteinander bekannter geworden. Wohin das Segel und der Dampf Menschen der gemäßigten Zonen brachten, folgte auch die Forschung, und diese, die nicht allein in den Resten der Vergangenheit stöbert, sondern auch die entlegendsten Weltwinkel durchsucht, hat gefunden, daß Menschentötung und Menschenverzehrung — der Kannibalismus — allen Völkern eigen war, als sie noch auf einer Stufe standen, die der Entwicklung gleichwertig zu achten ist, auf der manche Kannibalenvölker noch heute stehen.

Der Kannibalismus muß daher einen Grund haben, der in den Anschauungen der Völker zu suchen ist, und wo die Anschauungen der verschiedensten Völker übereinstimmen, hat man das Recht, eine Ursache des Grundes anzunehmen. Der Naturmensch unterscheidet zwischen lebend und tot. Den Toten hat etwas verlassen: der Atem, der Hauch. Auch die Wärme ging. Und das Blut stockt. Anderseits blieb ihm nicht verborgen, daß mit dem Blute das Leben dahinfließt, das Atmende aufhört. Was den Körper verlassen hat, ist die Seele, die ebensowenig wahrnehmbar ist wie der Hauch. Wo blieb die Seele? Sie lebt als Geist weiter, und zwar als ein Geist, der nicht nur schaden kann, sondern auch dem Feinde zu schaden strebt, sei es mit Krankheit oder sonstigen Übeln. Zur Versöhnung der Geister dienen Opfer. Wie aber, wenn es ein Mittel gäbe, die Seele des Feindes ein für allemal unschädlich zu machen. Und ein solches Mittel haben die Urvölker ersonnen, ein Volk ebenso wie das andere: es besteht in dem Verzehren des getöteten Feindes. Der Kannibale vernichtet nicht bloß den Leib, sondern auch die Seele des Menschen, sei es, daß er sie aufnimmt zu freundschaftlicher Bergung, sei es zu höherem Triumph über seinen Feind, immer aber zur Stärkung seiner eigenen Seele. Der Gedanke des Seelenessens geht durch die ganze polynesische Mythalogie: Gott Zeranga auf Aitulaki hieß Menschenfresser; die Seelen plötzlich Gestorbener sind vom Gott gefressen. Nach Finsch essen manche Melanesier die eines natürlichen Todes gestorbenen Verwandten. So bleibt die Seele und mit ihr was kräftig und tugendhaft in der Kraft des Essenden, indem sie ein Teil von ihm wird. Der Zentral-Australier ißt das Herz und Nierenfett der Gefallenen, um sich den Mut des Feindes anzueignen; eben darum nimmt man im Norden den Kopf des Feindes mit und ißt die Augen und das Wangenfleisch. Den Außenverkehr der Seele mit der Welt vermittelt das Auge, darum wird es gegessen; die Quelle des Blutes aber ist das Herz, wer es ißt, ißt die Seele. Im Blute ist Leben, Seele. Das alttestamentarische Verbot, Blut zu essen, ist ein Verbot des Kannibalismus. Bluttrinker ist daher

Seelentrinker. Im Nibelungenliede trinkt Hagen im brennenden Heunensale sein eigenes Blut, um seine Kräfte wiederherzustellen, und in der Edda in Atlaquida ist die Rede van ausgerissenen Herzen und blutigen Herzen, die mit Honig gegessen wurden. Das Trinken des frischen Tierblutes und des Menschenblutes war den Germanen und Slawen nicht unbekannt, und van den Wagriern und Wilzen berichtet Nolker, daß bei beiden Völkern die Alten gegessen würden. An der Ostsee herrschten damals alsa ähnliche kannibalische Gebräuche wie heute noch bei einzelnen Stämmen der Melanesier im Schwange sind. In der Edda begegnen wir wiederhalt dem Blutbunde, der Brüderschaft, die durch Zusammenrinnen des Blutes in die Fußspur oder in den Metbecher besiegelt wurde. Bei den Negervölkern Afrikas ist die Sitte des Blutbundes eine feste, und jeder im Blutbunde geschlassene Vertrag gilt als unverletzlich. Übrig geblieben ist nach das Brüderschafttrinken, das auf uralte kannibalische Farmen zurückweist.

Durch das Trinken von Tierblut erhält die Körperkraft einen Zuwachs; sa glaubte man und wird noch geglaubt. Der Däne Biarko erlegte einen großen Bären und befahl seinem Genassen Hiaeto, den Mund anzulegen und das Blut der Bestie zu saugen, des Körpers Kraft zu erhöhen und die Macht zu mehren.

Auf ähnliche Weise stärkte das Gehirn und das Mark der Knochen, gab das Auge Sehkraft, die Zunge Rede, das Fett der Nieren Geschmeidigkeit und Kraft.

Die Weisheit der Magier wurzelte, wie wir aus dem eben Angeführten sehen, im Volksglauben der Vorzeit, und gegen diesen von den Magiern konservierten Aberglauben, dessen letzter Grund Kannibalismus war, richtete sich der Zorn des römischen Schriftstellers, und deshalb deckt er ihre Torheiten auf, wa er nur kann, um sie nicht allein verabscheuungswürdig, sandern auch lächerlich zu machen. Dazu bietet ihm die Arzneimittellehre der Magier hinreichenden Staff. Gegen Zahnschmerzen verardneten sie Wein, der mit Hundezähnen zur Hälfte eingekacht warden war: alsa Zahn gegen Zahn. Um keine Zahnschmerzen zu bekammen, soll man zweimal im Monate eine Maus essen, d. h. das Tier mit den Nagezähnen als Schutzmittel anwenden. Auch ein angebundener Schlangenzahn lindert die Schmerzen. Leberschmerzen heilt der Genuß eines wilden Wiesels ader dessen Leber. Gegen Blutspeien hilft Geierlunge; gegen Milzleiden sall man nach Vorschrift der Magier eine Schafsmilz über die Stelle ausbreiten, wo die Milz sitzt. Nachher aber muß man diese gebrauchte Milz in die Wand des Schlafgemaches des Patienten einmauern, die Stelle mit einem Ringe versiegeln und dreimal neunmal den Segen darüber sprechen. Oder die einem lebendigen Hunde ausgeschnittene Milz wird verzehrt. Einige geben einem Kranken, ahne daß er es weiß, die Milz eines zwei Tage alten Hundes mit Meerzwiebelessig. Zur Heilung der Darmgicht empfehlen sie das aus einer gerissenen Fledermaus fließende Blut innerlich und äußerlich, ebensa den gedörrten Bauch eines Steinbeißers. Ferner wird angegeben, daß das Grimmen vergehe, wenn man eine Ente an den Bauch halte, die dann das Übel bekäme und daran sterbe.

Nun aber war die Heilkunde, wie sie von den Ärzten ausgeübt wurde, nicht ganz frei von magischem Glauben, und auch sie bedienten sich vieler Mittel aus dem Tierreiche zu Heilzwecken. Die Galle der Tiere galt für besanders heilkräftig, mit dem Blute jedoch war man varsichtig. Ochsenblut hielt man für giftig, Pferdeblut sallte beizende Eigenschaften besitzen. Plinius sagt: Man kann das Blut der Tiere nicht wahl zu den allgemeinen Mitteln zählen, sondern muß van dem Blute jedes einzelnen nach seinen Wirkungen besanders reden.

In dem Blute verschiedener Tiere ersah auch der Arzt, nicht bloß der Magier, verschiedene Wirkung und desgleichen in den Organen und Absanderungen aller derer, die wandeln, fliegen und kriechen. Milch, die der Esel und der Ziegen vornehmlich, gab man gegen Lungenbeschwerden zu trinken, und für Engbrüstige verstand man schon früh Molken aus Ziegenmilch zu bereiten, deren Wirksamkeit dadurch erhöht wurde, daß man den Tieren bestimmtes Futter reichte, wie z. B. Efeu. Dann spielten die Fette eine große Rolle. Schweineschmalz, Hammeltalg, Hirschtalg, Hundefett, Gänsefett dienten zum innerlichen und äußerlichen Gebrauche; für besonders heilkräftig hielt man das aus der Schafwalle gewonnene Fett, das sogenannte Oesipum, das auch in der neueren Medizin vielfache Verwendung unter dem Namen Lanalin findet. Je seltener das Tier war, von dem das Fett stammte, um so wertvoller erschien die Salbe. Auf dem Lande herrscht noch jetzt der Glaube an die Heilkraft verschiedener Fette, und der Apatheker muß daher Bären-, Hasen-, Schlangen-, Fuchs-, Katzen-, Hühnerfett und dergleichen mehr verabfalgen, wenn er seine Landkundschaft befriedigen will. Freilich nimmt er sämtliche Fette aus ein und derselben Büchse, in der sich harmloses Schweineschmalz befindet — nur Hasen- und Hühnerfett sind gelb gefärbt —, aber sie helfen alle wunderbar, ebensa wunderbar, wie sie seit Tausenden von Jahren halfen, wenn, wie dies ast genug geschieht, ein günstiger Ausgang des Leidens dem angewandten Mittel, ein unglücklicher aber dem unentrinnbaren Schicksal zugeschrieben wurde.

Nach im Beginn des vorigen Jahrhunderts waren die Apotheker gezwungen, eine nicht unbedeutende Anzahl einfacher Mittel aus dem Tierreiche zu führen, wie Wolfsleber, Fuchslunge, Backsblut, Elendklauen, Kellerasseln, gebrannte Maulwürfe, gebrannte Frösche usw., bis nach und nach der aus der Magier Zeit stammende Wust abgetan wurde und nur blieb, was als nutzbar erkannt war, wie Fette und Talg zu Salben, Lebertran, Maschus, spanische Fliegen und ähnliches. Die tierischen Arzneimittel hatte die Wissenschaft bis auf wenige verwarfen und unter die Vergangenheit war ein dicker Strich gemacht, ja es bildete sich sogar eine Richtung aus, die die Anwendung van Arzneimitteln auf das geringste Maß beschränkte, so daß es eine Zeitlang eine Art von Nihilismus in der Medizin gab.

Die Masse aber wandte sich van den Ärzten,

die den Kranken keine Arznei gaben, den Wunderdoktaren zu und den Kurpfuschern, die sich rühmten, im Besitze unfehlbarer Heilmittel zu sein. Die Masse blieb zumal der Volksmedizin treu, der alten Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, warin Überreste der Magie mehr als reichlich vorhanden sind.

Unbekümmert arbeiteten die Forscher weiter, und ihre Beobachtungen erschlossen nicht nur die unsichtbare Welt der mikroskopischen Lebewesen, sandern entdeckten darunter Organismen, die mit verschiedenen Krankheiten in ursächlichem Zusammenhange standen. Jetzt wissen wir, daß mikroskopisch kleine Keime als Krankheitserreger wirken. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist diese Entdeckung zum Volkswissen geworden, so daß die auf Vernichtung schädlicher Keime gerichteten Bestrebungen der Hygiene nicht nur keinen Widerstand mehr finden, sandern bereits auf Verständnis in weitesten Schichten der Bevölkerung stoßen; die außerordentlichen Erfolge der Chirurgie, die durch die Abhattung der krankmachenden Ursachen von den Wunden erreicht warden sind, sind auch dem Laienpublikum bekannt, das mittlerweile mit dem Karbol, der Salizylsäure und antiseptischen Vorbeugungen sich angefreundet hat.

Die Krankheitskeime van Wunden abzuhalten, gelingt leichter, als es möglich ist, ihnen den Eingang in den Körper zu verwehren, in den sie durch Luft, Staub, Wasser, Nahrung gelangen, ohne daß man es merkt. Sobald sie jedach sich angesiedelt haben, sich vermehren und ihre Gifte abjandern, die in die Säfte übergehen, die Nerven vergiften und Krankheiten erzeugen, ist es schwer, ihnen mit desinfizierenden Giften beizukommen, da die tierische Zelle diesen ebensawahl erliegt wie die Mikroorganismen. Auf die Abtötung der krankheitserregenden Bakterien durch chemische Gifte mußte die innere Medizin daher verzichten. Es gelang aber einen Weg zu finden, der Wirkung der Schädlinge zu begegnen.

Vorgezeichnet war dieser Weg schon durch die Einimpfung der Kuhpackenlymphe gegen die verheerenden Menschenblattern. Die Übertragung und Ausheilung einer schwächeren Krankheit auf den Menschen seiete ihn gegen die starke Krankheit. Anderseits wußte man, daß gewisse Tiere von Krankheiten verschont bleibeu, die den Menschen befallen, ferner daß einmal überstandene Krankheiten, wie Masern, Scharlach u. a. bei eiu und derselben Persan in den seltensten Fällen wiederkehren. Auch wußte man, daß die Kuhpockenimpfung nur für eine Reihe van Jahren sicher macht. Hieraus schloß man, daß der Körper selber imstande sein könne, unter geeigneten Umständen der Wirkung der Krankheitserreger eine abwehrende Wirkung entgegenzustellen. In der Tat scheiden die lebenden Zelleu ein Gegengift aus, sobatd sie vom Bazillengift angegriffen werden, und da dieses Gegengift sich in der Blutflüfigkeit ansammelt, ja lassen sich aus dem Blute solcher Tiere, die Bakterienkrankheiten überstanden haben, die betreffenden Gegengifte, die Antitoxine gewinnen. Ein Pferd, das nach und nach an Diphtherie künstlich gewöhnt wird, bis es die stärksten Diphtherievergiftungen erträgt, besitzt in seinem Blute soviel Gegengift, daß dieses als Heilmittel bei Diphthericerkrankten mit aft geradezu wunderbarem Erfolge verwendet werden kann. Der Blutsaft, das Serum, ist der Träger der Antitaxine, und die von Prof. Behring in die Praxis eingeführte Anwendung des Heilserums bei der Diphtherie ist der Ausgangspunkt der Serumtherapie, deren Ausarbeitung die Forscher sich angelegen sein lassen.

Sa ist das Blut wieder zum Heilmittel gewarden, wenn auch in anderem Sinne, als zuzeiten der Magier. Die Anwendung des reinen Blutes an und für sich ist verlassen. Wohl glaubte man var einer Reihe von Jahren bei großen Blutverlusten durch Überführung van Lammblut in die Adern des Menschen den Blutmangel ersetzen zu können, allein es ergab sich, daß das Tierblut schwere Störungen hervarrief und mit ihnen sagar den Tad verursachte. Das Tierblut und das Menschenblut vertragen sich nicht; das eine löst die Blutkörperchen des anderen auf und das zersetzte Blut vermag nicht als Lebensträger zu arbeiten.

So kann das Blut als Heilmittel wirken und als Gift, je nachdem die Scheidekunst es behandelte, wenn es in die Blutbahn eingeführt wird. Innertich dagegen werden vielsach aus Blut dargestellte Präparate genammen, um mit seinem Eisengehalte Bleichsucht und Schwäche zu heilen. Die Meinung über den Wert der aus Blut gewonuenen Arzneien und Stärkungstränke ist jedoch eine geteilte. —

Die Einspritzung des zerriebenen Rückenmarks tallwütiger Kaninchen gegen den Ausbruch der Hundswut wurde von Pasteur zuerst kundgemacht und wird nach dem Muster des großen Forschers in den Anstalten angewandt, die zur Aufnahme Gebissener bereit sind. Das abgeschwächte Wutgift der Kaninchen erregt bei dem Menschen die Bildung von Gegengiften, und diese verhüten den Ausbruch der Tallwut, bei rechtzeitiger Behandtung. In Rußland gibt man als altes Volksmittel dem Gebissenen die rahe Leber desselben Tieres, das gebissen hat, und wie wir vorhin sahen, kannten auch die römischen Ärzte und die Magier das gleiche Mittel. Was heute die Wissenschaft mit klarer Einsicht verordnet, hat in diesem Falle das Volk und der Arzt weit vergangener Zeit in seiner Weise angewandt. Ob nun instinktives Ahnen ader ob Beabachtung leitete, das muß dahingestellt bleiben, doch ist anzunehmen, daß die Beobachtung den Erfolg feststellte und dieser für die ferneve Anwendung des Mittels entschied.

An die Serumtherapie schloß sich gar bald die Organatherapie, die zunächst auf der beim Kropf gemachten Erfahrung beruht, daß gewisse Krankheiten durch den Ausfall bestimmter Drüsentätigkeiten entstehen. Dahin gehört z. B. das Myxödem, ein durch Hautschwellung und zunehmendes körperliches und geistiges Siechtum gekeunzeichnetes Leiden, dessen Ursache in dem Schwunde der Schilddrüse gefunden wurde. Da die Verabreichung von Hammelschilddrüse oder den aus ihr dargestellten Präparaten in der Tat bei Myxödem heilend oder doch bessernd wirkt, ja wurden auch andere Drüsen und Organe auf

ihre Heilwirkung untersucht, und im Laufe weniger Jahre ward der leidenden Menschheit ein Arzneischatz aus dem Tierreiche angeboten, der den der Apotheken früherer Jahrhunderte weit übertrifft und lebhaft an die Medizin der Naturvölker und der Magier erinnert, wenn auch an der Darstellung der Mittel und ihrer Bereitung die moderne Chemie Anteil hat. Eine kleine Auslese möge das Gesagte erhärten.

Aus der Schilddrüse werden hergestellt: Thyrogen, Thyrojodin, Thyrein, Thyraden, Thyreoidin. Bovinin ist ein amerikanisches Präparat aus Ochsenblut, Hühnereiweiß und Whisky (wohl bekomm's!). Cerebrin ist ein Auszug aus Kälbergehirn, das die Nerven stärken und Gifte an sich ziehen soll. Eurythrol, ein Extrakt der Rindermilz, ist wieder modern, nachdem schon Paracelsus es gegen Unterleibsleiden empfohlen. Glandulen, aus den Bronchialdrüsen von Hammeln gewonnen, soll nützlich bei Bronchialleiden sein. Dann kommen die mit „Haem" (Blut) zusammengesetzten Namen, für die aus Rinderblut dargestellten Mittel, wie: Hämalbumin, Hämanutrid, Hämatore, Hämogallol, Hämol, Hämovein (aus Fleischextrakt und den Salzen, die im normalen Blut enthalten sind), Hämotrophin usw. Heparaden ist ein Leberextrakt, Inglavin Hühnerkropfpepsin, Kardin Extrakt aus dem Herzfleisch der Rinder. Lievaden und Livadin werden aus der Milz gemacht, Marvol und Medulladen aus Knochenmark. Myelen ist ein Rindermarkextrakt und wird gegen Knochenfraß und Skrofulose empfohlen, während Nucleïn aus der Kälbermilz die weißen Blutkörperchen vermehren soll. Oculin aus dem Glaskörper der Ochsenaugen soll bei Augenleiden, Pulmonin aus Kälberlungen bei Lungenleiden gut sein. Sanguinol ist aus faserfreiem eingedampften Blut hergestellt, Sanguinoform dagegen aus den Blutbildungsorganen *ungeborener Geschöpfe*. Spyygmogenin ist aus der Nebenniere gewonnen, ebenso das Suprarenaden; Splerin dagegen wieder aus der Milz. Die Bauchspeicheldrüse liefert die Pankreaspräparate, das Rückenmark wird ebenfalls verarbeitet; genug, es ist kaum ein Organ, das nicht extrahiert und chemisch behandelt wird, um eine Arznei zu liefern. Doch dies sind nur die Mittel aus gesunden Organen; hinzu kommen noch die auf animalischen Nährböden gezüchteten Bazillengifte. Und wenn gar noch die chemischen Heilmittel, die in den Retorten der Fabriken erzeugt werden, sowie die Mischungen aller Art mitzählen dürfen, dann müssen wir bekennen, daß noch keine Zeit so viele neue Arzneien an den Tag förderte als unsere, wurden doch allein einmal in drei Monaten *einundachtzig* neue Mittel auf den Markt gebracht. Das ist reichlich.

Wie viele von den neuen Arzneimitteln sich bewähren, ist eine Frage der Zeit. Ein Kranker, der von einem neuen Mittel Kunde erhält, hofft Hilfe von der Neuheit, deren Ruhm durch die Presse geht oder wenigstens deren empfehlende Ankündigung. Wer aber garantiert für die günstige Wirkung, wer nimmt die Verantwortung für Mißerfolg und Verschlimmerung auf sich? Professor Kobert, einer unserer bedeutendsten Pharmakologen, sagt: „Die theoretische Spekulation der Chemiker liefert nämlich, wenn sie auch theoretisch richtig ist, doch in Wirklichkeit der Medizin noch nicht fünf Prozent praktisch wertvolle Substanzen. Mehr als 95 Prozent sind wertlos und vor diesen muß der Lehrer der Pharmakologie die Schüler warnen." Und ebenso Professor v. Vogl in Wien: „Die Sucht, immer und immer neue Mittel zu erfinden, ist zu einer förmlichen Manie geworden: die chemische Industrie, aber auch gewisse ‚Forscher' sind darin unerschöpflich." Durch manche Präparate ist aber auch viel Unheil bereitet worden. Über die Organotherapie äußerte sich derselbe Gelehrte, nachdem er auf die Unsicherheit der Präparate hingewiesen: „Vielleicht wird in nicht zu langer Zeit die neu entflammte Organotherapie wieder spurlos von der Bildfläche verschwunden sein!"

Möglich! Vorläufig glaubt man jedoch, die Medizin der Magier in neuem Gewande wieder auferstanden zu sehen. Die Magier verordneten Gehirn, die Modernen haben Cerebrin. Die Magier gaben einer Ziege Efeu und deren Milch den Kranken. Wir sind jedoch weiter. In der Académie de Médecine zu Paris wurde mitgeteilt, daß das Serum von Pferden, die Alkohol bis zum Widerwillen bekommen, die Eigenschaft erhält, einen unüberwindlichen Abscheu gegen Spirituosen hervorzurufen. Antiethylin haben die Entdecker den aus dem Serum der trunkfälligen Pferde gewonnenen Stoff genannt, der Trinkern und Alkoholikern unter die Haut gespritzt alle Lust an starken Getränken nahm. Sie verloren allen Geschmack an Absinth und Rum, bekamen wieder Lust an Wein und gewannen Appetit und Kräfte.

Stände diese Mitteilung nicht in dem Bericht der Akademie, wäre man versucht, einen schlechten Scherz anzunehmen, denn es ist doch die Bekehrung der Trinker von gebranntem Wein zu ungebranntem ein so winziger Erfolg, daß nur für das vermeintliche Heilverfahren Begeisterte ihn bemerken. Die leidende Menschheit tut jedenfalls klug, ihr Vertrauen auf allerneueste Arzneimittel zu mäßigen und ihre Hoffnungen auf Wunderkuren nicht zu hoch zu spannen, und in weisem Abwarten sich nicht als Versuchskaninchen zur Probe zu drängen.

Der nichtüberwachte Gebrauch von Schilddrüsenpräparaten hat allerdings korpulenten Leuten den Umfang gemindert, ihnen aber dabei auch die Gesundheit geschädigt und den Rest der Jugend genommen. Das Antipyrin richtete Schaden an, bis es ausschließlich in die Hände der Ärzte gegeben wurde; Morphium stiftete unendlich viel Unheil, und als im Kokain anscheinend ein Gegenmittel gefunden war, stellte sich, weil hinter den ersten Empfehlungen keine ausreichende Erfahrung stand, heraus, daß man Beelzebub gewählt hatte, Satanas zu vertreiben: das Alkaloid des Kokastrauches war viel schlimmer als das unheimliche Gift des Mohnsaftes.

Der Ring.

Novelle von Georg von der Gabelentz.

Rauchend und plaudernd saßen die Teilnehmer einer Jagd im Herrenzimmer des alten Landsitzes beisammen. Man hatte vortrefflich gegessen und getrunken und befand sich in angeregtester Stimmung, in jener Stimmung, die auch dem Schweigsamsten die Zunge löst. Mehr oder weniger lustige und unterhaltende Geschichten wurden zum besten gegeben, und das Gespräch glitt von Reise- und Jagdabenteuern allmählich hinüber in das Gebiet der Frauen, um endlich bei dem Phänomen der Leidenschaft zu bleiben, die man Liebe nennt.

„Von Liebe hört man genug reden, doch die Tugend der Treue," sagte der Hausherr mit spöttischer Miene, „scheint mir selten, wie im Walde ein weißer Hase. Denkt nur an den Fall Grauberg!"

Er spielte damit auf ein Ereignis an, das die ganze Gegend in große Aufregung versetzt hatte, die Scheidung eines der Gutsnachbarn. Nach wenigen Jahren scheinbar sehr glücklicher Ehe hatte der Mann sich plötzlich von seiner jungen und schönen Frau getrennt. Warum? Niemand wußte es. Man hatte von keinem Skandal, keiner Entführung, keinem Duell gehört, überhaupt von keinem dritten, der die Schuld tragen könnte.

Die Liebe schien eben zwischen den beiden über Nacht in bittere Feindschaft umgeschlagen, die Treue vergessen zu sein.

Nun wurde über die interessante Angelegenheit hin und her gesprochen, und man stellte bald diese, bald jene Vermutung auf. Gründe, Entschuldigungen, Anklagen, alles wurde vorgebracht und über alles gestritten.

„Ich bin fest überzeugt," sagte endlich einer der Herren, „der Fall wird sich überhaupt nie aufklären."

„O doch," warf Baron Weißbach lebhaft ein. „Alles in unsrer Welt klärt sich auf. Und im Punkt der Liebe und Treue gibt's überhaupt nichts Unerklärliches."

Da stand der alte General Holberg auf, durchmaß langsam einige Male das Zimmer und sagte dann fast unfreundlich: „Unsinn, meine Herren. Erklärung! Ich wette, fünfzig von hundert Ereignissen sind uns im letzten Grunde unverständlich. Es braucht aber auch nicht immer alles so einfach an der Oberfläche zu liegen! Was unsern Fall zum Beispiel anbetrifft, wie können wir Junggesellen wissen, was für tausend scheinbar geringfügige Dinge eine Ehe zerstören? Wir haben alle miteinander noch mit keiner Frau, einem Wesen völlig andern Geschlechts und andrer Art, so von früh bis abend, Monate, Jahre, Jahrzehnte zusammengelebt. — Es ist doch keiner der Herren verheiratet?" setzte er, plötzlich stehen bleibend, hinzu und überschaute die Gruppe der Jagdgenossen.

Alle verneinten lachend: „Verheiratet? Bewahre! Keiner! Keiner!"

Da zeigte Herr von Walsberg auf die magere Rechte des Generals, die dieser in die Seite gestemmt hatte.

„Nun, — und Sie, Exzellenz?"

„Ich?" fragte der General erstaunt und den Blick Walsbergs auffangend: „Ach so, Sie meinen wegen des Traurings, den ich trage?"

„Gewiß."

„Nun, dieser Ring, das ist so eine eigene Sache. — Ich trage ihn stets, gewiß, — doch — ich war nie verheiratet."

„Und trotzdem ein Ring?" fragten andere. Sie hatten den General erst vor kurzem im Klub kennen gelernt und, da er niemals von seiner Frau sprach, für einen Witwer gehalten.

General Holberg hob, entgegen seiner sonstigen lebhaften Art, langsam die Hand und schaute mit merkwürdig ernstem Ausdruck auf den Reif, den er am vierten Finger trug.

„Dieser Ring," meine Herren, sagte er endlich feierlich, „wurde vor keinem Altar gewechselt und band mich doch fürs Leben!"

„Exzellenz waren verlobt?" forschte Walsberg.

„Verlobt nicht und auch verheiratet

nicht," entgegnete der alte Herr. Dann setzte er nach einer Weile hinzu: „Vielleicht mehr als beides."

Die Jagdgenossen schwiegen. Sie sahen einander fragend an und erwarteten eine Erklärung des Generals.

Dieser lächelte, als er die lebhafte Neugier auf den Gesichtern der Herren bemerkte, und die erhobene Hand fallen lassend, setzte er sich wieder in einen der tiefen Ledersessel nieder, mit denen das Herrenzimmer behaglich ausgestattet war.

„Ja, meine Herren, ich bin verlobt, verlobt mit jemand, den ich lebend nie gekannt habe."

„Nanu, wollen Sie uns ein Preisrätsel aufgeben?" sagte der junge Baron Weißbach und rutschte mit schneller Bewegung und fragenden Augen auf seinem Stuhle nach vorn. „Es ist wirklich unrecht, mit Rätseln nach dem Diner unsre Phantasie zu reizen, denn Neugier hat hundert böse Augen und kitzelt unsre Ruhe."

„Oho, Sie glauben also plötzlich doch noch an Rätsel?" erwiderte der Gefragte leise spottend. Dann wurde sein Gesicht wieder sehr ernst, und er stützte sinnend die von Falten durchzogene Stirn auf die Hand. „Sie sind wirklich begierig, die Geschichte dieses einfachen Ringes kennen zu lernen?" fragte er.

„Aber gewiß!" riefen mehrere gleichzeitig.

Minutenlang herrschte tiefe Ruhe unter den Jagdgenossen, und alles blickte auf den alten Herrn, der mit halb geschlossenen Augen in seinem Sessel lehnte. Er schien mit einem schweren Entschlusse zu kämpfen.

Endlich hob er den Kopf und blickte frei in die gespannten Mienen der Gäste, die ihre Stühle näher an ihn heranrückten.

„Wir sind unter lauter Jägern," begann er mit leiser Erregung in der Stimme, „da werden Sie vielleicht meinen, der alte Holberg wolle Ihnen so in der Art des seligen Münchhausen etwas vorflunkern. Davon kann heute keine Rede sein, und ich bitte Sie, mir das Folgende zu glauben, es mir bei meinen ergrauten Haaren zu glauben.

Ein ganzes Leben hindurch ist die Geschichte neben mir hergegangen, wie ein dämonischer Schatten, den man durch nichts verjagen kann. Ein ganzes Leben! Bedenken Sie, was das heißt! Ach, wenn Sie wüßten, wie mich's seit fast vierzig Jahren im Wachen und im Träumen verfolgt hat! Wie es an meinen Nerven, an meinem Sein, — an meinem Glück gezehrt hat!

Jener Tag, oder vielmehr jene Aufeinanderfolge seltsamster Begebenheiten hat mir eine solche Ehrfurcht, ja Angst vor dem Unfaßbaren eingeflößt, daß neben ihr selbst die blutigen Ereignisse des Krieges ihre Schrecken verlieren. Ich habe mich eigentlich nie von dem Erlebnis erholen können. Wenn ich, sagen wir bei einer Landfahrt in der Dämmerung, im Düster eines Hohlweges oder im Nebel eine Gestalt auf mich zukommen sehe, die ich nicht sogleich unterscheiden und erkennen kann, dann überfällt mich ein nervöses Zittern, daß ich meine, sie, sie, jene Tote kommt mir entgegengeschritten. Und ich packe den Arm meines Kutschers, als könne er mich vor einem Phantom schützen.

Ich habe eben meine dummen Nerven seitdem nicht mehr in der Gewalt.

Lachen Sie nur, meine Herren! In dem glücklichen Alter, in dem sich die meisten von Ihnen befinden, hätte ich auch gelacht, wenn ein alter Soldat mir solch tolles Zeug erzählt hätte. Ich hätte ihn einen Feigling gescholten, der sich selbst blamiert. Wenn Sie aber einmal meine Jahre erreicht haben werden, wird es Ihnen einleuchten, daß man aufhört den eitlen Helden zu spielen. Mit grauen Haaren stellt man sich selbst vor schönen Damen nicht stärker und mutiger hin, als man ist. Übrigens spottet man über gewisse Dinge nur in der Sektstimmung großer Gesellschaften, am Tage, im Schein der Sonne oder abends im hellen Kerzenlicht. In der Einsamkeit eines nächtlichen Waldes, wenn der Sturm heulend und ächzend durch die Baumkronen fährt, oder in der Stille eines alten, verrufenen Schlosses, in dem jeder Laut gespenstisch von kahlen Wänden widerhallt, jeder Luftzug kalten Modergeruch mit sich bringt, da wird einem das Lachen schon saurer.

Es ist eben alles Sache der jeweiligen Umgebung und der Verfassung, in der unser Geist sich zur Stunde befindet.

Sie werden's nach alledem verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine Geschichte, die seltsame Geschichte dieses fürchterlichen Trauringes nur sehr selten und

Carmen. Gemälde von José Villegas.

eigentlich auch nur sehr ungern erzählt habe. Man weckt nicht gern die Erinnerung an eine Stunde, die einem Gift in den Lebensbecher träufelte.

Doch ehe ich nun zu meiner Geschichte komme, muß ich Sie noch einmal bitten, einfach die Ereignisse hinzunehmen, so wie sie sich begeben haben. Sie müssen mir's glauben! Erklären oder mathematisch beweisen kann ich's Ihnen auch heute noch nicht, obgleich gelehrte Leute und Spiritisten sicher mehr als eine Erklärung dafür finden könnten.

Also, wir schrieben das Jahr 1866. Ich war Oberleutnant in österreichischen Diensten, und wir hatten wenige Tage vorher die Italiener bei Custozza gründlich verhauen.

Eine übermütige Siegeszuversicht hatte sich unsrer aller, bis herab zum einfachen Soldaten bemächtigt, wie das nach einem so glorreichen Siege über ein fast doppelt stärkeres Heer nur natürlich ist. Wir fühlten uns jetzt als die Herren des Landes und traten überall als solche auf.

Ein Sieg weckt in jedem von uns etwas von der stolzen Laune eines Despoten.

Um so mehr reizte es unsern Zorn, daß wir unter den Bewohnern des Landes, ja sogar unter ganzen Gemeinden auf trotzigen Widerstand stießen. Nachdem König Viktor Emanuels stolzes Heer aus dem Felde geschlagen war, machten uns die elenden Bauern zu schaffen. Bald hier, bald dort wurden Überfälle auf einzelne Leute oder kleinere Kommandos versucht. Ich glaube, es entstanden in aller Eile regelrechte Geheimbünde zur Vertreibung der Fremden, und man durfte sich nur mit großer Vorsicht weit ins Land hinein trauen.

Diese tückischen Angriffe fanatisierter Banden brachten unsere Truppen so auf, daß sie gegen die Übeltäter mit äußerster Strenge vorgingen, mochten's Männer oder Frauen sein. Wie gewöhnlich waren die Weiber die schlimmsten, und ich habe ohne Bedauern und Mitleid mehrere hängen sehen.

So standen die Dinge, als mir eines Tages der Befehl erteilt wurde, mit zwei Zügen nach dem kleinen Orte Guastalla zu marschieren und diesen vorübergehend zu besetzen. Es galt, durch eine energische Maßregel die Auslieferung einiger Bewohner durchzusetzen, die beim Verlassen des Dorfes hinterrücks eine fouragierende Dragonerabteilung überfallen und beschossen hatten. Ein junger Marchese von Guastalla, der Besitzer des dortigen Schlosses, war vor allem bei dem Überfall beteiligt gewesen. Nach Meldung der Dragoner war aus den Fenstern seines alten Kastells zuerst und am heftigsten auf uns gefeuert worden.

Nun, ich versicherte meinen Vorgesetzten und Kameraden, daß ich das Dorf nehmen und die Schuldigen ausfindig machen und strafen werde, selbst wenn sie in die Grüfte einer Kirche flüchten oder sich an die Füße eines Altars klammern sollten. Mir war's bitter ernst um meine Drohung. Und meine Kerls dachten ebenso wie ich.

Voller Siegesgewißheit marschierten wir ab. Ein heißer, wolkenloser Tag geleitete uns. Kein kühlender Windhauch ging, und hätten wir nicht ab und zu an einem Brunnen oder einem Bache Halt gemacht und gierig das laue Naß geschlürft, die Zunge wäre uns unterwegs am Gaumen kleben geblieben. Nie ließen wir uns von den Einwohnern Wein reichen, im unangenehmen Gefühle, es könnte einem der dunkeläugigen und finsteren Gesellen einfallen, uns heimlich in das Getränk Gift zu mischen.

Unsere Besorgnis war vielleicht übertrieben, aber im Kriege verändert man sich eben stark gegen sonst in all seinem Denken, Empfinden und Fühlen, in seinem Tun und Lassen. Das liegt wohl an der Übermacht ungewohnter Schrecken. Man ist reizbar, nervös, übertrieben ängstlich auf der einen Seite, auf der andern leichtsinnig und fast gleichgültig gegenüber dem Tode.

Ich sage Ihnen, man wird im Kriege ein vollkommen andrer Mensch, als habe der tägliche Verkehr mit dem Sensenmann unser Inneres wie eine Schachtel voll Sand durcheinandergeschüttelt. Die verborgensten Leidenschaften werden geweckt und zu oberst gekehrt. — —

Auf dem Marsche nach unserem Ziele trafen wir mehrfach Spuren der letzten Schlacht. Zerbrochene Wagen lagen in den Weggräben, wie die Gebeine seltsamer, großer Tiere, denen eine Kanonenkugel den Leib aufgerissen oder ein Glied zerschmettert hat, und die nun im Todeskampf erstarrt sind. Lange Streifen zusammengetretener Halme zogen sich durch die Felder, die

Spuren marschierender Truppenteile, hin und wieder lagen auch frisch aufgeworfene kleine Hügel neben der Straße, als hätte man Rüben für den Winter eingeschlagen. Es waren Gräber der Gefallenen, auf die man zum Zeichen ihrer traurigen Bestimmung einen Holzpflock oder einen zerbrochenen Säbel gesteckt hatte.

Die Sonne stand zu unserer Linken schon ziemlich tief am Horizont, als endlich vor uns in einem Tale der Ort Guastalla sichtbar wurde. Rings stiegen sanfte, mit Buschwerk und Feldern bedeckte Höhen an.

Wenn man auch noch so müde ist, die Nähe des Feindes reißt unser ermattetes Denken auf, und unsere erschlafften Muskeln spannen sich noch einmal. Es zuckt einem durch den Leib, die Fäuste krampfen sich um den Gewehrlauf, die Augen sehen schärfer, die Ohren hören schärfer. So empfindet wohl das Raubtier, wenn es lüstern und bang zugleich seine Beute beschleicht.

Wir vergessen alles andere, alles, was rechts und links vor uns liegt, wir denken nur an uns und die da drüben, denn der Tod wird bald über uns wirbeln. Er hält all unser Sinnen und Fühlen in ehernen Klammern. Das sind Momente von naturgewaltiger Schönheit und Grausamkeit. — —

Nun, vor uns lag Guastalla.

Über die niederen Häuschen des Ortes ragte das Herrenhaus des Marchese empor, ein kleines, altes Kastell, wie es deren unzählige in ganz Italien gibt. Auf der einen Seite stieß ein ausgedehnter, mit einer mannshohen Mauer umgebener Garten an das Haus. Die Fensterläden der uns zugekehrten Front waren geschlossen, als sei das Kastell unbewohnt, verlassen.

Doch solchen Anzeichen darf man im Kriege niemals trauen.

Auch das Dorf selbst machte einen verdächtig ruhigen Eindruck, es schien ausgestorben zu sein. Kein Hahn krähte vom Mist, und kein Hund bellte an der Kette.

Aber wie gesagt, uns gefiel diese unheimliche Stille nicht.

Und wir hatten recht. Kaum zeigten sich meine Leute in Schußweite, als es hier, dort hinter den Mauern und dichten Zäunen aufblitzte. Vor uns und neben uns schlugen die Kugeln zu Boden und wirbelten kleine Staubwolken aus dem trockenen Erdreich. Glücklicherweise schossen die Kerle schlecht, oder sie hatten minderwertige Waffen, ihre ersten Schüsse gingen alle fehl.

Nun, wir blieben ihnen die Antwort auf den Empfang nicht lange schuldig. Die Gewehre flogen uns an die Backen, ein Hagel von Bleistücken wurde gegen die Stellen geschleudert, an denen der Pulverdampf des Gegners verräterisch emporwallte. Kurz darauf ging's mit wildem Geheul im Sturme drauf.

Wir glaubten, die Halunken würden sofort in ihre Schlupfwinkel verschwinden, wie sie es fast immer taten, wenn man ihnen energisch auf den Leib rückte, aber diesmal hielten sie tapfer Stand. Das fiel mir auf. Da mußte jemand unter ihnen sein, der ihren Mut und ihren Haß stärkte.

Wir standen einander so nah gegenüber, daß es mir nicht schwer wurde, den Betreffenden bald zu entdecken. Es schien ein junger Mann oder vielmehr ein Mann und eine Frau zu sein, die bald hier, bald da im Staub und Pulverdampf sichtbar wurden und den Leuten Befehle und Anweisungen zuriefen.

Ich winkte einigen, die beiden besonders aufs Korn zu nehmen, wenn sie sich unvorsichtig zeigen würden.

Nun, aller Mut und alle Zähigkeit im Verteidigen ihrer Häuser nützte den Bauern nichts. Als die Dämmerung hereinbrach, waren wir Herren des Dorfes und des Kastells. Die Verteidiger waren zersprengt, mehrere lagen erschossen oder verwundet vor den Häusern, der Rest hatte das Weite gesucht.

Aber auch vier meiner Leute waren gefallen und verschiedene Verwundete lagen stöhnend in einem Zimmer im Erdgeschoß des Herrenhauses.

Während ich die notwendigen Wachen und Posten ausstellte und meine Mannschaft im Kastell einquartierte, hatte mein Unterleutnant mit einigen Freiwilligen die Verfolgung der geflohenen Bande aufgenommen.

Die Rückkehr meines Kameraden erwartend, richtete ich mich in einem Zimmer im ersten Stock des Hauses ein, so gut es ging. Es schien das Wohnzimmer des Marchese Guastalla gewesen zu sein. Der Raum war groß und hoch, und seine Decke schmückten gemalte allegorische Figuren. Schwarzweiße Steinfliesen bildeten den Boden, drei hohe

Fenſter, deren Läden ich ſogleich aufſtieß, gingen auf den Garten hinaus. Alle Möbel, die Stühle und Tiſche ſchienen erſt vor kurzem gekauft und hierher gebracht worden zu ſein. Überhaupt machte das Zimmer den Eindruck, als hätten die kriegeriſchen Ereigniſſe ſeine Einrichtung jäh unterbrochen. Hinter einem marmornen Tiſche lehnte ein großes Bild mit der Vorderſeite gegen die Wand, und die Portièren, die man hatte aufhängen wollen, lagen noch zuſammengerollt auf einem Sofa, in Leinwand genäht, ſo wie ſie vom Tapezierer gekommen waren.

Umſonſt hatte ich im Hauſe nach einem Diener, einem Mädchen oder ſonſt jemand geſucht. Kein Menſch war zu finden, der uns hätte helfen oder Beſcheid geben können. Alles ſchien geflohen zu ſein. Doch gelang es meinen findigen Ordonnanzen ſchnell, mir ein Bett ins Zimmer zu ſchaffen und in der Küche mit den vorgefundenen Vorräten für mich und meine Leute eine Mahlzeit herzuſtellen. Der Sicherheit halber hatte ich niemand ins Dorf gelaſſen, ſondern alle mit mir im Kaſtell einquartiert, deſſen untere Räume alſo ſämtlich belegt waren.

Es herrſchte bereits völlige Dunkelheit, als mein Unterleutnant von der Verfolgung der Fliehenden zurückkehrte. Er rannte die Treppe empor und trat mit freudig erregtem Geſicht ins Zimmer. Ich ſah ſofort ſeinen Mienen an, daß er irgendeinen wichtigen Erfolg erzielt haben mußte.

Ich täuſchte mich nicht. Mein Kamerad rieb ſich vergnügt die Hände und berichtete mit haſtigen Worten, die Kerle ſeien ihnen zwar im Schutze der Dämmerung meiſtens entwiſcht, aber zwei bringe er mit, ich ſolle raten, wen.

Er warf Helm und Säbel aufs Sofa und ſtellten ſich triumphierend vor mich hin.

„Rate!“ ſchrie er noch einmal. „Rate, wen ich habe!“

„Den Marcheſe etwa? Hätteſt ihn gleich an den nächſten Baum knüpfen ſollen,“ ſagte ich.

„Richtig,“ fuhr da jener fort. „Doch ſollteſt Du ſelbſt das Urteil ſprechen. Der eine alſo iſt tatſächlich kein anderer als der Marcheſe ſelbſt, den wir erſt nach wütender Gegenwehr packten. Alles beſtätigt ſich. Er ſcheint eine ganze Bande um ſich verſammelt zu haben. Kein anderer als er war jener junge, gut gekleidete Mann, der ſich im Gefecht als Anführer der Bande zeigte.“

Nun, Sie können ſich denken, daß wir nach allem nicht lange berieten, was mit dem Gefangenen zu geſchehen hatte. Die Geſetze des Krieges ſind ja klar und einfach, und wer, ohne Soldat zu ſein, die Waffe führt, iſt dem Tode verfallen. Daran iſt nichts zu deuteln und zu ändern.

Meine Leute waren nicht weniger als ich durch den Tod unſerer Kameraden erbittert, zudem lagen ja vier oder fünf im Kampfe Verwundete unten im Hauſe nur notdürftig verbunden, und ihre Schmerzen waren Mahnung genug, ohne Mitleid vorzugehen. Die Schuld der Ergriffenen war mehr als erwieſen, ich zauderte darum nicht.

Ich befahl, einfach den Marcheſe und den mit ihm gefangenen Bauern unverzüglich draußen an den nächſten Baum zu hängen.

Mein Kamerad eilte hinab, das Urteil vollſtrecken zu laſſen.

Ich ſagte Ihnen ſchon, meine Herren, im Kriege iſt man nicht ſentimental, wenigſtens nicht im landläufigen Sinne. Da heißt's: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Der Feind, den ich heute töte, kann mir beſtimmt morgen nichts mehr anhaben. Milde wird vor dem Feinde zum Verbrechen gegen die eigenen Landsleute.

Darum war mir auch der Gedanke an das, was jetzt auf meinen Befehl draußen im Dunkel des Abends vorging, durchaus nicht aufregend. Hatten nicht wenige Tage vorher bei Cuſtozza mehr als zehntauſend Tode und Verſtümmelte auf den Feldern gelegen wie Haſen nach einer Treibjagd? Ich verſichere Ihnen, man lernt ein Menſchenleben gering achten, wenn man ſieht, wie dieſer furchtbare menſchliche Wahnſinn, den man Krieg nennt, Tauſende und Tauſende ſeiner Unerſättlichkeit opfert.

Ich blieb alſo allein im Zimmer. Niederlegen durfte ich mich nicht, da ich an meine Vorgeſetzten den Bericht über die Einnahme des Dorfes zu ſchreiben hatte, auch nachts die Poſten noch einmal revidieren wollte.

Meine Ordonnanz hatte mir zwei Lampen ins Zimmer geſetzt, die den Raum vollkommen erhellten. Ich legte mir Papier und Federn zurecht und ging, den Rock

aufgeknüpft, nach alter Gewohnheit noch einmal im Zimmer hin und her, um die Ereigniſſe des Tages vor der Niederſchrift zu überdenken.

Eins der Fenſter ſtand auf, und durch ſeine Öffnung ſtrömte aus dem Garten eine warme, wohlriechende Luft herein. Leiſer Wind ging draußen und ſchaukelte ſchwach die gegen den hellen Abendhimmel ſtehenden Baumwipfel.

Da lehnte ich mich aufs Fenſterbrett und atmete tief den erquickenden Blumenduft des Gartens.

Der Himmel hatte eine intenſiv violette Färbung mit ſchmalen roten, dem Horizont gleichlaufenden Linien, die mit dem Lineal und einer in Blut getauchten Feder gezogen ſchienen. Ich entſinne mich noch genau dieſer ſeltſamen, blutfarbenen Linien.

Von jeher habe ich die Poeſie eines warmen Sommerabends geliebt, darum überließ ich mich ihr auch heute mit allen Sinnen.

Ich lag minutenlang im Fenſter. Nach all dem Lärmen, Schießen und Toben des Kampfes war es faſt feierlich ſtill und friedlich geworden. Nur ganz in der Ferne klang von irgend woher das heiſere Bellen eines Hundes.

Jetzt erſt unter dem geheimnisvollen Einfluſſe der Nacht überkam mich allmählich eine nachdenkliche Stimmung.

Während meine Augen dem blitzartigen Zickzackflug einiger Fledermäuſe folgten oder ſich in den tiefen, ſchwarzen Schatten des Gartens verirrten, fiel mir jener junger Mann ein, der, wer weiß wo, vielleicht in dieſer, vielleicht in jener dunklen Ecke draußen vor dem Dorfe von meinen Leuten gerichtet werden ſollte.

Ich empfand auch jetzt keine Reue, ich war ja vollkommen im Recht. Aber es wäre mir doch lieber geweſen, wenn ich nicht gerade dieſe Nacht unter dem Dache des Marcheſe hätte wohnen, gerade in ſeinen Garten hätte hinabblicken müſſen.

Solche Gedanken wurden in mir ſo lebhaft, daß ich zum Schluß in jedem ſchwarzen Schatten die Geſtalt eines an einem Baum hängenden Menſchen zu erkennen glaubte.

Ich ſchalt mich ſelber wegen dieſer Phantaſien einen Toren.

In dieſem Augenblick ereignete ſich das Seltſame, das Schreckliche, das mich noch heute, nach vierzig Jahren, in Aufregung bringt, wenn ich es mir ins Gedächtnis zurückrufe.

Ich ſagte Ihnen, daß ich, dem Zimmer den Rücken kehrend, am Fenſter lehnte.

Da hörte ich hinter mir einen dumpfen Laut, wie wenn ein weicher und ſchwerer Gegenſtand zu Boden fällt, wie wenn ein Menſch umſinkt.

Raſch wandte ich mich um, unwillkürlich mit der Hand nach der Waffe fahrend, doch umſonſt, denn mein Säbel lag am anderen Ende des Zimmers auf dem Tiſche.

Ich erſchrak jäh, nicht über das Fehlen meiner Waffe, ſondern über das, was ich erblickte.

Ich befand mich nicht mehr allein.

Regungslos, bleich wie eine Tote kniete hinter mir eine Dame auf den Steinfliesen.

Kennen Sie das Gefühl, wenn man ganz ſicher iſt, in einem Raume allein zu ſein, wenn man bereit geweſen wäre, darauf einen Eid zu ſchwören, und plötzlich ſteht jemand hinter einem, wie aus dem Boden geſtiegen? Es kann der harmloſeſte Menſch ſein, und man wird doch im erſten Augenblick unwillkürlich zuſammenfahren.

Und nun denken Sie ſich die außergewöhnliche Lage und Umgebung, in der ich mich damals befand, das fremde, mir unbekannte Kaſtell des Marcheſe, erinnern Sie ſich der beiden Gefangenen, die jetzt im Schatten ſeiner Mauern ſterben ſollten, denken Sie ſich die ſchwüle Stille des Abends, das Dunkel draußen, die Unſicherheit unſerer Lage in einem fanatiſierten Lande, und Sie werden meinen Schrecken begreifen.

Wer war dieſe Dame, wie kam ſie trotz meiner Wachen in das Kaſtell? Bewohnte ſie es? Wie hatte ſie ſich dann bisher vor meinen Leuten verbergen können? Wenn ich doch auf alle dieſe Fragen raſch eine Antwort hätte geben können!

Ich ſtand alſo der Fremden ſtarr gegenüber. Sie hatte ſich lautlos wie ein Schatten in mein Zimmer geſchlichen, nicht einmal das Aufklinken der Tür hatte ich gehört.

Wir blickten uns eine ganze Weile ſtumm an, wie lange kann ich Ihnen nicht ſagen. Ich wartete, ob ſie ſprechen würde.

Doch die Kniende ſtreckte wortlos die Arme gegen mich. Ihre Lippen bewegten ſich zwar, als wolle ſie reden, aber nur

ein tiefer, verzweifelter Seufzer entrang sich ihrer Brust, während ihre Augen sich mit Tränen füllten. Kein Ton kam über ihre Lippen.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte ich endlich, um der peinlichen Lage ein Ende zu machen.

Sie antwortete nicht. Sie schien wirklich der Sprache beraubt zu sein.

Nie wieder habe ich ein Antlitz gesehen, wie das jenes jungen Weibes. Es war von einer Schönheit, die ich Ihnen nicht beschreiben kann und nicht beschreiben mag. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß dies schwarzgekleidete Wesen mir als die Vollendung weiblicher Schönheit und weiblicher Anmut erschien.

Wenn man im Kriege liegt und monatelang nur mit verwilderten Männern zu tun hat, freut man sich doppelt einer schönen Frau zu begegnen, und unsere Pulse schlagen noch einmal so rasch als sonst.

Aber hier konnte trotz aller Schönheit des fremden Wesens von Freude keine Rede sein.

Eher von Schrecken.

Das Antlitz der Knienden war von einer fast unnatürlichen Weiße, es glich einem Marmorbilde. Am seltsamsten waren ihre voll Angst, Verzweiflung, voll Hoffen und Verzagen auf mich gerichteten Augen, große dunkle Augen mit schwarzen Wimpern. Aber diese Augen blickten durch eine gläserne Hülle auf mich. Es war mir, als säßen sie nicht im Kopfe eines lebenden Wesens, sondern in dem eines Automaten.

Es ging etwas Starres von ihr aus.

Aber sie lebte und fühlte, denn zwei Tränen rannen ihr langsam über die bleichen Wangen herab. Doch obgleich ich sie bat aufzustehn, obgleich ich noch einmal fragte, welches ihr Wunsch sei, kam kein Ton über ihre zuckenden Lippen.

Sie rang nur stumm die Hände. Aber ihre Augen sprachen eine um so lebhaftere Sprache, eine Sprache, die nur ein einziger Schrei nach Mitleid war.

Da machte ich eine Bewegung gegen das rätselhafte Wesen, das mich zu so ungewöhnlicher Stunde besucht hatte, um es aufzurichten, doch es wehrte mit der Rechten ab. Ich sah, daß diese Hand, eine feine schmale Hand, an der ein goldner Trauring blitzte, blutig war.

Jetzt erst vernahm ich ihre Stimme.

„Bleiben Sie!“ sagte sie leise, aber so bestimmt, daß ich regungslos stehen blieb. „Sie sollen meine Schmerzen sehen.“

Sie legte bei diesen Worten die Hand auf die Brust, während ihr Atem wie leises Röcheln klang. Frische, rote, perlende Blutstropfen quollen zwischen ihren Fingern herab.

Ich glaube nicht an Erscheinungen und Visionen und habe in meinem ganzen Leben nicht daran geglaubt oder sie gefürchtet, vor diesem sonderbaren Wesen aber empfand ich Angst.

Natürlich wehrte ich mich im Anfang gegen dies Gefühl, das unmerklich in mir aufstieg und zunahm. Aber ich wehrte mich vergeblich. Etwas drinnen in meinem Herzen war eben doch stärker als Wille und Vernunft.

Ich konnte nicht von der Stelle. Ich wagte jetzt weder ihr meine Hilfe anzubieten, noch sie aufzurichten, noch auch nach meiner Ordonnanz zu rufen. Ich blieb gebannt stehen und verfolgte die Tränen, die über ihre Wangen liefen, und hörte auf die roten Perlen, die zwischen ihren auf die Brust gepreßten Fingern hervorrannen und langsam mit leisem Klang zu Boden tropften.

„Töten Sie ihn nicht!“ kam es nun plötzlich von ihren Lippen, mit einem Tone, aus dem tiefste Verzweiflung und flehendlichstes Bitten sprachen.

Aber ich machte mich hart, ich wollte nicht Weibertränen nachgeben, selbst diesmal nicht. Ich entgegnete, daß es nicht meine Schuld sei, daß die Gesetze des Krieges über meinem persönlichen Willen ständen.

„Sehen Sie nicht, wie ich leide?“ sagte sie noch einmal.

Ich zuckte mit den Achseln und nickte. Was sollte ich ihr entgegnen?

Ich kann Ihnen nur schwer das Gefühl auseinandersetzen, das mich in diesen schrecklichen Minuten überkam. Es war ein Gemisch von Grauen und unendlichem Mitleid. Von Grauen, denn je länger wir uns gegenüberstanden, je näher mußte der Augenblick rücken, in dem mein Kamerad mit der Meldung der vollbrachten Tat eintreten würde. Und dann? Und dann? Was würde die Unglückliche tun? Ich weiß nicht warum, aber ich sagte mir, sie ist kein Mensch wie andere, die Angst hat ihr den

Verstand geraubt, sie ist eine Wahnsinnige, die zu Dir gekommen ist, um Dich zu quälen, die zu Dir gekommen ist, um Dich aus den Räumen zu vertreiben, in die Du als Feind gewaltsam eindrangst, die Dich an das erinnern will, was jetzt draußen auf Deinen Befehl geschieht. Sie wissen, wie schrecklich Wahnsinnige in der bizarren Art ihres Handelns sein können!

Ich wäre solchen Gedanken sicher ganz verfallen, wenn sie nicht mit mir gesprochen hätte. Niemals werde ich diese Stimme vergessen, sie klingt mir noch heute in den Ohren. Sie redete zu mir mit einer weichen, tiefen Stimme, aus der ein unbeschreiblicher Schmerz zitterte.

Es war die Stimme einer Schwerkranken, vielleicht einer Sterbenden, eines Menschen, dessen Sinne mit unsrer irdischen Welt nichts mehr gemein haben, dessen Seele vor unnennbaren Qualen bangt.

Endlich raffte ich mich auf. Meine soldatische Erziehung empörte sich gegen dies lähmende Gefühl, das sich meiner bemächtigt hatte. Mein Stolz wollte es nicht länger dulden, vor ihr wie ein Angeklagter zu stehen.

„Erheben Sie sich," sagte ich barsch. „Sie sind umsonst gekommen."

Ich war während der letzten Minuten unwillkürlich vor dem sonderbaren Ausdruck der Fremden zurückgewichen und lehnte mit dem Rücken gegen die Fensterwand.

Noch einmal tauchte sie ihren Blick mit unsagbarer Trauer in den meinen.

„Töten Sie ihn nicht!" flehte sie wieder. Sie brachte die Worte nur mit sichtlicher Anstrengung hervor.

„Wen?" fragte ich gedankenlos. Ich wußte ja nur zu gut, wen sie meinte.

„Francesco Guastalla," erwiderte sie.

Heute weiß ich's, ich hätte ihre Bitte erfüllen, ich hätte hinausstürzen, meinen Befehl rückgängig machen sollen. Aber in dem dummen, eitlen Wunsche des Soldaten, stark und unbeugsam zu erscheinen, erwiderte ich nur kurz und über die Schulter hinweg: „Der Marchese war unser Feind, er hat sein Leben verwirkt."

Sie schien meine Antwort überhört zu haben. Ihre Augen weiteten sich plötzlich und hefteten sich mit einem entsetzten Ausdruck an mir vorüber durch das offene Fenster ins Dunkel des Himmels. Jäh sprang sie auf und streckte die Arme mit krampfhaft gespreizten Fingern gegen die Decke.

Und plötzlich entrang sich ihrer Brust ein dumpfer, ächzender Laut, der schlimmer zu hören war, als der lauteste Verzweiflungsschrei eines zu Tode Verwundeten.

So muß ein Mensch aufstöhnen, der mit einmal alles, was ihm lieb und teuer war, in einem tobenden Ozean versinken und untergehen sieht.

Ich brauchte nur in diese verzweifelten, entsetzten Augen zu sehen, um zu wissen, was sie in dieser Sekunde mit untrüglicher Sehkraft geschaut hatten.

Unendliches Mitleid erfaßte mich jäh mit der Unglücklichen. Ich hätte vor ihr niederfallen mögen, sie um Verzeihung anflehen für den Tod des Marchese, ich hätte sie bitten mögen ihrer blutenden Wunde zu gedenken, aber ich war keiner Bewegung fähig.

Dieser dumpfe, röchelnde Schrei schien meine Stimme ausgelöscht, meine Muskeln gelähmt zu haben.

Jetzt trat sie unhörbar einen Schritt näher, und ihre Augen, die noch eben an mir vorbei geblickt hatten, hefteten sich in die meinen mit einem seltsam rätselvollen Ausdruck. Es schien mir, als ringe sich in ihnen aus dem Gefühl unsagbarer Verzweiflung etwas Neues, Feindseliges, etwas wie tiefer, unauslöschlicher Haß hindurch.

Sie schwebte näher, sie trat so dicht zu mir, daß ihr Atem mich kalt ins Gesicht traf, sie hob die Rechte und zog den goldnen Reif vom Finger. Dann sagte sie: „Geben Sie mir Ihre Hand."

Ich gehorchte. Wer hätte auch in solchen Augenblicken einem solchen Wesen gegenüber sich geweigert? Ich glaube niemand.

Willenlos überließ ich der Fremden meine Hand.

Sie nahm meine Finger und steckte mir schnell den Ring an die Hand.

Dann sagte sie: „Es ist der Reif, den Francesco mir fürs Leben gab. Sie sollen ihn fortan tragen."

Bei der Berührung ihrer eisigen Hand zuckte ich nicht weniger zusammen, als beim Klang ihrer Worte. Was bedeuteten sie? Was sollte ich mit dem Reif, warum heftete sie das Geschenk des Toten an meine Hand?

Hatte ich's in Wahrheit mit einer Irren zu tun?

Ich wollte sie fragen, aber sie wandte sich um, schritt langsam nach der Tür, öffnete sie lautlos und verließ das Zimmer.

Hat jemand unter Ihnen schon einmal erlebt, wenn der Blitz plötzlich in einen Baum fährt und diesen an unserer Seite jäh niederbricht? Man steht eine Weile wie zu Stein geworden, und der Schlag des Herzens setzt aus, bis man allmählich aufatmet in dem Gefühl: Gott sei Dank, noch bist Du am Leben!

So ging mir's, nachdem die Fremde mein Zimmer verlassen hatte. Wie lange ich noch am offenen Fenster gelehnt habe, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß jenes lähmende Gefühl, das die ganze Zeit über auf mir gelastet, nur ganz allmählich wich, wie ein schwerer Traum uns allmählich verläßt.

Anfangs schienen meine Glieder noch mit Blei ausgegossen.

Die erste Bewegung, die ich machte, war mir nach der Stirn zu greifen und mir die Nägel in die Haut zu bohren. Hatte ich geschlafen? Geträumt? War alles Wahrheit oder Sinnestäuschung?

Doch nein, ich trug ja den goldenen Ring am Finger!

Lastend wie eine eiserne Fessel hing er an meiner Hand.

‚Schleudere ihn zum Fenster hinaus!' war mein erster Gedanke.

Rasch ergriff ich ihn. Ich zerrte an ihm, ich wollte ihn vom Finger reißen. Aber er saß zu fest, es gelang mir nicht. Umsonst mühte ich mich ab, ich verrenkte mir fast die Hand. Keuchend mußte ich von meinem Tun abstehn.

Da faßte mich ein Grauen vor dem Erlebnis. Was war geschehen? Wer war diese Fremde, deren Schönheit mich vollkommen berückt hatte, an die mich dieser schwere, goldene Ring knüpfte?

Ich mußte ihr nacheilen, sie aufsuchen, sie finden, ich mußte sie bitten, den Tod des Marchese zu vergessen, ich mußte sie zwingen, das Rätsel des Ringes aufzuklären.

Mit zitternden Händen hob ich eine der Lampen vom Tisch und eilte nach der Tür, durch die sie vor wenigen Minuten verschwunden war. Der Gang davor war dunkel und leer, es war nichts zu hören, kein Schritt, kein Schleppen des Kleides. Nur das laute Schnarchen meiner Leute drang aus dem Erdgeschoß herauf. Ich lief die Treppe hinab, ich trat in das Haustor.

Beim Öffnen der schweren, verschlossenen Tür rannte ich mit meinem Kameraden zusammen. Er kehrte eben mit mehreren Soldaten heim. Ich wußte, was ihre ernsten Mienen zu bedeuten hatten.

Der Leutnant sah erstaunt in mein erregtes Gesicht. Dann wies er mit der Hand nach der dunklen Ferne und meldete: „Beruhige Dich, es ist alles geschehen, wie's befohlen war. Wir waren draußen, außerhalb des Dorfes auf den Feldern. Darum kommen wir so spät zurück."

Ich faßte ihn an den Arm.

„Sind sie tot?"

Es war töricht von mir, zu zweifeln und zu fragen.

„Selbstverständlich," antwortete mein Kamerad, dann trat er neben mir ins Haus. Die Soldaten folgten ihm. Da ich mich von ihm abwandte, tappte er langsam die finstere Treppe empor nach seinem Zimmer.

Ich aber trat hastig ins Freie.

Der Posten wanderte draußen mit müden Schritten, das Gewehr im Arm, auf und ab. Die Nacht war hell genug, daß man die nächste Umgebung deutlich übersehen konnte, ich hätte also der blakenden Lampe gar nicht bedurft.

„Hat eben eine Dame das Kastell verlassen?" fragte ich den Mann.

„Eine Dame?" Der Soldat blieb stramm stehen und sah mich verständnislos an.

„Ja, eine Dame, Du Schafskopf!" rief ich den Kerl an. „Hast Du nicht aufgepaßt?"

Was hätte ich darum gegeben, wenn er gesagt hätte: ‚Eine Dame? Ja freilich, ich sah sie eben hinausgehn.' Er aber machte ein erschrockenes Gesicht und stammelte: „Ich sah niemand, aus dem Schloß ist niemand heraus!"

„Es ist wirklich kein Mensch weder herein noch heraus?" forschte ich. „Du weißt's bestimmt?"

„Bestimmt. Kein Mensch," war seine Antwort.

Die Fremde war also doch noch im Hause, ich mußte sie drinnen suchen.

Nun ließ ich den Posten stehen und

kehrte ins Kastell zurück. Ich weckte meine Leute, ich rief auch meinen Kameraden aus seinem Zimmer, und befahl, das Haus bis in alle Winkel der Keller, Treppen und Böden aufs genaueste zu durchforschen.

Mich beherrschte geradezu ein Fieber, sie zu finden, ein Fieber, wissen Sie, hundertmal stärker als es uns Jäger ergreift, wenn man im Dickicht einen zu Tode getroffenen Hirsch eingekreist hat.

Und die braven Kerle rieben sich den Schlaf aus den Augen, holten Lampen und Laternen und suchten in den Gängen und Zimmern, in Boden und Keller. Immer umsonst, nicht die geringste Spur war zu finden.

Die Fremde blieb verschwunden.

Ich faßte mich an den Kopf, ich wußte mir keine Erklärung, und je länger man vergeblich alles durchstöberte und ableuchtete, je rätselhafter erschien mir das Erlebnis.

Wo verbarg sie sich? Wie hatte sie unentdeckt kommen und wieder entfliehen können?

Endlich sagte der Leutnant zu mir mit einem halb spöttischen, halb ärgerlichen Tone, als zweifle er an meinem normalen Geisteszustand: „Sag nur, Holberg, Du machst Dir mit uns einen schlechten Scherz oder Du hast einfach geträumt!“

„Scherz? Geträumt?!“ Ich fuhr auf. „Was sagst Du, geträumt? Komm nur selbst mit in mein Zimmer, Du wirst noch die frischen Blutflecken am Boden sehen!“

Entrüstet zog ich den Zweifler in mein Zimmer und schob ihn an die Stelle, wo sie gestanden hatte, ich ergriff eine Lampe, ich bückte mich, — was war das? Vergeblich suchte ich auf dem Boden. Die grauen Steinfliesen waren rein und fleckenlos. Auch hier nicht das geringste zu entdecken!

Nicht ein Tropfen Blutes zu sehen!

Und ich wußte doch genau, daß ich die Flecken auf dem Boden bemerkt hatte.

Mein Kamerad lachte. Ich aber ward wütend, wütend wie ein Mensch, der sicher ist im Recht zu sein und dem man weismachen will, daß er ein kindischer Narr oder ein gemeiner Betrüger ist.

„Lach nicht so dumm!“ schrie ich ihn an. „Hierher sind ihre Blutstropfen gefallen, und daß alles bis aufs kleinste wahr ist, das beweist dieser Ring, den sie mir gab, dieser Ring! Sieh her!“

Kopfschüttelnd blickte mein Kamerad auf meine Hand. Nun erzählte ich ihm ausführlich, was sich bei mir vor wenigen Minuten zugetragen hatte. Ich verschwieg nicht, daß ich niemals in meinem Leben ein schöneres Geschöpf gesehen hatte, als sie, und daß niemals ein menschliches Antlitz auf mich den gleichen, sonderbaren Eindruck gemacht.

Ich schwor, daß ich sie wiederfinden müsse.“

Der General unterbrach für einige Minuten seine lebhafte Erzählung, um sich ganz in den Anblick des Ringes zu versenken. Dann strich er sich mit der Hand das graue Haar aus der Stirn zurück und fuhr fort: „Sie werden bemerkt haben, meine Herren, daß ich mich damals in einem seelischen Zustand befand, der weit von jeder natürlichen Empfindung entfernt war, so weit, daß ich annehmen muß, in mir seien die Grenzen von Wahrheit und Schein, von Erleben und Erträumen tatsächlich in wunderbarster Weise vermischt gewesen. Nur dadurch erklärt es sich, daß mich bei dem Gedanken an das eben gehabte Erlebnis ein Grauen überlief, und daß ich trotzdem nichts sehnlicher wünschte, als ihr noch einmal zu begegnen, sie noch einmal zu sehen, ihre Stimme noch einmal zu hören.

So wurde ich zwischen Sehnen und Furcht hin- und hergerissen.

Mein Kamerad hatte mittlerweile, wohl mehr um mich zu beruhigen, als im Glauben, hier Spuren der Fremden aufzufinden, das Zimmer in allen vier Ecken abgesucht. Jetzt kehrte er neugierig das Bild um, das man mit der Vorderseite gegen die Wand gelehnt hatte.

Ich blickte zufällig hin.

Es war sie!

Sie selbst, so wie sie vor einer Stunde bei mir gewesen war! Staunend standen wir beide vor dem Porträt, das ich der Hand des Freundes entriß und dicht an die Lampe rückte.

Ich erkannte sofort ihre edlen, wunderbar schönen Züge, die großen, mandelförmigen Augen, das dunkle Haar, die bleichen Lippen.

Auch mein Kamerad blickte bewundernd auf das Bild.

Ich bat ihn endlich, mich allein zu lassen und sich mit den Soldaten zur Ruhe

Am Bodensee. Gemälde von Richard Kaiser.

zu begeben. Wozu noch suchen? Sie würden ja in alle Ewigkeit nichts finden.

Ich selbst blieb vor dem Porträt sitzen, ganz versunken in diese Schönheit.

Die Stunden verrannen, ich wich nicht von meinem Platze, die Nacht verging, und ich saß noch immer vor ihrem Bilde. Ich saß noch immer und starrte auf ihre Züge. Der Morgen kam, die erste helle Dämmerung kroch schüchtern durch die Fenster; ich konnte mich nicht von dem Bilde trennen.

Sie verstehen das nicht, aber es war wirklich so. Ich brachte die Nacht auf einem Stuhle zu, ohne eine Spur von Ermüdung zu fühlen.

Und trotzdem mischte sich in die Empfindung der Sehnsucht nach ihr das Gefühl der Angst. Ja, ich leugne es nicht: ich fürchtete mich unbeschreiblich davor, sie möchte plötzlich wieder mit geisterhaften Schritten ins Zimmer treten, auf mich zuschweben, mir ihre kalte, eisige Hand reichen. Mir graute davor, noch einmal diesen einen dumpfen Schrei zu hören, das Tropfen ihres Blutes zu vernehmen, ihr Leiden anzusehen. Aber alles das übertönte immer wieder die Sehnsucht.

So kam endlich der Morgen, der neue Tag.

Wer kennt nicht die peinigende Empfindung, wenn man nach einem schweren Schlafe erwacht, noch völlig gefangen von irgendeinem wahnwitzigen Traume? Man sagt sich tausendmal: es war alles Unsinn und Einbildung, aber man kann sich trotz allem guten Willen von dem Eindruck nicht losringen. Man fürchtet sich davor wieder einzuschlafen, denn kaum schließt man die Augen, ist auch der greuliche Spuk schon wieder da.

Ach! Ich konnte diese verdammte Nacht nicht von mir abschütteln. Ich war kaum imstande, am Morgen einen vernünftigen Gedanken zu fassen und die notwendigsten Befehle zu geben.

Mein Kamerad warf mir ab und zu einen fast mitleidigen Blick zu, und da er mit Absicht von dem Ereignis in der Nacht nicht sprach, ärgerte ich mich und brachte selbst immer wieder das Gespräch darauf. Er sollte sich nicht etwa einbilden, daß ich geträumt hätte.

Wir waren nahe daran, uns deshalb zu zanken, als einer meiner Leute mir meldete, der Pfarrer des Ortes wünsche dringend ein Wort mit mir zu sprechen, doch ließe er mich aus wichtigen Gründen bitten, zu ihm zu kommen.

Ich erwartete, aus seinem Munde einiges über die schöne Fremde zu erfahren, und folgte darum rasch der alten Frau, die mir den Wunsch des Geistlichen überbracht hatte. Der Gang tat mir wohl. Ein frischer Wind strich über die Gegend, und ich atmete aus vollen Lungen den Duft und die Kühle des Morgens.

Der Tag mußte mir ja endlich die schweren Phantasien der Nacht zerstreuen!

Wir gingen schweigend die Dorfstraße hinab. Ich musterte im Vorbeigehen zerstreut die wenigen Menschen, die nicht geflohen oder nachts wieder zurückgekehrt waren und nun, unter den Türen der armseligen Häuser stehend, auf uns blickten.

Hin und wieder verriet eine zerschossene Fensterscheibe oder eine durchlöcherte Tür, daß am Tage vorher in der stillen Dorfgasse ein Kampf getobt hatte.

Wir hatten einen weiten Weg, denn der Pfarrer lebte am andern Ende des Dorfes. Er bewohnte ein kleines Haus, das sich äußerlich nur durch weiße Fenstervorhänge und durch einen Holzbalkon von den Wohnungen der Bauern unterschied.

Hinter der Alten trat ich ein. Im halbdunklen Flur empfing mich, finster und mit kurzen Worten, ein alter, grauhaariger Mann. Es war der Pfarrer. Er sah ehrwürdig aber nicht sympathisch aus und trug den Ausdruck eines hartherzigen Eiferers.

Ich fragte, was er von mir wünsche und warum er mich gebeten habe, nach seiner Wohnung zu kommen.

Statt jeder Antwort machte der Pfarrer kehrt und stieß eine Tür zur Seite des Ganges auf. Dann lud er mich mit einer kurzen Handbewegung ein, hineinzutreten. Meine Begleiterin drückte sich demütig zur Seite, und ich schritt neben dem Pfarrer über die Schwelle. Die Tür war niedrig, ich mußte mich bücken, um einzutreten.

Dann sah ich mich im Zimmer um.

Mit einem dumpfen Aufschrei fuhr ich zurück und umklammerte den Arm des Priesters.

„Wer ist das?“ stammelte ich.

Sie lag vor mir. Bleich, regungslos lag sie auf einem zerwühlten Bette.

„Wer ist das?“ wiederholte ich, die Hand gegen sie ausstreckend.

Der Geistliche sah mich ernst und finster an, und seine Augen funkelten hinter den Gläsern der Brille.

„Jetzt ist's zu spät!“ sagte er. „Sie hat mit Ihnen sprechen wollen, gestern abend. Sie hat nach Ihnen verlangt. Sie hat nach Ihnen geschrien!“

„Sie? Sie war ja bei mir gestern Abend,“ entgegnete ich. „Aber sagen Sie mir vor allem, wer ist das?“

Ich trat näher an das Bett, und meine Augen hefteten sich voll Entsetzen und Mitleid auf die bleichen Züge. Nur die Anwesenheit des Geistlichen und seine schroffe, feindselige Art hielten mich ab, an dem Lager der schönen Toten niederzuknien.

Aber ich wollte ein Mann sein und suchte meine Erregung zu bemeistern. Ich wollte vor allem Aufklärung haben.

Der Priester trat einen Schritt vor, so daß er zwischen mir und ihr stand, als müßte er uns trennen, als könnte meine Nähe die Tote beleidigen.

„Wie können Sie sagen,“ begann er, „daß Marietta Santasilia bei Ihnen im Kastell gewesen sei? Ach, die Arme! Sie hat den Kämpfenden Wein gebracht, sie hat ihnen die Wunden verbunden, sie hat ihnen wie eine Heldin den Mut gestärkt, bis man sie von einer Ihrer Kugeln getroffen in mein Haus trug. Ihr Bräutigam selbst übergab sie meiner Obhut.“

„Ihr Bräutigam?“ fragte ich.

„Der Marchese Guastalla,“ fuhr der Pfarrer erregt fort. „Der Marchese Guastalla, den Sie gestern abend einem schmachvollen, schimpflichen Tod überlieferten, er war ihr Verlobter! — Sehen Sie nun das Verderben, das Sie über zwei Menschen gebracht haben? Sehen Sie nun? — Ich habe den Marchese als Kind erzogen und unterrichtet,“ fuhr der Alte mit weicher und tränenerstickter Stimme fort, „er war der letzte seines Namens, er sollte das alte Geschlecht fortpflanzen, das seit Jahrhunderten der Stolz und die Liebe unsrer Gegend war. Ein Fluch, ein Verhängnis trieb die unglückliche Marietta Santasilia in unser Dorf und an die Seite ihres Verlobten, als Ihr Heer sich Custozza näherte. Nun sind sie beide tot! Tot durch Ihre Schuld!“ endete der Pfarrer und ballte drohend gegen mich die Fäuste.

„Sie war die Braut des Marchese?“ fragte ich noch einmal.

„Ja,“ erwiderte der Geistliche, „und hundertmal sollen Sie's hören: Sie allein haben die Arme getötet! Sie!“ rief er plötzlich mit starker Stimme. „Denn Sie haben den Marchese wie einen Verbrecher umgebracht! Als in mein stilles Häuschen das Gerücht kam, daß der Marchese gefangen, daß er den Kriegsgesetzen verfallen sei, da bat, flehte die Verwundete, man solle sie zu Ihnen lassen, man solle sie vor Ihre Füße tragen. Es war nicht möglich, denn sie verlor das Bewußtsein. Dennoch weiß ich bestimmt, sie wäre von ihrer Wunde genesen, hätte man ihr nicht eine Stunde später die Nachricht gebracht, daß der Marchese getötet worden sei.“

Der Alte schwieg einen Augenblick, er wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn es war dumpf und heiß im Zimmer, und er hatte mit Eifer und zitternd vor innerer Bewegung geredet.

„Aber sie war ja bei mir,“ warf ich ein. „Ich selbst habe doch mit ihr gesprochen.“

Der Pfarrer überhörte meine Worte, er fuhr feierlich fort: „Als sie hörte, daß Sie kein Mitleid hatten, da wußte ich, die nächsten Minuten würden auch ihr den Tod bringen. Ich wollte ihr die Segnungen der heiligen Sakramente zuteil werden lassen. Sie aber öffnete die Lippen nicht mehr zur Beichte und nicht mehr zum Gebet. Stumm lag sie da, den Blick starr in die Ferne gerichtet, von einem Krampf befallen. Ihr Blut tropfte langsam, sie duldete die Binde nicht, die wir ihr um die Wunde legen wollten. Hätte sie doch ein Gebet noch gesprochen, aber sie flüsterte in Fieberschauern nur von einem Ring, den ihr der Marchese als Pfand der Treue gegeben. — Ihre Schuld ist's, wenn diese Seele ohne Buße getan zu haben ins Jenseits trat! Das Blut beider klebt an Ihren Händen! Es wird an Ihrer Seele kleben bleiben in alle Ewigkeit. Das nur wollte ich Ihnen sagen. — Arme Marietta!“

„Aber ich schwöre, sie war bei mir! Sie gab mir diesen Ring!“ rief ich.

Der Pfarrer starrte einen Augenblick auf meine Hand, die ich ihm entgegenstreckte,

dann lachte er laut und spöttisch auf: „Der Ring? Was beweist er? Sie wird ihn draußen verloren haben. Nein, Marietta Santasilia hat dies Haus nicht verlassen, seit Sie im Dorfe sind!“

Ich kann Ihnen nicht schildern, was ich während der Reden des Alten empfand. Ich stand wie gerichtet vor der Toten.

Marietta Santasilia, deren Ring ich am Finger trug, hatte das Zimmer des Pfarrers nicht verlassen! — Mein Gott, aber sie war ja bei mir gewesen! Sie hatte mit mir gesprochen! Sie selbst hatte mir den Reif an die Hand gesteckt. —

Wie ich zurück nach dem Kastell gekommen bin, weiß ich Ihnen nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß der Alte mich mit einem Fluche entließ und daß das Wort Mörder noch lange in meinen Ohren nachgellte. —

Nach Beendigung des Feldzuges bin ich für Monate auf Urlaub gegangen. Ich habe dann noch sehr lange Dienst getan. Aber die Nacht im Kastell und den Morgen an ihrem Totenlager werde ich nie vergessen. Das grub sich mir wie mit glühendem Eisen in Herz und Hirn.

Tag und Nacht verfolgte mich fortan ihre Gestalt. Es wurde mir geradezu zur Angewohnheit, oder sagen wir meinethalben zur Tollheit, sobald ich die Augen schloß, mir ihr Bild, dies wunderbare, rätselhafte Mädchenbild vor die Seele zu zaubern. Dann sehe ich sie ganz deutlich vor mir, meine Augen hängen an dem Antlitz von unbeschreiblicher Schönheit, und in meinen Ohren tönt ihre zitternde Stimme wieder. Zuweilen glaube ich sogar diesen leisen Laut zu hören, mit dem ihr Blut zu Boden tropfte. Tock, tock, klingt's plötzlich am Tag, in der Nacht, zu jeder Stunde, wie eine schreckliche Uhr. Ich hör's im Lärm der Straßen, im Rasseln der Eisenbahn so gut wie im Schweigen der Nacht.

Gewiß weiß ich, daß solche Ideen und Empfindungen krankhaft sind, daß sie ihren Ursprung allein in jener rätselhaften Begebenheit haben, aber sie sind gerade darum mit untilgbaren Wurzeln in mein innerstes Sein verwachsen.

Und nun werden Sie mir sagen: der Holberg ist ein Narr, er hätte den Ring von sich werfen, sich befreien sollen!

Nein, meine Herren! Diesen Ring will ich nie von meinem Finger lassen, niemals! Dieser Ring, den mir der Geist einer Sterbenden gab, den sie mir selbst an den Finger schob, ist für mich zu einem fürchterlichen Kleinod geworden. Ich trage ihn zur Erinnerung an eine Stunde, die mein Leben aus den bekannten Bahnen unseres Daseins in die Nebelwelt des Unbekannten und Unerforschten riß. Ich trage ihn als Symbol, das mich auf ewig mit ihr verbindet.

Wer, wie ich in jenem Kastell, einmal für Minuten den Fuß in das Reich des Übersinnlichen setzte, dem bleibt fürs Leben etwas anhaften. Das verwächst sich nicht wieder, so wenig, wie sich die Spuren mancher Krankheiten ganz austilgen lassen.

So ein Eindruck ist ein unfaßbares Nichts, und doch hängt's uns an!

Ich habe zudem nicht den Mut, diesen Ring abzustreifen oder gar von mir zu werfen. Ja, ich habe einfach nicht den Mut, mögen Sie das nun belächeln oder nicht.

Verstehen Sie, welche feine Rache sie an mir nahm? Wie sie mich peinigte für das, was ich ihr tat, für den Tod des Marchese, für ihr eigenes, frühes Ende?

Das alles ist mir erst allmählich zum Bewußtsein gekommen. Ich kannte anfangs nur eine Empfindung, die unendlichen Mitgefühls und unendlichen Grauens.

Jetzt aber weiß ich's, sie war bei mir, damit ich, der Mörder ihres Glückes, ihr Leiden, ihr Sterben sehen und nie mehr vergessen sollte. Sie erschien mir, um mich durch diesen fürchterlichen Ring für mein Leben an ihr Geschick zu erinnern, an ihren gespenstischen Schatten zu fesseln.

Glauben Sie nicht, daß ich nicht auch anfangs einmal versucht habe, jenes Band zu zerreißen, das mich den jungen, kräftigen Mann, an ein Schemen, an eine Tote knüpfte. Umsonst waren alle meine Mühen.“

„Es ist Ihnen wirklich niemals geglückt?“ fragte Baron Weißbach den General, als dieser schwieg. „Findet nicht jeder starke Wunsch einen Weg zur Erfüllung?“

„Nie! Einmal glaubte ich mich ihrem Bann entzogen zu haben,“ entgegnete Holberg mit einem Seufzer. „Ich lernte in Wien, sechs Jahre später, ein junges Mädchen kennen, in das ich mich sterblich verliebte. Ich glaubte auch bei ihr mehr als bloße Freundschaft zu entdecken und hoffte, ihre Nähe werde den Bann der Toten zu brechen vermögen.

Marietta Santasilia war hundertmal schöner gewesen als sie. Neben ihr war jenes junge Mädchen nichts. Aber ich liebte die Kleine, ich wollte sie heiraten. Da reisten ihre Eltern plötzlich nach Venedig ab, und in der Furcht, sie könnten mir aus den Augen kommen, fuhr ich nach.

Mit Freuden wurde ich empfangen. Ich war doppelt willkommen, da am Tage nach meiner Ankunft der Geburtstag ihrer Mutter gefeiert werden sollte und verschiedene Bekannte dazu ins Hotel eingeladen waren. Ich wollte noch am Abend meines Eintreffens ein Geschenk einkaufen und lief in den ersten großen Laden, auf den ich stieß. Es war zufällig ein Antiquar.

Bei meinem Eintreten in den schlecht beleuchteten Raum entzündete der herbeieilende Händler eine Lampe.

Erbleichend wankte ich zurück. Vor mir stand Marietta Santasilia! Nicht sie selbst zwar, aber jenes wundervolle Bild von Guastalla, vor dem ich eine Nacht in Sehnsucht und Entsetzen verbracht hatte.

Lebendig stand sie vor mir. Ihre Augen, diese tiefen, träumerischen, unergründlich dunklen Augen richteten sich starr und drohend auf die meinen.

Sie erinnerte mich an den Ring!

Ich stotterte dem Verkäufer irgendeine törichte Entschuldigung und rannte davon. Unterwegs fühlte ich nach meinem Finger, und ich war fast glücklich, als ich den goldenen Reif an meiner Hand vorfand.

In derselben Nacht schrieb ich einen Brief an meine neuen Freunde — mir fiel nichts Gescheiteres ein, als die Ausrede dringender Geschäfte, und ich reiste mit dem ersten Morgenzug aus Venedig ab.

Seitdem habe ich nie wieder den Versuch gemacht, mich einem jungen Mädchen zu nähern. Es wäre ja Wahnsinn! Der Schatten der von mir gemordeten Marietta würde rächend dazwischentreten, würde Unheil in mein Leben und das meiner Frau mischen. Der Pfarrer hatte recht: ihr Blut klebte an meiner Seele.

Nein, ich trage den Ring wie eine Sühne für jene Opfer, die ich dem Tode brachte. Ich trage ihn mit dem Gefühl, daß jene Zauberin in der Nacht sich durch ihn ewig mit mir verbunden hat, um mich zu martern, um sich auf eine wahrhaft teuflische Art an mir zu rächen.

Könnte ich sie, die mir solches Grauen einflößt, hassen, hassen wie man seinen Todfeind haßt, so wäre das alles noch leichter zu tragen. Aber ich hasse sie nicht, ich bemitleide sie, ich — fast möchte ich sagen, liebe sie. Ja, ich bewahre heute ihr Andenken, wie man das Bild eines Wesens im Herzen behält, das wie ein wunderbarer Stern vor uns aufleuchtete, das schön war und unglücklich wie kein anderes irdisches Weib, ein Wesen, das man hätte anbeten mögen und dem man in einer unseligen Stunde das Herz brach."

Der General war aufgestanden und stützte sich mit einem tiefen Seufzer auf die Lehne seines Stuhles. Die Zuhörer schwiegen, und keiner wagte den Erzähler anzureden, auf dessen zernarbten Zügen sich unendliche Trauer malte. Alle standen unter dem Eindruck der wunderbaren Begebenheit. Bald danach trat aus dem Spielzimmer Graf Wilcek ins Zimmer. Er berichtete lebhaft von seiner gewonnenen Partie, und das Gespräch kam dadurch rasch auf neue Bahnen. Des Erlebnisses, das General Holberg den Jagdgenossen mitgeteilt hatte, wurde von den Herren wie auf Verabredung nicht mehr Erwähnung getan.

Spät abends erst erhob sich die Gesellschaft um sich zu trennen. Holberg, der zuletzt still und in sich gekehrt in einer Ecke gesessen hatte, verließ als erster das Zimmer. Er reichte seinen Bekannten zum Gutenachtgruß nur flüchtig, fast verlegen die Hand und schritt dann schnell davon.

Baron Weißbach blickte ihm neugierig nach, und als sich die Tür fest hinter ihm geschlossen hatte, rief er: „Jetzt sagen Sie, meine Herren, ist dieser General ein Schwindler oder ein Narr?"

Graf Wilcek wandte sich nach dem Sprecher um und lächelte geheimnisvoll.

„Äh, er hat Ihnen wohl die Geschichte seines Ringes erzählt? — Nun, ich glaube, er ist keines von beiden. Ich weiß aus sicherster Quelle, daß er tatsächlich eine Nacht im Kastell von Guastalla zugebracht hat, und seit jener Stunde den Ring am Finger trägt. War sein Erlebnis Traum oder Wahrheit? — Die Götter allein wissen's."

Neues vom Büchertisch.

Von Carl Busse.

Timm Kräger, Heimkehr (Hamburg 1906, Alfred Janssen). — **Hans von Kahlenberg, Der König** (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin). — **Isabelle Kaiser, Seine Majestät!** (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1906). — **Korfiz Holm, Thomas Kerkhaven** (Albert Langen, München 1906). — **Marthe Renate Fischer, Toska baut** (Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1906).

In den letzten Wochen ist unser Vaterland durch die deutsche Ausgabe eines Buches beglückt worden, das jenseits des Kanals einen Sensationserfolg hatte und unsrer politischen Tagespresse schon Anlaß zu vielen Leitartikeln gab. Es handelt sich um das von Lord Roberts empfohlene, den „Einfall der Deutschen in England" darstellende Werk von William Le Queux, „Die Invasion von 1910", um ein Werk, dessen Seeschlachtkapitel (notabene: das Beste daran!) von einem richtigen Admiral, H. W. Wilson, herstammen. Es fällt mir nicht ein, dieses Buch hier zu besprechen: ist es doch nur zu Zwecken politischer Propaganda geschrieben und malt es doch nur sensationelle Möglichkeiten aus, um John Bull für eine Reform und Vermehrung des Landheeres zu gewinnen. Aber als Sprungbrett kommt es mir grade zustatten. Mit seinen vielen ähnlichen Brüdern teilt es nämlich das Schicksal, sehr bald langweilig zu werden, genau wie uns am Ende ein „Monstre-Feuerwerk" trotz aller Lichteffekte und Kanonenschläge ennuyiert und nur Dunkel und Leere hinterläßt. Erst hat man wohl in zitternder Spannung gewartet, dann gähnt man. Und gähnend sagt man sich, daß die Herren Le Queux und Wilson sich umsonst anstrengen. Ich sehe ganz davon ab, daß, so sehr sie sich auch drehen und wenden, selbst dem militärischen Laien nach ihrer Darstellung einleuchten muß, in welcher fürchterlichen Mausefalle eine nach England gewarfene deutsche Armee säße; sehe davon ab, daß, indem sich dieses Resultat ergibt, die ganze Schrift grade vom Standpunkt ihrer Verfasser einen wuchtigen Schlag ins Wasser bedeutet. Ich frage nur: Worauf beruht es, daß Bücher dieser Art schon nach den ersten 50 Seiten so gräßlich langweilig werden? Weil sie reine Phantasieprodukte sind? Der Grund kann nicht stichhaltig sein; er trifft doch auch alle Romane. Nein, diese Bücher öden uns an, weil sie nicht mit Individuen operieren, sondern mit Massen, mit ganzen Heeren, mit Flotten und Kanonen. Unser Herz findet nichts Persönliches, woran es sich hängen könnte. Jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß ihn eine Zeitungsmeldung von dem tragischen Tode eines Einzelnen stärker ergreift, als eine andere, die einen Schlachtverlust von 50000 Mann konstatiert. So sind auch alle die modernen Schlachtopfen, die von Schreeuberg und Wildenbruch herausgebracht wurden (Waterloo, Ligny, Vianville, Sedan ꝛc.), totgeborene Kinder gewesen, weil sie etwas Unpersönliches, große Armeeverbände, mehr aber minder in den Vordergrund rückten. Dagegen sind z. B. die Kriegsnovellen Lilienerons von echtem Leben erfüllt, weil hier einzelne Gestalten, die unsre ganze Teilnahme haben, mit deren Schicksal wir das unsre verknüpfen, im Mittelpunkt stehen und wir durch sie und mit ihnen alle Phasen der Schlacht erleben. Aber kehren wir zur „Invasion von 1910" zurück, die mir als Sprungbrett dienen soll ... ich will von ihr zu einer ganz kleinen Skizze kommen, die ich in einem neuen Buche fand, zu einer Skizze, deren Überschrift auch von Krieg mit England spricht und die ein ganzes Schock sensationell-phantastischer Invasionen aufwiegt.

„Ob England wohl Krieg mit mir anfangen wird," heißt das köstliche Ding. Vor der großen Globuskarte im Schulzimmer steht Lehrer Persetter mit der Haselgerte, die wild im Ozean umherfährt: er hat eine Insel verloren. Schließlich findet er sie, das heißt: in Wahrheit findet er sie nicht, er findet nur einen ins Weltmeer hineingeworfenen roten Fleck, den er für die Insel hält. Aber an dem roten Fleck ist ein lustiger Schulbub schuld, Fritz Twisselmann alias Timm Kröger, der sein Prisma aus der Tasche gezogen hat. Jedenfalls: Persetter macht den roten Fleck, die Insel, unter seiner Haselgerte fest und daziert aus dem Geographieduch, was alles von diesem nicht unbeträchtlichen Land zu bemerken ist. Es gehört Großbritannien. ‚Ja, ja, Kinder,' sagt Persetter mit milder Resignation, ‚England füllt alles in seinen großen Sack. Die Insel ist 1300 deutsche Quadratmeilen groß. Seht, Kinder, da liegt sie!' Er zeigte mit dem Stock, er wollte sich noch einmal an den leuchtenden Gestaden der Insel erfreuen. Er sah hin, er ‚plierte', er nahm die Brille ab, er setzte die Brille auf, er sah noch einmal, zum letztenmal, genau hin; — er prüfte die Haselgerte, als halte er sie des Inselraubes verdächtig ... die Insel fand er nicht wieder. Er konnte sie nicht finden, denn ich hatte mein Prisma in der Tasche. Da tat ich vor mir mit meiner Allmacht groß. Ich hatte eine Insel aus den Fluten gehoben, ich hatte sie, als ich ihrer satt geworden war, wieder hinabgetan — 1300 zu England gehörige Quadratmeilen. Wo Palmen standen, ist wieder Wasserwüste — leer, uferlos — als ob dort niemals ein Wunder geschehen wäre. Die Wogen kommen, die Wogen gehen — ich habe mein Prisma in der Tasche. Ob England mir wohl Krieg erklären wird?"

In Timm Krögers neuem Buche „Heimkehr", das „Skizzen aus einem Leben" enthält, findet man diese entzückende Kleinigkeit (Ham-

burg 1906, Alfred Janssen). Es ist so viel Schalkhaftigkeit und Humor, so viel Wärme und Liebenswürdigkeit darin, vor allem aber: es ist aus der losen Erinnerung nicht mehr herausgepreßt, als sie freiwillig hergab. Beinah die Hälfte der ganzen Skizze hab' ich oben zitiert. So fliegt sie rasch vorbei wie ein Sonnenstrahl, ein fröhlich Lächeln, ein kurzes Aufleuchten entschwundener Jugend, und ist grade in dieser Knappheit voll und schön. Wollt' man das Dingelchen so lange recken und zerren, bis eine regelrechte Skizze daraus würde, so ginge das Beste verloren, und man würde als nichtige Tändelei ansprechen, was uns jetzt entzückt. Timm Kröger hat mit einem Worte hier den Einklang von Form und Stoff gefunden, und ich hebe das besonders deshalb hervor, weil grade er weite Umwege gemacht hat, ehe er zum Ziele kam. Es stand ja doch früher etwa so mit ihm, daß er uns auf eine wunderschöne grüne Wiese führte, aber uns so lange darauf herumzog, bis die grüne Wiese uns nicht halb mehr so schön dünkte wie zuerst. Er leerte ein Füllhorn prächtiger Einzelheiten vor uns aus, doch das Ganze wollte sich nie runden. In allen seinen Novellen war etwas Breites, Zerfahrnes, Unfertiges. Das hat sich in den letzten Jahren stark geändert, und seitdem beginnt auch das größere Publikum auf Timm Kröger, über den Gustav Falke kürzlich ein liebenswürdiges Büchlein geschrieben hat, zu merken. Natürlich kann sich ein Mensch nicht auswechseln: dieser holsteinische Dichter wird immer ein schwacher Künstler bleiben, dem die eigentliche Formungsenergie fehlt. Eigentlich sind ja alle bedeutenderen schleswig-holsteinischen Poeten Lyriker: selbst Hebbel hat seine Lyrik am höchsten gestellt, Gustav Frenssens Stil ist außerordentlich stark mit Lyrik versetzt, und daß sie bei Klaus Groth, Theodor Storm und Detlev von Liliencron das Ausschlaggebende ist, bedarf keines Wortes. Auch Timm Kröger ist eigentlich ein Lyriker, einer, der keine Lyrik schreiben kann, weil seine künstlerische Formungskraft zwar noch für Vers und Strophe auslangt, nicht aber mehr fürs Gedicht. Nur aus diesem Grunde, ob er ihm nun bewußt ward oder nicht, löste er in Prosa auf, was ursprünglich nach lyrischer Fassung rang und drängte. Deshalb steht besonders in seinen früheren Arbeiten das Erzählerische hinter dem rein Schildernden völlig zurück. Und derselbe Energiemangel, der die Herausbildung einer festen lyrischen Form verhinderte, drückte natürlich auch den Novellen seinen Stempel auf: er zeigte sich hier als kompositionelles Unvermögen. Das feste Knochengerüst, das Rückgrat fehlte den Erzählungen; daher das Breite, Zerfließende. Eine echte Novelle kann Timm Kröger auch heut noch nicht schreiben. Er reiht nur Episoden aneinander. In der Episode ruht seine Stärke. Je weniger geschlossen eine Form zu sein braucht, um so glücklicher ist er. Deshalb ist eine Skizze von ihm besser als eine Novelle, und ein kleines Intermezzo besser als eine Skizze. Mit andern Worten: wenn von zwei gleich starken Büchern Timm Krögers das eine vier und das andere vierzehn Arbeiten enthält, so soll man immer das zweite lesen. Man kann ruhig seinen Kopf verwetten, daß es das bessere sein wird. Deshalb möcht ich auch allen raten, die den Dichter erst kennen lernen wollen, zu seinem neuesten Buche „Heimkehr" zu greifen. Es ist sein bestes, es ist wirklich ein liebenswürdiges und entzückendes Buch. Eben weil es nur Kleinigkeiten enthält.

Über die Vorrede wird man ein bißchen schmunzeln. Es ist da von dem „Techniker" die Rede, und der Techniker wird mit einer humorvoll-überlegenen Handbewegung abgetan. Das nennt man auf gut deutsch: aus seiner Not eine Tugend machen. Denn eine gewisse Technik, besser gesagt: Form ist die notwendige Voraussetzung jeder Kunst. Bis zu einem gewissen Grade kann man sich wohl dazu erziehen, im letzten Grunde jedoch ist sie unerlernbar. In der Form und durch sie wird etwas überhaupt erst Kunst. Sie ist der reinste Persönlichkeitsausdruck, ist sichtbar gewordene Energie. Und wie diese tritt sie in verschiedenen Formen auf: wir unterscheiden eine unsäglich konzentrierte kurze Sprung-, und eine lang andauernde Beharrungskraft. Diese ist dem Dramatiker, jene dem Lyriker eigen. Das ist, um im Sportjargon zu reden, der Unterschied von „Stehern" und „Fliegern". Timm Kröger ist weder das eine noch das andere, und das beschränkt seine Wirkung. Doch ist er ein „Poet in sich selbst", und darüber wollen wir uns freuen, ohne es ihm nachzutragen, daß er Kräfte unterschätzt, die ihm selbst nicht gegeben sind.

Es ist unmöglich, die schönsten dieser halb lyrischen Kleinigkeiten nachzuerzählen. Kann ich aufblitzende Schmetterlingsflügel beschreiben, die sekundenlang leuchten, fröhlich machen und verschwinden? Man muß ihnen mit eignen Augen nachschauen, man muß selber lesen, wie Fritz Twisselmanns londflüchtige Seele durch ein probates Mittel ihre Heimat zurückerhält, wie Hinnerk Butenschön, der Kleinknecht, der später bei Idstedt fiel, Harmonika spielt und wundersame Katzenkonzerte nachahmt, wie der Tischler Detel und der Pfeifendrechsler Willem nach Mekka, will sagen nach Weimar wallfahrten, um Schillers Sterbestube zu sehen, wie der kleine Fritz sich in Waldeinsamkeit verirrt und der große zu einer Kösthraut kommt. Um sie herum blüht und singt und raunt und rennt es: wie im Märchen erhält alles, was da kreucht und fleucht, seine Stimme. Und Timm Kröger, der Dorfbub, versteht diese Stimmen, wie Siegfried sie verstand, als er von dem gebratenen Herzen des Drachen Fasnir gekostet hatte, und Klaus, der Rabe, Gottfried, der Hase, Gelbschnabel, die Schwarzdrossel, erzählen ihm ihre Geheimnisse. Mehr noch: er hat selber so hohe Stille im Herzen, daß er die Stille draußen und den Atem Gottes und das Nahen der Ewigkeit in allen Tiefen fühlt, wie nur die Sonntagskinder es vermögen. Grade das macht uns Timm Kröger so lieb; als goldner Hort, selber nicht sichtbar, aber die Wogen, die über ihn hinwegströmen, beglänzend und durchstrahlend, liegt zutiefst in ihm die alte reine Kindergläubigkeit. Die Welt bleibt, was und wie sie ist: voll von Glück und Not, voll von Gorben und voll von Hunger, aber ein Abglanz des Feiertags, der hinter allem Werktagsmühen wartet, fliegt schimmernd darüber. Eine glückliche

Jugend schuf goldne Erinnerung und fröhliche Hoffnung. Nicht umsonst hat sich Timm Kröger in dem Untertitel eines Buches einst einen „Optimisten“ genannt. Nun freut er sich des Feierabends und ist froh, daß seine „Wünsche geborgen, gesichert, geschützt vor dem Tosen der Stürme in der Ecke liegen, — rotbraun und goldgelb, mit dem feinen Moderduft der Vergänglichkeit und mit der Frühlingshoffnung künftiger Auferstehung“.

Von einem so stillen, fröhlichen und reinen Buche geht man ungern zu einem anderen über, das fast die entgegengesetzten Eigenschaften vereint. Wohl ist der Name seiner Verfasserin sehr bekannt geworden, und an dem Talent der Dame ist gar nicht zu zweifeln, doch aber wähle ich den Roman — Hans von Kahlenbergs „Der König“ (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin) — weniger um seiner selbst willen zur Besprechung, wegen seiner etwaigen Bedeutung und Tüchtigkeit, als um der Bedeutungslosigkeit und Untüchtigkeit der anderen literarischen Erscheinungen willen, die dem Leser über diese stillen Sommermonate hinweghelfen wollen. Auch die Dichter geben jetzt Ferien: es steht nur wenig zur Debatte.

Fräulein von Monbart, die unter dem Namen Hans von Kahlenberg schreibt, ist literarisch eine Milchschwester von Marie Madeleine. Ihre ersten Werke, besonders der Roman aus dem Jubiläumsjahr: „Die Jungen“, bewiesen eine bedeutende Kraft, hätten sich aber schwerlich zu größerer Geltung bringen können, wenn nicht bald darauf das vielberufene „Nixchen“ erschienen wäre. Die Reklame, die durch das staatsanwaltliche Eingreifen für diese billige „pikante“ Novelle gemacht wurde, eine Reklame, die ihr im Verlauf weniger Jahre einen Absatz von über 100000 Exemplaren eintrug, lenkte die Aufmerksamkeit der unwählerischen Masse auch auf die übrigen Erzählungen Hans von Kahlenbergs, und heut mag ein Buch, das diesen Namen trägt, noch so dumm sein, es findet einen großen Leserkreis. Optimisten hatten nach der Nixchen-Affäre erwartet, die Verfasserin würde sich nun um so mehr zurückhalten. Denn ein Lorbeerblatt sprang bei der ganzen Sache wahrlich nicht für sie heraus, und jeder auf seinen Namen haltende Schriftsteller würde sich sehr höflich für einen aus gleichen Gründen erwachsenen Erfolg bedanken. Aber der weibliche Hans von Kahlenberg scheint von allen Skrupeln frei zu sein. Auch die späteren Arbeiten, soweit sie mir bekannt wurden, hatten den Stich ins Sensationelle und wollten immer noch durch etwas, was nicht mit ihren literarischen Qualitäten zusammenhing, Wirkungen ausüben. So hieß es, in dem einen Buche sei das Familienleben eines berühmten Berliner Bildhauers dargestellt, und ganz Berlin W. verschlang um des bekannten Modells willen den betreffenden Roman. Während aber jeder ehrlich seiner Kunst dienende Schriftsteller, wenn er überhaupt nach Modellen arbeitet, dafür sorgen wird, daß die lebendigen Vorbilder von den Gestalten des fertigen Werkes gleichsam völlig verzehrt werden — denn sowieso läßt sich ja kein Charakter der Wirklichkeit ohne Modelung in ein Kunstwerk hinübernehmen —, scheint es Hans von Kahlenberg im Gegensatz dazu stets darauf anzulegen, die Modelle nur ja recht deutlich hervortreten zu lassen, damit das Publikum noch einen Extrareiz obendrein hat. Diesmal hat sie sich den König von Spanien aufs Korn genommen. Natürlich ist sie klug genug, ihn nicht zu nennen. Sie würde damit ihren Lesern ja den Hauptspaß verderben, ein leichtes Rätsel selber zu raten. Sie weiß, daß das Publikum gar zu gern selber etwas entdeckt, mit verschmitztem Lächeln „Aha!“ sagt und nun in doppelter Spannung nach weiteren Beziehungen spürt. Es ist der Reiz eines besseren Bilderrätsels, der da ausgeübt wird.

Mit dem Einzug und der Krönung des jungen Königs beginnt der Roman. Max Emanuel ist ein häßlicher, bleicher, magerer Junge mit einer Hühnerbrust, abstehenden Ohren und einer weit vorgeschobenen Unterlippe, ein armer, dünnblütiger Knabe ohne Frische, der traurig, hoffnungslos und angstvoll die Last der Krone trägt. Er führt wunderliche Gespräche mit seinem Kammerdiener, schließt eine noch wunderlichere Freundschaft mit einem republikanisch-sozialistischen Abgeordneten und macht, da die Wahlen für die radikale Partei günstig ausfallen, seinen republikanischen Duzfreund sogar zum Ministerpräsidenten. Ungeheurer Jubel im ganzen Lande! Und Sizo Torres, der Ministerpräsident, in dem eine lichte Siegfriedsgestalt geschaffen werden sollte, geht sofort daran, radikale Reformen durchzuführen. Max Emanuel läßt diesem Volksliebling völlig freie Hand: er will selber, wenn es das Wohl der Untertanen erfordern sollte, ganz in den Hintergrund treten, auslöschen, verschwinden. Aber Herr Sizo Torres erlebt furchtbare Enttäuschungen. Als er seine Theorien in die Praxis umsetzt, beschwört er schlimme Hungersnöte über das Land herauf und sieht sich von demselben Volk, das er und das ihn vergöttert hat, verraten. Bei einem Aufstand wird er erschossen, sein Leichnam von der wütenden Menge zertrampelt. Da läßt der König Feuer geben, überall bleiben die Truppen siegreich, und als ein neues konservatives Kabinett vom König gebildet wird, kennt der Enthusiasmus keine Grenzen: die gute alte Zeit ist wieder da! Max Emanuel aber wird ganz kalt; er liebt nicht mehr, glaubt nicht mehr, ist von allen Massenbeglückungsplänen geheilt. Er wird regieren, wie die Monarchen alle seit undenklichen Zeiten regierten. Wenigstens nehme ich das an: das Buch endet in lauter ziemlich dunklen und geschwollenen Phrasen, die große Tiefen vorspiegeln sollen.

Selbstverständlich spielt auch das Ewig-Weibliche eine Rolle. Die junge Königin mit dem Spatzengehirn setzt ihrem gekrönten Gemahl Hörner auf, und der eigentliche Vater des „Kronprinzen“ wird scheußlich verstümmelt irgendwo tot aufgefunden. Eine zweite würdige Repräsentantin des genus feminini begegnet uns in der Gemahlin des englischen Botschafters, einem Kraftweib, einer früheren Zirkusreiterin und späteren Geliebten von Sizo Torres, die sich gleich nach dessen Ermordung dem König zur Verfügung stellt. Nach dieser Inhaltsangabe mag sich jeder die Kritik des Romans selber schreiben. Ich brauche nur noch hinzuzufügen, daß ein paar Volksszenen recht farbig und lebendig gegeben, daß auch die vielen anderen sensationell-knalligen Episoden oft mit unleugbarem Talent gemacht

sind. Aber gerade vor solchem Buche sagt man sich, wie wenig im Grunde „Talent" bedeutet! Des „Talentes" wegen sind die vier Auflagen, auf die es „Der König" binnen wenigen Wochen gebracht hat, gewiß nicht ausverkauft worden!

Der Zufall fügt es, daß die Schlußworte des Hans aan Kahlenbergschen Romans gleichzeitig die Titelworte des neuen Novellenbuches von Isabelle Kaiser sind. König Max Emanuel ruft vergeblich nach seinem Kammerdiener; er findet ihn im Vorzimmer tot und sagt leise (— was ist im Grunde auch dies wieder für eine geschwollene Phrase! —): „Seine Majestät!" Wenn mit den gleichen Worten „Seine Majestät!" die französisch und deutschschreibende Schweizerin Isabelle Kaiser ihre Novellensammlung etikettiert (Stuttgart 1906, J. G. Cotta), so zielt auch sie auf den Herrscher aller Herrscher, den Tod. Ein Rückertsches Wort: „Der Tod deckt auf die Hüllen, zu die Blößen", hat sie als Motto vor ihr Buch gestellt, dazu ein andres von Nietzsche, das weh klingt, wenn man an das Ende des Hammerphilosophen denkt:

„Viele sterben zu spät, und einige sterben zu früh,
Noch klingt fremd die Lehre: Stirb zur rechten Zeit!"

Unter den dreizehn Geschichten der Sammlung sind auch nur zwei, in denen Freund Hein nichts zu tun bekommt. Und gerade diese zwei gehören nicht zu den besten. Zu den besten gehört aber eine Episode aus den Vendéekriegen, in der erzählt wird, wie der kleine tapfere Tambour Cadet, der eigentlich Cadette heißt und ein verkleidetes Mädchen ist, dem Tode zum letzten siegreichen Angriffe wirbelt und sich selber die stille Retirade des Lebens schlägt. Man würde sich nicht wundern, dieses rührende kleine Ding in den „Contes du Lundi" von Alphonse Daudet zu finden. Das sterbende Kind in dem stillen Walde, dessen Baumreihen wie ein großes schlafendes Heer dastehen, das Kind, das für einen König kämpft, von dem es nur vage, gewaltige Vorstellungen hat, das von den heimatlichen Seen plaudert, auf denen es den Nachen führte und die es nie wiedersehen soll, das sich auch den Himmel nicht schöner denken kann als die Vendée und in den letzten Fieberphantasien nach Generalmarsch schlägt .. zum Sturm gegen die vermaledeiten Blauen, die Republikaner — das hinterläßt einen tiefen Eindruck. Auch einer zweiten Kriegsskizze kann man sich nicht entziehn, obwohl die „Heldin" nichts weiter ist als eine brave Stute, die bei dem nach langen Kämpfen eingetretenen Pferdemangel einfach für den Dienst requiriert wird. Und eine Episode aus dem Einfall der Franzosen in Nidwalden reiht sich den beiden würdig an und macht das Kleeblatt fertig: wieder steht ein Kind im Mittelpunkt der Handlung, der kleine Seppli, der eine französische Kalanne, um einen Bauerntrupp zu retten, so in die Irre führt, bis es nicht mehr weiter geht. Er wird dafür erschossen. „Ade Chüeli!" ruft er nach. „Hali ha! Dia hu!" jodelt er mit erstickter Stimme. „Die Welt war doch schön: Dia hu ... Dia .." Da rollt die kurze Salve.

Es ist merkwürdig, daß mit diesen drei Kriegsepisoden kaum eine der andern Skizzen wetteifern kann. Sie erzählen vom Lanzigbub, der einen ehrlichen Älplertod dem Verlust der Freiheit und Liebe vorzieht, weil er vom Herrgott her das Freiluftzeichen auf der Stirn trägt; erzählen von dem Nidwaldner Damini Selm, dem Bahnwärter, der den Gotthardzug unter Aufopferung des eignen Lebens rettet; erzählen von Lore Migis Frau, die blutarm ist, fast ein Dutzend Kinder hat und doch einer einsamen, reichen Dame, die darum bittet, nicht ein einziges abtreten mag und kann; erzählen von dem Pfarrer zu Niederstad, der für den Selbstmörder erst nicht läuten lassen will und sich dann doch eines besseren besinnt. Zwischen diese Novelletten und Skizzen, die alle Hand und Fuß haben, schiebt sich dann auch eine romantische Entgleisung wie „Abishag". Gerade dies aber ist ein Stück Liebesgeschichte. Und wenn man später dem Buche und der Begabung der Schweizer Dichterin nachsinnt, so drängt sich einem die Bemerkung auf, daß doch auch sie, wie der alte Fontane zu sagen pflegte, „nicht auf die Liebe gestellt" ist. Von mehr als der Hälfte der Skizzen hab' ich den Inhalt angedeutet (und es ist klar, daß ich die besten wählte!), aber „Eros, Allsieger im Kampf", hat keine oder nur eine nebensächliche Stätte darin. Je stärker er hervortritt, um so weniger Bedeutung hat die betreffende Arbeit.

Nach etwas andres fällt bei der Lektüre auf: es gibt hier Skizzen, bei denen man unwillkürlich den Eindruck hat, als seien sie aus dem Französischen übersetzt. Ich hatte mir diesen Eindruck bereits notiert, als ich aus dem Literaturkalender ersah, daß Isabelle Kaiser ihre ersten Werke, sogar Gedichte, sämtlich französisch geschrieben hat und gleich ihrem großen Landsmann Conrad Ferdinand Meyer erst später Bücher in deutscher Sprache veröffentlichte. Wenn man das erst weiß, bringt man natürlich vieles damit in Zusammenhang. Die ganze hier angewandte Skizzentechnik erscheint mehr französisch, als deutsch. Es ist französische Art (und gute französische Art), einen wirklichen Stoff in großen, klaren Linien zu umschreiben. Der Deutsche möchte immer gleich tiefer gründen, bringt eine viel reichere Fülle von Einzelzügen herbei, aber verwirrt deshalb auch leichter und erkauft die größere Tiefe gar zu oft auf Kosten der eigentlichen Erzählung. So war es schon zu den Zeiten, als Chrétien de Troyes unserm Hartmann von Aue die Stoffe gab: der Franzose wollte vor allem darstellen und unterhalten, er ging ganz auf die Anschauung; der Deutsche suchte diese bunte Welt zu vertiefen, machte sie dabei farblaser und zielte überall auf das Seelische. Man kann noch heut, nach sieben Jahrhunderten, das gleiche beobachten — ein Beiaeis, wie wenig sich das innere Wesen der Völker eigentlich wandelt. Hüben spotten wir wohl über gallische Windbeutelei, und drüben haben sie das Wort von den querelles allemandes geprägt.

Danach würden unsere Nachbarn das Werk, das ich heut an vierter Stelle anzeigen möchte — den Roman „Thomas Kerkhaven" von Karfiz Halm (München 1906, Albert Langen) — wohl durchaus als echt deutsches Buch ansprechen. Denn der Held grübelt darin ständig

Hühnerfütterung. Gemälde von R. Schramm-Zittau.

über die Natur seiner Gefühle nach, zergliedert sich selber, wird nie „seine alte Schüchternheit los, das nervöse Zittern vor Situationen, die er noch nicht kannte, das ewige Vorausdenken: wie wird es sein? wie werde ich mich benehmen? wie muß man sich in einem solchen Falle benehmen -“ Er geht nicht naiv, in gedankenloser Zuversicht auf die Dinge los, ob ihn die Erfahrung auch schon hundertmal gelehrt hat, daß sich nachher alles von selber ergab, daß es immer viel einfacher wurde, als er sich's gedacht, daß er sich ganz nutzlos vorher gequält hatte. So kommt er niemals zu einem Vollgefühl, zerfasert und löst sich auf, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht und vor Millionen Einzelwellchen nicht das große Meer. Er reist ans Sterbebett seines Vaters, doch tausend kleine, fahrige, sich vordrängende Gedanken verhindern ein reines Schmerzgefühl, in dem alles Nebensächliche ertrinken könnte. Er wird durch den Anblick des ersten Stückchens Heimaterde so mächtig ergriffen, daß er kaum die Tränen zurückhalten kann, aber im Nu setzt auch hier die Reflexion ein, und Thomas Kerkhoven grübelt darüber nach, ob es wie mit der Heimatliebe nicht auch sonst mit tausend Dingen sei, die er und die anderen denkenden jungen Leute seiner Generation zu den überwundenen Vorurteilen gelegt hatten. „Ein Ahnen kam ihm, daß die jungen Bilderstürmer mit den Götzen, die sie selbstbewußt und ungeduldig in den Staub werfen, vielleicht auch immer den unbekannten Gott entthronen, der hinter alten Fetischen ist.“ Und am Ende kränkt sich der junge Mann selbst darüber, daß er so reflektiert, daß er allem Entscheidenden gern scheu aus dem Wege geht und es recht weit hinausschiebt, daß er von so beklagenswerter „blasser Verfeinerung“ ist. Als ihm seine Jugendliebe den Laufpaß gibt, wird er erst wütend, dann tut er sich unendlich leid und schließlich fängt er an zu weinen. Die Aufgabe des Romans ergibt sich so von selbst: wir erwarten von dem Dichter, daß er uns zeigt, wie dieser Thomas Kerkhoven zum Manne wird, wie der Schwächling das Leben bezwingen lernt, wie Brandung, Schaum, Lärm sich legen und ruhig werden. Die letzten Worte des ersten Buches deuten die Entwicklung, die dem Helden bevorsteht, klar an: „Kämpfen, und leiden, und überwinden ... Und dann ein Abend an glatter See.“

Die Kämpfe und Leiden füllen das zweite Buch aus. Thomas, der zu seinem Glück oder Unglück ein reicher Junge ist, geht nach München als Maler. Aber er erlebt in dreifacher Beziehung Enttäuschungen. Erstens in seiner Kunst: seine Bilder sind nicht gerade schlecht, doch wie er selbst ist: zu „klug“, zu gedacht, zu unruhig, die Einzelzüge gehen nicht zusammen, und die Kritik sagt unserm Thomas Unliebenswürdigkeiten. Er heiratet eine Schauspielerin und übernimmt ein Theater. An diesem verliert er sein ganzes Geld und demütigt sich umsonst vor seinen Verwandten im heimatlichen Riga. Als gleichzeitig auch die Ehe mit der schönen Rose Karrar unglücklich endet, zieht der verpfuschte Künstler die Konkursbilanz seines Lebens. Wie eine Reihe tiefer Fußstapfen, in denen Moorwasser zittert, liegen seine Jahre hinter ihm; wie ein Nachtwandler oder Trunkener, in sinnlosen Bogenlinien ist er seinen Weg gegangen. Er hatte und hat kein Ziel ... doch, eins, ein letztes: die Isar. Aber er stürzt sich nicht in den Fluß. Aug' in Aug' mit dem Tode hält er mit sich und seinen Träumen Abrechnung, begräbt sie, erkennt es als den großen Fehler seines Lebens, daß er für sich selber einen falschen Wert eingesetzt hat. Er hat sich für auserwählt unter vielen gehalten, doch der Glaube war trügerisch gewesen: sein Platz war in der Menge; es hieß, sich zu bescheiden. Und so geht er zurück, dem Tag und seinen peinlichen Pflichten entgegen.

Wie er überwindet und zum Frieden an glatter See kommt, erzählt das dritte Buch. Nach mehrjähriger, bescheidener Brotarbeit in München erbt er in der Heimat ein Häuschen. Nach dem sinn- und ziellosen Hasten der Münchener Jahre umfängt ihn nun die Ruhe der Einsamkeit. Und sie sticht ihm vollends den Star. In der Heimat wächst ihm neue Kraft, mit ihm selber werden auch seine Bilder fertiger, „nobler“, ruhiger. Er findet seine Jugendgeliebte wieder, die inzwischen so tief im Staub gegangen ist, und konnten die beiden trotzig-leidenschaftlichen Kinder einst nicht zusammenkommen, so reichen sich nun die reifen und vielgeprüften Menschen die Hand. Nach des Dichters Willen sehen wir also Thomas Kerkhoven auf guten Wege. Er wird ein tüchtiger Künstler werden, er ist ein glücklicher Mensch, dessen große Sehnsucht, die eingeborene Unsterblichkeitssehnsucht Erfüllung findet, als seine Frau ihm ein Kind in die Arme legt. „Mochte sein Leben sinken, es stieg zugleich in neuer, besserer Kraft!“ Und was ihn früher wirr, kleinlich, zerfahren und sinnlos gedeucht, scheint ihm nun, wo er das Ganze übersieht, des Sinnes voll. Ein starker Glaube an das Leben trägt und beflügelt ihn.

In diesem „Thomas Kerkhoven“ haben wir es also mit einem Bildungsroman zu tun. Ein ehrliches Kunststreben, ein aufrichtiges Streben nach menschlicher Vollendung machen uns das Buch sympathisch. Seine Mängel braucht man deshalb nicht zu verkennen. Es geht dem Roman von Korfiz Holm oft ähnlich wie den ersten Bildern von Thomas Kerkhoven: alles Einzelne ist gut, aber es schließt sich nicht recht zusammen; eine Unruhe herrscht vor, die der Klarheit und Übersichtlichkeit nicht zuträglich ist. Nur schwer läßt man sich auch von dem Schlusse überzeugen. Wohl glaubt man gern, daß Thomas in der Einsamkeit Weg und Ziel findet, aber man ist nicht ganz so sicher, daß auch der Annemarie, seiner Frau, nnd zwar einer Frau mit genügend bewegter Vergangenheit, das Leben, das sich Thomas in seinem Häuschen zusammenbaut, auf die Dauer behagen wird.

Die Nebenfiguren, deren es eine reiche Fülle gibt, sind alle gut gesehn. Unwillkürlich lächelt man, wenn Korfiz Holm die korrekten Rigenser Spießbürger konterfeit. Der Herr Hofrat, der nach dem Begräbnis seines Bruders das Federmesser aus der Tasche holt und lange Schnitte in die Atlasschleifen der Kränze reißt, damit sie nicht gestohlen werden, ist mit dem stillen Grimm

des Mannes, der selber unter korrekter Borniertheit gelitten hat, ausgemalt. Manche Linie ist unter der lebendigen Wirkung dieses Grimmes vielleicht zu spitz und scharf geraten, aber das ist der verzeihlichste Fehler eines Dichters: ein Temperamentsfehler. Daß er nicht auf mangelnder Erkenntnis und verkümmerter Urteilskraft beruht, beweist die Zeichnung der Münchener Bohème. Sie ist durchaus nicht auf Kosten der ehrenwerten Rigenser Honoratioren erhoben. Der tüchtige Wacker, der Kritiker Stottersoot, der „dämonische" Radierer Penzberger mit der Epikeptikerphantasie, der Rechtsanwalt Chottak mit seiner schönen Frau, die alte Rosel, der geniale Tegtmaier und was da sonst noch kribbelt und wibbelt — es hat jedes seine eigene Nase, seinen festen Umriß, seinen größeren oder kleineren Sparren. Ein reifer Künstler hätte hier aber wohl stärker gesichtet und sich manches Ebenbild Gottes geschenkt. Das Rankenwerk wird fast zu üppig und macht sich zu breit. Und welchen Schluß soll ich nun der Besprechung des „Thomas Kerkhoven" schreiben? Wollen wir wieder einmal hoffen, daß sich langsam da ein Erzähler freiringt? Es wird alles darauf ankommen, ob sich Korfiz Holm selbst stark im Zügel hat. Warten wir ab, was er uns weiter bringt, ob der Glaube, in dem Thomas Kerkhoven glücklich wird, auch ihn trägt und beflügelt. Die Flügel kann er brauchen. Er geht vorläufig noch zu mühsam.

Viele andere Bücher hab' ich danach gelesen und durchgeblättert, um noch etwas Schönes und Freies zu finden, dem ich ein herzliches Geleitwort mitgeben könnte. Und endlich hatt' ich es auch wirklich, hatte es in den Thüringer Geschichten von Marthe Renate Fischer: „Toska baut" (Stuttgart 1906, Adolf Bonz & Co.). Ich möcht' wirklich raten, dieses überaus liebenswürdige, kernechte und fröhliche Buch, das doch dem Schatten auch nicht aus dem Wege geht, zu lesen. Die alte Toska, die den Schädel immer voller Narreteien hat und so sorglos leichtsinnig lacht wie keine zweite im Land, ist eine Prachtfigur. Sie lacht selbst aus leichtsinniger Gewöhnung, als ihr das Häuschen abbrennt, und nach kurzer Verzweiflung schießt sie schon wieder mit arbeitenden Ellbogen auf der Dorfstraße daher, während der Kopf sich verwogen auf dem dünnen Halse dreht. Diese immer unruhige, quirlige Staatsperson beschließt zu bauen, und bis das Häuschen fertig ist, findet sie mit ihren geretteten Sachen bei einer Nachbarin Unterschlupf. Szenen voll entzückenden Humors folgen: Toska liegt gerade im Bett, da bringt die Wirtin Eier an: „Die Gans is vom Nest, die will nich mehr sitze." Und weil man doch die Eier nicht preisgeben kann, muß Toska „brüten". Sie werden ihr zu beiden Seiten des Körpers ins Bett gelegt, heiße, wollene Tücher und gewärmte Bierflaschen gleichfalls, und allmählich entwickelt sich eine ideale Bruthitze. Schließlich hat Toska wirklich eine ganze Gänsekinderstube bei sich. Aber es fällt ihr nicht leicht, bei ihrem Temperament so still zu liegen und ihr ganzes Streben darauf zu richten, Wärme zu produzieren. Sie denkt immer an den Hausbau, den „die Strippe" für sie ausführt, und dieser Hausbau gibt eine köstliche Geschichte für sich ab. Nebenher läuft die Erzählung von der Liebe des Rotkopfs zum Saalfelder Louis, dessen Schicksal es ist, daß seine sauer ersparten Groschen, so gut er sie auch verstecken mag, stets von der Mutter und dem Stiefvater gefunden und versubelt werden. Alle diese verschiedenen Fäden sind sehr geschickt verwoben, und wenn sich eine tragische Verwicklung nicht einmal wenig glücklich an einen zufälligen Kinderscherz knüpfte, würde man aus der hellen Freude an dieser liebenswürdigen Arbeit gar nicht herauskommen. Sie erinnert an die besten Sachen der Villinger, und speziell der Toska brauchten sich auch unsere berühmtesten Erzähler nicht zu schämen — der alten huscheligen, wuscheligen Toska mit dem Hausbau, den Heiratsplänen, den Spinnstubengeschichten, den Gänseeiern und (später) dem Ferkel im Bett, der Toska, die mit einem Aufschwung und den Ruderbewegungen eines Frosches auf den Höllenstein klettert, um den „krabbelnden Rheimatismus" loszuwerden, die immer obenauf ist und bei aller Fahrigkeit und Schlumpigkeit doch ein kreuzbraves Herz hat und auch „inwendig" baut. Wer dieses famose Frauenzimmer mit solchem Humor auf die Beine stellen konnte, der verdient es, daß man sein Schaffen von nun ab nicht mehr aus dem Auge läßt.

Vollmond.

Was ist mir nur geschehen,
Schlief doch im Bettlein ein
Und bin erwacht im Stehen,
Und um mich her ist Vollmondschein!
Es fließt von allen Wänden
Wie Milch hernieder weiß und breit
Und tropft von meinen Händen
Und glänzt von meinem Kleid.

Die Nacht haucht in das Zimmer —
Was ist denn nur geschehn:
Da liegt im blauen Schimmer
Die Stadt, wie ich sie nie gesehn,
Als müßte sie zerrinnen,
Von Duft und Frieden überschwemmt —
Ich bin so fremd darinnen
Und bin mir selber fremd.

Mir ist, als ob die Erde,
Und was da sehnend ringt,
So tief erlöst nun werde,
Daß es vor lauter Stille klingt.
Mir ist, ich müßte schreiten
Mit bloßen Füßen weit von Haus,
Und als ein Klang hingleiten
Ins große All hinaus — — —

Gertrud Freiin le Fort.

Illustrierte Rundschau.

Denkmünze zur goldenen Hochzeit des Großherzoglichen Paares von Baden, entworfen von Prof. Rudolf Mayer-Karlsruhe. — Die Güldenkammer im Bremer Rathause von Heinrich Vogeler. — Der Schatz von Pfreimd. — Villa Lindenhof von Prof. M. Littmann in München. — Tafelaufsatz von Hofgoldschmied Theodor Heiden in München. — Zu unsern Bildern.

Zur Feier der goldenen Hochzeit des allverehrten greisen badischen Fürstenpaares, des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise, der Tochter unseres Heldenkaisers Wilhelm I., hat

Denkmünze zum Jubiläum im Badenschen Fürstenhaus. Entworfen von Prof. Rudolf Mayer in Karlsruhe.

Professor Rudolf Mayer in Karlsruhe, der ausgezeichnete Medailleur, eine wundervolle Denkmünze vorbereitet, deren Abbildung wir durch die große Liebenswürdigkeit des Meisters schon heute — die Feier fällt auf den 20. September — wiederzugeben in der Lage sind. Hervorragend schön, groß und frei, sind die höchst charakteristischen Köpfe in den Raum hineinkomponiert, wobei mit besonderer Geschicklichkeit der oft in Medaillen so wenig günstig wirkende Halsabschnitt vermieden wurde. Die prächtige Denkmünze wird in Form von Zwei- und Fünfmarkstücken rechtzeitig zur Ausgabe gelangen und gewiß von den Bewunderern und Verehrern des großherzoglichen Paares, dann aber auch von allen Sammlern stark begehrt werden. —

Das altberühmte Bremer Rathaus hat jüngst einen neuen künstlerischen Schmuck von Bedeutung erhalten: Heinrich Vogeler schuf in ihm ein kleines Meisterwerk mit der Neu-Dekoration der sog. Güldenkammer. Es war das ein Raum, der in die große Halle des oberen Stockes eingebaut wurde, als man dem Rathaus zu Beginn des XVII. Jahrhunderts seine prunkvolle Renaissancegestalt gab. Das Gemach, von nicht allzu großen Abmessungen, hatte ursprünglich eine reiche Ausstattung erhalten, von deren vergoldeten Ledertapeten sich der Name „Güldenkammer" herleitet. Es war aber im Lauf der Zeit gleichsam degradiert worden; die kostbare Tapete wurde herunter-gerissen, denkbarst nüchternes Mobiliar wurde hineingestellt — es blieb von der alten Pracht nichts mehr übrig, nur die Außenseite der Kammer mit ihren köstlichen Holzschnitzereien blieb erhalten. Den inneren Raum nun hat Heinrich Vogeler neu geschmückt und — vorweg gesetzt — mit schönstem Erfolge. Er schuf etwas ganz Eigenartiges, ein Werk von persönlichster Note, dessen Einzelheiten aus den verschiedensten Stilmotiven geschöpft erscheinen und das dennoch — und das ist das Wunderbarste — durchaus einheitlich und harmonisch wirkt. Ein Blick auf unsere Abbildung zeigt das mehr, als Worte es vermöchten: Anklänge an die Renaissance stehen unmittelbar neben Motiven, die an die Interieurkunst des modernen England erinnern, Barocklinien finden sich neben solchen des vielberufenen Jugendstils. Alles in einer phantasievollen Prächtigkeit zusammengefaßt und unter den Zauber kräftiger Farbenwirkung — rot in verschiedenen

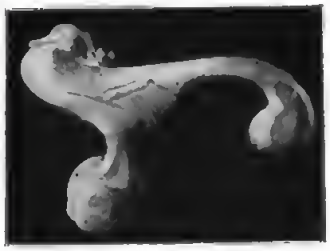
Kamin mit Heizkörper in der Güldenkammer. Ausgeführt von Grünwald, Frankfurt a. M., Spiegelscheibe von H. Engelbrecht in Bremen.

Schattierungen und Gold, viel Gold — gestellt; bis in das kleinste ist dabei jedes Stück durchdacht und geformt, bis zu den Türgriffen hinab. Vortrefflich ist selbstverständlich auch die technische Ausführung aller Einzelheiten, die mit Recht hauptsächlich in die Hände Bremer Geschäfte — H. Bremer, Fr. Kallmeyer, H. Engelbrecht, Baldewein & Sohn gelegt wurde; nur die Marmorarbeiten am Kamin wurden von Grunwald in Frankfurt a. M. und die prächtige Ledertapete, die auch Gold auf rotem Grunde aufweist, ist von Hulbe in Hamburg ausgeführt. —

Auf rotem Grunde goldene Ledertapete der Güldenkammer. Ausgeführt von Georg Hulde in Hamburg.

In dem Orte Pfreimd in der Pfalz wurde kürzlich ein Fund getan, der das kleine vergessene Städtchen plötzlich weithin bekannt gemacht hat. In dem Hause eines Hufschmieds stieß man bei einem Umbau auf einen in Leinwand eingehüllten größeren, vergoldeten Pokal und gleich darauf auf eine eiserne Kassette, die etwa fünfzig verschiedene Gegenstände aus Edelmetall barg; es kamen dabei u. a. noch vier Pokale, zwölf Damen- und zwei Herrenringe, ein Frauengürtel, acht Hals- und Armketten, ein Koralenrosenkranz usw. zum Vorschein; endlich eine Ordenskette vom Goldenen Vließ, die sich jedoch bei näherer Prüfung als eine Art Ersatzstück des Originals, eine sogenannte Interimskette erwies, wie man sie z. B. auf Reisen, auch über der Rüstung im Felde zu tragen pflegte. Man hat wohl überhaupt in der ersten Erregung den materiellen Wert des Fundes etwas stark überschätzt; nach sachverständigem Urteil dürfte der Metallwert 3000 Mark kaum übersteigen. Recht bedeutend ist dagegen der künstlerische Wert, besonders die Pokale sind ihren Beschauzeichen nach, mit Ausnahme von einem, der aus einer Breslauer Werkstatt stammt, treffliche Augsburger Arbeit. Das Ganze ist aber, wie Dr. Fr. A. Hofmann in einem Bericht in den Münchener Neuesten Nachrichten mit Recht hervorhob, besonders durch seine Geschlossenheit

Die Güldenkammer des Bremer Rathauses. Entworfen von Heinrich Vogeler. Die Täfelung ist im wesentlichen von Heinrich Bremer in Bremen, desgl. die Möbel, ausgeführt, die Beleuchtungskörper von Chr. Baldewein & Sohn in Bremen.



Griff der Seitentür der Güldenkammer. Ausgeführt in Goldbronzeguß von Josef Sther in Bremen.

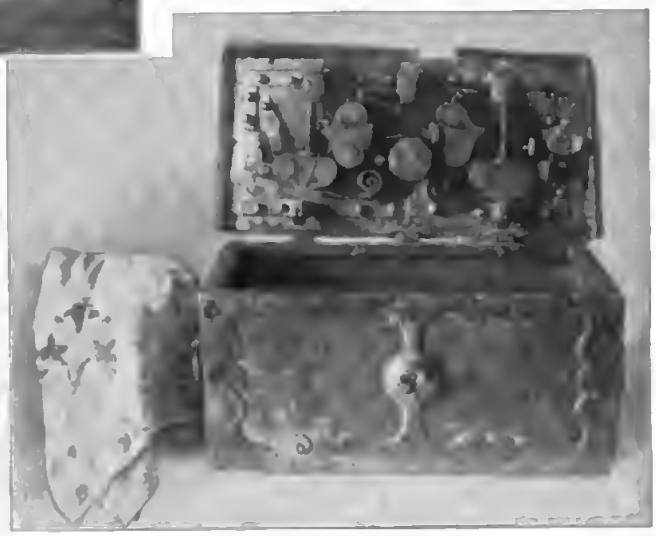
interessant, weil es einen Begriff gibt, wie sotch ein Hausschatz an Edelgerät und Schmuck zur Zeit des beginnenden Dreißigjährigen Krieges aussah; zu dieser Zeit wurde nämlich ohne Zweifel der kleine Schatz eingemauert. Anfangs hielt man dafür, daß es sich um Besitz der einstigen Landgrafen von Leuchtenberg handelte, deren Residenz Pfreimd war. Es stellte sich jedoch die Irrtümlichkeit dieser Annahme bald heraus. Der Schatz gehörte vielmehr mit höchster Wahrscheinlichkeit dem leuchtenbergischen Rat und Kanzler Dr. Johann Federe, der anscheinend auch

Seitentür der Güldenkammer. Ausgeführt von Heinrich Bremer in Bremen.

Haus in Pfreimd, in dem der Fund gemacht wurde.

mit der Verwahrung der Ordenslette seines tatsächlich 1612 vom Kaiser Matthias mit dem Orden des Goldenen Vließes geschmückten Herrn betraut war. Ein Siegelring in dem Funde faßt einen Bergkristall mit den Buchstaben I F D und einem Wappen; letzteres wurde aus dem bekannten Siebenharschen Wappenbuch als das der ausgestorbenen Familie Federe von Pürkh nachgewiesen, und im Archiv zu München fand sich ein Schreiben Federes, datiert aus „Pfreumbdt, den 22. Jenner 1614", dessen Rückseite den Abdruck des Siegelrings zeigt; die Buchstaben I F D sind danach als Johann Federe Doktor aufzulösen.

Prof. Max Littmann ist einer der geschätztesten Architekten Israthens. Er hat sich selber jetzt auf den Gasteigsanlagen Münchens eine Villa „Lindenhof" erbaut, die ihrer Anlage und Ausstattung halber besondere Hervorhebung verdient, ein Schmuckkästchen von harmonischer Behaglichkeit. Prof. Littmann ist keiner von den modernsten gewaltsamen Neuerern, er schließt sich gern



Schmuckkästchen von Pfreimd.

an unsere alten Stilformen an, aber er weiß ihnen mit reicher Gestaltungskraft immer neue Reize abzugewinnen, und er versteht es vor allem meisterlich,

Ordenskette vom Goldenen Vließ.

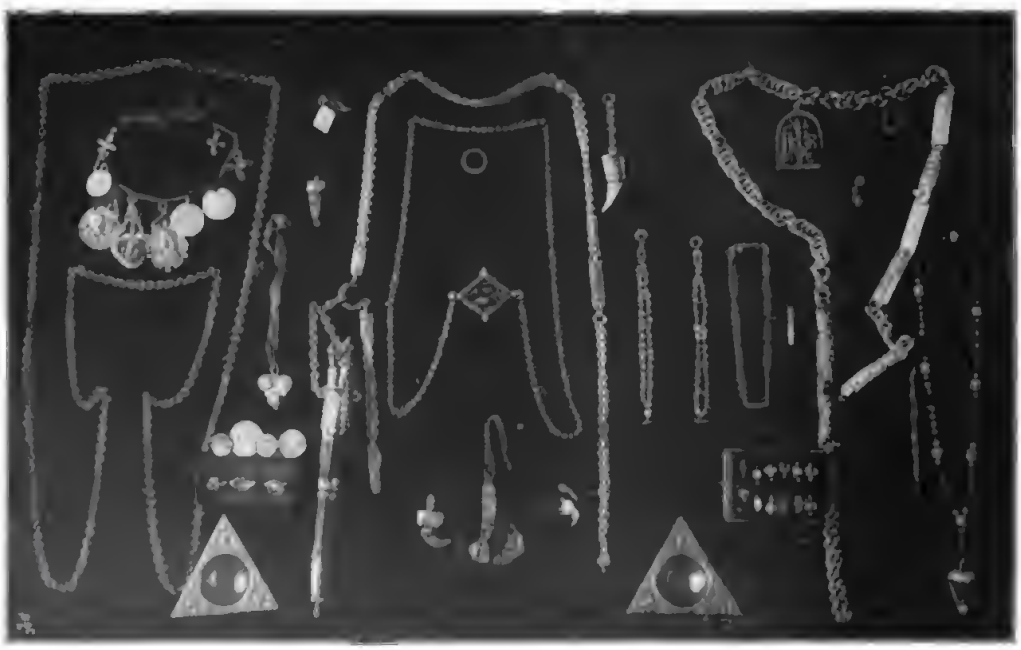
Prunkbecher.

sie unsern modernen Bedürfnissen anzupassen. Auch hier, im eigenen Hause, hat er vor allem eine beneidenswerte Wohnlichkeit geschaffen. —

Die Reihe der Abbildungen unserer Rundschau schließt das Werk eines anderen Münchener Künstlers, des trefflichen Hofgoldschmieds Theodor Heyden, dessen Arbeiten an dieser Stelle schon wiederholt eingehendere Würdigung fanden. Es ist ein großer silberner Tafelaufsatz, den die Münchener Rückversicherungsgesellschaft als Ehrengabe für den Reichsrat Ritter von Finck bestellte; aus diesem Zusammenhange erklärt sich das Motiv des von Hoffmann-Bestenhof stammenden Entwurfs: die Menschheit stützt sich gegenseitig auf dem Felsen Merkurs gegen die feindlichen Naturgewalten. Das schöne Stück ist zurzeit auf der Industrie-Ausstellung zu Nürnberg ausgestellt.

* * *

Der bildliche Schmuck unseres Heftes trägt, der Jahreszeit angemessen, vorherrschend sommerlichen Charakter. Von dem verehrten Gönner unserer Hefte, Prof. H. v. Volkmann, können wir eines seiner schönsten Werke veröffentlichen:



Einzelstücke aus dem Pfreimder Schatz.

Kamin- und Fensterecke in Villa Lindenhof. Von Max Liltmann.

„Reifendes Korn“ (zw. S. 632 u. S. 633) — ein wunderbares Gemälde voll von schlichter Größe. Es ist sogar nichts auf dieser Leinwand, was „Effekt“ machen könnte; aber dieses Kornfeld, dessen leichtes Wiegen man förmlich fühlt, mit der Hochebene im Hintergrunde, packt selbst in der Reproduktion den Beschauer mit zwingender Gewalt. — Sommerlich mutet auch das Bild „Am Bodensee“ von Richard Kaiser an; leichtgewelltes Gelände, seitlich ein Stückchen See-

Halle der Villa Lindenhof. Von Max Liltmann.

spiegel, im Vordergrund einige charakteristische Baumgruppen, drüber der weite Himmel — das Gemälde hat seinen eignen stillen Zauber. — In die norddeutsche Ebene führt uns Elisabeth Mauderer mit ihrem Aquarell „Birken“ (zw. S. 672 u. S. 673): hier ist es die Farbe, die den Reiz bedingt, und mit frischem, fast keckem Zugreifen hat die Malerin diese, wie die Augenblicksstimmung in der Natur sie bot, festzuhalten gewußt. — Ein rechtes Sommerbild ist auch das Por-

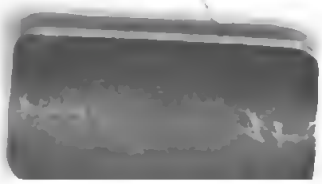
Villa Lindenhof. Von Max Littmann.

trät „Meine Schwester“ von Philipp Klein (zw. S. 616 u. S. 617). Hochstämmiger Garten im Hintergrund, ein Teich, ein paar Gartenstühle und mitten drin die schlanke Gestalt mit dem sinnigen Gesicht. — Eine Carmen können wir uns nun schon gar nicht anders als sommerlich denken; José Villegas hat der seinigen (zw. S. 704 u. S. 705) nun gar noch eine Blumenreihe beigegeben. Famos ist diese kleine kokette Person mit den halbgeöffneten Lippen, hinter denen die weißen Zähne blitzen, und den großen Augen, die so verführerisch suchend in die Ferne zu blicken scheinen. Ein allerliebstes Kätzchen! Dem Katzchen reihe ich hier gleich den Kater an, obwohl sie beide garnichts Gemeinsames haben, den prächtigen Bronzekater von A. Kraus-Berlin nämlich, der so würdig auf seinem hohen Piedestal sitzt (zw. S. 680 u. S. 681), daß selbst die ausgesprochensten Katzenfeinde ihn lieb gewinnen müssen. Und da ich gerade bei den Tieren bin, so sei hier der wundervolle „Hühnerhof“ von R. Schramm-Zittau erwähnt, dessen Reproduktion zw. S. 720 u. S. 721 eingeschaltet ist, ein Bild voll anschaulichsten Lebens. Besonders aufmerksam möchte ich noch auf den feinen Kopf von H. Fenner-Behmer machen (zw. S. 664 u. S. 665), eine Bildnisstudie von ganz eigner Liebenswürdigkeit und Anmut.

H. v. Sp.

Schutz der Menschheit vor den Naturgewalten. Silberner Tafelaufsatz, entworfen von A. Hoffmann-Vestenhof, ausgeführt vom Hofgoldschmied Theodor Helden in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Panienius in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Digitized by Google